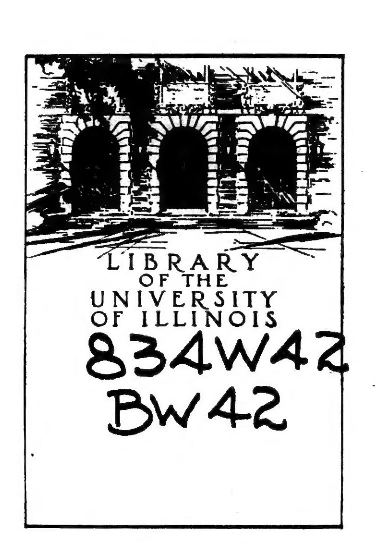
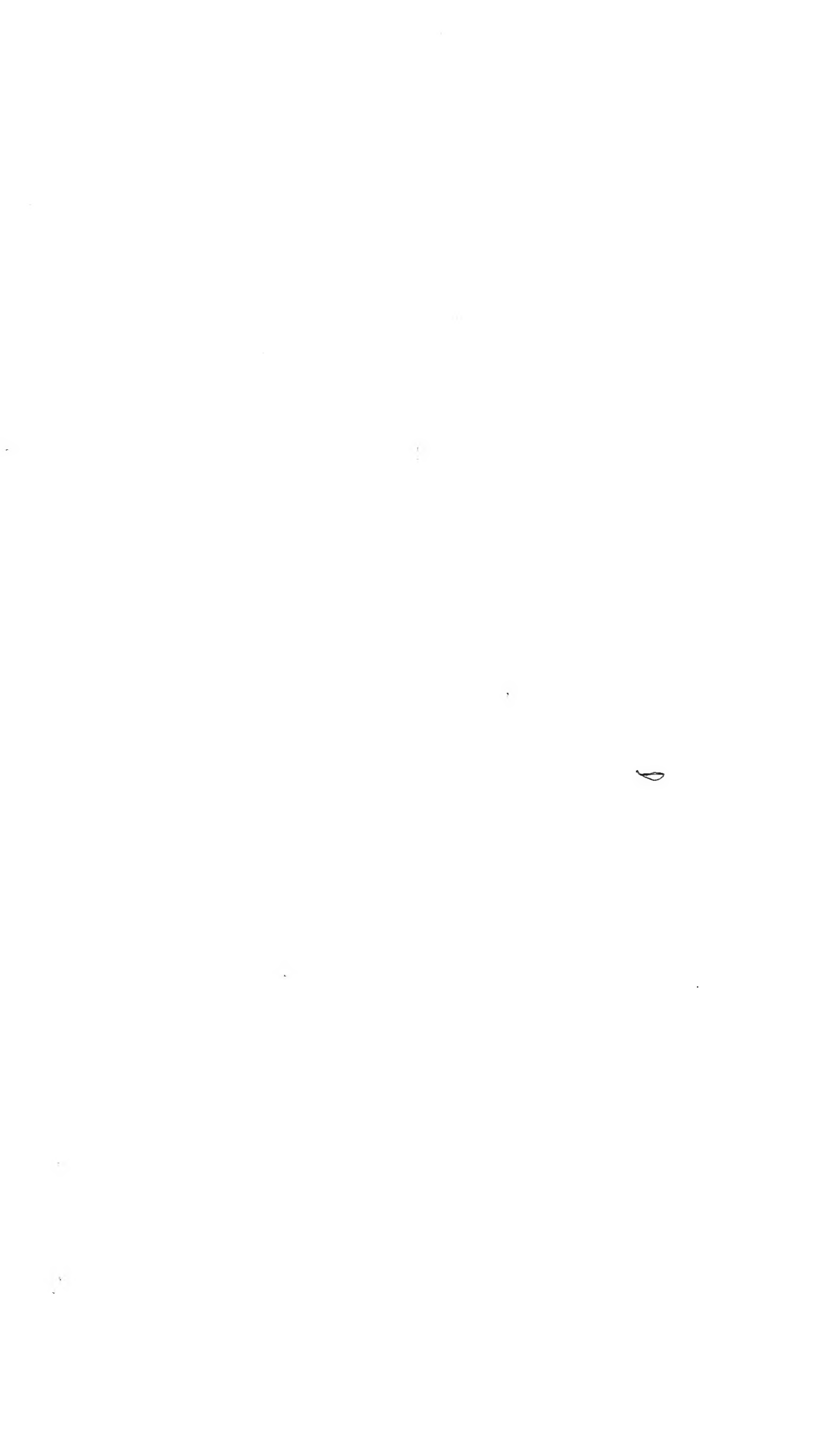




Zeit und Menschen.

I.



Zeit und Menschen.

Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884

von

Feodor Wehl.

Erster Band.

Altona.
Verlag von A. C. Reher.
1889.

Vorwort.

Bei uns Deutschen hat erst in jüngster Zeit die Literatur der Denkwürdigkeiten begonnen eine etwas beflissene Ausbildung und Pflege zu erhalten. Bis dahin waren nur sehr vereinzelte Versuche auf diesem Gebiete gemacht worden, zuletzt am Nachdrücklichsten von Varnhagen von Ense, der aus seinem bewegten Leben sehr eingehende und vielfach höchst bedeutsame Mittheilungen gegeben hat. Die Epoche kurz vor und nach den Freiheitskriegen, die Erscheinung des ersten Napoleon, der Wiener Kongreß, die Gesellschaftszustände in Berlin und Wien, Minister von Stein und Metternich mit Gentz, sammt Allem, was dazu gehört, werden durch seine Aufzeichnungen in ein so helles Licht gesetzt, daß sie für jede geschichtliche Darstellung jener Periode eine beinahe unentbehrliche Bezugsquelle geworden sind. Weniger wird das von seinen, durch seine Nichte Ludmilla Assing, nach seinem Hinscheiden veröffentlichten „Tagebüchern“ gelten dürfen, die zwar auch Vieles bieten, das für die Kenntniß der politischen Zustände nach 1848 bis zu den sechsziger Jahren wichtig erscheinen muß, aber im Ganzen sich doch zu leidenschaftlich entflammt und verbittert zeigen, um als durchweg für maßgebend und stichhaltig bei einer unbefangenen Beurtheilung derselben erachtet werden zu können. Immerhin jedoch hat Varnhagen damit anregend gewirkt und den Trieb zur Nacheiferung erweckt. In unseren Tagen sind mehrfach sehr anziehende Memoirenwerke erfolgt, so z. B. vom Herzog Ernst von Koburg-Gotha, von Graf Friedrich Schack und Bodenstedt. Diejenigen, welche der Herausgeber in den nachfolgenden Tagebuchzusammenstellungen der gebildeten Lesewelt vor Augen bringt, beanspruchen keineswegs diesen Schriften gleich gestellt zu werden. Obschon Zeit und Menschen von den sechsziger bis in die achtziger Jahre unseres



Jahrhunderts schildernd, will diese Schilderung doch durchaus nicht als eine irgend wie erschöpfende oder in die Tiefe von Personen oder Ereignissen eingreifende angesehen sein. Was sie aufweist, sind frische Eindrücke von eigenen Erlebnissen, Anekdoten und bezeichnende Aussprüche von hervorragenden Leuten, die als charakteristische Merkmale des Zeitabschnittes gelten mögen, den der Verfasser mit durchlebt hat. Keine Zeitgeschichte schreibt sich ausschließlich in der Fraktur großer Thatsachen, sondern zugleich auch in der Kleinschrift politischer und gesellschaftlicher Charakterzüge und nur diese soll in den Blättern der hier folgenden beiden Bände geboten werden.

Es war bekanntlich Friedrich der Große, der die geistvolle Bemerkung verlauten ließ: „Wir haben keine wirklichen Freunde, als unsere Zeitgenossen“ und damit ohne Zweifel sagen wollte, daß nur diejenigen wohlmeinend und in unserem Thun und Lassen uns wahrhaft zu verstehen und zu würdigen im Stande sind, die mit uns zusammen gelebt und gewirkt.

Von diesem Grundsatze ausgehend, bemühen sich die nachstehenden Auslassungen über hingeschiedene Zeitgenossen, mit denen ihr Niederschreiber in irgend welche Berührung gekommen, den Nachlebenden nähere Auskunft zu ertheilen. Mit Vorliebe zeichnen sie ihre Vorzüge und Verdienste und wenn sie auch ihre Fehler und Schwächen nicht verschweigen, so versäumen sie doch nicht, alles Das anzuführen und zu erwähnen, was etwa zu deren Entschuldigung gereichen mag. In seinen politischen Darlegungen ist es dem Urheber des Werkes hauptsächlich darauf angekommen, den Entwickelungsgang der Neugestaltung Deutschlands und darin den rothen Faden nachzuweisen, der die Gegenwart mit der jüngsten Vergangenheit verbindet. Aus diesem Grunde hat er auch nicht Anstand genommen, Zeitungsaufsätze, ganz oder auszugsweise, aufzunehmen, die ihm in dieser Hinsicht wichtig scheinen, wohl wissend, daß unsere leicht und rasch lebende Zeit dergleichen nur selten dauernde Beachtung schenkt. Und doch ist in ihnen oft auf Menschen und Verhältnisse ein höchst bedeutsames Streiflicht geworfen. Wo ein solches auf das deutsche Volksbewußtsein trifft, da hat es den Verfasser besonders berührt. Trotzdem er weiß, daß es bis zur Stunde etwas sehr Undankbares ist, ein empfindliches Nationalgefühl zu besitzen, hat er dennoch nie und nirgend unterlassen, demselben in stärkster Weise Ausdruck zu

geben, denn nach seiner Ansicht ist derjenige, der nicht Liebe zu seinem Vaterlande besitzt, auch nicht werth, eines zu haben, und wer kein Vaterland hat, er sei wer er sei, ist ein Helot. Dieses Helotenthum ist leider jedoch nur all zu viel noch in Deutschland verbreitet. Fürst Bismarck klagt in seiner Reichstagsrede vom 28. November 1885: „Wir haben in Deutschland an nationalen Empfindungen keinen erheblichen Ueberschuß, wir sind vielmehr in dieser Hinsicht etwas blutarm."

Diese Blutarmuth sollte jeder Vaterlandsfreund brandmarken und nach Kräften beflissen sein zu heben. Nur von demjenigen Volke wird etwas gehalten, das auf sich selbst hält. Es soll hierdurch weder dem öden Rassendünkel noch der lächerlichen Nationaleitelkeit das Wort geredet werden, sondern nur einem gerechten Selbstbewußtsein, das vor der blöden Unterthänigkeit und einem schmachvollen Wegwerfen schützt. Ein Volk, das sich selbst gering schätzt und den beständigen Ueberläufer zu andern Völkern abgiebt, gehört zu dem Nationengesindel, das in der Weltgeschichte nur Bedientendienste verrichtet. Und welcher Deutsche von auch nur einigem Ehrgefühl möchte diese Rolle seinen Landsleuten zuertheilt wissen wollen!

Hamburg am 18. März 1889.

Feodor v. Wehl.

Aus meiner Zeit in Dresden.

(1863—1867.)

Am 24. September 1863.

Man schreibt mir aus Oldenburg:

„Ich war wohl eine Stunde im Krankenzimmer des unglücklichen, höchst elenden Dichters Julius Mosen. Ach, welches herzerschütternde Bild! — Ich wage es Ihnen nicht näher zu schildern. Es ist entsetzlich, daß ein hochbegabter Mann so leiden muß!

„Bei meinem Besuch vor ein und einem halben Jahre fand ich Mosen noch in besserem Zustande. Er rührte sich wenigstens noch und hauchte verständliche Worte hervor. Jetzt liegt er starr und lautlos, wie eine Leiche, die uns mit großen Augen gespensterhaft anstarrt. Und doch gab seine edle Gattin mir die Versicherung, daß er mich vollkommen verstehe und ihm keine meiner Reden verloren gehe. Darin fand ich eine Aufmunterung dem Kranken mancherlei, natürlich auch von Ihnen zu erzählen. Aber ich sprach wie in eine Todtengruft hinein. Keine Bewegung, keine Silbe Entgegnung. So mögen uns die Gestorbenen vielleicht verstehen, die uns jedoch nicht zu antworten vermögen."

Am 23. Oktober 1863.

Georg Hick, von der Kölnischen Zeitung zum fünfzigjährigen Gedenkfest der Leipziger Völkerschlacht abgesandt, meldete darin unter dem 19. Oktober Folgendes aus Leipzig:

„Im Theater fand gestern Abend die Aufführung der von Feodor Wehl für die Bühne bearbeiteten „Hermannsschlacht" von H. v. Kleist statt.

„Was die Wahl des Stückes betrifft, so ist dieselbe unserer Ansicht nach keine recht passende gewesen. Es lag dieses Kleist'sche Drama dem geistigen Horizonte des sehr gemischten Publikums zu fern, um eine eclatante Wirkung hervorzubringen, abgesehen von den inneren Mängeln des Stückes, unter denen der auffallendste der ist, daß der Held desselben, vom moralischen Standpunkte aus

betrachtet, sich wie ein heimtückischer Schuft benimmt. Sehr bezeichnend erwiederte uns unser Nachbar zur Linken, einer der Ersten, die anno 13 in Leipzig eingedrungen waren, auf die Frage, wie ihm das Stück gefallen: „Na, so so. Der olle Blücher hätte so viele Umstände nicht gemacht, wie der Hermann!“ Und als Marbod, furchtbar bramarbasirend, das Schwert herauszog und bei Wodan schwur, er werde gegen Varus kämpfen, hörten wir hinter uns eine Stimme: „Der haut se heut noch Alle dot!“ — „Ih wo“, sagte unser Nachbar zur Rechten, ein echter Berliner, dessen Brust nicht weniger als fünf Orden schmückten: „er macht nur Spaß, es steht geschrieben: du sollst nicht döten! —“ Und der Mann mochte etwas vom Ernste der Schlacht verstehen, denn er erzählte uns mit liebenswürdigem Humor vor Aufziehen des Vorhanges: „Bei Jena, da neckten se mir, da kriegt ich 'nen Schuß ins Bein; na, det schad nischt, det wurde wieder auskurirt; aber bei Erfurt, da nahmen se mir gefangen, des hätten se können bleiben lassen.“ — Uebrigens wurde die „Hermannsschlacht“ mit schöner Ausstattung recht brav gegeben.“

Welcher läppische Standpunkt! Welches knabenhafte Beurtheilen! Wenn junge Dramatiker in so erbärmlichem Lokalblattrezensententon über ein Werk wie dieses herfallen, so muß man für die deutsche Bühne alle und jede Hoffnung verlieren. Auch ich kann mir wohl sagen, daß dieses Drama leider nicht angethan ist, unsere volle Sympathie zu erlangen, aber doch nur mit dem Bekenntniß, daß das mehr unsere, als des Dichters Schuld ist. Wir sind zu verweichlicht und erschlafft, um diese männliche Herbigkeit ohne Weiteres vertragen zu können.

Hick erklärte es in einem Gespräche mit mir für einen Fehlgriff des Dichters, daß er sich im Charakter Hermanns die Eifersucht in Bezug auf Thusnelda gegen Ventidius habe entgehen lassen. Er wünscht also einen ganz kleinlichen menschlichen Beweggrund, einen Beweggrund nach dem Geschmacke Scribe's für die große Rachethat Hermanns. Wie viel edler und höher steht Kleist doch diesen Leuten gegenüber, die ihm vorwerfen, er habe in seinem Helden einen heimtückischen Schuft geschildert!

Die wegwerfenden Urtheile über die „Hermannsschlacht“ thun mir nicht nur weh, weil sie einen meiner Lieblingsdichter mißhandeln, sondern auch, weil sie mir nur allzu deutlich zeigen, wie

unreif wir noch in unserem Volksbewußtsein und unseren politischen Ansichten sind. Wie knabenhaft die zu Tage gelegten Moralitätsansichten! Man vergiebt es Hermann nicht, daß er schönredende Zungendrescher und selbst einen edlen Mann dem Tode weiht, um das Vaterland und dessen Freiheit zu retten. Als ob sich solche Thaten immer mit reinen und unbefleckten Händen, ohne Blut, List, ja hier und da sogar ohne ein nothwendiges Verbrechen vollführen ließen!

Ebenso kurios äußert sich ein Berichterstatter der Berliner National-Zeitung über die Aufführung in Karlsruhe, indem er schreibt:

„Kleist's „Hermannsschlacht" erschien als Festvorstellung zum 18. Oktober. Das ist eine unglückliche Wahl, denn das erregte Publikum vermochte sich so wenig zu erwärmen, daß nur selten der laute Beifall erschallte. Als Drama besitzt die „Hermannsschlacht" ohnehin nur den Werth, der in der Charakteristik Hermanns des Cheruskers enthalten ist. Aber auch in dieser Gestalt offenbart Kleist nicht allein den großen schöpfungsfähigen Dichter, sondern auch das zerrissene Gemüth, das ihn treibt, mit einem Realismus, der die Empfindungen in ihre entlegensten Winkel verfolgt, wie einst das eigene Leben, so auch die Gestalten zu unterwühlen, die er uns vor die Seele führt. Armin ist eine Gestalt, die dem Feinde des Vaterlandes gegenüber den Menschen völlig verleugnet: die Laster Roms liebt er, denn sie rechtfertigen seinen mordlustigen Haß; die Tugenden Roms, die er kennt, verabscheut er, denn sie drohen seine Hassesthat zu lähmen. Das Stück hat eine zugleich wahre und schauervolle Tendenz: Gegen den Feind, der die Existenz des Vaterlandes bedroht, ist jedes, auch das heimtückischste Mittel der Vernichtung erlaubt. Nur eine Zeit, wie die, in welcher Kleist schrieb, kann ein solches Drama verstehen mit all' seinen barbarischen Auswüchsen und an ihm erglühen. Möge dieses Verständniß nie wiederkehren für Deutschland! Von der Bühne herab kann es aber in unserer Zeit keine unglücklichere Festvorstellung geben. Hermann ist wohl verklärt durch die heroengleiche, leuchtende Vaterlandsliebe, die die Mutter seines Hasses ist. Aber er und seine barbarische halbwilde Umgebung sind uns menschlich viel ferner gerückt, als die Feinde, deren Eroberungspolitik in unseren Augen eine civilisatorische Sendung annimmt.

Wäre die Schlacht am Teutoburger Walde ein geschichtliches Ereigniß, das mit seinen politischen Nachwirkungen greiflich in die Gegenwart hineinragt, so würde unsere nationale Empfindung sehr leicht Meister über den Zug unserer Einbildungskraft, die uns geistig den Feinden näher rückt. So aber ist das germanische Barbarengeschlecht mit sammt seinem Siege uns fremd und geistig ferne, und das nationale Gegengewicht fehlt. Darum ist das Publikum — auch abgesehen von der komischen Seite, welche den suevischen Schopf- und Zopffrisuren, den Bärenfellen, den Urhörnern und anderen schönen Pelz- und Galanteriewaaren der Vorzeit leider stets von der Bühne herab innewohnt — gespalten und uneins in seiner Empfindung. Möge der Kunstfreund und der Denker sich an der „Hermannsschlacht“ erfreuen; hinreißend auf ein Publikum, das mit naiver Einbildungskraft vor der Bühne steht, wird das Stück nie wirken.“

Das ist die echte deutsche Leimsiederei, die auch einen großen Nationalkrieg, einen Krieg, in dem es sich um Sein oder Nichtsein eines ganzen Staates und Volkes handelt, glatt, fein säuberlich und in schönthuender Menschlichkeit ausgefochten zu sehen wünscht. Man frage Engländer, Franzosen, Spanier, sie werden andere Ansichten entwickeln. Sollen wir Deutsche ewig so phantastisch und sonderbar feinfühlig und befangen in ästhetischen Vorstellungen bleiben?

Als ich 1860 meine Bearbeitung der „Hermannsschlacht“ an Eduard Devrient für das Karlsruher Hoftheater einschickte, meldete mir dieser, seine Unlust, das Stück aufzugreifen, zu erläutern, Folgendes: „Verhehlen will ich nicht, daß mir das Gedicht als das schwächste des mir überaus theuren Dichters erscheint und daß ich auch dafür halte: dieser große nationale Gegenstand müßte, gerade für unsere Zeit, viel größer, historischer, charaktervoller gefaßt werden, wenn er wahrhaft erbaulich wirken sollte.“

Was mich betrifft, so meine ich: Die „Hermannsschlacht“ größer, historischer, charaktervoller zu fassen, als Kleist das gethan, ist unmöglich. Gerade ihre große, historische, charaktervolle Auffassung ist es, die sie uns heute fremd macht. Der Dichter schrieb sie mit der nationalen Wuth und dem nationalen Zorne, die in seinem Kriegsgesange: „Germania an ihre Kinder“ sich Ausdruck verschaffen und welche durch die Unterwerfung und Knechtung seines Vaterlandes wie durch die Mißachtung entstanden sind, die sein

König und seine Königin durch Napoleon den Ersten zu erfahren hatten.

Können solche Dinge aber nicht wiederkehren? Und wenn sie wiederkehren, wird man alsdann Heinrich Kleist's „Hermannsschlacht" nicht anders beurtheilen lernen?

Vielleicht erlebe ich es noch.

Uebrigens hat Eduard Devrient doch diese großartige Schöpfung nach ihrer Aufführung schon etwas anders angesehen. Er schrieb mir nach derselben: „Was Ihre Hand an dem Gedichte gethan, ist der Aufführung sehr zu statten gekommen: die Handlung gruppirt sich anschaulich und die einzelnen großen dichterischen Schönheiten, der große politische Geist, der durch den wilden Haß des Autors leuchtet, kommen frei zur Geltung."

Das ergab sich schon bei der bloßen Erinnerungsfeier der Schlacht bei Leipzig vor fünfzig Jahren. Wenn nun gar einmal eine Entscheidungsschlacht dieser Art wiederkehrte und mit ihr die Gefühle und Gesinnungen jener immerdar denkwürdigen Tage, wie dann?

Mich erquickt und erfrischt im Hinblick darauf, was der wackere und warmherzige Moritz Heydrich mir um diese Zeit über das Schauspiel schrieb:

„Mit Freuden lese ich in den Blättern, daß viele Bühnen endlich, endlich an die Aufführung dieses wunderbar genialen Werkes gehen. Es ist gewiß das eigenthümlichste und merkwürdigste von allen deutschen historischen Dramen — und daß man bisher noch keine Aufführung gewagt hat, das zeugt von der erbärmlichen Gleichgültigkeit und von der unbegreiflichsten Stumpfheit der deutschen Bühnenleiter. Unsere sämmtlichen modernen, sogenannten vaterländischen und meist mit Beifall aufgeführten Dramen, auch die besten und nennenswerthesten, haben keinen Funken von der heiligen Flamme ächtdeutscher Kraft und Begeisterung dieses herrlichen Werkes — ja in der gesammten deutschen dramatischen Literatur finde ich kein Drama, das so ganz im edelsten Wortsinn ein Tendenzstück, und doch so ganz freipoetische Schöpfung, so voll von heilig flammender Vaterlandsliebe durchglüht, so ganz in Shakespeare's Geist als „nationales historisches Drama" gedacht und behandelt wäre. In Frankreich gedichtet, würde es längst aufgeführt und ein Liebling der Nation, ein litterarisches Banner des National-

ruhms geworden sein — bei uns — modert's in den Bibliotheken, gekannt und geschätzt nur von Wenigen. Dank Ihnen für die Wiedererweckung des unsterblichen Werkes! Möge des edlen Dichters ernst mahnender Schatten seinem Volke, Begeisterung weckend, wieder voranfliegen, wie in den glorreichen Zeiten unserer Väter. Möge es in stumpfsinniger Zeit die Trägen und Schlummernden wecken und die Geister bereit machen zur That, wenn sie nahen wird, die Stunde der Prüfung und Gefahr! Möge der deutsche Demosthenes herabdonnern von der Bühne seines Volkes, die wahrlich genug entweiht ist von blasirten Stümpern und Worthelden."

Am 6. November 1863.

Jedem einsichtigen Politiker muß bekannt sein, daß Preußen nur stark ist an der Spitze einer nationalen Idee und allein in dem Falle etwas bedeuten kann, daß es hinter sich die Sympathie von Deutschland hat. Ohne diese Dinge ist Preußen ein historischer Widerspruch, ein politischer Mißverstand.

Niemand ist dessen mehr inne, als Oesterreich. Oesterreich hat niemals Volkspolitik getrieben, auf welche Preußen angewiesen ist, sondern stets nur Kabinetspolitik. Daher kommt es auch, daß Oesterreich sich gerade stark fühlt, wenn Preußen schwach ist. Die preußische Regierung ist ohne den Nachdruck des preußischen und deutschen Volkes ohnmächtig, gelähmt und unfruchtbar. Die österreichische bedarf des deutschen Volkes nicht und fragt auch nichts darnach, als höchstens, wenn es gilt, dadurch Preußen so zu sagen „Eins anzuhängen".

In diesem Augenblicke, wo mit der preußischen Regierung weder die eigene, noch die Gesammt-Nation zu gehen im Stande ist und wo also die Macht und der Einfluß Preußens nahezu nichtsbedeutend sind, in diesem Augenblicke ist die österreichische Politik oben auf und führt das große Wort. Sie drückt Preußen auf die politische Stellung eines Mittelstaates hinunter, behandelt seine gerechten Forderungen wie geschichtliche Prätensionen und ist beflissen, ihm auch noch vermittelst einer Sprengung des Zollvereins seine handelspolitische Bedeutung aus der Hand zu winden.

Am 18. Januar 1864.

Gestern war Kanzleirath Zschille bei mir, um mich um ein knappgefaßtes Gesammturtheil über die dramatischen Arbeiten der

Prinzessin Amalie von Sachsen zur Verwendung für das Konversations-Lexikon von Brockhaus zu ersuchen. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß die berühmte Verlagshandlung ihm die zeitgemäße Bearbeitung des die hohe Verfasserin betreffenden Aufsatzes anvertraut und er darüber zu Herrn von Beust gesprochen, der seiner Seits dem Könige Johann davon Mittheilung gemacht und von diesem den Auftrag erhalten habe: die Abhandlung zu etwaigen Ergänzungen ihm vorzulegen.

Die engeren Familienverhältnisse am sächsischen Königshofe haben etwas Kleinbürgerliches, das erfreuen und zugleich rühren kann. Es ist etwas Hübsches, daß ein regierender König mit sorgsamer Achtsamkeit die literarische Würdigung seiner erlauchten Schwester zu überwachen nicht verschmäht.

Am 4. September 1864.

Kanzleirath Zschille erklärte mir gestern die Veranlassung zu Tieck's „Vogelscheuche" und seiner Feindschaft gegen Theodor Hell (Winkler), die sehr lustig ist und den Letzteren als recht hinterlistigen Spaßvogel erscheinen läßt. Theodor Hell war als Sekretär des königlichen Hoftheaters dem Einflusse nicht gewogen, den Ludwig Tieck als angestellter Dramaturg darauf auszuüben sich veranlaßt fand. Um ihn aus demselben zu verdrängen, ersann er sich folgenden Streich: er legte Tieck das erste, ohne Namen eingesandte Stück der Prinzessin Amalie „Lüge und Wahrheit" zur Beurtheilung vor, indem er selbst es lobte und rühmte. Tieck, gegen Hell von vornherein eingenommen und ohne Ahnung der Verfasserin, wurde dadurch zum Widerspruch gereizt und verwarf das Schauspiel in Bausch und Bogen. Man kann sich seinen Aerger denken, als er hinterher erfuhr: es danke der Schwester des Königs seine Entstehung.

Am 22. November 1864.*)

Mitten im lärmenden Kampf und Streit der Parteien ist es manchmal nicht unangebracht an Dasjenige zu erinnern, für das

*) Diese und die Mehrzahl der nachstehenden politischen Betrachtungen, denen die nächste Zukunft wunderbar Recht gegeben hat, sind fast ganz so wie sie hier stehen aus meinem Tagebuche in die damalige „Dresdener Constitutionelle Zeitung", an der ich in jenen Jahren betheiligt war, als Leitaufsätze übergangen. Diese Letzteren können als stichhaltige Belege dafür dienen, daß meine Ausspüche nicht erst nachträglich umgeändert und zurecht gemacht worden sind.

man die Waffen erhoben. Will man in einen kurzen Satz zusammenfassen, um was sich das ganze politische Ringen unseres Volkes in diesem Augenblicke dreht, so wird man kaum wohl Unrecht haben, wenn man behauptet: es gelte, Deutschland aus dem „geographischen Begriffe“ des Fürsten Metternich heraus zur historischen Thatsache zu erlösen.

Daß diese Erlösung keine eben sehr leichte Unternehmung ist, wird Jedermann gleich erkennen, der sich die Verhältnisse unseres gemeinsamen großen Vaterlandes im Geiste zu vergegenwärtigen angelegen sein läßt. Er findet da zwei Großmächte und so und so viel Mittel- und kleine Staaten, von denen jeder einzelne mit Freuden sich deutsch nennen läßt, ohne daß mit allen diesen deutschen Ländern doch auch zugleich schon Deutschland gegeben wäre, denn jedes von ihnen ist eben deutsch, so viel es ihm beliebt und ohne politische Nothwendigkeit, welche erst aus einer gemeinsamen Leitung zu entstehen vermöchte.

Man hat neuerdings vielfach auf Italien hingewiesen und gemeint: Preußen sei unser Sardinien und Oesterreich unser Neapel. Es ist auch in der That in diesem Vergleich etwas Richtiges, nur daß, wie es scheint, gegenwärtig in Preußen kein Herrscher auf dem Throne sitzt, der die Gelegenheit zu einem kühnen Wagniß vom Zaune zu brechen den verwegenen Muth besitzt. Die Zeiten waghalsiger Unternehmungen, wie sie der Burggraf von Nürnberg, der Ahnherr der Hohenzollern, der große Kurfürst und Friedrich der Einzige ins Leben riefen, wollen, allem Vermuthen nach, in Preußen nicht wiederkehren. Man ist vor der Hand zufrieden: sich vom Marquis von Brandenburg zum Könige von Preußen emporgeschwungen zu haben. Und es ist dies auch wirklich keine Kleinigkeit. Preußen ist immerhin eine Großmacht und hat seine Stimme im Rathe Europas. Es ist auch für sich und ohne Deutschland etwas, was bei Sardinien nicht der Fall war.

Sardinien war klein, eingeengt, machtlos, immer bedroht von Oesterreich. Ein kühner Handstreich desselben — und man suchte es eines schönen Tages vergebens auf der Karte. Als Karl Albert anfing für Italien zu fechten, focht er zugleich für sich selbst und sein Reich. Anders ist es mit Preußen. Preußen ist ein stattliches Reich, voll imposanter Kraft, mehr furchtbar für Andere, als fürchtend für sich. Es spielt seine Rolle auf eigene Hand. Unter

Umständen kann es sich selbst aus dem Sturze Deutschlands noch retten. Deutschland ohne Preußen ist wenig; Preußen ohne Deutschland, unter Umständen, noch immer genug.

Das ist das ganze Unglück der Sache. Nicht die Noth treibt Preußen in Deutschland aufzugehen; nur die patriotische Ueberzeugung, das Herz, der gute Wille können es thun. Als Friedrich Wilhelm IV. 1848 durch die Straßen Berlins reitend und die deutsche Fahne schwingend, erklärte: Preußen geht von nun an in Deutschland auf, da war es die augenblickliche Begeisterung, die aus ihm sprach. Daß diese Worte von keiner zwingenden Nothwendigkeit eingegeben waren, hat der Verlauf der Zeit bewiesen. Deutschland und Preußen sind noch heut zu Tage zwei getrennte Begriffe und werden es leider! wohl lange noch bleiben.

Ein altes Sprichwort sagt: man soll schmutziges Wasser nicht eher weggießen, als bis man reines hat. Wer will verlangen, daß die preußischen Monarchen ihr Königreich fahren lassen sollen, ehe das deutsche Kaiserreich fertig geworden? Friedrich der Große ist um einige Dezennien zu früh gekommen. Denke man sich den alten Fritzen und Napoleon neben einander. Sie hätten sich vielleicht in die Welt getheilt. Schon die französische Revolution würde wahrscheinlich das gesammte Deutschland unter das Schwert und die Krone Friedrichs getrieben haben.

Aber das Weltgeschick hat es anders gewollt. Der Sturm kam, nachdem die Eiche gefallen, die ihm allein Widerstand zu leisten vermochte. An die Stelle des großen Königs mußte das Volk treten. Das Volk rettete Preußen und mit Preußen Deutschland. 1813 ging Deutschland hinter Preußen.

Es war ein großer Moment. In diesem Moment hätte Preußen: Deutschland, oder Deutschland: Preußen haben können, je nachdem. Aber es ward von beiden Seiten verpaßt. Deutschland und Preußen wurden getrennt. Oesterreich warf sich mit seiner Metternich'schen Politik dazwischen. Diese Politik hatte eingesehen, daß Oesterreich: Deutschland nicht zu halten vermochte; nun setzte sie einen Trumpf darauf: daß auch Preußen es nicht bekam.

Es war ein elender Trumpf, ein Trumpf, der Deutschland in seiner Entwicklung um ein Jahrhundert zurückwarf. Und was hat Oesterreich damit gewonnen? Nichts, als die traurige Genugthuung,

daß, was es selbst nicht kann, auch Preußen nicht vermag und daß Preußen nachgerade Oesterreich für das Bollwerk anzusehen beginnen muß, das es von seiner historischen Mission abhält.

Laßt Preußen und Oesterreich unter solchen Umständen so oft sich verbünden, als sie wollen, sie werden ewig doch Widerpart bleiben. Der Kampf Friedrich des Großen mit Oesterreich ist nicht ausgefochten worden. Die Geschichte hat ihn vertagt. Und daß er nur vertagt ist, daran erinnert Oesterreich selbst mit seiner deutschen Politik zu jeder Stunde, eine Erinnerung, die freilich Preußen nicht jeden Augenblick gewahr wird, theilweise sogar ganz überhört und gewiß immer so lange, als Preußen zufrieden ist, Preußen zu sein.

Aber es können Umstände eintreten, wo diese Zufriedenheit Störungen erleidet. Preußen ist ein gewissermaßen auf das politische Abenteuer angelegter Staat, ein Staat, der auf dem Wagniß balancirt, historisch so zu sagen: noch nicht gesetzt ist. Ein europäischer Weltbrand, ein großer Krieg, eine allgemeine Umwälzung können ihn aus seiner ganzen Stellung bringen, nicht aber sofort auch über den Haufen werfen. Er ist zu lebenstrotzend, zu fest, zu wenig abgenutzt. Nicht gemischt genug in seinen Elementen, um zersplittert, nicht klein genug, um mit einem Schlage vernichtet zu werden. Er hat Mark in den Knochen und damit eine nicht zu bestreitende Gewißheit auf Zukunft. Kommt diese Zukunft bei irgend einer Gelegenheit in Frage, so wird er nothgedrungen der österreichischen Politik eingedenk werden und dies Eingedenkwerden dann zu ganz eigenthümlichen Ereignissen führen müssen.

Wie nah oder wie fern dieselben liegen, wer weiß es? Nur soviel ist gewiß, daß Preußen und Oesterreich im beständigen Kampfe liegen und dieser Kampf auch unsere Tage erfüllt. Was den Ausgang des Kampfes aber betrifft, so kann kein Einsichtiger darüber in Zweifel sein. Sein Ende wird ein preußisches Deutschland oder ein deutsches Preußen sein, je nachdem das eine oder das andere Elememt sich als das stärkere und sieghaftere erweisen wird. Daß sie beide im Ringen mit einander liegen, wird nicht wegzuleugnen sein, und so dürfte eines schönen Tages nicht ausbleiben, daß Preußen in Deutschland oder Deutschland in Preußen aufgeht. Mehrmals schon ist sowohl das eine wie das andere Moment in

Erfüllung zu gehen nahe gewesen. Unter Friedrich dem Großen neigte ganz Deutschland Preußen zu; 1848 Preußen zu Deutschland. Es läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, welche Wendung eintreten wird. Sicher aber dürfte sein, daß das dritte Element, das sich einer dieser Wendungen entgegensetzt, nothwendig dabei zu Grunde gehen muß und zwar in Folge seiner eigenen Sünden, denn die Weltgeschichte ist zugleich das Weltgericht!

Am 13. Januar 1865.

Mag man über den gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs denken wie man will, unter allen Umständen wird man ihm einräumen müssen, daß er ein kluger Kopf und auf dem Felde der Politik eine nicht oft gesehene Erscheinung ist. Vielleicht ist er am treffendsten bezeichnet, wenn man von ihm behauptet: er sei der Napoleonismus im Geiste Talleyrand's, der Held im Kabinet, der Diplomat in den Kanonenstiefeln des großen Kaisers. Was diesem der Degen, ist jenem die Feder; er operirt mit Reden, wie jener mit Armeen. Seine größten Siege sind auf dem Papiere oder mit dem gesprochenen Worte erfochten. Was Wunder also, daß man nachgerade angefangen hat: ihnen die äußerste Beachtung zu schenken.

Man stelle sich wie man will, man nenne ihn zehnmal Napoleon den Kleinen, den Mann des zweiten Decembers, den Usurpator und Emporkömmling, wenn seine Feder kritzelt, oder der Ton seiner Stimme sich vernehmen läßt, wird doch Jeder aufmerksam, spitzt seine Ohren oder putzt die Gläser seiner Brille rein. Eine Bedeutung, eine weithingreifende Bedeutung ist Napoleon dem Dritten nicht abzustreiten. Vielleicht bezweifelt man mit Recht sein strategisches Genie, seine Tapferkeit und seine Größe, aber tiefe Erkenntniß der Zeit, kluge Benutzung der Umstände wird ihm Niemand abzusprechen im Stande sein. Aus seinen Erlassen und Reden wird sich einst die Geschichte unserer Tage nicht ganz ohne Nutzen studiren lassen, man wird darin den rothen Faden wiederfinden, der sich durch alle ihre Bewegungen hindurchzieht und dieselben in ihrem innersten Charakter erkennen läßt.

Der erste Napoleon hat die Revolution besiegt; der zweite hat einen Compromiß mit ihr geschlossen. Er ist nicht mehr der Herr, der Gebieter derselben, er ist ihr Paladin, ihr Parteigänger, ihr Genosse. Die Revolution hat ihn gesäugt, groß gezogen,

erhoben und auf den Thron gesetzt. Die Revolution ist seine Mutter, seine Erzieherin und Bildnerin: er kann sie nicht verleugnen, sich nicht von ihr lossagen; er muß sie anerkennen, sie dulden, sich mit ihr vernehmen, sich eben so sehr von ihr helfen lassen, als er ihr selber helfen muß.

Das weiß Napoleon sehr wohl, und die übrigen Herrscher, so viel von ihnen Einsicht und Klugheit haben, wissen es auch. Daher stammt ihr Respekt und zugleich ihre Furcht vor diesem Manne. Sie können kein volles Vertrauen zu ihm gewinnen; er ist nicht ganz einer von den Ihren: die Glorie der Legitimität fehlt ihm und dafür ist ein Tropfen jenes demokratischen Oeles auf sein Haupt gefallen, mit dem nach Uhland jeder Regent der Neuzeit gesalbt sein sollte. Er ist gefährlich durch seine Abstammug und Verwandschaft: daher wagen sie es nicht, es mit ihm zu verderben. Sie verhalten sich alle mehr oder weniger mit ihm ganz in derselben Weise, wie er sich mit der Revolution verhält.

Man wird keineswegs behaupten können, daß dieses sein Verhältniß ein ehrliches, offenes und reines sei; aber ein kluges, ein schlau berechnetes und bis jetzt günstig durchgeführtes ist es gewiß. Noch immer ist er der Mann, der auf der Höhe seines Jahrhunderts steht und mit seinen Ideen die Welt beherrscht. Die napoleonischen Ideen sind eben Ideen der Revolution, Ideen, die er hinhält, vielleicht mißbraucht und um ihren endlichen Ausgang betrügt, aber die er nirgends abschwört und verleugnet. Es ist ihm nur allzusehr bewußt, daß darin seine ganze Macht, gewissermaßen das Prestige seines ganzen Regimes, die ganze Gewalt seiner Regierungskunst liegt.

Mit diesem Bewußtsein erfüllt, tritt er vor sein Volk, die Welt und sein Jahrhundert. Aus diesem Bewußtsein heraus kommen seine politischen Dokumente, seine Reden. Seine Reden, seine politischen Dokumente sind darum Aktenstücke der Zeit, bedeutsamer und wichtiger beinahe, als seine Handlungen, weil sie merkbarer und sichtlicher seine Abstammung bekunden. Wenn er in seinem Thun einmal allzuweit sich von dem Geiste der Revolution entfernt, wenn er so zu sagen, durch seine Thaten auf gespannten Fuß mit ihr gekommen: in seinen politischen Dokumenten und Reden wendet er sich meist wieder schmeichelnd zu ihr zurück. In jenen wagt er vielleicht einmal ihr zu trotzen, in diesen sinkt er ihr demuthsvoll

immer wieder zu Füßen. Er sühnt im Wort, sei es geschrieben oder gesprochen, den Frevel, den er im Wagemuth und dem Bedrängniß der Zeit vielleicht an ihr begangen.

Dieses seltsame Widerspiel, diese eigenthümliche Situation macht die Erscheinung des dritten Napoleon auf dem französischen Throne so interessant, so beständig anziehend und wechselvoll. Immer wieder auf's Neue wenden sich die Blicke des ganzen Erdballs zu ihm hin. Auch in diesem Augenblicke wieder. Er hat selbst bekannt, daß die Zustände Europas zerfahren und für die Dauer unhaltbar sind, und daß den Verträgen, auf welchen bis jetzt die Ordnung des Welttheils beruhte, nur noch ein schattenhaftes Dasein zugeschrieben werden dürfte.

Es ist seine Mutter, die Revolution, die ihm das in die Ohren geflüstert. Er hat's laut in die vier Winde gerufen und ein tausendfaches Echo hat ihm geantwortet Nun ist's begreiflich, daß man sich fragt: ob er am Ende wi: ein Hamlet verzweifeln und rufen werde:

„Die Welt ist aus den Fugen! Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten kam!"

oder ob er die Mittel gefunden: die Lösung seiner Epoche zu bewerkstelligen.

Am 25. Februar 1865.

Es war der große Weise des 19. Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, der in die Weltgeschichte hinaus den Lehrsatz schleuderte: „daß die Natur ihren Fluch gehängt an das Stillstehen."

Wir sind, wie mich bedünken will, auf dem Punkte: etwas von diesem Fluche an unserer Zeit zu empfinden.

Unsere Zeit ist ohne Zweifel nach einem Zeitraume des Fortschritts und der Bewegung plötzlich in sich selbst auf große Hindernisse gestoßen und vor denselben stehen geblieben. Sie rückt und rührt sich nicht und es fangen bereits ihre eigenen Kräfte an: sich unter einander zu drängen und zu stoßen. Wird sich nicht bald nach dieser oder jener Seite hin ein Ausweg finden, so muß schließlich nothwendig eine Eruption dieser oder jener Art erfolgen.

Daß unsere Tage leer und ideenlos seien, kann man gewiß nicht sagen. Sie haben ihren Inhalt, ihr klar ausgesprochenes Streben, den unwiderstehlichen Trieb zu nationaler und geschicht-

licher Entwicklung. Wer das leugnet, ist ein Thor! Das abrollende Jahrhundert ist mitten in einer epochemachenden Arbeit: es gilt den Staat zur verkörperten Intelligenz zu machen, d. h. zu demjenigen Staate, dessen Endzweck im Grunde die Freiheit ist.

Die Freiheit im edelsten und reinsten oder, wenn das gewissen Leuten besser klingen sollte, im vernünftigen Sinne, ist das unabweisliche und unausweichliche Ziel der Neuzeit. Dahin drängt alle Bildung, alle Wissenschaft und Aufklärung, alle geistige Kraft, jede Triebfeder der Menschheit. Thut, sagt und schreibt, was ihr wollt: der Herzenszug unseres Säculums ist demokratisch. Alle Regierungsgewalt, weil alles Regierungsrecht, geht vom Volke aus — dieser Satz Spinoza's ist das innerste und täglich unverhüllter hervortretende Grundgesetz unserer gegenwärtigen Periode.

Am 27. Februar 1865.

Als wir jüngst einmal bei Georgi (Vorstand der Blinden-Anstalt in Dresden) zu Besuch waren, erzählte uns derselbe viele komische Gelehrtengeschichten. Eine belustigte mich besonders. Ein Leipziger Universitätsprofessor, der an großer Zerstreutheit litt, wollte mit seinen Büchern in der Hand zur Gartenpforte seines Hauses hinaus zum Hörsaal wandern. Da diese Gartenpforte verschlossen zu sein pflegte, hatte er vorsorglich den Schlüssel zu derselben mitgenommen, diesen Umstand im Gehen aber so ganz vergessen, daß er, an sie gelangt, sie ohne den Schlüssel zu öffnen versuchte. Als ihm das nicht gelang, nahm er den Schlüssel in den Mund, die Bücher unter den Arm und rüttelte sie. Aber alles Rütteln half nicht: die Thür blieb zu. Da, in seiner Verlegenheit, schiebt er die Bücher unten durch das Gitter und er selbst klettert mit dem Schlüssel im Munde mühsam darüber hinweg.

Ist das nicht ein Bild unserer ganzen Stubengelehrsamkeit, die angestrengt über fürchterliche Schwierigkeiten steigt, weil sie in der Zerstreuung vergißt, sie natürlich zu lösen?

Am 28. Februar 1868.

Der Dichter Otto Ludwig, den wir heute zu Grabe gebracht, nimmt seine unvergängliche Stelle in der Literatur der Gegenwart ein. Gustav Kühne hat in seiner Erinnerungsrede auf den Heimgegangenen im Literarischen Verein sehr bezeichnend den Orgelton

seiner Dichtungen hervorgehoben und damit sehr glücklich das Feierliche, Gewaltige, weihevoll Gehobene seiner Schöpfungen angedeutet. Otto Ludwig gehört seiner literarischen Richtung nach der realistischen Schule und zwar hauptsächlich derjenigen Gattung darin an, welche man gewöhnlich mit der Benennung des originellen Kraftdramas zu charakterisiren pflegt. Er gehört in die Reihe jener Autoren, worunter wir Lenz, Klinger, Zacharias Werner, Heinrich Kleist, Grabbe und in neuerer Zeit Georg Büchner, Griepenkerl, J. L. Klein, Elise Schmidt und Andere finden und unter denen Hebbel und er jedenfalls als die bedeutendsten hervorragen. Er zeigt in seinen Werken eine entschiedene dramatische Gestaltungskraft, Züge kräftig aufgetragener Naturwahrheit, markvolle Sprache und eine Gipfelung des Interesses und der Spannung, wie man das selten in unseren Dramen findet. Freilich läuft dabei auch viel Krasses und Verschrobenes mit unter. Es ist bei Otto Ludwig wie bei Hebbel zu viel Absichtlichkeit der Tragödie, zu viel Gewaltsamkeit bemerkbar. Das Trauerspiel ergiebt sich nicht aus der Handlung von selbst und natürlich: es wird allzu viel gemacht, zu wahrnehmbar darauf hingearbeitet.

Das hat dieser ganzen Richtung und besonders ihren jüngsten Koriphäen wesentlichen Abbruch gethan in ihrer Wirkung auf das Publikum. Man fühlt sich oft unter dem Eindruck ihrer Arbeiten wie bedrückt und beängstigt. Es lastet etwas Finsteres darauf, das beunruhigt und schmerzt, aber freilich nicht den Zug der Größe verwischen kann, der überall sichtbar wird.

„Der Erbförster", das erste Stück, mit welchem Otto Ludwig in die große Oeffentlichkeit trat, belegt das vollauf. Es beginnt wie ein bürgerliches Schauspiel von Iffland und gipfelt sich auf bis zur zermalmenden Tragik Grillparzers. Und weil man bei Grillparzer damals immer zuerst an dessen „Ahnfrau" dachte, so konnte es nicht fehlen, daß man den „Erbförster" sogleich auch zu den Schicksalsdramen zählte, zu denen er jedoch keineswegs oder doch nur insofern zu rechnen ist, als die Hauptgestalt darin durch ihr eigenes Handeln ihr Verhängniß auf ihr Haupt herabruft. Christian Ulrich, Förster des Gutes Düsterwalde, ein eiserner Charakter und gottesfürchtiger Mann, entzweit sich mit dem Herrn der Besitzung gerade an dem Tage, an dem dessen Sohn Robert mit seiner Tochter Marie verlobt werden soll. Der Gutsbesitzer

will, daß der Wald „durchforstet" werde, wie der Fachausdruck lautet, und Ulrich will es nicht. Darüber entspinnt sich erst Wortwechsel, dann Entzweiung, endlich durch allerlei Irrthum und Mißverständniß der traurige Ausgang der Sache, der darin besteht, daß der Förster seinen Sohn von dem Sohne des Gutsherrn getödtet wähnend, nach dem Spruche der Bibel: „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben" nun seinerseits den Sohn des Letzteren niederschießend, die eigene Tochter mordet, die im Dunkeln unbemerkt vom Vater, den Geliebten mit ihrem Leibe deckt. Getreu seiner bibelfesten Gesinnung, giebt er am Schlusse, als er seinen Mißgriff erfährt und zugleich, daß die beiden Söhne leben, sich selber den Tod.

Das Stück macht eine niederschmetternde Wirkung und fällt in seinen letzten Akten wie Donnerschläge auf das Herz des Lesers und Zuschauers nieder. Es ist in ihnen alles dunkel zusammengeknäuelt, unheimlich, voll Nacht und Graus. Es verursacht eine beklemmende, angstvolle Stimmung. Aber so entsetzlich es ist, so großartig ist es auch. Es hat Auftritte von erschütterndster Wirkung wie z. B. den, in dem die Tochter ihrem Vater in stiller schwüler Nacht bei mattem Lampenscheine die furchtbaren Stellen aus der Bibel liest, welche von der Wiedervergeltung handeln: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" u. s. w. u. s. w. und dazwischen leise für sich und die Mutter den heimlich empfangenen Brief des Verlobten, durch den er sie zu einer Zusammenkunft im Walde auffordert.

Dieser Auftritt hat wenige seines Gleichen in der dramatischen Literatur. Und er ist nicht der einzige dieser Art in dem Schauspiel.

Seine andere Tragödie: „Die Makkabäer" steht in keiner Beziehung zurück, sondern dürfte im Gegentheil noch höher anzuschlagen sein.

Gottschall rühmt an ihr mit Recht „die Schlaglichter einer markigen Charakteristik und eine kühne, oft frappante Bildlichkeit des Ausdrucks, sowie die Energie des dramatischen Styles." Auch in ihr ist manches verzerrt und auf die Spitze getrieben, aber nichts ist kleinlich oder läppisch. Sie zeigt immer einen Grundgedanken von großer Tragweite und wenn dieser auch meist wie eine Lawine donnernd zu Thale kracht und unter sich allen Reiz und alle Lieblichkeit des Lebens verschüttet, so kommt er doch immer aus

der Höhe, aus den Alpenregionen des Geistes herab. In den Schöpfungen Otto Ludwig's ist es nie die conventionelle Alltäglichkeit, die uns entgegentritt; die Blachfelder der dramatischen Trivialität hat der Fuß seiner Dichtung nie betreten. Sie war ein Fremdling in der gewohnten banalen Bretterwelt wie in der Novellenmisère, die uns heute umgiebt. „Zwischen Himmel und Erde", sowie die „Heiterethei und ihr Widerspiel" sind Erzählungen besonderer Art, die den Leser stets eigenthümlich anmuthen müssen und werden. Es liegt etwas ganz Originelles in ihnen. Es sind Sonntagskinder der Poesie.

Es ist hier nicht der Ort, die Werke Otto Ludwig's literaturgeschichtlich abzuhandeln oder kritisch zu besprechen. Seine Geltung steht fest; sein Ruf ist gesichert. Sein Name wird leben, wenn er auch bald im bunten Treiben der Welt verschollen gehen mag und kein Denkmal von Marmor oder Erz ihn verewigt.

Ueber seinen äußeren Lebens- und inneren Entwickelungsgang ist wenig mehr bekannt, als was er selbst einmal an Heinrich Laube schrieb, als dieser sich bei ihm darnach erkundigt hatte. Er meldete in Kürze:

„Ludwig ist wirklich mein Zuname, und ich bin in dem damals herzoglich Hildburghausischen und Meiningenschen Städtchen Eisfeld am südlichen Fuß des Thüringerwaldes geboren.*) Frühzeitig vaterlos und im Vermögen zurückgekommen, einige Jahre auf Schulen, außerdem Gehilfe in meines Onkels Materialwaarenkram, trieb ich in freien Stunden Musik, die ganzen Nächte durch, wobei ich, wie alle Autodidakten, vom Schwersten anfing; auch war ich unter Anderem Dramaturg und Capellmeister eines Liebhabertheaters, aus Bürgerssöhnen und Töchtern meines Geburtsortes bestehend. Die Partitur einer Oper von mir — ich hatte übrigens nur etwa vier Opern, und die auf kleinen Wanderbühnen gesehen — kam dem sehr tüchtigen Meiningenschen Capellmeister Grund in die Hände, und eines Tages ward ich überrascht durch die Nachricht, Grund habe aus eigenem Antrieb (ich kannte ihn nicht) mich seinem Herzog empfohlen, und dieser wollte mich auf einige Jahre nach Leipzig schicken, damit ich da Musik hören und mich unter Mendelssohn ausbilden könnte. In Leipzig kam ich in

*) Am 11. Februar 1813.

Folge einer Erkältung auf der Reise und der früheren Nachtwachen voll Nervenanstrengung schon nervenkrank an, und diese Krankheit wuchs so, daß ich bald gar keine Musik mehr hören konnte. Aus dem musikalischen Schiffbruch rettete ich mich, nachdem ich wieder in meiner Geburtsstadt Kaufmann gewesen war, in die Poesie."

Dies ist so ziemlich Alles, was man von ihm weiß. Nach einer Sage, die in literarischen Kreisen umlief, soll sein Vater von Zigeunern gestammt haben, die ihn auf einem Zuge durch Sachsen-Meiningen zu Eisfeld krank zurückgelassen, wo er, nach seiner Genesung, verblieben und sich verheirathet habe. Otto Ludwig selbst soll diesen Umstand erzählt haben und jedenfalls hat seine persönliche Erscheinung dem nicht geradezu widersprochen. Er war mittlerer Größe, äußerst schmächtig, mit scharfen Gesichtsformen und Zügen, glänzend funkelnden Augen und mit dunkelem, lang herabflatterndem Haar. Ein unruhiger Wandertrieb lag in seiner Natur, und in seinen gesünderen Tagen bereitete ihm nichts so großes Vergnügen, als ein einsames Umherschweifen über Berg und Thal, durch Wald und Flur.

Als Poet kam er nach Leipzig wieder zurück, lebte dann abwechselnd in Dresden, Meißen, Garsebach und ließ sich 1850 endlich dauernd in Dresden nieder, wo er 1852 Emilie Winkler aus Meißen heirathete. In Stille und Zurückgezogenheit seine Tage verbringend, wenig Verkehr unterhaltend und immer arbeitend und mit weitgreifenden Plänen beschäftigt, steigerte sich hier sein Nervenleiden bald zu einer wahrhaft martervollen Höhe.

Als ich zu Anfang der sechsziger Jahre nach Dresden übersiedelte, war es meine Absicht ihn zu besuchen. Aber meine Freunde riethen mir ab, sie auszuführen. „Vor Otto Ludwig", sagte mir Gustav Kühne, „hat sich seine Krankheit wie eine Mauer aufgebaut, vor der man wohl thut, stehen zu bleiben, denn, hinter sie eindringen, heißt ins menschliche Elend und Martyrium treten. Da giebt es nur wüthende Nervenanfälle, Gliederzuckungen, kalte Todesschweiße, Stöhnen und Jammerlaute. Otto Ludwig ist das verkörperte Entsetzen. Es gehört ein gefestetes Herz dazu, es anzusehen. Ein Besuch bei ihm ist martervoll für den Besucher, wie den Besuchten."

Unter diesen Umständen verzichtete ich, zu ihm zu gehen, doch übernahm es sein nächster und treuester Freund, der Schriftsteller

Moritz Heydrich, unsere geistigen Beziehungen durch Grüße und Mittheilungen freundlichst zu vermitteln. Als indeß im Dresdener Hoftheater sein Trauerspiel „Der Erbförster" wieder einmal aufgeführt wurde, benutzte ich diese Gelegenheit, ihm meine Achtung und meinen Antheil durch eine eingehende Besprechung der Vorstellung in der Sächsischen „Constitutionellen Zeitung" an den Tag zu legen.

Einige Zeit darnach erhielt ich folgenden Brief von ihm:

„Erst heute, hochgeehrter Herr, — zum ersten Male seit Wochen — erlaubt mir mein Körperzustand einige Zeilen zu schreiben. Zu was Anderem dürfte ich dies seltene Zugeständniß benutzen, als Ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen, wonach ich mich sehnte, seit ich von Ihrer Kritik des „Erbförsters" weiß, und was mir vielleicht schon morgen oder noch im Laufe dieses Tages wieder unmöglich werden dürfte.

„Sie haben die vielen Mängel des Stücks", schreibt er weiter, „mit so liebender Schonung berührt, den nicht gerechten Vorwurf des Fatalismus, der ihm vor Jahren gemacht wurde, so kräftig abgewiesen und das Gute daran mit einer Freundlichkeit erhoben, deren Berechtigung nachzurechnen ich, wie ich gern gestehe, meiner Eitelkeit ersparte.

„Was mir am wohlsten that, ist, daß ich ersehen konnte, Sie theilen meine Ueberzeugung: der beste Dienst, der der gesammten dramatischen Kunst gegenwärtig zu leisten, sei: ihr nothwendiges Organ, die Schauspielkunst wieder herstellen zu helfen. Von unsern großen Dichtern aus Schauspielern — Menschendarstellern — zu einer Art lyrisch-mimisch-theatralischen Rhapsoden gemacht, von schlechtern zu geistlosen Marionetten erniedrigt, mußten unsere Schauspieler ihre eigentliche Aufgabe immer mehr verkennen lernen, wie unsere dramatischen Dichter, große und kleine, die ihre verkannt hatten.

„Ich hoffe, wir werden noch ein Stück Weges zusammen gehen und dies auszumalen, beschäftigt manche meiner wenigen schmerzloseren Stunden. Ich habe das Loos des Sisyphus: so oft ich Schmerzen und ihre Folgen, Stumpfheit und Schwäche überwunden und mit voller Seele wieder an die Arbeit gehen will, sind die Schmerzen wieder da und das Stück beginnt wieder und immer wieder von Neuem.

„Ich freue mich auf Ihre persönliche Bekanntschaft, aber ich habe nicht den Muth, Sie jetzt in der fortwährenden Unordnung, in die mein Zustand den ganzen Hausstand versetzt, und bei der Ungleichheit meines Befindens, davon sich keine Stunde lang diviniren läßt, zu mir einzuladen. Meine Aerzte machen mir Hoffnung, daß eine Kur von etwa ein oder zwei Monaten Dauer die Ursache meines Zustandes, welche sie in das Vorhandensein von Gallensteinen setzen, entfernen werden; dann hoffe ich, Sie öfter zu sehen und über das mit Ihnen zu plaudern, was uns Beiden am Herzen liegt."

Dieser Brief ist vom 28. Juni 1862, mit feiner, kritzlicher, aber deutlicher Handschrift geschrieben, die auf den ersten Blick in ihren eilig hingewischten, her- und hinschwankenden Zügen den Ausdruck des Siechthums wahrnehmen läßt.

Otto Ludwig hoffte damals noch, daß ihm Einhalt geboten werden könne. Aber dieser Einhalt ist nie erfolgt, sondern vielmehr nur eine beständige Steigerung seines Uebels, das ihn zuletzt kaum noch zu Athem kommen ließ. So oft es jedoch geschah, griff er zur Feder, um wenigstens Bemerkungen und Einfälle zu Papier zu bringen, die ihm mitten in seinem Leiden gekommen waren. Manche darunter sind verschroben, einseitig und sonderbar; andere dagegen überzeugend und von schlagendster Wirkung. Sie entstammen jedenfalls einer großgearteten und tapferen Seele, die sich Schritt für Schritt vom Tode besiegen ließ und als sie sich ihm ergeben mußte, von ihm wenigstens das Zugeständniß erzwang: mit klingendem Spiel und mit den Waffen in der Hand abziehen zu dürfen. Er starb am 25. Februar 1865 mit der Feder in der Hand und mit Shakespeare's Namen auf den Lippen.

Am 10. März 1865.

Heute war Moritz Heydrich bei mir und las mir Stellen aus Dramen vor, die Otto Ludwig unvollendet hinterlassen hat: „Der Engel von Augsburg" und „Tiberius Gracchus."

Ich schloß oben meine Mittheilungen über ihn mit der Bemerkung, daß er mit Shakespeare's Namen auf den Lippen gestorben sei. Wie wahr das gesagt ist, beweisen diese Bruchstücke. Man merkt ihnen an, wie tief und eingehend er sich mit den Schöpfungen dieses gewaltigen Dramatikers bis zum letzten Augen-

blicke beschäftigt hat. „Der Engel von Augsburg“ (Agnes Bernauer) erinnert in Anlage und Sprache an Heinrich von Kleist, der ja ebenfalls zu den Schülern des britischen Meisters gehört. Es ist Vollblut der Romantik darin. Die Art und Weise wie Herzog Albrecht Agnes im Zauberspiegel ihrer Muhme, der klugen Frau aus Ungarn, einer Wahrsagerin, kennen lernt, ist höchst eigenthümlich und spannend und die Charakterzeichnung dieser beiden Gestalten geradezu von überraschender Sonderbarkeit und dabei ohne Zweifel doch zugleich natürlich und wahr. Agnes ist durchaus weder eine sogenannte naive noch sentimentale Liebhaberin, sondern ein frisches, übermüthiges und dabei sehr eitles Mädchen, das man sehr bedauern muß, nicht ausgestaltet zu sehen. „Tiberius Gracchus“ würde, fertig geworden, sich Shakespeare's „Julius Cäsar“ haben an die Seite stellen können.

Von beiden Stücken Ludwigs sind nur einzelne Akte und Auftritte vorhanden und diese einzelnen Auftritte und Akte, obschon von hinreißender Gewaltigkeit und Kraft, lassen natürlich wohl erkennen, daß sie unter großen körperlichen Qualen entstanden sind: sie erscheinen abgerissen, ungleich, hingehastet. Heydrich gab mir ein schreckliches Bild ihrer Entstehung.

Otto Ludwig ging zuletzt beinahe ganz in Shakespeare auf. Sein Geist hing an dessen Schöpfungen und spürte ihrem innern Wesen und Verständniß nach. Wenn er eine schmerzfreie Stunde hatte, griff er zur Feder, um, was er gelernt, in selbstständiger Wiedergabe in seinen Stücken zu verwehrten. Im Fluge strömten die Worte auf das Papier und Figuren und Vorgänge entstanden in plastischer Deutlichkeit. Die Hand schrieb wie im Fieber, die Augen leuchteten, die Brust keuchte und der Schweiß troff von seiner Stirn. Aber seine Aufregung und Anstrengung waren auch nicht umsonst. Die Erfindungen und Vorstellungen seiner Seele gewannen immer mehr Gegenständlichkeit und Leben. Sie dehnten sich aus, wuchsen empor, reiften in wunderbarer Schnelligkeit. Er sah die handelnden Gestalten leibhaftig vor sich, er erkannte ihre Gesichtszüge, die Haltung ihres Körpers, ihre Bewegungen; er vernahm den Ton ihrer Stimme — sein Dichten war kein bloßes Ausdenken und Ersinnen, kein Gedankenspiel, sondern eine Hallucination, ein Heraustreten seines innern Bildens, eine Fata morgana seiner Eingebung. Er erlebte, was er dichtete und mitten in diesem

Erleben, im höchsten Paroxismus des Schaffens plötzlich ein Zucken, ein Krümmen der sämmtlichen Gliedmaßen, ein furchtbarer Schrei und Alles war aus. Blatt und Feder entsanken ihm und stundenlang blieb der Körper des Kranken wie auf einer Folter, die ihm unablässig Seufzerlaute und wimmernde Klagen erpreßte.

Wenn die Schmerzen nachließen und er wieder zu sich kam, rang er die Hände und rief verzweifelnd aus: „Es geht nicht! Alle Arbeit ist umsonst! Ich kann nichts mehr zu Stande bringen!"

Und doch, wenn er wieder ein wenig Ruhe genossen, in Shakespeare gelesen und über dessen Werken gebrütet, ging er auf's Neue an seine Dramen und schuf, bis ein wiederholter Anfall ihn abermals auf die Marterbank seines Lagers riß.

So entstand der Nachlaß Otto Ludwig's. Auch sein Vorspiel zum historischen Schauspiel: „Friedrich der Zweite", „Die Torgauer Haide", eine der genialsten Leistungen, die wir auf dem dramatischen Gebiete besitzen und die noch keine Bühne aufgegriffen hat.*)

Am 22. Oktober 1863.

Frau Bertha Koberstein, die schöne und stets lebhaft angeregte Tochter des berühmten Maler Karl Friedrich Lessing, sprach gestern bei uns von ihrer Jugend im elterlichen Hause und berichtete da unter Anderem, daß ihr Vater es geliebt habe, in den Mußestunden von seinen Jungen aus volksthümlichen Geschichtsbüchern sich vorlesen zu lassen. Schilderungen von Schlachten und großen geschichtlichen Vorgängen konnte er nicht oft genug und nie ohne die gespannteste und laut geäußerte Theilnahme hören. Daß die weiblichen Mitglieder des häuslichen Zuhörerkreises diese Vorlesungen langweilten, kümmerte ihn gar nicht; ja, er und seine ihm gleich empfindenden Knaben wurden das in ihrer Begeisterung nicht einmal gewahr.

Am 23. Oktober.

Gestern brachte mir Franz Anton Lubojatzki sein neuestes Buch: „Ein Jahr aus dem Leben August des Starken." Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß mehrere Romane, welche unter dem Namen Carion bei Brockhaus erschienen, von ihm herrührten. Gutzkow

*) Ich ließ diesen dramatischen Prolog später in Stuttgart beifältig aufführen, ohne irgend eine Nachfolge zu finden. Was könnten die Meininger daraus machen!

hatte ihm gerathen, sich mit seinen Werken an diese Verlags-Buchhandlung zu wenden. Er schickte „Die Gräfin Cosel“ ein und erhielt sie ungelesen zurück. Nun sandte er „Maria Theresia“, ohne sich zu nennen, das Packet mit einem adligen Wappen und dem vornehmlässigen Bemerken ein: der Verfasser wohne auf dem Lande, würde aber wöchentlich einige Male den Diener zur Stadt schicken, um sich auf der Post den Bescheid unter den und den Buchstaben abholen zu lassen. Der Bescheid und zwar ein günstiger erfolgte bald. Als man den Vertrag abschloß, bestanden die Brockhaus auf die Nennung des Autors und dieser nahm nun die Maske ab und gestand seine List, fest überzeugt, daß man seinen Roman ihm zurückgeben werde. Man schämte sich wohl aber und behielt ihn, doch nur, indem man einen andern Namen für den Titel verlangte. So nannte Lubojatzki sich Carion.

Am 28. März 1865.

Wenn man weit in die Geschichte zurückblickt, so muß man bei ruhiger Ueberlegung zu der Ansicht kommen, daß das deutsche Volk seither gewissermaßen der Wall und Sturmblock war, an dem die Mehrzahl der großen Eroberer und Völkerstürme sich gebrochen haben. Die Römer, die Mongolen und Türken, das Papstthum, Napoleon und andere geschichtliche Gewalten sind am deutschen Volke mit ihren weitgreifendsten Unternehmungen gescheitert. Das deutsche Volk ist, wie es scheint, die Festung der Menschheit, in der ihr guter Genius sich verschanzt hält. Möge es so bleiben!

Am 29. März 1865.

Eine gewisse Großartigkeit, die für die deutsche Tragödie nöthig ist, scheint unsern heutigen Schauspielern ganz abhanden zu kommen.

Die realistische Richtung mit ihren kleinen, der Natur abgelauschten Zügen beeinträchtigt in ihrem heutigen Ueberschwange eine gewisse großartige Durchführung solcher Gestalten. Man giebt ihnen allerdings mehr wirkliches Fleisch und Blut, mehr vom Wesen des natürlichen Menschen, aber es geschieht auf Kosten eines großen Styls, auf Kosten der mächtigen Anlagen und Aufstellungen, mit denen der Dichter sich in seiner Dichtung getragen. Es wird alles Diminutiv, aus dem Alfresko ein Miniaturbild, das dramatische Quarto zum Taschenformat.

Die ganze Art zu spielen erfordert heut zu Tage, unserem Ermessen nach, einen neuen Aufschwung. Wir sind in Gefahr, den eigentlichen Kothurn zu verlieren. Nachgerade fangen wirklich die tragischen Schauspieler auszusterben an und nur noch Darsteller des Conversationsstückes übrig zu bleiben. Hierin liegt auch vornehmlich das stärker und stärker werdende Schwinden des Geschmacks für die Tragödie im Publikum. Die Tragödie packt und ergreift die Leute nicht mehr; der große Eindruck, den sie ehedem zu machen pflegte, ist dahin. Man fühlt sich derselben flau und antheilnahmlos gegenüber und daher weicht man ihr aus, indeß man das Lustspiel und Conversationsstück sucht, das, besonders gut gespielt, beständig reizt und anzieht.

Am 4. April 1865.

Wenn man die jüngst zu Paris im gesetzgebenden Körper gehaltenen Reden von Adolph Thiers, Emil Ollivier u. A. liest, so kann man nicht umhin, sich zu sagen, daß es der Geist und Athem der Freiheit ist, der in diesen Worten ziemlich ungeduldig anfängt, an die geschlossenen Pforten des zweiten Kaiserreiches zu klopfen. Die Situation erinnert an den Auftritt in Shakespeare's „Macbeth", in der Macduff und Lenox an das Schloßthor pochen, um König Duncan zu wecken. Auch Thiers, auch Ollivier pochen an die Thür des Napoleonismus, um zu sehen, ob dahinter die Nation noch lebt oder ob eine verwegene, kronenräuberische Hand ihr das Lebenslicht ausgeblasen. Es ist ein entscheidender Moment des zweiten Kaiserreichs. Das zweite Kaiserreich muß im Stande sein, die Nation der Welt zu zeigen oder bekennen, daß es zu seiner Behauptung gemeint hat: dieselbe aus dem Wege räumen zu müssen. Die Zeit der Nacht und des Schlafs ist vorüber. Der Hahn hat gekrähet, der Morgen beginnt zu dämmern; Duncan soll sich von seinem Lager erheben. Duncan! Duncan! Das ist der Ruf, der durch ganz Frankreich schallt, so verschiedenartig er auch immer zum Ausdruck kommt.

Thiers' große, mit ununterbrochener Aufmerksamkeit von der Majorität angehörte Rede war ein solcher Ruf, ein glänzendes Plaidoyer für die Freiheit — die politische Freiheit, die Frankreich gegenwärtig nicht besitzt, aber mit jedem Tage schmerzlicher vermißt und nachdrücklicher zurückfordert, weil ohne dieselbe alle übrigen

sogenannten bürgerlichen Freiheiten ohne Garantie, alle materiellen Interessen sogar ohne Schutz sind. Thiers greift die Thronrede an, die so geringschätzend von den politischen Reformbestrebungen rede und dagegen so wohlgefällig alle Reformen auf administrativem, gerichtlichem, national-ökonomischem Gebiete aufzähle, und als einzig beachtens- und wünschenswerth anempfehle. Rechne man zu ihnen auch noch die Schlacht-, Back- und Theaterfreiheit, so könne man sich doch nicht des Gedankens erwehren, daß man sie nur darum in so freigebiger Weise spende, um die Aufmerksamkeit von den politischen Reformen abzuwenden. Die polischen Freiheiten müßten aber allen andern vorangehen, und zwar habe dazu jede Nation, die sich selber achte, zwei Gründe: ihre Würde und ihre höchsten Interessen.

„Wie wäre wohl," sagt Thiers, „eine Nation würdig, zu den civilisirten Nationen gerechnet zu werden, wenn sie vor allem nicht Sorge trüge, frei zu sein, und unter frei verstehe ich die den Staatsbürgern zu gewährende Garantie gegen die Willkür, und dann die selbstständige Bestimmung des eigenen Geschicks, die Selbstregierung, natürlich unter Sicherstellung der Monarchie. Wie, wir sollten unempfindlich gegen das hohe Interesse sein, unsere Mitbürger gegen jede Willkür sichergestellt zu sehen? Wie, wir sollten kein Verlangen tragen, in den Augen der Welt als die Herren unserer Geschicke zu gelten?"

„Das ist ganz unmöglich", fuhr der Redner fort. „Dann müßte die französische Nation inzwischen gestorben sein. Denn wenn sie lebt, so kann sie nicht umhin, ihre Würde und ihr Interesse im Auge zu haben, so kann sie nicht umhin zu verlangen, daß sie gefragt werde, wo es sich um ihren Ackerbau, ihre Manufakturen, ihren Seehandel, ihre Flagge, ihre Religion und Weltstellung handelt, mit einem Wort gesagt, wenn sie lebt, so muß sie in der Lage sein: sich selber zu regieren."

Zur Selbstregierung, argumentirt er, gehört jedoch eine gewisse Freiheit und diese zu fördern, wären durchaus die Utopien und ausgeklügelten Theorien nicht geeignet, von denen die Thronrede spreche.

„Was heißt: frei sein?" ruft Thiers und antwortet darauf: „Zunächst die Gewißheit haben, daß man auf eine wahre oder falsche Denunciation hin nicht nach einer Festung oder einer fernen Insel geschleppt werde. Frei sein, heißt sich eine Meinung über

die Angelegenheiten seines Landes bilden, und sie, unter der Gefahr der Verantwortung vor der Justiz, aussprechen können. Frei sein, heißt sich die Vertreter dieser Meinung wählen können, ohne, wenn man Beamteter ist, abgesetzt, wenn man von der Verwaltung irgendwie abhängig ist, in seinen Interessen belästigt zu werden. Frei sein heißt, wenn man sich den Vertretern der Krone gegenüber befindet, den Mund öffnen dürfen und nicht in der Unmöglichkeit sein, ihnen irgendwie eine Erklärung über die großen Staatsangelegenheiten abzuverlangen. Frei sein heißt, wenn man in der Republik lebt, das Staatsoberhaupt alle vier oder fünf Jahre wählen, wenn man in der Monarchie lebt, in der man an einen andern Herrscher weder denken kann noch soll, Minister vor sich haben, die man für die schlechte Regierung des Landes verantwortlich machen kann."

Man sieht: Thiers behauptet ungefähr, was die liberale Gesinnung überall zu unserer Zeit behauptet hat, nämlich, daß unsere Epoche vorzugsweise von dem Streben nach dem Constitutionalismus beseelt und sich in diesem auszuleben bemüht sei. Er weist bei dieser Gelegenheit auf alle andern Reiche Europas hin, indem er angiebt, daß alle mehr als Frankreich dem Constitutionalismus Rechnung trügen. „Und doch", schließt er, „fehlt es Frankreich nicht an den nothwendigen Elementen, um frei zu sein. Es vereinigt sie alle und wird sie so lange vereinigen, als die Lebenskraft in ihm dauert, und sollte es möglich sein, daß das Gebäude seiner staatlichen Institutionen nicht ausgebaut würde, so hätte es nicht am Baumaterial, sondern am Baumeister gefehlt! Allein ich weise diesen Gedanken von mir, denn es ist für die Völker eine Pflicht, die Hoffnung zu bewahren, wie für die Regierungen, sie ihnen zu belassen."

Die Rede Ollivier's ertönt in derselben Weise. Er betont besonders stark die Stimmung des Landes. Ein gewisses Unbehagen sei nicht zu verkennen, meint er: man sei nicht mißtrauisch gegen die Regierung, aber doch von der Ueberzeugung erfüllt, daß jede Macht ein Gegengewicht haben müsse. Man denkt an Eventualitäten, welche vielleicht noch ferne sind, aber doch gewiß einmal eintreten müßten, und das Land verlangt daher, daß die Wahrheit bis zu dem Fürsten dringe. Die ihn umgeben, kennen sie vielleicht nicht oder sie haben den Muth nicht, sie ihm zu sagen. „Und dann,

soll ein Volk, stolz wie das unsrige und empfindlich für seine Ehre, sich nicht verletzt fühlen durch einen Vergleich seiner Institutionen mit jenen der Nachbarländer, Belgiens, Hollands, der Schweiz, Italiens?" Redner versucht dann eine Reihe von Einwürfen zu widerlegen, die man gegen seine Ideen erheben könnte. Man würde sagen, dieselben wären edel, aber nicht praktisch; wenn die Regierung ihnen folgte, könnte sie auf einen verhängnißvollen Weg gerathen. Er glaube im Gegentheil: die Kunst zu regieren bestehe darin, im rechten Augenblicke den legitimen Ansprüchen eines Volkes zu genügen.

Er schließt mit der Ueberzeugung, daß der Kaiser mit dem Frieden auch zugleich die Freiheit proklamirt habe und daß also die Freiheit allein die nothwendige Krönung seines Werkes sein könne.

Niemand wird leugnen mögen, daß das starke Schläge an die Pforte des zweiten Kaiserreichs sind und daß es sich nun zeigen muß, ob Duncan lebt oder erschlagen ist.

Es sind nicht die Feinde des Napoleonismus, die diese Schläge ausführen, es sind Freunde desselben. Emil Ollivier war allerdings ein Republikaner; aber alle Welt weiß und seine Rede bezeuget es neu, daß er seine Fahne abgeschworen und ins Lager des zweiten Kaiserthums übergegangen. Für diesen Uebergang aber will er eine Garantie: den Constitutionalismus. Thiers hat immer Sympathieen für den Napoleonismus gehabt; seine Schriften, sein ganzes Thun und Handeln sind Belege dafür. Er hat eine zeitlang dem Imperialismus gegrollt, jetzt aber deutlich gezeigt, daß er Lust hat: sich mit ihm auszusöhnen und Friede zu machen. Aber freilich muß auch er eine Gewährleistung: den Constitutionalismus haben.

Wird der Kaiser den geben?

Der Augenblick der Entscheidung dürfte gekommen sein. Die Neigung zum Verfassungsstaat ist gegenwärtig in Europa stärker denn je. Frankreich wird sich von diesem Zuge nicht ausschließen können. Und überdies, was bleibt noch Napoleon?

Die Reihe seiner alten Anhänger lichtet sich. Die Männer des zweiten Dezember sterben einer nach dem andern fort. Es wird leer um seinen Thron und um diesen und seine Dynastie zu stützen, bedarf er neuer Freunde.

Wo kann er sie suchen?

Wenn er klug ist, nur auf derjenigen Seite, die mit der Strömung der Zeit und Geschichte geht. Der Widerstand läßt sich nicht verewigen. Auch für die Größe und unbeschränkte Macht kommt ein Moment, wo einzulenken ist und wo es nicht zu thun, das Verhängniß beschwören heißt. Sein eigener Oheim ist ihm ein Beispiel dafür: er beherzige es!

Am 26. April 1865.

Professor Hermann Semmig schreibt mir aus Orléans bezüglich Gutzkow's:

„Das Schicksal Gutzkow's wirft ein trauriges Licht auf das deutsche Schriftstellerthum. Nach so gewaltiger Thätigkeit es zu nichts gebracht zu haben, noch auf die Schillerstiftung angewiesen zu sein! In Frankreich wäre er ein Kapitalist wie Scribe, hätte sein großes Grundstück. Brockhaus hat nach deutschen Verhältnissen Alles gethan, was der Buchhändler thun kann. Aber das Theater zahlt auf die unehrlichste Weise. Dumas Sohn schreibt kaum alle Jahre ein Stück und wird reich davon. Eins scheint mir in Deutschland dem Bücherabsatz zu schaden: der hohe Preis der Bücher. In Frankreich kostet ein Theaterstück 1 Fr., höchstens 2 Fr.; ein gediegenes literarisches Werk 3 Fr. oder 3 Fr. 50 c., nur gelehrte Bücher machen eine Ausnahme."

Am 27. April 1865.

Unser Volk erhebt sich langsam und schwerfällig; seine ersten Schritte sind immer tappend und ungeschickt; wenn es sich aber gereckt und gestreckt und sich selbst zum Bewußtsein gekommen ist, erkennt man bald den Löwen, der brüllend seine Tatzen über die Geschicke des Erdballs legt.

Am 4. Mai 1865.

Kanzleirath Zschille erzählte mir neulich, daß König Johann von Sachsen in einem eigenhändigen Briefe an ihn sich unterzeichnet habe: „Ihr ergebener Johann." Auf der Adresse war das „Wohlgeboren" nicht vergessen.

Komisch ist, daß der König wie auch Beust eine so unleserliche Handschrift schreiben, daß Beide ohne Vermittelung Zschille's sie sich gegenseitig kaum zu entziffern vermögen.

Am 2. Juni 1865.

Herbert König berichtete uns gestern von dem Sybaritismus Richard Wagners und behauptete unter Anderem: er sei mit wohlriechenden Kissen ausgepolstert.

Am 20. Juni 1865.

Emil Bürde theilte mir kürzlich mit, daß es Ludwig Tieck's sehnlicher Jugendwunsch gewesen: Schauspieler zu werden, daß jedoch dessen Vater seine ganze Gewalt aufgeboten habe, ihn von dem Eintritt in diesen Beruf abzuhalten. Noch auf seinem Sterbebette ließ er sich von dem Sohne geloben: niemals die Bühne betreten zu wollen. Dennoch war einige Jahre darnach der Drang in Tieck zu den weltbedeutenden Brettern so stark, daß er einmal mit einem Freunde, wahrscheinlich Wackenroder, nach Hamburg reiste, um dort unter Schroeder einen Versuch zu machen. Kurz vor dem Eintreffen in dieser Stadt, auf der letzten Haltestelle der Post, fiel ihm der Freund aber um den Hals und beschwor ihn, des Gelübdes eingedenk zu sein, das er seinem sterbenden Vater gegeben. Beschämt und erschüttert, kehrte Tieck unverrichteter Sache nach Berlin zurück. Doch war auch jetzt seine Herzenssehnsucht noch nicht völlig überwunden, denn noch einmal trat ihm die Versuchung nahe und zwar, als er erfuhr, daß Goethe in Weimar die dortige Bühne leitete und mit den Stücken Shakespeare's große Erfolge erzielte. Mit der Rolle Richard des Zweiten im Kopfe eilte er dorthin, um als solcher unter einem angenommenen Namen aufzutreten. Allein kurz vor der Vorstellung erkrankte er und da er das für eine üble Vorbedeutung und als Strafe für den Bruch des dem Vater gegebenen feierlichen Versprechens nahm, verzagte und entsagte er zum zweiten Mal. Da er jedoch die für den Schauspieler vorgenommenen Studien nicht vollständig unverwerthet lassen wollte, fing er von da an dramatisch vorzulesen und zwar mit wechselnden Stimmen so bezeichnend und charakteristisch vorzüglich, daß man wohl von ihm sagen darf: der hervorragendste dramatische Künstler Deutschlands habe den Schauplatz des Theaters nie betreten.

Nichtsdestoweniger blieb derselbe immer seine Welt und Schauspieler sein liebster Umgang. Als Bürde ihn acht Tage vor seinem

Tode zum letzten Male sah, sprach er noch eine Stunde mit Entzücken von Fleck, den er bekanntlich hoch verehrte.

Es ist übrigens unbegreiflich, daß dieser ausgezeichnete Dramaturg keine irgendwie durchgreifende Bedeutung für unser Bühne gewonnen hat, selbst da nicht, als er am Hofe König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen dessen besondere Theilnahme dem Theater zuzuwenden so glücklich war. Man muß die erste Aufführung vom „Sommernachtstraum“ im neuen Schlosse zu Potsdam erlebt haben, wie ich, um sich eine Vorstellung von der begeisternden Wirkung derselben zu machen und zu erstaunen, daß so etwas ohne Folgen bleiben konnte. Als der König am Schlusse der Vorstellung klatschte, brach ein allgemeiner Beifallssturm los und als Tieck und Mendelssohn, der Einstudirer und der Schöpfer der herrlichen Musik, sich verbeugten, sah es fast so aus, als bedanke sich König Friedrich Wilhelm mit, so vergnügt erschien er zwischen beiden.

Es lag damals wie ein Frühlingshauch der Geister über Preußen. Es gab ein großes Pfingstfest der Zeit, dessen Jubelklänge aber leider im wüsten Getobe einer Revolution und im unverständlichen Gemurmel des Wahnsinns verhallen sollten.

Am 12. Juli 1865.

Das große Dresdener Sängerfest wie alle nationalen Feste Deutschlands in heutiger Zeit bekunden zunächst und vor Allem, daß unser Volk in seinem innersten Wesen nicht nur den Wunsch, nein, das Bedürfniß trägt: seine Zusammengehörigkeit und Einheit weit hin und so glorios als möglich zu manifestiren. Man will sich selbst und der ganzen Welt bekunden, daß man in Deutschland anfängt: sich als Volk zu fühlen und daß man dieses Gefühl anerkannt und gewürdigt wissen will. Auch unser Sängerfest ist im Grunde nur eine Demonstration, die schönste, die heiligste, die eine Nation geben kann: die Demonstration, daß der Deutsche, nach dem Wort seines großen Lieblingsdichters: „ein Volk von Brüdern sein will“, daß er „mächtig“ in sich den „Trieb zum Vaterlande“ empfindet, daß er es „festhält mit seinem ganzen Herzen“ und darin allein „die starken Wurzeln seiner Kraft“ allmälig wahrzunehmen und zu schätzen gelernt hat.

Es ist nicht zufällig, nicht von ohngefähr, daß die Deutschen seit geraumer Zeit sich gewöhnt haben, im Angesichte der großen

Volksfeste, die sie begehen, in Aussprüchen und Versen Schillers zu sprechen. Daß viele, viele Tausende ihn auch jetzt bei unserem Sängerfeste nicht vergessen, ihn bald hier, bald da mit seinen Worten anführen, muß nothwendig sofort auch hier erkennen machen, daß es sich bei diesem Feste noch um etwas mehr, als bloßes Singen handelt. Mit Recht hal Gustav Kühne in seiner Charakteristik Schiller's gesagt: „Nie hat ein Dichter irgend welcher Zeit so vertraut zu seinem Volke gestanden, wie Schiller. Mit den Worten Schiller's begrüßt der Deutsche das neue junge Leben an der Wiege, begleitet es über alle großen Wendepunkte hinaus und giebt dem Scheidenden den letzten Gruß. Schiller's Wort geht wie Glockenruf durchs deutsche Land, seine Muse ist das Gewissen der Nation. Ueber die Geheimnisse des Seelenlebens, über die Conflikte der Leidenschaften unter den Geschlechtern, über die Mysterien der Gesellschaft müssen wir die Bücher anderer Weisen aufschlagen. Aber in allen Momenten, die offen und frei zu Tage liegen, in allen Momenten, wo der Mensch zum Menschen tritt, der Bürger sich an den Bürger reiht, da ist Schiller der Freund, der Führer und Lehrer. Wo die Schranken des Egoismus fallen, der Einzelmensch aus dem eingepfählten Kreise des Familienlebens in ein größeres Ganzes tritt, seinen Blick auf das große Ganze des Vaterlandes richtet, ja, wo er eine Frage frei hat an die Menschheit: da ist Er der Priester, der die Weihe bringt, das menschliche Thun heiligt, die Hände, die sich zum Bunde schließen, segnet."

Es ist dies das Schönste, Rührendste, Glorreichste, was von Schiller gesagt werden kann. Ohne Zweifel auch das Richtigste. Schiller lebt im Volke und in jedem Einzelnen, so weit er in sich das Gefühl des Volkes trägt. An seiner Liebe zu unserem nationalen Dichter, läßt sich der Grad seiner Volksgehörigkeit abschätzen. Wo aber diese Volksgehörigkeit sich zum vollen, zum leuchtenden Ausdrucke bringt, da macht es sich ganz von selbst, daß Schiller auch sogleich der Mann des Tages, der Genius ist, dem Alles sich beugt, dem Alles laut oder im Stillen huldigt.

Auch bei unserem Sängerfest ist Schiller, unser geliebter Schiller, geistig unter uns. Tausendfältig wird man an die Aussprüche in seiner „Jungfrau von Orleans", in seiner „Braut von Messina", in seinem „Tell", seinem „Liede von der Glocke", seiner

Ballade „Die Kraniche des Ibykus" u. s. w. u. s. w. erinnert. Mitten unter den Sängern, den Hörern, mitten unter den Festmahlen, den Verbrüderungen ertönen seine Verse, seine Sentenzen und seine Lieder und dies Ertönen kann und muß uns beweisen, daß das Fest eine politisch-ideale, eine national-moralische Bedeutung hat.

Sei man derselben eingedenk, werde man sich ihrer vollbewußt. Nur allein, wenn das erste große deutsche Sängerbundesfest im Geiste Schillers begangen wird, wird es eine wahrhafte Epoche zu haben und zu machen vermögend sein! Ohne denselben wäre und bliebe es eine Spielerei, vor welcher unser Volk zu erröthen hätte!

Am 29. Oktober.

Es ist traurig, aber leider wahr, daß noch jedes Mal, wenn die beiden deutschen Großmächte sich vereinigten, Deutschland das im freiheitsfeindlichen Sinne zu empfinden gehabt hat. Eine Allianz zwischen Berlin und Wien ist immer nur ein politischer Rückschlag, ein Staatsstreich gegen den Liberalismus gewesen.

Die moderne Geschichte unseres Vaterlandes belegt das auf jeder Seite, und um diesen historischen Beleg begreiflich zu finden, ist nichts weiter nöthig, als auf die Vergangenheit zurück zu blicken.

Oesterreich ist die staatliche Legitimität; Preußen der staatliche Emporkömmling. Preußen ist nur auf Kosten Oesterreichs zur Großmacht geworden. Die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen hat dem Kaiserstaate nicht nur Land und Leute, sondern auch das Ansehen der allein in Deutschland gebietenden und maßgebenden Regierungsgewalt gekostet. Man lernte dadurch gewahren, daß es neben dem Kaiserthume noch einen andern bestimmenden Factor, eine zweite deutsche Hausmacht gab, die ein Wort in die deutschen Geschicke dreinzureden sich wohl herausnehmen durfte.

Von diesem Schlage hat sich das Haus Habsburg nie erholt, obschon es der beständige Wunsch und Lebenstraum Maria Theresia's und ihrer Kinder, mit einziger Ausnahme Joseph's war, Schlesien Preußen wieder abgejagt und Friedrich II. gedemüthigt zu sehen. Oesterreich's damaliges Wegwerfen an Frankreich, Maria Theresia's Briefwechsel mit der Pompadour hatten nur diesen Zweck. Selbst die junge Marie Antoinette schwelgte zu Versailles in dem Gedanken: dem Preußenkönige durch die Hilfe Frankreichs Schach zu bieten.

Die Geschichte hat indeß solchem Verlangen keine Folge geleistet. Die Revolution und die Freiheitskriege gaben Preußen gewissermaßen die großmächtliche Bluttaufe und befestigten dasselbe in seiner Stellung so sehr, daß sogar Metternich's ganze, auf Preußens Niederducken gerichtete Staatskunst nichts Wesentliches mehr auszurichten vermochte. Sie verkürzte und verkümmerte den Staat Friedrich's des Großen, indem sie ihm unsichere Grenzen und einen vielfach zerstückelten Ländercomplex zuwies, sie benutzte kopflose Staatsmänner zu Berlin, ihn in Zwiespalt mit sich selbst zu setzen, seiner historischen Aufgabe zu entfremden und schließlich in das Bockshorn der Karlsbader Beschlüsse zu jagen, die eine furchtbar unheilvolle Wirkung auf ihn ausübten. Allein auch diesen und allen anderen Fallstricken ward Preußen durch das Jahr 1848 entrissen und so wenig hatten alle Intriguen Metternich's genutzt, daß, als es 1849 darauf ankam, Deutschland einen neuen Kaiser zu geben, die Paulskirche in Frankfurt a. M. ihre Abgesandten nach Berlin an den Thron Friedrich Wilhelm IV. schickte.

Diese Vorgänge wird und kann Oesterreich nie vergessen; es kann auch nicht vergessen, daß der König Wilhelm von Preußen durch sein Wegbleiben vom Fürstencongreß dessen ganze Absicht in die Luft gesprengt hat.

Oesterreich und Preußen sind nun einmal ebenso natürliche als systematische Gegner in Deutschland; sie kämpfen beständig um den Einfluß und die Macht darin. Wie es aber im gewöhnlichen Leben geht, daß zwei Streitende, wenn sie ja sich vereinigen und gemeinschaftliche Sache machen, das nur thun, um die Unterdrückung eines Dritten zu bewerkstelligen, so geschieht das auch mit Oesterreich und Preußen, die, wenn sie sich verbinden, ihr Bündniß immer nur errichten, um die Freiheitsbestrebungen Deutschlands zu ersticken.

Am 22. November 1865.

Wir Deutschen machen die Geschichte nicht in Sprüngen, nicht zu Pferde, sondern zu Fuß und Schritt für Schritt. Wir sind das Fußvolk der Civilisation; der Franzose die leichte Cavallerie, der Engländer die Marine. Wir bilden auf dem großen Feldzuge der Menschheit das Mitteltreffen, die starke Stellung der Schlachtlinie, auf welche sich die zurückgeschlagenen Colonnen immer als Stützpunkt wieder zurückwerfen müssen. Wenn wir einmal weichen,

ist ganz sicher Alles verloren und die Flucht eines ganzen Jahrhunderts gewiß.

Darum gilt es für uns langsam, aber fest vorzurücken. Wir tragen in unsern Reihen das Palladium der Zukunft. Also Stand gehalten und behutsam marschirt! Wir marschiren nicht an der Spitze der Nationen, wie das die Franzosen so oft selbstgefällig von sich behaupten, wir marschiren als Centrum derselben, daher in geknäulter Massenhaftigkeit, festgeschlossen, an uns haltend. Unser Sturmschritt ist das Signal zur Enscheidungsschlacht; der kann nur in großen, entscheidenden Momenten eintreten. Für gewöhnlich gilt es, im Gliede zu bleiben und auf das Commando zu hören, das aus dem Zelte des Feldherrn schallt.

Darauf kommt es auch jetzt wieder an. Das Volk darf sich durch gewisse Generälchen in bunten Uniformen nicht irre machen lassen; es muß dem Rufe seines rechtmäßigen Generalismus, seiner nationalen Ueberzeugung folgen.

Am 23. November 1865.

Oesterreich strauchelt stets auf dem Wege zur Freiheit, Preußen auf dem der Reaction und dies lediglich, weil dem Letzteren schließlich immer der Geist seines Volkes hindernd entgegentritt, jenem aber das selbstverschuldete Verhängniß, die unverwundene Verschiedenheit der Völkerschaften, die Nemesis der Metternich'schen Politik. Es ist eine sich stets auf's Neue belegende Thatsache: wenn Oesterreich die Bahnen des Fortschritts betritt, arbeitet es Preußen in die Hände; wenn Preußen in die Gleise der Umkehr lenkt, arbeitet es für die Macht des Hauses Habsburg.

Am 31. Januar 1866.

Die kürzlich vom Kaiser Napoleon verlautbarte Thronrede ist vielfachen Erörterungen unterworfen worden und mag auch hier ein Gegenstand der Betrachtung sein.

Liegt in ihr doch ein gewisses Etwas, das sich nicht gerade genau bezeichnen läßt, immerhin aber einen gewissen fatalistischen Anstrich hat. Es ist als ob in ihren Worten ein dunkler, geheimnißvoller Geist dahinrauschte und Dinge wahrnehmen und erkennen ließe, die erkennen und wahrnehmen zu lassen nicht in der Absicht des hohen Redners gelegen hat. Seine Rede offenbart

einen ganz anderen Sinn, als sie ausdrückt, sie gestikulirt gewissermaßen anders, als sie spricht. Was sie klüglich in ihren Phrasen und Wendungen verbergen und vertuschen will, das tritt beinahe mit erschreckender Nacktheit vor die Augen der Welt. Sie macht so zu sagen Bekenntnisse wider Willen. Sie ist darum ohne allen Zweifel auch eines der interessantesten Aktenstücke, welche das zweite Kaiserreich geliefert und vielleicht epochemachender, als man glaubt. Fast sieht es so aus, als ob hinter ihr etwas, wie ein Verhängniß stände, zunächst bleich und schemenhaft, in Wolken und Nebel gehüllt, aber bei nächster Gelegenheit vielleicht Gestalt und Erscheinung gewinnend.

Nicht ganz mit Unrecht hat die „Kreuz-Zeitung“ in Bezug auf diese Rede geschrieben: „Das Kaiserthum wird alt und Frankreich wieder jung.“ Es liegt in diesem Schlagwort in der That eine Art von Sinn. Der Kaiser verräth allerdings Spuren des Altwerdens. Er wird bis zu einem gewissen Grade geschwätzig, nicht nur in den Vorreden zu seinen Büchern, sondern auch in seinen Thronreden. Nicht wie sonst überraschte er die Welt durch politische Orakel und Verheißungen, durch gewagte Aussprüche und Ansichten, vielmehr bemüht er sich, über sein eigenes Thun und Treiben Aufklärung und verständigende Mittheilungen zu machen. Er plaudert so zu sagen aus seiner eigenen Schule, das Wort „Schule“ ganz wörtlich genommen. Er wird wirklich ein wenig zum Schulmeister seiner Nation, zum Erzieher Frankreichs. Frankreich, das ungeduldig nach Freiheit und der verscherzten Selbstregierung ringt, Frankreich muß sich von Napoleon zurecht gewiesen und abgekanzelt sehen, es muß vernehmen, daß es zu all diesen Dingen nicht reif und fertig, daß es erst noch gebildet und sittlich gemacht werden muß — Aussprüche, die, wie zu fürchten, nur allzu leicht den Franzosen lächerlich erscheinen werden und lächerlich in den Augen der Franzosen erscheinen, was heißt das anders als unmöglich vor ihnen werden? Ihnen von ihrem Ruhm, von ihrer Tapferkeit, von ihrer Weltbeherrschung sprechen; ihnen vorfabeln, daß sie das erste Volk der Welt, daß sie die Avant-Garde der Nationen seien; daß sie Krieg und Frieden in den Falten ihres Mantels tragen; daß sie sprechen und der Erdball ihnen lauschen müsse — dies und vieles andere mehr oder weniger abgeschmackte Zeug mag man den Franzosen vorerzählen und damit im Stande sein, sie zu begeistern

und hinzureißen. Sie sind es gewohnt und lieben es sich schmeicheln zu lassen — es ist eine Sache, die ihnen gefällt, und darin kann man nicht leicht zu viel thun.

Aber etwas Anderes ist es, ihnen zu sagen, daß man sie erziehen wolle. Sie haben der Erziehung von jeher gespottet. Sie respektiren den guten Reiter, den kecken General, den Abenteurer und vielleicht sogar den Farceur, aber ganz sicherlich nicht den Schulmeister und am wenigsten auf dem Throne. Der Thron Frankreichs muß glänzen und strahlen, flimmern und prunken mit Worten und Thaten. Es muß Geräusch und Lärm darauf und darum sein, Kanonen müssen donnern und Trommeln wirbeln; zu Zeiten darf wohl auch der Glücksritter und sogar das Verbrechen sich in den Faltenwurf des Purpurs darauf drapiren. Aber der Philosoph, der Schullehrer wird vor ihnen immer eine erbärmliche Rolle spielen.

Und ist es nicht eben diese Rolle, welche Kaiser Napoleon gegenwärtig in den Tuilerien zu spielen beginnt? Ja, er beginnt sie sogar mit einer gewissen Gereiztheit und Empfindlichkeit zu spielen, Dinge, die das Volk von Frankreich sehr wenig verträgt und welche überdies beweisen, daß Napoleon III. zu Zeiten in schlaflosen Nächten bange Gedanken hat und einen finsteren Geist an sich herantreten fühlt, der ihn keineswegs so sicher sein läßt, als er sich zu sein den Anschein giebt.

Er hat in seiner Thronrede zu verstehen gegeben, daß ihm seine Dynastie mit Recht gesichert dünken könne, da er in Algier gewesen und die Kaiserin ruhig und glücklich die Regentschaft geführt.

Aber indem er seine Genugthuung darüber ausspricht, oder aussprechen will, deutet er nicht vielmehr damit an, daß er dennoch Zweifel darin setze? Was will eine so kurze Spanne Zeit, als diejenige ist, welche die Regentschaft der Kaiserin umfaßt hat, bedeuten? Um die Festigkeit derselben zu erproben, müßte sie unter ganz anderen Verhältnissen stattgefunden haben. In Tagen, wie die Februarrevolution sie bot, in denen die Regentschaft der Herzogin von Orleans in Frage kam, läßt es sich erkennen, ob eine solche Staatseinrichtung dauernd ist oder sein kann. Ein Versuch in stillen Tagen und im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist sicher nicht entscheidend, und durchaus nicht geeignet, ruhiges Vertrauen zu erwecken.

Einem Geiste, wie Napoleon III., kann das ohne Zweifel nicht entgangen sein, und wenn er trotz dessen dieses ruhige Zutrauen dennoch ausspricht, so kann man nicht anders glauben, als daß er die Welt damit verblenden wolle. Er will der Welt und namentlich den Franzosen dies ruhige Zutrauen einflößen, aber da man die Absicht merkt, wird man da nicht verstimmt und auf die wunde Stelle aufmerksam gemacht werden, die er gerade verbergen wollte? Und wie hat er sie verbergen wollen?

In demselben Augenblicke und Athem, in und mit dem er die Erziehung des französischen Volkes als das Programm seiner Regierung aufstellt, in demselben Augenblicke und mit demselben Athem verwirft er Freiheit und Selbstverwaltung, um den Freihandel zur ausschließlichen Grundlage aller sittlichen Entwickelung und jedes gesunden Fortschritts, gewissermaßen zur Panacea der Zukunft zu machen. Die „National-Zeitung“ entgegnete hierauf mit Recht: „Man kann sich denken, daß ein Staatsmann nach den Anschauungen oder Bedürfnissen der Zeit in erster Linie die Befriedigung des Handels und der Industrie betont, um von da aus zu den übrigen Forderungen einer freien staatlichen Entwickelung zu gelangen. Aber es ist ein äußerst beschränkter Gesichtspunkt, die Freiheit auf dem Gebiete der Industrie nach Kräften fördern und von allen übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens absperren zu wollen.“

Gewiß ist es eine große Sache, Handel und Gewerbe eines Volkes zu heben und blühend zu machen, aber wenn damit nicht zugleich die geistigen Güter in's Auge gefaßt und begünstigt werden, wenn nicht Presse und politische Rede, wenn nicht Lehrstuhl und Kanzel frei und groß im Geiste der Zeit sich offenbaren dürfen, so wird schließlich mit allen Vergünstigungen des Freihandels doch nur jener lüderliche Materialismus gepflegt werden, der heutzutage in der Literatur, dem Theater, der Mode, der Demi-Monde, und den sonstigen Ausschweifungen einer ausgehöhlten Gesellschaft in Paris und in ganz Frankreich in so erschreckendem Grade zu Tage gelegt erscheint.

Es ist entschieden Napoleon nicht günstig, daß seine zuletzt gehaltene Thronrede dem ehemals so stolzen Frankreich Etwas wie ein Bedauern Europa's und der ganzen Welt zugezogen hat. In mehr als einem Blatte ist neuerdings der Titel der Rogeard'schen

Gedichte „Pauvre France“ aufgetaucht. „Armes Frankreich!“ lautet das Echo, das der Senats-Eröffnungsrede des Kaisers entgegenschallt. „Armes Frankreich!“ ruft man in Deutschland, in England, in Amerika, und dieser Ruf des Mitleids, der stärker und stärker werden dürfte, möchte bald den Franzosen zuwider werden. Die Franzosen ertragen viel; sie ertragen verketzert, verhöhnt, gehaßt zu werden, aber sie ertragen nicht bemitleidet und bedauert zu sein.

„Armes Frankreich!“ — In diesen Worten liegt vielleicht das Verhängniß der Napoleoniden.

Am 25. März 1866.

An alle Regierungen Frankreichs kommt in gewissen Wendepunkten, so zu sagen an den Kreuzwegen der Geschichte, finster und unheimlich das Gespenst von 1789, in das blutige Leichentuch der Revolution gehüllt, herangetreten.

Dieses Gespenst ist bis jetzt von keiner Regierung, welcher Art sie auch immer gewesen, gebannt und beseitigt worden. Man hat es eine Zeitlang unbeachtet lassen und den Blicken der Welt verbergen können, allein nie hat man vermocht, es zu beschwichtigen oder zu beseitigen. Das erste Kaiserreich, die Restauration, Ludwig Philipp, die zweite Republik, alle haben Auge in Auge mit 1789 gestanden und sind, da sie nicht aufrichtigen Willen, noch Verständniß genug besaßen, die Erscheinung ihrer vollen Bedeutung nach zu würdigen, von ihr über den Haufen geworfen und weggeblasen worden.

Es wird nie eine Revolution umsonst gemacht und wenn sie gemacht ist, will sie ihre Consequenzen gezogen und ausgetragen wissen. Nur diejenige Regierung wird sich zu behaupten und wahrhaft zu befestigen im Stande sein, die ihr die nothwendige historische Rechnung trägt.

Napoleon I. ist es gewesen, der, nachdem er die Revolution geschlossen, ihre Prinzipien und Rechte unter seiner Gewaltherrschaft ersticken ließ. Seitdem geht der Geist derselben, wie der des alten Hamlet zu Helsingör, im Hause Frankreichs um und zeigt sich immer, wenn irgend eine Entscheidung im Schicksal dieses Staates getroffen werden soll. Die Restauration und die Bourbonen meinten einfach das Gespenst leugnen zu können. Sie thaten, als wenn es für sie nicht da wäre und sie nichts anginge. Sie boten ihm mit

ihren Ordonnanzen Trotz. Das Bürgerkönigthum versuchte ihm aus dem Wege zu gehen und ihm ein Schnippchen zu schlagen. Die zweite Republik hatte nicht die gehörige Geistesgegenwart, sich ihm zu stellen. Sie Alle wurden daher auch schließlich von ihm gestürzt.

Wie ich voraus gesehen, so kommt nun 1789 auch auf die Terasse des zweiten Kaiserreiches, dort die Bernardo's und Marcellus, so wie manchen edlen Horatio um Mitternacht durch sein schweigsames und schauervolles Dahinschreiten zu erschrecken. Es geht in kriegerischer Gestalt, in vollem Harnisch; es zeigt ernste, kummervolle Züge. Es fragt: ob man es verstehen und seiner achten wolle.

Niemals hat sich das mehr und deutlicher gezeigt, als in der jüngsten Rede, welche Jules Favre im gesetzgebenden Körper zu Paris gehalten. Bleichen Aussehens und düster betrat er den Rednerstuhl, um $2^1/_2$ Stunde lang dem Kaiserreich in das Gewissen zu reden und mit dem Finger auf 1789 zu deuten. „Ihr bekennt Euch mit den Lippen zu 1789", rief er in die lautlose Stille der Versammlung hinein, „aber die Prinzipien desselben stehen nur als Aushängeschild über den Thoren unseres constitutionellen Baues; das Innere ist ein Hohn auf die theuer erkauften Rechte!"

Die ganze Rede dieses Oppositionsmitgliedes ist zu wichtig und commentirt in zu eingehender Weise die Anschauungen über die derzeitigen Verhältnisse in Frankreich, als daß ich umhin können sollte, daraus einige Auszüge hier festzuhalten. Man muß aus ihnen erkennen, wie allerdings die stillen Tage des Empires im Begriffe sind, zu Ende zu gehen und wie das politische Leben im französischen Volke zu erwachen beginnt. Es sind die ersten schweren Athemzüge, die es thut. Man muß von ihnen Kenntniß nehmen, um sich eines schönes Tages nicht von den Ereignissen überraschen zu lassen, die in ihnen ihre Schatten im Voraus werfen. Es ist durchaus nicht unwichtig, Jules Favre sagen zu hören, daß das Kaiserthum starr geblieben, daß sein Programm in keinem Theile Wirklichkeit geworden, daß die Franzosen weiter als am Tage nach dem 2. December von der Freiheit entfernt seien, ja sogar die Hoffnung auf sie eingebüßt hätten.

Die großen Staatskörper — rief er — sind um alle Geltung gebracht worden, und wenn man sie befragt, so thut man um so

mehr das Gegentheil von dem, was sie wünschen. Die Geschicke, die Ehre, die moralische Größe und Würde des Landes sind einem allmächtigen Willen und den Launen der Willkür anheimgegeben. Der Kaiser allein ist verantwortlich; aber diese Verantwortlichkeit ist blos ideel, wenigstens wenn nicht Jeder ihm mit Mannesmuth die Wahrheit sagt; wenn nicht sein Verfahren, möglicher Weise seine Fehler, Angesichts des Landes, das der alleinige Richter ist, geprüft werden! Angesichts des Landes als Mandator der Nation will ich daher zum Souverän reden. Dies ist die einzige Unterredung, die seiner, meiner und des Landes würdig! . . . Ich benutze sie, um darzuthun, daß sie Gewalt zur Grundlage hat: die Achtung vor dem Willen des Menschen und vor dem freien Gebrauche der menschlichen Eigenschaften, die Identität der Gewalt und der Freiheit ist eine nothwendige Schlußfolgerung. Die Gewalt ist also nicht legitim, wenn sie nicht aus freiem Willen angenommen wird und wenn sie nicht als alleinigen Zweck die Entwickelung aller menschlichen Freiheiten im Auge hat. Hat die Autorität in unserem Lande diese Fundamentalbedingung ihrer Geltung stets im Auge gehabt? Die Constitution von 1852 in der Hand, was sehen wir heute? Einen Staatschef, der sein Mandat der freien Zustimmung der Nation verdankt; die Gewalt wurde dem Souverän nur zu dem Zwecke verliehen, damit er die Freiheit entwickele. Was bezeichnet die Freiheit am meisten? Die Trennung der Gewalten. Ueberall, wo diese Trennung verkannt ist, herrscht der Despotismus. Als der Präsident der Republik es für nöthig hielt, die Nationalversammlung aufzulösen, maß er in seiner Botschaft an das französische Volk nicht der Preßfreiheit, nicht der Vereinsfreiheit die Schuld bei, nein, er beschuldigte die Versammlung, sie habe sich allmächtig machen wollen, sie habe alle Gewalten an sich gerissen und vermengt. Dieser Aufruf an das Volk war also ein Protest gegen den Despotismus für die Freiheit. Dies ist so wahr, daß der erste Schritt der neuen Regierung die Abschaffung des Gesetzes vom 31. Mai und die Einführung des allgemeinen Stimmrechts war. Aber statt Frankreich Hoffnungen auf Freiheit zu geben, sagt man ihm, Alles sei in dieser Beziehung zu Ende. Und es scheint allerdings so. Die vollziehende Gewalt ist Herr über das Leben der Zeitungen; sie kann dem Baume die Wurzel abschneiden oder ihn fällen, wenn sie ihn hat wachsen lassen. Und das nennt

man das System von 89! Man sollte es richtiger die Verneinung und eine Parodie auf 89 nennen.

Der Schluß der Rede Favres schildern in ergreifenden Worten den inneren Verfall, der die Folge des bisherigen Systems ist. Sich direct an die Träger desselben wendend, ruft er mit furchtbarer Wahrheit aus: „Welche Zustände, haben Sie uns im Innern Frankreichs geschaffen? Bald sagen Sie, die Leidenschaften seien völlig beschwichtigt, bald sprechen Sie von dem dumpfen Groll der Parteien, die fortwährend in Waffen ständen, so daß auch die Freiheit fort und fort verweigert werden müsse. Seien Sie doch consequent! Wenn Sie öffentliche Sitten wollen, so schaffen Sie zunächst Bürger, und wollen Sie Bürger haben, so schaffen Sie Einrichtungen, in denen sie erzogen werden können. Sagen Sie nicht immer: Frankreich ist reich und Frankreich ist glücklich! Ja, Frankreich ist des kriegerischen Ruhmes übersatt. Ja, es kann mit Recht von sich sagen, daß die Wissenschaft seiner Denker, seiner Staatsmänner und aller Derer, die zu seinem Ruhme beigetragen, sein Wohlergehen auf den höchsten Punkt gebracht hat. Aber ist dies Alles? Bedarf es nicht auch der sittlichen Würde? Und sichern Sie ihm diese? Hätte ich nicht, wenn ich die moderne Literatur, den Spiegel der Sitten, befragen wollte, der Kammer ergreifende Beobachtungen vorzuführen? Sie haben die Theaterfreiheit verkündet, aber mit der Censur machen Sie aus der Bühne, was Sie wollen. Und was machen Sie daraus, großer Gott? Sie zwingen einen Ehrenmann, sich aus diesem privilegirten Tempel zu entfernen, indem er Ihnen die Beleidigung ins Gesicht schleudert, daß Tugend und Treue als nicht zeitgemäß auf die Bretter nicht zugelassen werden. Was haben Sie überhaupt aus der französischen Bühne gemacht? Einen Herd der Lüderlichkeit und der Unzüchtigkeiten, auf dem Sie schamlose Nacktheiten zur Schau stellen. Sie haben ein Gesetz in Händen, um die Arbeit der Kinder in den Manufacturen zu verhindern, und Sie besudeln die Kindheit auf jenen Ihren privilegirten Brettern, indem Sie zum Skandal aller ehrlichen Leute gestatten, daß diese Kindheit den Typus der Entartung und des Cynismus darstelle. Und dann öffnen Sie Ihre Maskenbälle und sagen: Kommt und stürzt den schäumenden Becher hinab, den ich an Eure Lippen führe! Ich aber antworte Ihnen: Frankreich begehrt nach Anderem; es will seine moralischen Frei-

heiten. Und wäre es mir gestattet, eine mächtigere Stimme, als die meinige aufzurufen und Sie an jene erhabenen Worte zu erinnern, die stets in mein Gedächtniß eingegraben sind, und die ein großer Mann, eine Säule der Kirche, der aber durch seine Schriften, seine Wissenschaft und Beredtsamkeit der ganzen Welt angehört, ausgesprochen hat, so würde ich ausrufen, wie der heilige Augustin, als er von aller irdischen Lust übersättigt, anderswo, als im sinnlichen Taumel Befriedigung für seine gequälte Seele suchte: „Nach Deinem Bilde hast Du uns geschaffen, Herr, und unstät ist mein Herz, bis es ruhet bei Dir.“ Nein! wir sind nicht nur für die irdische Lust geschaffen. Wir können groß und geehrt in der Welt dastehen, allein wir sind nichts, wenn wir die Augen nicht zum Himmel zu erheben vermögen, und wir vermögen es nicht, wenn wir nicht frei sind.

Am 14. Mai 1866.

Aus Leipzig wurde mir heute folgendes Komische geschrieben:

„Der Erfolg der „Zärtlichen Verwandten“ hat den guten, aber hausbackenen Roderich Benedix gewaltig eitel gemacht; ganz im Ernst sagte er mir kürzlich, je mehr er die Goethe'schen Werke lese, um so deutlicher gelange er zu dem Bewußtsein, daß der von uns unsterblich gepriesene Dichter in der Hauptsache — ein Dilettant geblieben sei!“

Am 15. Mai 1866.

Staatsräthin Schleiden erzählte gestern eine artige Kinder-Anekdote. Ein vierjähriger Knabe, dessen Mutter in Wochen kommen sollte, wurde gefragt: ob er ein Brüderchen oder Schwesterchen haben wolle. Nach einiger Ueberlegung sagte er sehr ernsthaft: Am liebsten eine Flöte!

Am 29. Mai 1866.

Die Zeitverhältnisse werden immer bedrückender und trüber. In einer Versammlung von politischen Freunden meinte man kürzlich: eine großartige Friedensdemonstration des deutschen Volkes könne am Ende noch den Ausbruch eines deutschen Bürgerkrieges verhindern. Obschon ich dieses Glaubens keineswegs bin, ließ ich mich doch bestimmen, einen Aufruf zu entwerfen, in dem es hieß:

„Deutsches Volk! Das Vaterland ist in Gefahr! Nicht auswärtige Feinde bedrängen es zur Zeit; innere Zwietracht zerspaltet es. Zwischen Krieg und Frieden noch schwankt die Schaale. Wirf gegen die Eisenrüstungen des Krieges die ganze Wucht deiner Friedensliebe in's Gewicht. Fordere allgemeine Abrüstung der Heere, Zusammenberufung des deutschen Parlaments in Gemäßheit der Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April 1848."

Dieser Aufruf ward nachher in einer Volksversammlung in Chemnitz angenommen, in etwas veränderter Verfassung gedruckt und versandt. Aber der Zustand zwischen Oesterreich und Preußen ist bereits ein zu gespannter und derartiger geworden, daß er, wie ich es immer geahnt und vorausgesagt: endlich zum blutigen Austrage kommen muß.

Wir stehen an der Schwelle wichtiger Ereignisse.

Am 27. Juni 1866.

Die Dinge sind sehr ernst geworden. Der König Johann und seine Familie, sowie Beust sind fort nach Prag, die sächsische Armee stieß zu den Oesterreichern und hier ist preußisches Militair eingerückt.

Der Krieg scheint unvermeidlich. Ich fühle deutsch und mein Herz blutet bei dem Gedanken, daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen sollen. Aber geschehen wird es müssen, denn eine der beiden Großmächte muß entschieden zur Abdankung in Deutschland gezwungen werden, wenn Deutschland aus dem geographischen Begriffe heraus zur politischen Wirklichkeit werden soll.

Am 1. Juli 1866.

Der Krieg ist ausgebrochen. Nun hört das Tagebuch auf und das Buch der Geschichte beginnt.

Am 10. Juli 1866.

Seit Oesterreichs Niederlage gewiß und Sachsen in preußischen Händen ist, hat die „Constitutionelle Zeitung" in Dresden den ganzen Unmuth und Verdruß der sächsischen Patrioten über sich ergehen zu lassen. Ich schrieb für sie folgenden Leitartikel:

Unser Wort zum Frieden.

Der erste Akt des deutschen Krieges ist zu Ende — möchte er der einzige bleiben! Blut ist wahrlich genug geflossen und daß

Preußen bis jetzt durchweg der Sieger geblieben, wird nicht nur durch die einzelnen Thatsachen, sondern durch den ganzen Gang der Ereignisse hinreichend belegt. Die von Oesterreich und ganz Süddeutschland colportirten gegnerischen Nachrichten, welche die Wahrheit leugneten oder verstellten und so viel thörichte Vorstellungen und grundlose Hoffnungen erzeugten, sinken nun endlich auch für das verblendetste Auge in ihr wesenloses Nichts dahin. Die Geschichte tritt in ihr Recht. Möge mit ihr auch die ruhige Besonnenheit und der Geist nationaler Persönlichkeit wieder Platz greifen, den nie aufgegeben zu haben wir uns glauben rühmen zu dürfen.

Wie immer, so haben auch in den gegenwärtigen schweren Conflikten die Männer unserer Redaction ihre heilige Ueberzeugung mit reinem Gewissen vertreten und einzig im Hinblick auf den Genius ihrer Nation gehandelt.

Nie haben wir uns gescheut, zu behaupten, daß uns dieser an Preußen verweise und daß nur mit ihm sich Deutschlands Größe und Machtstellung vollenden und sichern ließen. Religion, geistige Intelligenz, Handel, Industrie und alle patriotischen Wünsche unseres Herzens nehmen die Richtung, die Preußen nimmt. Preußen ist der Staat der Aufklärung, des Fortschritts, der freisinnigen Entwicklung, der Staat mit dem Vollbewußtsein und dem Athem des neunzehnten Jahrhunderts. Wer das leugnet, der leugnet seine Zeit.

Diese Aussprüche, die wir hundert Mal gethan, wir thun sie hier wieder. Unsere Anschauungen sind unerschüttert geblieben, unerschüttert unter allen Anklagen, Verdächtigungen und Verleumdungen, die wir in den jüngsten Wochen zahlreich sich über uns haben ergießen sehen. Wir nehmen zur Ehre der Meisten an, daß nur verblendeter Eifer und die unbedachte Leidenschaft des Moments sie erzeugt. Tapfer können wir sie unter allen Umständen nicht nennen. Die Namen unserer Redaction sind allgemein bekannt. Jede Abonnements-Einladung weiset sie auf. Es liegt keine große Bravour darin: uns anonym durch die Post mit ängstlich verstellter Hand Schimpf- und Drohworte zu schreiben. Wir sind uns dessen, was wir gethan und noch heute thun, vollständig bewußt. Wir sind keine Poltrons, aber wir stehen unsern Mann. Wir haben den Muth unserer Gesinnung und wir werden ihn

bewahren sammt unserer bürgerlichen Ehre mit allen Mitteln, die uns die letztere erlaubt. Ueber knabenhafte Einschüchterungsversuche aber werden wir lächeln nach wie vor. Haben wir es doch nie zu unserem Berufe gemacht, die Leidenschaften aufzureizen und den Haß zu entflammen. Verständige Leser werden es nicht vergessen haben, daß wir schon lange vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten mit ernstem Bedauern die Sprache eines Theiles der deutschen Presse rügten, die sich geradezu angelegen sein ließ, die Hitze der Situation zu schüren und die Geister in helle Flammen ausbrechen zu machen. Wir thaten, was in unseren Kräften stand, der Publicistik jenen Anstand und jene Würde zu empfehlen, welche ihr unter gebildeten Völkern zukommt. Daß ein Theil der deutschen Journalistik davon absehen mochte, hat die öffentliche Meinung so stark verwildert und die Gemüther bis zu dem erschreckenden Grade aufgereizt, wie wir es jetzt häufig zu gewahren im Stande sind.

Dennoch lassen wir auch heute unseren Mahnruf erschallen und glauben durch unsere Haltung dazu eine Art von Recht zu besitzen. Wir haben gewisse Grenzen nicht überschritten.

Unverstellt gaben wir unsere Sympathie für das preußische Volk und die Sendung, die ihm, nach unserem Dafürhalten, das göttliche Geschick oder die weltgeschichtliche Logik, wenn das gewissen Leuten plausibler klingt, zuertheilt, zu erkennen. Daneben verschwiegen wir in ehrlichem Freimuth nicht die Bedenken, die wir gegen die preußische Regierung auf dem Herzen hatten. Graf Bismarck hat uns öffentlich dafür angeklagt und sogar bestrafen lassen. Diese Bestrafung hat uns jedoch nicht erbittert. Wir sind ruhig unseres Weges gegangen, keinem zu Liebe, keinem zum Leide, unverrückt das Heil unseres großen Vaterlandes und das Glück unserer Nation im Auge. Die Einheit ist unser Ziel, die Freiheit unser Zweck. In diesem Satze liegt unser ganzes Programm. Es ist kurz, aber wir dürfen wohl bekennen, daß es eine lange Leidensgeschichte enthält, die durch die jüngsten Erlebnisse mannigfach bereichert worden ist.

Wir haben offen — aber wir glauben es aussprechen zu dürfen, mannhaft und loyal — die Politik des Freiherrn von Beust bekämpft. Wir glaubten an keine Politik der Mittelstaaten und noch weniger an eine Rettung durch dieselben. Wir bauten auch

nicht auf Oesterreich. Wir haben uns nie dazu hergegeben, Oesterreich zu schmähen oder seine Waffenehre anzutasten. Wir haben auch nicht gejubelt, als es in Italien unterlag. Wir wollten nur einfach weder das speciell sächsische, noch das allgemeine deutsche Geschick an das seine geknüpft sehen.

Man erlasse es uns: hier noch einmal die Gründe dafür anzugeben. Seit Oesterreich und Sachsen im Kriege gegen Preußen in Nachtheil gerathen, haben wir uns über Beide in redactioneller Beziehung vollständiges Schweigen auferlegt. Unglück ist uns von jeher heilig gewesen und stets haben wir in politischen Dingen Schadenfreude für die nichtswürdigste Empfindung gehalten, deren eine menschliche Seele fähig ist. Daß eingetroffen, was wir erwartet und befürchtet, vermehrt nur unsere Trauer. Den Schmerz, den Millionen erst seit acht Tagen in sich fühlen, wir fühlen ihn seit so viel Monaten, wir dürfen getrost sagen, seit so viel Jahren. Es ist ein trübseliges Amt, das Amt der Kassandra und es wird wohl ewig unentschieden bleiben, was leidvoller ist: das kommende Mißgeschick in ahnender Seele voraus zu sehen, ohne es verhindern zu können, oder es mit blutendem Herzen schreckhaft mit zu erleben.

Möge die ewige Vorsicht das gegenwärtige nur so viel es geht mildern und zum Guten wenden. Mögen diese Ströme Blutes nicht vergebens geflossen sein und nicht vergebens fließen die Ströme von Thränen, welche ihnen auf dem Fuße nachfolgen werden. Tausende von Müttern, von Bräuten, von Gattinnen, von Kindern und Enkeln stehen schon vor offenen Gräbern, in die ihr Liebstes gebettet wird. Fürsten und Völker mögen dessen eingedenk sein. Blut und Thränen der Gegenwart mögen Das taufen, was jetzt sich für die Zukunft gestalten muß.

In Berlin treten in diesen Tagen die Kammern zusammen. Mache König Wilhelm Frieden mit seinem Volke. Dieser Frieden wird der Eckstein des Friedens von Europa werden. Er wird ihn auch Sachsen geben.

Ihr aber, die Ihr hetzt, die Zwietracht schürt und Feindschaft säet, gehet in Euch. Besudelt den erscheinenden Palmenzweig nicht mit Eurem Geifer; laßt den Cherub der Milde vom Kriege die goldene Brücke zum Frieden schlagen. Nur auf den Stufen der Versöhnung steigen wir zu irgend einer Einheit empor. Traurig genug, daß sie naß von Bruderblut sind. Strauchelt darauf der

Fuß der Nation, wer sagt uns, daß sie je wieder sich aufrichten wird!

Am 14. Juli 1866.

Dr. Karl Richter schreibt unter dem 8. Juli d. J. aus Wien an seinen Schwiegervater Heinrich Moritz hierher: „Oesterreich geschlagen und geschlagen in einer Schlacht, wie wohl bisher die Geschichte keine an Schrecken und Furchtbarkeit gleiche aufweisen kann. Es war zum Theil eine gerechte Strafe für den Geist, der hier noch immer von Oben nach Unten und von Unten nach Oben herrscht. Man nennt diesen Geist gemeinhin „österreichische Gemüthlichkeit." Das ist eine Phrase; man ist nicht mehr gemüthlich in Oesterreich, aber man ist noch immer geistig faul, voll Verachtung gegen das, was die Welt reift, man ist schlenderisch und begnügt sich mit dem, was man im gemeinen Leben praktisch nennt. Leider nennen aber die Menschen Das praktisch, was sie verstehen, und was sie nicht verstehen, das schelten sie ideal. Da haben Sie Oesterreich, das auf dem Schlachtfelde von Königgrätz eine Armee von 300 000 Mann in weniger als einer Woche diesem Geist der Trägheit opferte. Sie können sich keinen Begriff machen von dem Eindrucke, den diese entsetzliche Schlacht hier hervorgerufen. Mir selbst und ich suchte mich zu fassen, mir selbst traten in stillen Stunden die Thränen in die Augen. Nicht weil Oesterreich geschlagen, sondern weil jedes deutsche Gefühl in dieser Schlacht, soweit es in einer Brust lebt, die in Oesterreich geboren wurde, für immer vernichtet, und wenn nicht vernichtet, so doch in seiner Entwickelung schwer bedroht ist. Das ist ja das Unglück jedes Denkenden bei uns: Er hat kein Vaterland! Oesterreich ist ein dynastischer Begriff, wie Deutschland ein historischer. Das ist Preußens Gewalt, daß es sein Volk mit sicherem politischem Bewußtsein in den Kampf führen kann. Ich habe viel darüber hier schon gesprochen. Wenige verstehen es, weil nur wenige darüber denken. Jetzt stehen die Menschen wie vom Blitze gerührt da und staunen. Sprachlos ist die Masse und mit dem Schmerze mischt sich die Wuth, die so wenig ein festes Ziel hat, als jener eigentlich einen bestimmten Stoff der Trauer. Nun, die Geschichte wird einst diese Tage schildern. Wahr wird sie schwerlich sein können, denn die Zeit in ihrer furchtbaren Trostlosigkeit, zumeist wie sie in Wien zum Ausbruch kam, ist unbeschreibbar."

Am 20. Juli 1866.

Im Wirrwarr dieser Tage soll unvergessen sein, wie Ernst Keil gegen den aussichtslos erkrankten Mitarbeiter seiner „Gartenlaube“ Heinrich Beta gehandelt hat. Minna Wauer meldet mir darüber aus Berlin: „Von der Schillerstiftung wird Beta 100 Thlr., also den niedrigsten Zahlungssatz erhalten. Keil benimmt sich ausgezeichnet gegen ihn. Zweimal hat er ihm bereits 50 Thlr. zum Geschenk gemacht und er erbietet sich zu allen Ausgaben, welche für Beta zu schwer sind. Auch hat er der Doktorin ein Instrument übersandt, worin er ihr nach Beta's Tode die Summe von 1000 oder 1400 Thaler aussetzt; das weiß ich nicht genau, welche von beiden Zahlen die richtige ist. Welch ein Trost ist es zu wissen, daß man nicht ganz verarmen kann, selbst wenn man nicht mehr zu arbeiten und zu wirken vermag.“

Am 7. April 1867.

Es scheint mir doch mehr als wahrscheinlich, daß Deutschland und Frankreich noch einmal blutig um den politischen Vorrang in Europa werden ringen müssen. Bis jetzt hat Frankreich und namentlich wieder unter Napoleon III., überall das entscheidende Wort und das Schwert in die Wagschale des Jahrhunderts geworfen. Die letzten Siege Preußens haben aber entschieden einen Umschwung hervorgebracht. Deutschland ist damit Frankreich bis an die Schulter gewachsen; noch ein Ruck und es überragt es.

Als Gustav Kühne neulich von Franz Joseph im Literarischen Verein sprach, meinte er von ihm: Mehr Franz als Joseph!

Fräulein Ulrich erzählte uns nach ihrer Rückkehr aus Oldenburg, daß der Zustand von Julius Mosen allmälig geradezu schrecklich und Grauen erregend geworden sei. Seine Stimme ist nicht mehr zu verstehen; der Unterkiefer ist ganz kraftlos; wenn sein Kopf aufgerichtet wird, fällt jener klaffend herab und zeigt einen offenen Mund mit großen Zähnen. Nahrung wird ihm kümmerlich eingeflößt. Seine dunklen Augen sind es fast allein noch, die von Leben zeugen.

Er mag es noch immer gerne, wenn Freunde kommen und sich in seinem Zimmer unterhalten, ohne je eine Einmischung von ihm zu verlangen. Nach und nach jedoch fangen sie an wegzubleiben, weil sie den Anblick des Kranken nicht mehr ertragen können. Die

Frau zeigt eine himmlische Ausdauer: sie liest ihm mit Anstrengung stundenlang vor und hält ihn wie ein Kind. Er läßt sich noch täglich ankleiden, bis auf Stiefeln sogar.

Am 19. April 1867.

Schleiden theilte uns mit, daß der dänische Dichter Andersen der Majorin Serre, seiner mütterlichen Freundin, ganz ernsthaft und feierlich die Freundschaft gekündigt habe, weil sie, wie überhaupt ganz Deutschland preußisch geworden sei und in Folge dessen kein Däne mit einem Deutschen fernerhin etwas zu schaffen haben könne.

Diese streng vaterländische Gesinnung, die ich wohl zu schätzen weiß, sollte nur Deutschland mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für alles Ausländische sich zum Muster nehmen. Andersen war bei uns ein kleiner Abgott dieser Ausländerei. Ich bin der Letzte, die poetische Begabung dieses dänischen Schriftstellers zu mißachten; allein bekennen muß ich, daß sie weit über Verdienst bei uns angeschlagen und gehätschelt wurde, einzig weil sie eine fremde und keine einheimische gewesen ist. Ich erinnere mich, Andersen in Berlin gesehen zu haben, wo er das Schoßkind aller literarischen Kreise und Gesellschaften war. Die Töchter der Bettina von Arnim hatten damals unter dem Vorsitze ihrer genialen Mutter einen Verein junger Mädchen gestiftet, den sie Verein der Kaffeeologen nannten, weil sie in einem sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Kaffeekränzchen sich eigene und fremde Geisteserzeugnisse vorzutragen pflegten. Jedes Mitglied dieser munteren Genossenschaft führte eine kleine Trompete und Knarre bei sich. Lob wurde trompetet, Tadel geknarrt. Ehrenmitglieder oder besondere Kunstleistungen wurden durch Orden ausgezeichnet, die in Brustnadeln und Broschen in Gold bestanden und eine Kaffeekanne mit mehr oder minder viel Tassen aufwiesen. Andersen ward hier auf höchst liebenswürdige und anerkennende Weise eingeführt und sogleich mit dem höchsten Orden bedacht. In Dresden war er wie zu Hause und auf Maxen, der schönen Besitzung des Major Serre in der Nähe von Dresden, hat er monatelang gelebt, von Liebe und Verehrung auf den Händen getragen. Den größeren Theil seines Ruhmes verdankt er Deutschland. Deutschland übersetzte ihn, besprach und pries ihn, wie keinen seiner eigenen Dichter. Und dies Alles ist von Andersen vergessen und in den Wind gestreut, weil man in Dänemark empört

darüber ist, daß wir Deutschen die deutschen Elb=Herzogthümer von Dänemark nicht vergewaltigen lassen wollten.

Sollte eine nationale Empfindlichkeit dieser Art uns nicht ein Wenig zur Besinnung bringen und bestimmen können, auch unsererseits etwas Nationalgefühl uns anzueignen? Zu meiner Freude hat die Majorin Serre, die eigentlich ganz sächsisch und gar nicht preußisch ist, nach Schleiden's Mittheilung sich hierbei sehr tapfer gezeigt und Andersen kurz angebunden geantwortet: es sei ihr ganz recht, daß er ihr die Freundschaft kündige, weil sie nur zu gut erkenne, wie mit undankbaren Verrückten doch jeder nähere und vertrauliche Umgang unmöglich wäre.

Am 3. Mai 1867.

Gestern besuchte mich auf der Durchreise Alfred Meißner, mit dem ich eine halbe Stunde frisch und angeregt verhandelte, besonders über's Theater. Er klagte über Laube und gab ihm Schuld in Wien wienerischer als die Wiener d. h. in seinen Kunst= und Lebens=Anschauungen ganz leichtfertig und geldsüchtig geworden zu sein. Er interessire sich nur noch für Dinge, mit denen er ein Geschäft zu machen erwarten könne.

Meißner erzählte mir auch: er habe damals seine Dichtung „Ziska" in überhastender Eilfertigkeit hier in Dresden verfaßt. Er hatte nur den Anfang fertig und doch, da er nothwendig Geld brauchte, seinem Verleger vorgespiegelt, daß das Ganze fertig sei. Nun fing dieser zu drucken an und er mußte immer täglich neues Material liefern. Er dichtete im Schweiße seines Angesichts von morgens früh bis abends spät.

Am 15. Mai 1867.

Gestern erzählte Eduard Düboc im Literarischen Verein recht ergötzlich von einem Besuche, den er Victor Hügo auf Guernsey abgestattet. Er fand den verbannten französischen Dichter auf dem platten Dache seines Hauses ganz nackt unter einem Zeltdach stehen und sich in der freien Luft waschen, was er für äußerst gesund und kräftigend hält. Sich in dieser Verfassung einem Besucher zu zeigen, nahm er nicht den mindesten Anstand. Konnte ihn darin doch auch beinahe das ganze Städtchen sehen.

Im Verlaufe der Unterhaltung meinte Hügo, als man auf Luxemburg und den Rhein zu sprechen kam: Grenzen würde es

bald nicht mehr geben, denn die Weltsprache würde demnächst alle Völker zu einem Volke machen.

Auf die Frage: welche Sprache die Weltsprache sein würde, antwortete er natürlich: die französische. Deutsch, äußerte er, könnten die Südländer nicht lernen; Italienisch und Spanisch nicht die Nordländer; Französisch sei dagegen allen Völkern bequem und leicht. Schon jetzt spräche es alle Wellt — warum also da auch nur einen Augenblick im Zweifel sein?

Eine herrliche Auseinandersetzung und Schlußfolge! Man sieht: Victor Hügo ist der echte Phantast und Romantiker und vor Allem der echte Franzose.

Am 15. Juni 1867.

Ernst Keil erwähnte mir gegenüber bei meiner Anwesenheit in Leipzig beiläufig, daß Dr. Bock für seinen „Volksarzt“ von ihm bis jetzt 26 000 Thaler erhalten habe.

Am 10. Mai 1867.

Die Londoner Konferenz ist, man mag sie nehmen wie man will, eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit. Ihr Ausfall wird der Welt klar und überzeugend die Stellung bekunden, welche die Großmächte zu Frankreich zu beobachten den Muth und die Neigung haben. Ist Frankreich unter dem zweiten Kaiserreiche noch immer diejenige Macht, die sich Alles herausnehmen und erlauben, die jeden Kriegsfall vom Zaune brechen und ihr Schwert in die Waagschale aller Staaten und Ereignisse werfen darf, dann wird man sich auf seine Seite stellen und Preußen zu majorisiren und zu terrorisiren trachten. Ist das nicht der Fall, will man endlich in Europa sich ermannen und Napoleon in seine Schranken weisen, ihm darthun, daß man es müde ist, ihn die Rolle der Vorsehung in der Welt spielen zu lassen, so wird man hier Gelegenheit erhalten, ihm das in unzweideutiger Weise zu verstehen zu geben.

Wenn der Napoleonismus sich nur durch Aufrechthaltung seiner alten Tradition, die darin besteht, aller Welt bedrohlich zu sein, zu behaupten vermag, wenn er sich nur zu behaupten vermag, indem er innere Konflikte durch äußere Katastrophen erstickt, so ist es dringend an der Zeit, ihm ein Avertissement, eine Verwarnung dadurch zu geben, daß man ihn auf der Konferenz vollständig

isolirt erscheinen läßt und diese Konferenz solcher Gestalt gewissermaßen zur diplomatischen Jury macht, die mit ihrem Verdammungsurtheil unumwunden und offen heraustritt.

Hinter der luxemburger Frage steckt die deutsche. Der Kaiser von Frankreich, der durch den unruhigen Geist im Innern seines Reiches aufgestachelt ist und nach verschiedenen politischen Niederlagen, irgend einen neuen Eklat für sein Prestige bedarf, sucht augenscheinlich die Richtung nach dem Rheine, um seine Scharten auszuwetzen. Man darf allerdings zunächst überzeugt sein, daß er den Krieg nicht will und daß er am Ende zufrieden sein wird, wenn er seinen Franzosen gezeigt, wie Alles, was da entsteht, um zur vollendeten Thatsache zu werden, so zu sagen seiner Sanktion bedarf. Er will auch für die Neugestaltung Deutschlands das letzte Wort, und damit dieses letzte Wort ein zustimmendes sei, soll es ihm mit Concessionen bezüglich Luxemburgs abgedungen werden.

Wenn zu diesem Handel die europäische Diplomatie ihre Zustimmung giebt, wenn sie sich unterordnet und nicht Stirne genug hat, bei dieser Gelegenheit dem französischen Machthaber ihr: „Bis hierher und nicht weiter“ zuzurufen, so wird man allerdings im Augenblicke vielleicht den Friedeu sichern, aber zugleich auch Frankreichs ganzen Uebermuth aufwecken. Napoleon wird triumphirend seinen Franzosen zuraunen: „Ihr seht, was Ihr unter meiner Regierung noch immer geltet und daß ich an Eurer Spitze durchsetze, was ich will.“

Diese Sprache und Wahrnehmung können alsdann den Franzosen nur den Kamm wieder schwellen machen und dieselben in den Glauben versetzen, daß sie allmächtig und unter allen Umständen Herren und Meister der Situation sind. Mit dieser Vorstellung im Kopfe kann es nicht fehlen, daß sie auch für die Dinge im Orient eine neue Sprache annehmen und bei jedem nächsten Anlaß stärker und mehr denn je den Krieg hazardiren.

Um den Krieg auf längere Zeit hin unmöglich zu machen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das beste Mittel, auf der neuen Londoner Konferenz Frankreich eine entschiedene Sprache hören zu lassen. Es gilt so zu sagen, den Napoleonismus zum Stehen zu bringen, ihm die ganze Verantwortung für den von ihm auf das Tapet gebrachten Kriegsfall zu überlassen.

Preußen hat sich dem Auslande nach keiner Seite hin herausfordernd gezeigt. Das Ausland hat keinen Grund, in Bezug auf Preußen und Deutschland Befürchtungen zu hegen. Es kann unbesorgt zu ihm und dem Rechte stehen. Thue es das denn und überlasse es das Uebrige dem unabwendbaren Geschicke. Man weiß in Deutschland die Segnungen des Friedens und freundschaftlicher Nachbarbeziehungen zu schätzen, aber, wenn es zum Aeußersten kommt und es die Ehre der Gesammtnation gilt, da wird der Geist von 1813 erwachen und noch einmal sein „vae victis!“ in die Geschichte donnern.

Am 4. Juli 1867.

Ludmilla Assing ist hier zum Besuche. Sie theilte uns vielerlei Anziehendes mit. Unter Anderem erzählte sie: die Schlacht von Custozza sei, wie es in Italien allgemein heiße, auf Verlangen Napoleon's verloren worden. Der Kaiser von Frankreich soll gewünscht haben: Oesterreich nicht gar zu sehr gedemüthigt zu sehen und versprach Venedig, wenn man für die Niederlagen in Böhmen einen Sieg in Italien gestatten wolle. Victor Emanuel und La Marmora sollen eingewilligt und in Folge dessen jenen aussichtslosen Angriff auf das berühmte Festungsviereck unternommen haben, der nothwendig fehlschlagen und Tausende nutzlos opfern mußte.

Dies wäre das Geheimniß der Schenkung Venedigs an Frankreich, die so viel Aufsehn machte und die ganze Welt in Verwunderung setzte.

Ich halte die Geschichte für eine Erfindung; Ludmilla Assing aber schwört darauf, daß sie wahr sei. Sie verkehrt in Florenz viel mit den revolutionären Geistern und sieht, da sie dadurch sehr aufgestachelt und erregt ist, alle Dinge sehr schwarz.

So schildert sie z. B. den Admiral Persano als einen alten, geckenhaften Mann, der nur deswegen bei dem Könige gelte, weil er eine seiner ehemaligen Geliebten geheirathet habe. Um sein eigenes theures Leben besorgt, seien von ihm auf dem Meere lauter Verkehrheiten begangen worden. In dem Seegefecht bei Lissa soll er nur deswegen das Admiralschiff verlassen haben, weil ihm ein anderes für seine Person sicherer erschienen sei, als jenes. Seine Uebersiedelung während des Kampfes brachte jedenfalls Verwirrung in die

getroffenen Anordnungen, weil sie niemand verstand und weil sie von da ausgingen, von wo man sie am Wenigsten erwartete. Nach dem Verluste der Schlacht soll er nichts so sehr als die Einbuße seiner Pomadentöpfe beklagt haben.

Diesem erbärmlichen Benehmen gegenüber lobt Ludmilla Assing das Verhalten der Schiffsmannschaften. Ein Schiff war stark beschädigt und man forderte die Leute auf: es zu verlassen. „Verlasse es, wer will!“ sagte der Kapitän: „Ich bleibe!“ Niemand verließ es. Mit dem Rufe: „Es lebe Italien!“ versank es.

Die italienischen Mütter erließen einen Aufruf: den Krieg fortzusetzen, indem sie versprachen: ihre Söhne nicht wieder zurück zu verlangen.

Ludmilla Assing verehrt auf's Höchste: Mazzini. Garibaldi liebt sie seines Edelmuths und seiner Tapferkeit wegen; sie hält ihn aber für ein wenig beschränkt.

Von ihrer Tante Rahel von Varnhagen berichtete sie mir, daß dieselbe erst jetzt beerdigt worden sei. Sie hatte gewünscht dreißig Jahre in kein Grab zu kommen, sondern in einer Todtenhalle zu liegen, was denn auch geschehen. Sie hat der Leiche ihre Grabstelle neben dem Oheim Varnhagen abgetreten. Sie will in Italien begraben sein.

Am 13. Oktober 1867.

Julius Mosen ist am 10. Oktober von seinen Leiden erlöst worden. Er hat wie Heine, wie Otto Ludwig, wie Wilibald Alexis ein jahrelanges Siechthum mit heldenmüthiger Ausdauer und Geduld ertragen, fast ohne Klage, ohne Seufzer.

Der Sohn eines armen Dorfschullehrers in Marienei im sächsischen Voigtlande, hat er eine einsame und doch zugleich seltsam bewegte Kindheit in jener Gegend verlebt, der, wie er selber in seinen „Erinnerungen“ sagt: „ein melancholischer, träumender Charakter aufgeprägt ist.“ Nahe dem Kirchhofe wohnend und sich viel selbst überlassen, wandelt er stundenlang allein zwischen den stillen Gräbern umher, betritt die düsteren Räume der Kirche oder schweift bei Tag und Nacht durch die verlassenen Wiesengründe und dunklen Tannenwälder. Wenn sich unter solchen Umständen früh seine Einbildungskraft entwickelt, so ist dies kein Wunder und um so

weniger, wenn man erfährt, daß er von väterlicher Seite einen Großvater besaß, der Schullehrer in der Nachbarschaft und zugleich ein rüstiger Jäger, wohlerfahren im Waidmannswerk und ausgerüstet mit der Kunst war: alle Vögel durch Nachahmung ihrer Stimme und ihres Gesanges an sich heran zu locken. Dazu kam, daß sein eigener Vater, ein Mann von nicht gewöhnlicher Art und von großer Belesenheit in der alten und neuen Literatur, an Geist und Bildung seinen Stand weit überragte und seinem ältesten Sohne ohne Zweifel mannigfaltige Anregungen gegeben haben mag.

Aus allem Diesen zusammen entspann sich in der Seele des Knaben bald eine entschiedene Neigung zur Poesie, die ihn, kaum zwanzig Jahre alt geworden und noch obendrein vertieft in Rechtsstudien auf der Universität Jena, befähigte, bei Gelegenheit einer von Goethe angeordneten Preisbewerbung durch ein Festgedicht den Sieg davon zu tragen.

Nachdem er 1828 sein juristisches Examen glänzend bestanden, arbeitete er mehrere Jahre bei einem Rechtsanwalt, wurde 1831 Aktuar und 1834 selbständiger Sachwalter in Dresden. Hier in lebhaften Verkehr mit geistreichen Leuten, Schriftstellern und Künstlern aller Art versetzt, begann sein poetischer Hang sehr schnell die Oberhand zu gewinnen und ihn zu seinen vorzüglichsten Werken anzutreiben. Gedichte, Dramen, Novellen erschienen in rascher Folge und machten seinen Namen bekannt und geachtet, sodaß es Niemand erstaunlich fand, als ihn bereits 1844 der Großherzog von Oldenburg auf Vorschlag Adolf Stahr's für den nach Stuttgart berufenen Theaterintendanten Baron von Gall als Dramaturg an seine Hofbühne zog.

Mosen hatte 1842, zu einem Bande vereinigt, seine Dramen: „Kaiser Otto der Dritte", „Cola Rienzi", „Die Bräute von Florenz" und „Wendelin und Helene" herausgegeben. Es war damals die Zeit, in der das sogenannte Junge Deutschland unter Führung von Gutzkow und Laube eben begonnen hatte, der dramatischen Schöpfung in Deutschland neuen Lebensathem einzuflößen. Es konnte nicht fehlen, daß auch Mosen's Bestrebungen auf diesem dichterischen Gebiete in's Gewicht fielen. Theodor Mundt rühmt sehr richtig: das gedrungene, thatsächliche und scharf konzentrirte Leben seiner Stücke, während Rudolf v. Gottschall deren wunde Stelle sehr treffend in der Bemerkung berührt, daß es ihnen dabei

entschieden an der Ausprägung fast jeder individuellen Bestimmtheit fehlt. Das Schöpfungswort, das Menschen von Fleisch und Blut ins Dasein ruft, ist leider seiner Muse fast immer versagt geblieben und wie künstlerisch auch ihre Absicht, wie schwungvoll ihre Sprache und wie bestechend hier und da ihre geschichtliche Farbengebung genannt werden muß, im Ganzen und Großen läßt sich nicht leugnen, daß sie nur schöne Schatten und Schemen, aber fast niemals gesunde und natürliche Wesen geschaffen hat.

Seine Dramen vermochten deswegen auch beinahe nirgends durchgreifend und zündend zu wirken. Ob es ihm gelungen wäre, in nächster Verbindung mit dem Theater und in ununterbrochener dramaturgischer Thätigkeit die Mängel seiner Bühnendichtung auszumerzen und sie zu kräftiger Charakterausgestaltung zu erheben, mag dahingestellt bleiben; sicher ist indessen jedenfalls, daß seine späteren Stücke: „Bernhard von Sachsen", „Johann von Oesterreich" und „Der Sohn des Fürsten", einen Aufschwung zu Tage legen und der Vermuthung Raum geben, daß, wenn die grausame Krankheit, die ihn heimtückisch nach und nach verzehrt und aufgerieben hat, ihn nicht überfallen hätte, er wohl in den Stand gesetzt worden wäre, Vollendeteres für die Bretter zu leisten, als so geschehen ist und geschehen konnte, bei der geringen Pflege, welche die nationale dramatische Schöpfung von jeher bei uns gefunden hat.

Die deutsche Schaubühne hat sich beinahe nie angelegen sein lassen: große und eigenartig angelegte dramatische Begabungen an sich zu ziehen und auszubilden. Lessing, Goethe, Kleist, Grabbe, Grillparzer, Uhland, Ebert, Platen, Zedlitz, Collin und viele, viele Andere, bis zu Heinrich Kruse herab, blieben sich selbst überlassen und ohne besondere Aufmunterung. Selbst Schiller würde schließlich unbeachtet geblieben sein, wäre er weniger ausdauernd und von geringerer Volksthümlichkeit gewesen. Einzig sein nationales Pathos brach ihm Bahn und zwang ihn fast den deutschen Theatern auf, die übrigens zu verschiedenen Malen nicht üble Lust bezeigten, ihn fahren zu lassen, weil sie immer dem Ausländischen und Fremden zugethan, lieber mit diesem die gewagtesten Versuche machten, als die heimischen Bestrebungen und den dramatischen Ausdruck des nationalen Geistes zu begünstigen.

Unter diesem Umstande haben alle unsere bedeutenderen Dramatiker mehr oder weniger zu leiden gehabt und unter ihnen auch

Julius Mosen, dessen ganze Dichtung von einer starken Ader nationalen Bewußtseins durchpulst ist. Sein Aufsatz: „Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände“ legt Zeugniß davon ab. Dieser Aufsatz beginnt mit dem bezeichnenden Satze: „Die dramatische Poesie ist die poetische Verklärung eines gebildeten Volkes“ und gipfelt in dem andern: „Die Weltgeschichte ist der Prozeß der Entwickelung des Menschengeschlechtes zum Selbstbewußtsein.“ Nach Mosen muß jeder Gebildete sich also vermittelst der dramatischen Poesie im organischen Zusammenhange mit der Vergangenheit seines Volkes erkennen lernen, d. h. also bei uns von Grund aus sich gewöhnen deutsch zu empfinden und zu denken. Allein diese Gewohnheit zu pflegen und eine solche Pflege sich zum heiligsten Gesetz zu machen, lassen die wenigsten öffentlichen Schauplätze in Deutschland sich angelegen sein, meint Mosen. „Zwar findet“, wie er schreibt, „manchmal zur Deckung des angeblichen Kredits der Theater oder einem Schauspieler zu Gefallen oder zur Vertheidigung gegen die Tageskritik die Aufführung eines Dramas von Shakespeare, Schiller oder Goethe statt, aber gewöhnlich mit einer aus allen Flittern hervorgähnenden Faulheit und Unlust der Darsteller, welche nur ihres Gleichen in der Gemüthsleere der Repertoirfabrikanten und der Blasirtheit des Publikums finden. Dafür wälzen sich die Direktionen, ihre demoralisirten Schauspieler und das entwürdigte Publikum entweder im Unrath der Pariser Boulevards-Theater oder in den Fabrikaten, welche nach dem Pariser Rezepte zubereitet sind, behaglich herum.“

Diesem Unwesen möglichst abzuhelfen, bietet er in seinen Dramen die Hand. Sie sind meist der deutschen Geschichte entnommen, deutsch in ihrem Denken und Empfinden und immer darauf angelegt und berechnet: den gebildeten Zuschauer im Einklang mit dem eigenen Volke und in vaterländischer Gesinnung zu erhalten. Er handelt in dieser Beziehung strenger als unsere Klassiker, von denen er Lessing die Wurzel, Goethe den Stamm und Schiller die Blüthe unserer Dramatik nennt. Er jedoch verlangt die Frucht und erkennt dieselbe nur darin heranreifen sehen zu können, daß die neue Schule d i e Momente der Geschichte ergreifen lernt, in denen der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenzirt zur That hervorspringt. Dieser ewig lebende Gedanke der Weltgeschichte, behauptet er, werde für den Helden der modernen Tragödie Das

sein, was in der alten Tragödie die Schicksalsidee war. Sie anbahnen und durchsetzen zu helfen, schrieb er seine eigenen Dramen und als er die ersten davon gesammelt dem Druck übergab, bezeichnete er sie in einem Vorworte: „Ueber die Tragödie" als „Merkmale, welche ein Wanderer im Walde in die Zweige der Bäume schnitzt für den Nachfolger, welcher die Heerstraße einst durch die grüne Wildniß ziehen wird."

Man hat sie leider wenig beachtet, obschon sie es wohl verdient hätten, trotz aller Mängel und Schwächen, die sie an sich tragen. Gleich sein erstes Stück: „Heinrich der Finkler, König der Deutschen" ist ein herrliches Werk, mir sein liebstes fast. Es zeigt einen wahrhaft kühnen Zug und Wurf in der Ausgestaltung und dabei das meiste individuelle Charaktergepräge von allen seinen dramatischen Schöpfungen. Geschickt bearbeitet und bühnengerecht gemacht, würde es einen herrlichen Huldigungsakt für Kaiser Wilhelm abgegeben haben. Es bietet mit dessen Wesen, Thaten und Zeit eine überraschende Aehnlichkeit und viele tief ergreifende und herzbewegende Auftritte. „Kaiser Otto der Dritte", „Johann von Oesterreich", „Herzog Bernhard von Sachsen", „Der Sohn des Fürsten" (Friedrich des Großen Jugend) sind immerhin Arbeiten von Bedeutung und wenn auch nicht durchweg dramatisch stichhaltig und wirksam, doch stets erhabenen Geistes und Schwunges voll. Ein eigenartiges Trauerspiel ist „Wendelin und Helene." Seine Handlung fällt in den Bauernaufstand des Jahres 1525. Der Reichsgraf Wendelin liebt Helene, eine Bäckerstochter in Oehringen und nachdem sie ihm ihre Unschuld und bürgerliche Ehre geopfert, verläßt er sie, um eine schöne Italienerin zu heirathen, eine Edeldame aus Florenz, die ein Freund Wendelin's, der Maltheserritter Malguard verführt und ihm nun aufgeschwatzt hat, um hinter seinem Rücken den sträflichen Umgang mit ihr fortsetzen zu können. Als Wendelin das endlich entdeckt, ist inzwischen Helene aus Gram und Schande wahnsinnig geworden und Seibold, ein junger Bürger von Oehringen, der sie rechtschaffen liebt, aus Verzweiflung über ihr Elend und aus Haß gegen den Grafen in die Reihen der aufständischen Bauern getreten, mit denen er gegen den Grafen und den verbündeten Adel heranzieht. Obschon von diesem auf's Haupt geschlagen und zersprengt, findet Seibold doch Gelegenheit, sich in Oehringen einzuschleichen, um Rache an seinem glücklichen Neben-

buhler zu nehmen. Aber er kommt zu spät und findet Wendelin am Sarge Helenens in der Kapelle der Stadtkirche, nachdem ihn Reue zermartert, todt am Boden liegen. Entsetzt ersticht er sich nun selbst.

Man sieht: der Stoff und seine Vorgänge sind nicht neu. Das Trauerspiel ist ein Stück „Clavigo" in's deutsche Mittelalter versetzt. Aber es hat damit auch den ganzen Reiz und Zauber deutscher Romantik erhalten. Es liegt darüber ein thaufrischer Hauch Goethe'scher Poesie, etwas vom Wesen des „Götz von Berlichingen."

Es war lange eine Lieblingsidee von mir, es für die Darstellung einzurichten. Aber ich sah mich umsonst nach einer Bühne um, welche den muthigen Leiter besaß: es aufzuführen. Wirsing in Leipzig endlich verrieth einige Lust, den Versuch zu wagen, aber als ich durch einen gemeinsamen Freund Mosen von dieser Absicht unterrichten ließ, ließ er uns sagen: das Aufgreifen eines anderen und späteren Stückes von ihm würde ihm lieber sein. Dazu kam, daß um jene Zeit dem Dichter eine Gesammtausgabe seiner Werke sehr am Herzen lag und daß es für seine Anhänger und Freunde galt: zunächst dafür alle Hebel in Bewegung zu setzen. Von Dresden aus, wo er Jahre lang gelebt und im rühmlichsten Andenken stand, mußte eine besondere Bewegung dafür ausgehen. Die Presse rührte fleißig die Werbetrommel und von seinen näheren Bekannten nahm jeder die Unterzeichnungsbogen in die Hand, um den Verlag von Ferdinand Schmidt in Oldenburg in der Unternehmung möglichst sicher zu stellen. Sie ist denn auch 1863 in acht ziemlich starken Octav-Bänden erfolgt und zeigt uns einen Dichter von nicht gewöhnlicher Bedeutung. Die ersten beiden Bände enthalten seine Gedichte: „Fliegende Blätter" und die Epen: „Ritter Wahn und „Ahasver"; der dritte und vierte seine Dramen; der fünfte und sechste seinen Roman: „Der Kongreß von Verona"; der siebente und achte seine Novellen: „Bilder im Moose", seine „Studien zur Kunst der Malerei", seine dramaturgischen Abhandlungen „Ueber Goethe's Faust" und „Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände", seine „Jugend-Erinnerungen" und die Novelle „Georg Venlot."

Aus allen seinen Arbeiten spricht ein edler und hoher Geist, ein den vornehmsten Zielen der Kunst zugewandtes Streben und

eine reine und begeisterte Vaterlandsliebe im hinreißenden Schwunge Schillers. Seine Lyrik bietet Lieder von hervorragender Köstlichkeit und echt volksthümlichem Reize. „Der eiserne Heinrich“, „Andreas Hofer“ (Zu Mantua in Banden), „Der Trompeter an der Katzbach“, „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“, „Die Windsbraut“ und manches andere seiner Gedichte fehlt in keiner Gedichts-Sammlung. „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ erwarben ihm allgemeine Achtung und Anerkennung, die seine Novellen, sein Roman und seine sonstigen Arbeiten vermehrten. Nur mit seinen Dramen drang er nicht durch und doch hing er gerade an diesen mit der ganzen Wärme seines Gemüths. Was er dafür ersehnte und verlangte, waren durchaus nicht glänzende Erfolge und eine Stellung in der ersten Reihe der zeitgenössischen Dramatiker, aber ein wenig dauernde und aufmunternde Beachtung und Gunst meinte er beanspruchen zu dürfen. Diese jedoch wurden ihm nur in kärglichem Grade zu Theil. Man versuchte allerdings hier und da wohl eines seiner Stücke, allein, da keines geradezu zündend durchschlug und sich auf dem Repertoir erhielt, so war man nirgends recht beflissen, Antheil und Entgegenkommen ihm zuzuwenden. Man überließ ihn gleichgiltig seinem Schicksal und das verstimmte und entgeisterte ihn. Als ich zuerst mit ihm in Berührung kam, waren ihm gleichsam schon die Fittige gebrochen. Er schleppte sie mühsam am Boden nach. Dann und wann, wenn er durch ein lebhaftes Gespräch erregt war, bauschten sich ihre Federn und sie hoben sich geräuschvoll, als wenn sie zum Fluge ausholen wollten, aber es blieb beim Versuch und sie trugen ihn nicht mehr. Die Berufung nach Oldenburg zum Ersatz für Gall hatte allerdings noch einmal seine Lebensgeister und dramatischen Strebungen angefrischt. Er raffte sich innerst auf und hoffte durch einen neuen Anlauf noch manches Versäumte einholen zu können. Aber da krallte sich auf einmal unerwartet die böse Krankheit in sein Dasein und lähmte seinem Genius die letzte Kraft. Endlich zu Einfluß an einer kleinen, aber zu künstlerischem Ansehn gelangten Bühne gekommen, fiel er einem Siechthum anheim, das zwanzig Jahre gebrauchte, um ihn zu tödten. Er starb sozusagen Glied für Glied: zuerst im Rückgrat, dann in den Beinen, in den Armen, in der Zunge, endlich lebten nur noch seine großen geisterhaften Augen und sein Gehör. Einige Briefe, die ich in mein Tagebuch aufgenommen, schildern seinen entsetzlichen

Zustand, den zu ertragen ihm nur die ausdauernde Liebe seiner Gattin möglich machte.

Diese Frau, eine geborene Jungwirth, Minna mit Taufnamen, verdient eine ehrende Anerkennung für alle Zeit. Was sie an dem leidenden Dichter gethan, zeugt von einer weiblichen Aufopferungsfähigkeit, deren Größe man sich kaum vorzustellen im Stande ist. Nicht nur, daß sie in den letzten Jahren für ihn schrieb, sprach, man mag fast sagen: für ihn dachte, versah sie Tag und Nacht auch Hülfeleistungen bei ihm, welche die, die man kleinen Kindern zu erweisen pflegt, weit überstiegen und schlimmer waren als die niedrigsten Magdverrichtungen. Dabei blieb sie immer gleichmäßig ruhig, besonnen, voll Langmuth und edel, wie vom Zauberschein der Dichtung verklärt. Das Gemeinste, was sie that, gewann ein vornehmes Ansehen bei ihr. Ihr Verhalten adelte gleichsam das menschliche Elend; sie verlieh ihm etwas von einer himmlischen Glorie.

Das sollte ihr niemals vergessen werden.

Am 25. November 1867.

Moritz Hartmann war zwei Tage hier zum Besuche und fast ausschließlich mit uns zusammen. Er erzählte uns viel von Stuttgart, wo er jetzt lebt, hauptsächlich von dessen Dichtern. Eduard Mörike schilderte er als liebenswürdig und feinsinnig, wenn auch sehr verzärtelt und verschrullt. Seine Frau und deren Schwester hegen und pflegen ihn wie ein Kind vor jedem rauhen Lüftchen, jedem ärgerlichen Worte oder Auftritte. Damit er keinem Zuge ausgesetzt werde, stellen sie sich mit ausgebreiteten Kleidern vor die Zimmerthür, so oft sie geöffnet wird. Jeder Brief wird erst erbrochen und durchgesehen, ob er nichts Uebles oder Verletzendes enthalte. Besucher müssen erst ein Verhör bestehen, ehe man sie zu ihm läßt. Fühlt er sich nach einem Spaziergange oder einer Arbeit ein wenig abgespannt oder ermüdet, gleich wird er zu Bette geschickt und darüber ein Netz gezogen, um ihn vor lästigen Insekten zu wahren.

Auf Hackländer war Hartmann wenig gut zu sprechen. Er nannte ihn eine literarische Kammerdienerseele, der nur wohl in der Hofluft sei. An einem solchen etwas vorzustellen und zu gelten, mache den ganzen Ehrgeiz seines Lebens aus. Ein Titel, ein

Orden erscheinen ihm als höchst erstrebenswerthe Dinge und nach ihnen und dem Gelde richteten sich die Hauptbestrebungen seines sehr gefälligen und ansprechenden Talentes.

J. G. Fischer versagte Hartmann seine Anerkennung nicht, nannte ihn aber zugleich bis zur Ueberspannung eitel und ehrgeizig.

Am 2. Dezember 1867.

Heute erzählte mir Jemand mit sehr lebhafter Entrüstung, daß im Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. also im Geburtshause Goethe's, in das Fremdenbuch zwischen diejenigen Seiten, auf denen sich fürstliche Personen eingeschrieben haben, lange weiße Papierstreifen gelegt sind, während andere Blätter, auf die ein Uhland, ein Rückert und andere Größen der Literatur, Kunst und Wissenschaft ihre Aufzeichnung gemacht, jedes Merkmals entbehren und nur mit Mühe entdeckt werden können.

Wen kann es viel interessiren, den Namenszug eines regierenden Fürsten von Greiz, Schleiz oder Lobenstein oder einer russischen Großfürstin zu sehen! Aber die Empfindungen zu lesen, mit der ein Mensch von geistiger Bedeutung über die Schwelle getreten, die einst Goethe beschritt, ist doch wohl für jeden Gebildeten von einem gewissen Werthe.

Liegt denn in dem Deutschen noch immer etwas von der Bedientenseele, die einst Börne so scharf an ihnen getadelt? Nach diesem Vorgange im Deutschen Hochstift scheint es allerdings der Fall zu sein.

Am 28. Dezember 1867.

Von Moritz Heydrich erhielt ich gestern einen Brief in Bezug auf Otto Ludwig's Nachlaß, der mir zu Ehren dieses treuen und aufopfernden Freundes des unglücklichen Dichters einer Aufbewahrung werth erscheinen will. Es heißt darin:

Dresden, 27. Dezember 1867.

Verehrter Freund!

In O. Ludwig's Angelegenheit bitte ich nur noch kurze Zeit zu warten, wo ausführliche Mittheilungen über die Herausgabe des Nachlasses erfolgen werden. Gegenüber der neulichen Notiz in der „National-Zeitung“ bemerke ich jedoch nochmals, daß ich bisher

ununterbrochen an der Druckfertigstellung des Nachlasses, und zwar ganz allein gearbeitet habe. Da die Verhandlungen und Berathungen in Bezug auf Veranstaltung einer Gesammtausgabe der Werke Ludwig's nicht das gewünschte und befriedigende Einverständniß brachten, so rieth ich der Wittwe und dem Vormunde, zunächst nur eine Auswahl des Besten und Bedeutendsten aus dem Nachlasse zu veröffentlichen, die jedenfalls im nächsten Jahre als „Leben und literarischer Nachlaß O. Ludwig's" erscheinen wird. Zwei starke Bände sind von mir bereits druckfertig gestellt; den dritten hoffe ich, bald nach Ostern fertig zu haben, sodaß die drei Bände zugleich erscheinen können, was mir wünschenswerth, ja nothwendig erschien. Sie werden, ich hoffe es, dann sehen, daß ich unermüdlich und immerfort in der Sache gearbeitet habe, daß der Nachlaß sehr werthvoll, und, Gott gebe es! den Erben auch einträglich werden wird. Da ich sogar sämmtliche Kopien eigenhändig machen mußte, weil die Manuskripte meist sehr schwer zu entziffern waren, da viele Manuskripte, besonders die Shakespearestudien wiederholt von Freunden und Sachkundigeu geprüft wurden, da ausführliche Besprechungen der dramatischen Pläne und Fragmente und der Shakespearestudien 2c. und die Biographie selbst sorgfältige immer neue Durchsicht aller Manuskripte nothwendig machten, so konnte ich trotz unermüdeter Arbeit erst jetzt mit zwei Bänden dramatischen und dramaturgischen Inhalts druckfertig werden. In der massenhaften, oft unleserlichen Gestalt konnten die Originalmanuskripte keinem Verleger angeboten werden; es mußte erst jahrelange, oft allerdings ermüdende, kampfreiche Arbeit vorhergehen. Nun endlich bin ich so weit, daß ich das Lebens- und Charakterbild eines unserer edelsten und echtesten Dichter in lebendiger, anschaulicher, und ich wage es zu hoffen, in allgemein erfreuender Gestalt baldigst veröffentlichen kann, was freilich in der kleinen Skizze im Dresdner Journal gleich nach seinem Abscheiden blos andeutungsweise geschehen konnte. Ich habe ein paar Jahre meines durch Krankheit gar sehr getrübten Lebens gern und freudig, und ich darf es sagen, ohne alle Rücksicht auf meine eigenen Interessen, dran gesetzt."

Aus Hamburg.

(1868—1869.)



Am 18. November 1868.

Das zweite Kaiserthum in Frankreich ist bedenklich im Abstieg begriffen. Eine Zeit lang glückte Napoleon dem Dritten Alles, was er unternahm; jetzt will nichts mehr recht gelingen. Das Jahr 1866, das so Vieles über den Haufen geworfen, hat auch den Kaiser um sein „Prestige" gebracht. Auf den Schlachtfeldern von Sadowa und Königgrätz liegt es mit dem alten Ruhme der österreichischen Waffen begraben.

Am 7. März 1869.

Gestern hatte ich eine Unterredung mit einem alten Manne aus dem Volke, einem sogenannten Quartiersmann, der nach der Harmonie kam, um Bücher für seinen Herrn umzutauschen.*) Beim Umwechseln derselben hörte ich ihn stark husten und bemerkte, daß er ziemlich jämmerlich aussah. „Ihr solltet Euch schonen, Alter", sagte ich; „in dieser Jahreszeit ist eine Erkältung gefährlich und besonders, wenn man bereits bei Jahren ist." „Oh", sagte der Greis darauf, „ich fürchte den Tod nicht, denn ich habe ihn schon einmal gekostet und nicht übel gefunden."

Auf meine neugierige Frage, wie das geschehen, erzählte er mir, daß, als er einmal sehr krank und vom Arzte aufgegeben gewesen sei, er sich allen Ernstes für verloren angesehen habe. Schon den ganzen Tag habe er dämmernd und fast ohne Bewußtsein gelegen und als der Doktor beim Weggehen gesagt: er werde die Nacht wohl nicht überleben, sei er fest überzeugt gewesen, daß sein Ende gekommen. Er habe gebetet und dann gottergeben seinen Kopf in die Kissen gelegt. Nicht lange darnach sei ihm ganz seltsam und wunderbar zu Muth geworden. Er habe sich unsagbar weich gebettet und lieblich angeweht gefühlt und eine Musik gehört, wie er sie vorher nie vernommen. Wie auf Wolken sei er sich vorgekommen und wie von unzähligen Wesen umgeben, die er aber

*) Ich war damals Bibliothekar der Harmonie.

vor strahlendem Licht nicht habe erblicken können. Seitdem, schloß der Alte, fürchte er den Tod nicht mehr, sondern habe, ohne daß ihm das Leben verhaßt oder zuwider sei, eine Art Sehnsucht nach ihm.

Am 27. August 1868.

Am 25. August ist Charlotte Birch-Pfeiffer in Berlin gestorben.

Ich wurde mit ihr durch Amalie Wolff bekannt.

Amalie Wolff, die Gattin des durch Goethe's Ausbildung und Theilnahme berühmten Schauspielers Pius Alexander Wolff, des Verfassers von „Preziosa“, bekleidete in meiner Jugendzeit in Berlin vom Hoftheater das Fach der sogenannten komischen Alten und zwar mit einer so vollendeten Meisterschaft, daß ihre Darstellungen noch heute so frisch und gegenständlich in meiner Erinnerung leben, als hätte ich sie gestern vor Augen gehabt. Sie verstand aus der kleinsten und unbedeutendsten Rolle ein Kabinetstück der Schauspielkunst zu machen und spielte mit so viel Geist und Humor, daß sie überall ihres Erfolges sicher war und selbst mit solchen Worten und Zügen eine zwerchfellerschütternde Wirkung erzielte, die bei andern Darstellerinnen ganz unbeachtet und spurlos vorüber zu gehen pflegen. Wenn Amalie Wolff z. B. in Raupach's kleinem Schwanke „Der Platzregen als Eheprokurator“ mit dem ganzen Pathos weiblicher Entrüstung zu dem um sie werbenden Hauptmann sagte: „Sie denken doch nicht etwa, ich dächte“, brachen jedes Mal die Zuhörer in ein nicht endenwollendes Gelächter aus. Der Ton erheuchelter Empfindlichkeit, der sich darin ausprägte und welcher das, was sie leugnen wollte, nämlich die Erwartung, daß ihr gesetzter Verehrer sich endlich erklären und um sie anhalten werde, deutlichst erkennen ließ, war so urkomisch und drastisch, daß er unwillkürlich alle Lachmuskeln in Bewegung setzte. Die Oberförsterin in Ifflands „Jüngern“, die alte Frau Feldern in Töpfers „Hermann und Dorothea“, die Kommerzienräthin Hirsch im „Kammerdiener“, die Frau von Stürmer im „Oheim“ der Prinzessin Amalie von Sachsen und viele, viele andere Lustspielgestalten wußte sie so eigenartig und doch zugleich so wahr und natürlich darzustellen, daß ihre große Begabung für dieses Fach unverkennbar war. Und sie hatte ehedem unter Goethe's und Schiller's Augen zu deren

höchster Befriedigung die Iphigenie und die Maria Stuart gespielt! Das Anstaunenswertheste in ihrer Kunst und namentlich in ihrer Komik war ihr Maßhalten, ihre Anmuth, ihr feiner Takt. Nie übertrieb sie, nie griff sie zu niederen Mitteln, um Beifall zu erlangen. Alles, was sie schuf, entsprach dem Charakter der Figur, die sie darzustellen hatte und erwies sich überall als demselben entsprechend und zupassend.

Sie war eine Künstlerin im wahren Sinne des Wortes.

Leider hatte sie in ihren alten Tagen das Unglück, fast ganz zu erblinden und mußte daher der Bühne früher entsagen, als es sonst nöthig gewesen wäre. Die Pachterin Swieten in meinem Lustspiel „Alter schützt vor Thorheit nicht" ward für sie geschrieben, aber leider zu spät, denn als das Stückchen erschien, war sie eben vom Schauplatz abgetreten. Da ich jedoch die kleine Komödie ihr überbrachte, hatte ich noch den Genuß, nachdem sie die Rolle aus dem Vorlesen ihrer Gesellschafterin gelernt, dieselben von ihr mir vorsprechen zu hören. Noch damals und den Brettern bereits entwöhnt und beinahe blind, bot sie ein geniales und entzückendes künstlerisches Gebilde.

Charlotte Birch-Pfeiffer trat 1844 am Berliner Hoftheater als ihre Nachfolgerin ein und fand natürlich einen schweren Stand. Sie besuchte selbstverständlich ihre Vorgängerin und ging sie in ihrer schwierigen Lage um Rath und Unterstützung an; ein Angehen, das zwischen den beiden Frauen zu einem sehr innigen und freundschaftlichen Verhältnisse geführt hat. Dieses gab denn auch Veranlassung, daß Amalie Wolff mich mit Charlotte Birch-Pfeiffer bekannt machte, indem sie mich aufforderte, derselben meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu widmen.

So kam ich mit Charlotte Birch-Pfeiffer in Beziehung, eine Beziehung, die bis zum Tode der Letzteren unerschüttert geblieben ist. Die nachfolgenden Briefe sind ein Beleg dafür und zugleich ein, wie ich glaube, nicht ganz unwichtiger Beitrag zur Kenntniß ihres eigenen Charakters, so wie dessen der damaligen Bühnen-Zustände in Berlin. Sie behandeln die Auslaufszeit der Intendantur Karl Theodor von Küstners und den Beginn der des Botho von Hülsen. Man wird sich überzeugen, daß sie beide ziemlich unbefangen und gerecht beurtheilt hat. Charlotte Birch-Pfeiffer war von lebhaftem und leicht aufbrausendem Wesen, welches sie im ersten Augenblick

jeden empfangenen Eindruck heftig empfinden ließ; aber sie besaß zugleich so viel natürlichen Verstand und so viel Selbstbeherrschung, daß sie immer sehr bald zu ruhiger Ueberlegung und damit auch zu klarer Besonnenheit zurückzukehren und die Dinge und Menschen im richtigen und wahren Lichte zu erblicken im Stande war. Von Hause aus wohlwollend und von menschenfreundlichster Gesinnung, haben zahlreiche bittere Erfahrungen, die sie in ihrer Theaterlaufbahn zu sammeln Gelegenheit hatte, ihrer Natur zuletzt allerdings einen etwas herben und scharfen Beigeschmack, aber niemals einen bemerkenswerthen Grad von Lieblosigkeit und Härte gegeben. Sie wurde viel und oft sehr leidenschaftlich angegriffen. Das sogenannte Junge Deutschland erklärte ihr ganz offen den Krieg. Theodor Mundt hatte in der „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ ein bezeichnendes Schlagwort ausgegeben, indem er ihre Stücke den „häuslichen Heringssalat“ an der Wirthstafel der Bühne nannte, eine Benennung, die damals überall widertönte und dazu allerdings eine gewisse Berechtigung in sich trug. Charlotte Birch-Pfeiffer bot dramatische Hausmannskost und mit dieser beherrschte sie zu jener Zeit das Repertoir des ganzen deutschen Theaters, namentlich aber nach ihrer Anstellung am Berliner Hoftheater. Als sie in diese Anstellung eintrat, glaubte man eigentlich allgemein, daß es mit ihrer dramatischen Schriftstellerei vorbei sei. „Pfeffer-Rösel“, „Der Glöckner von Notre-Dame“, „Hinko, der Freiknecht“ und ähnliche Stücke waren für das Hoftheater in Berlin unmöglich und niemand erwartete, daß sie, bereits in vorgerückten Jahren und an die Befriedigung des derbsten Volksgeschmacks gewöhnt, in ihren schriftstellerischen Arbeiten für die Bühne noch einen wesentlichen Aufschwung würde gewinnen können. Allein sie gewann ihn in der That. Sie hat gerade in Berlin erst ihre besten Schöpfungen hervorgebracht: „Die Marquise von Vilette“, „Die Waise von Lowood“, „Die Grille“, „Mutter und Sohn“, „Dorf und Stadt“. Mit einziger Ausnahme des erstgenannten Stückes waren alle übrigen nach Romanen und Volkserzählungen, aber mit einem nicht wegzuleugnenden Geschick und entschiedenster Kenntniß theatralischer Wirkung geschrieben. Sie machten in Berlin und überall ein großes Glück. Sie wurden viel und mit außerordentlichem Beifall gegeben und thaten den höheren Bestrebungen der neuen Literaturrichtung, die sich damals eben den weltbedeutenden Brettern zugewendet hatte,

wesentlichen Eintrag. Meine näheren literarischen Freunde, darunter Gutzkow und Laube, spieen sozusagen Feuer und Flammen über sie und ich mußte manchen Tadel und Hohn von ihrer Seite erfahren, daß ich in der Presse und bei Küstner ihren Einfluß zu bekämpfen mir nicht angelegen sein ließ. Der Briefanhang zu meinem Buche „Das junge Deutschland" enthält einige Anklänge daran. Heute darf ich mir wohl das Zeugniß geben, daß ich meine Feder niemals in den Dienst fremder Ansichten und Meinungen, fremder Sympathien und Antipathien habe treten lassen. Ich vermochte Charlotte Birch=Pfeiffer über das eine oder andere ihrer Stücke, wie z. B. über die „Die Rose von Avignon", „Das Forsthaus", „Iffland" oder „Mazarin" meine kritischen Bedenken offen ins Gesicht zu sagen, aber nie und nirgend konnte ich veranlaßt werden, ihre Erfolge und Verdienste zu mißachten oder gar anzufechten. Ich räumte ihr gerne ein, was ihr zukam und ihr kam immerhin manche Anerkennung zu. Sie arbeitete mit großer Anstrengung und Ausdauer und mit einer Begabung, die mit seltenem Instinkte das Wirksame für die Bühne zu treffen wußte. Sie verstand zu ergreifen und zu rühren und wenn allerdings auch nur mit gewöhnlichen, so doch jedenfalls mit keinen verwerflichen Mitteln. Ueberdies schuf sie ehrbar deutsch und ihr Schaffen erschien mir deswegen für unser Theater immer schätzenswerther und mehr zu begünstigen, als die französischen Uebersetzungen, die schon damals unsere Bühne überflutheten.

All' mein Denken und Dichten lief von jeher auf ein deutsches Nationaltheater hinaus und ein solches anzubahnen und zu erlangen, bedünkte mich eine Kraft, wie sie in Charlotte Birch=Pfeiffer sich darbot, keineswegs zu verachten. Von diesem Standpunkt aus vermochte ich mich derselben nur geneigt zu zeigen und ihr eine treue Anhänglichkeit zu beweisen. Ich darf jetzt, nach dem Tode der berühmten Schriftstellerin, versichern, daß sie diese zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten und zu benutzen, nie einen Versuch gemacht hat. Sie kannte meine Theilnahme für Laube, Gutzkow, Freytag, Putlitz, Benedix, Julius Mosen, Mosenthal, Otto Ludwig, Hebbel und kurz für alle Dramatiker der neuen Richtung; sie wußte, daß ich deren Sache vor Küstner mit Wärme und besonderer Hingabe vertrat und sie hat diese Hingabe und Wärme niemals abzudämpfen oder mir zu verübeln sich veranlaßt finden wollen. Sie

ehrte meine Ueberzeugung und den „eigenen Kopf", den ich hatte und so sind wir immer in gutem Einvernehmen geblieben, selbst in den Tagen, in denen sie sich über Laube, Gutzkow, Dingelstedt und Auerbach in der größesten Aufregung befand. Diese Aufregung bricht flammend genug zuweilen in ihre Briefe an mich h nein, um dann sofort, nach einigen besänftigenden Zeilen von mir, rasch wieder zu verblassen. Ich spielte in den Theaterdingen jener Zeit ein wenig die Rolle, die der „Rathgeber" in Tieck's „Blaubart" spielt. Ich war der Vertraute aller Parteien und gerieth dadurch zuweilen in eben so viel peinliche, als komische Lagen, wovon die hier vorliegenden Briefe von Charlotte Birch-Pfeiffer einige Male die Belege liefern.

Berlin, den 3. Dezember 1846.

Glauben Sie sich wohl von mir vergessen, mein braver, treuer Wehl? Nein, das thun Sie nicht, wie sehr auch der Schein gegen mich ist. Fünf glanzvolle Vorstellungen meiner „Familie" sind schon vorüber, ein fabelhafter Erfolg lohnt mein ernstes Streben zur Besserung, zur Erhebung vieler Gefallenen und Sinkenden, vieler Irrenden und Thoren zu wirken — und Sie, der Sie gewiß den wahrsten Antheil an einem solchen Sieg Ihrer Freundin nehmen, haben von meiner Hand noch keine Zeile, haben nicht einmal das Stück zu sehen bekommen. — Und doch bin ich in Ihren Augen gerechtfertigt, wenn ich Ihnen sage, daß am 16. November meine Minna*) sich an heftigem Fieber mit beängstigenden Symptomen legte, am 17. Lottchen**) so zusammensank, daß wir ihr Ende nahe glaubten, daß ich in dieser Zeit das Stück in Scene brachte, das unaufschiebbar zum Fest der Königin gegeben werden mußte — und in dieser dreifachen Angst spielte ich eine Rolle, deren Grundzug die tiefste innere Ruhe der Seele ist, die sich aus einem reinen Bewußtsein und der Überzeugung, nur recht zu handeln, entwickelt. — Ich kann wohl sagen, daß es in Berlin nur eine Stimme über meine Darstellung der Md. Brunn giebt — wenn Sie sie auch aus dem süßsauren Lächeln der Vossischen und Spenerschen nur errathen können — das Faktum aber steht

*) Die Tochter der Birch, die heut unter dem Namen Wilhelmine von Hillern bekannte Schriftstellerin.

**) Eine Anverwandte der Verfasserin, in deren Hause damals lebend.

fest, daß ich nicht allein jeden Abend dreimal gerufen, sondern sitzend am Schreibtisch empfangen werde — was hier wohl nicht zum Gewöhnlichen zählt! Wie ich es aber gemacht, um so meiner ganzen geistigen und Körperkraft Herr zu werden — darüber kann ich Ihnen keine Rechenschaft geben, denn nie in meinem Leben fühlte ich mich so bis in's Mark vernichtet, als in dem Gedanken, daß Minna durch Charlotte angesteckt und daß die Vorsehung mir diese Wohlthat, die ich seit 11 Jahren an Lottchen geübt, durch den Verlust unseres einzigen Kindes lohnen werde. — So taumelte ich von einem Krankenbett zum andern, von einer Vorstellung zur andern — draußen alles heller warmer Sonnenschein, daheim — kalte, feuchte Nacht! — Seit gestern erst ist Minna wieder ganz hergestellt und Lotte für zwei oder drei Monate dem Tode entrissen. Schönlein und Philipp geben mir jedoch für sie keine Hoffnung mehr, als daß dieser qualvolle Kampf des jungen frischen Lebens gegen den Todeswurm in ihrer Brust noch Monate dauern könne, wenn nicht plötzlich ein wohlthätiger Blutsturz sie erlöse. Was brauche ich Ihnen weiter zu sagen, um Ihnen einen Begriff zu geben, wie es in meinem Gemüth, in meinem Hause aussieht. Mein einziger Trost ist, daß Gott mir eine eiserne Natur gab, denn ohne diese stände es schlimm um die Meinen, die mein Kopf allein erhält und ernährt. Leider konnte ich mich unter diesen Verhältnissen der Anwesenheit der geistreichen Therese*) (die Sie herzlichst grüßt, so wie unsre gute alte Wolff**) nicht miterfreuen, denn ich kann Niemanden in meinem Hause sehen; es ist bei mir wie ausgestorben — ich habe keinen Sinn für die Gesellschaft, diese hat keinen für mich! Sie begreifen das wohl, nicht? Therese meint, es sei eine Ironie des Geschicks, das mir von außen die glänzendsten Triumphe bietet, indeß es mein Herz zertritt. Mein neues Stück liegt am 3. Akte, ich kann nicht arbeiten, ich bin frei, aber gefangener***) wie Sie! Man sagt hier, Sie bleiben in Magdeburg! Ist das wahr, so will ich einmal hinüberkommen und Ihnen meine Familie vorlesen, allein ich hoffe noch, daß Sie uns nicht für immer entzogen bleiben.

*) Frau von Bacheracht.

**) Amalie Wolff, die berühmte Darstellerin.

***) Ich verbüßte damals mein satyrisches Gedicht „Der Teufel in Berlin“ auf der Zitadelle von Magdeburg.

Luise*), die arme Lotte und Minna grüßen Sie herzinnigst. Wenn Sie so brav sind und mir recht bald schreiben, so hüten Sie sich in Ihrem Brief; Lottchen liest alle Ihre Briefe, denn sie hat Sie sehr lieb; schreiben Sie auf ein besonderes Blättchen, was Sie mir da zu sagen haben. Ich hätte Ihnen noch so gern erzählt, wie meisterhaft Hendrichs und Döring in meinem Stück sind, wie schön Clara Stich spielt, wie tüchtig sich Franz bewiesen, und wie der alte treffliche Weiß von keinem Schauspieler Deutschlands als Anselm erreicht werden kann, welch guten Willen ich überhaupt bei meinen Kollegen finde, und wie das Publikum das alles aufnimmt!! Am Sonntag wurden wir gar fünfmal gerufen — das Stück spielte eine Viertelstunde länger als nöthig, weil wir so oft unterbrochen wurden! Gott ehre mir mein Berliner Publikum und erhalte mir meine Kraft und meinen Muth, damit ich es mir erhalten kann und schreiben Sie mir ja, ob Sie gleich nach dem Weihnachtsabend hierher reisen oder noch in Magdeburg bleiben; bitte, vergessen Sie das ja nicht. Hätten Sie doch eine Stelle wie jetzt Gutzkow in Dresden — ihm gönne ich es — für Sie würde michs ganz glücklich machen. Nun — Sie sind jung und brav und tüchtig — und wahrlich — der alte Gott lebt noch. Laubes Karlsschüler sind gelungen — es ist ein tüchtiges Werk — ich freue mich sehr auf die Aufführung am 30. d. M. Nun — bis dahin sind Sie hier — nicht wahr? — Es wird großes Glück machen und das freut mich wahrhaft. — Gott mit Ihnen, mein lieber junger Freund, denken Sie unser freundlich, es vergeht kein Tag, wo wir Ihrer nicht gedenken.

Mit treuer Freundschaft Ihre

Ch. Birch.

Berlin, 24. Juli 1847.

Gruß zuvor! — Neues aus Berlin? Es ist komisch — ich zerbreche mir den Kopf, allein es ist nichts Neues zu erzählen! — Die Haitzinger mit ihrer Tochter Luise trat bis jetzt als: „Frau im Hause“ und Baronin im „Aufrichtigsten Freund“ auf — und belebte durch ihre treffliche Darstellung, durch Natur und Gemüthlichkeit das matte erste Stück — wie sie musterhaft als alternde

*) Die Schwester der Birch-Pfeiffer.

Koquette im zweiten erschien; sie fand wie immer in Berlin die wärmste Anerkennung. Luise Neumann sieht man zum ersten Male auf unserer Hofbühne und nachdem sie als: Lucy in: „Die junge Pathe“ — Elise in: „Ich bleibe ledig“ — Genoveva in dem „Versprechen“ des Herrn Bauernfeld (dem nur sie einen Werth zu geben vermag, auf den das Stückchen wahrlich keinen Anspruch hat) und Anna Rosen und Leopoldine von Strehlen aufgetreten ist — hat man sich überzeugt: daß Luise Neumann die erste Schauspielerin ihres Faches in Deutschland ist. — Da ist alles wahr, alles neu und frisch, da ist Geist und Herz — Humor und Gemüth beisammen — nirgends Manier — nirgends Nachahmung — alles Ursprünglichkeit in dem Mädchen, alles echt — neu! — Sie haben sie ja wohl gesehen, guter Wehl, und begreifen mich, wenn ich Ihnen sage: Mir thut sie wohl bis in die Seele hinein, mir ist sie wie frische Frühlingsluft, die mich mitten aus dem Dunst der Berliner Straßen anweht, geschwängert mit Reseda und Veilchenduft. Lange — sehr lange war mir nicht mehr so wohl im Theater! — H. Schneider hat sein Gastspiel beschlossen, ohne besonderen Eindruck zu hinterlassen — obgleich er als Schiller ein dankbares Publikum fand, das ihn manchmal rief, denn er hat schöne Gaben: Gestalt und Organ. — Die Fassung wäre gut — wenn der Demant ein echter wäre — es fehlt Geist — der von innen belebende Hauch. Sein Egmont, Clawigo und Prinz in „Emilia Galotti“ haben uns dies schwer empfinden lassen! Sein Landwirth war brav — tüchtig sogar — außer diesem Genre hat er in nichts vollständig befriedigt! — Nun — ich denke, Sie kennen ihn ja — und was ich dem Freunde schreibe — ist ja nur individuelle Ansicht. — Haitzinger und Luise spielen nun auch in den „Jägern“ und in „Mutter und Sohn“ — ich werde Ihnen ehrlich die Erfolge — die gewiß nur brillant sein können, sagen. — Ich habe wieder Kopfschmerz! Diesmal aus Aerger über mich selbst und meine Dummheit! Zufällig sind die „Karlschüler“, zufällig sieht die Haitzinger, das Stück — und ist so von mir als Generalin Riger entzückt, daß sie sagt: Und von Dir, die Du eine Stütze des Stücks bist — sagt Laube kein Wort — Dich nennt er nicht! — So erfahre ich zufällig von seiner Vorrede zu seinem Werke — ich lasse das Buch holen — und sehe, daß dieser Mann wahrlich die Stirne hat, mir vor ganz

Deutschland den Schimpf zuzufügen, daß er meinen Namen nicht erwähnt, während er eine Mad. Meck in Frankfurt nennt — (weil der Mann derselben Director ist!!) O, pfui über diese Menschen, die Freunde sind, wenn sie uns zu irgend einem Zwecke zu nützen denken — und uns mit Füßen treten, sobald sie zu haben glauben, was uns überflüssig macht! — Sie wissen nicht Alles, Wehl: wie ich L. Freundin war — er dünkt sich wohl Löwe — und betrachtet mich als Maus! — Ich bin aber so wenig Maus, als er — Löwe — denn ich fürchte ihn nicht im Geringsten — es könnte eine Zeit kommen, wo ich ihm das beweisen werde! — Dixi: Schreiben Sie ihm nichts darüber, Sie sind ja mein einzig wahrhaft Getreuer — wägen Sie nur in sich, was das für einen Eindruck auf mich machen mußte und fragen Sie sich dann: ob ich über den Mann und seine „sogenannte" Freundschaft für mich nicht einen Strich in meiner Seele machen muß und für immer, — Ich bin, Gott sieht in meine Seele, das beste Herz unter seiner Sonne und ich bin böse geworden und fühle, daß ich immer böser werde — aber die Menschen haben mich dazu gemacht und der liebe Gott wird mir's nicht entgelten lassen! Wir Alle grüßen Sie mit inniger Freundschaft, Ihre treue

Ch. Birch.

Berlin, den 21. Oktober 1847.

Was werden Sie denken, mein lieber, treuer Freund? — Ich bin nicht undankbar — Sie werden mich nie dafür halten können — aber so sehr mich Ihr Aufsatz, betreffs K.*) erfreute — so mächtig es mich längst trieb, Ihren lieben, herzigen Brief zu beantworten, so lag in den letzten fünf Wochen der Himmel so schwer auf mir, daß ich es nicht vermochte. — Nachdem sich meine Kleine durch einen langen Sommeraufenthalt in Charlottenburg gestärkt und erholt — und ich schon die beste Hoffnung hatte, einem ruhigeren Winter als dem vergangenen (!!) entgegenzugehen — kommt sie mir vor fünf Wochen plötzlich am heftigsten Stickhusten erkrankt heim. So elend das Kind war, so war das Maaß noch nicht voll — sie hatte unsere treue Nanni (die Dampfnudelköchin!) angesteckt

*) Ich hatte Küstner gegen Angriffe in Schutz genommen.

und diese war auf den Tod erkrankt. — Sie wissen nicht, was der Stickhusten bei einem so schwachen, unnatürlich aufgeschossenen Kind bedeuten will — Sie wissen aber. lieber Wehl, daß ich nichts von der Welt und vom Leben und all' meinen Mühen und Plagen habe — wenn mich das Gefühl nicht trägt: für das einzige Kind zu schaffen und zu wirken — und so können Sie sich meinen Zustand leicht denken! — Ein Berg von Briefen und Arbeiten liegt auf meinem Schreibtisch — er mahnt mich, wie eine Gewissensschuld — und ich habe nicht die Kraft, ihn abzuwälzen. Sie wollen Arbeiten von mir? — Ich wollte, ich könnte Ihnen willfahren — aber nie habe ich tiefer gefühlt als jetzt — daß ich mir zuviel für mein Leben auflud, daß ich meine Kräfte überschätzte — und daß ich — täglich älter werdend, nicht mehr die Elastizität des Geistes habe, um alles Das vollbringen, bewältigen zu können — was früher mir Spielwerk war. — Meine Verpflichtungen als Darstellerin machen sich gewaltsam geltend — um so mehr als ich durchaus nicht merken lassen darf, daß sie mich oft fürchterlich genieren. — Da ich alles vermeiden muß, was andere auf den Gedanken bringt: ich lebte nur für meine Schriftstellerei, denn Sie wissen am besten, in welchem Wespennest ich stecke — und das Hr. v. K. wahrlich nicht Poesie genug hat, um mir die kleinste Vernachlässigung meiner Pflicht zu vergeben, damit ich Komödien machen kann, die ihm Geld tragen: Apropos von Komödien. — Am 29. ist endlich nach 4 fürchterlichen Proben mein „Billet" in Scene gegangen — und Sie können sich denken, mit allen in Berlin gegen jedes neue Werk von mir gebräuchlichen Präliminarien. Die wohlorganisirte Zischerbande hatte sich wieder versammelt — und da neuerer Zeit Hr. v. K., wie es heißt, keine Billets mehr zu nenen Stücken vertheilt (wie sonst wohl bei Gutzkow und Laube) was hier bei einem neuen Stücke sehr nöthig ist — so hätten die guten Herren kinderleichtes Spiel gehabt, wenn meine Komödie schlecht gewesen wäre — allein die Berliner lassen sich nur für Augenblicke verblüffen, dann finden sie schon von selber den Weg. Allerdings frappirte die Art und Weise des Werkes im Anfang sehr. Denken sie sich die Berliner — gewohnt sich von mir bei den Haaren packen zu lassen — und nun das „Billet" — ein Stück ohne Knallefekte und ohne Aktschlüsse — eine tiefverschlungene Intrike, sich still und scheinbar friedlich anspinnend, verwickelnd und

endlich hochtragisch sich entwirrend — ohne den Schauspielern irgend eine Erleichterung zu gewähren — rein auf der Darstellung ruhend! Da retten nicht gewaltige Erschütterungen oder Ueberraschungen — blendende Momente — Gefühls-Einschläge, die dem Zuschauer überwältigend ergreifen, selbst wenn der Schauspieler nur halb seine Pflicht erfüllt! Ich habe mich in diesem Werk — (und Ihnen kann ich es sagen — Sie wissen, wie fern ich von aller Arroganz bin!) als Dichterin ganz rein gehalten — habe nichts gesucht und erstrebt als den Totaleindruck — und den Schauspielern stillschweigend gesagt: Da habt ihr Aufgaben löst sie mir auch einmal — ich habe oft als Verfasserin die Aufgabe für euch lösen müssen. Ich habe systematisch auf den Erfolg des Augenblicks in diesem Stück verzichtet! — Und doch habe ich den Triumph gehabt, daß der Totaleindruck (selbst bei einer noch keineswegs gerundeten ersten Darstellung!) ein vollkommener Erfolg war. Nach dem dritten Akt wurde Hendrichs (Buckingham) und die Stich (Anna) gerufen, am Schluß alle Darsteller — und nach diesem meine Wenigkeit — und wahrhaft enthusiastisch bei meinem Erscheinen begrüßt — und abermals, liebster Wehl, ist die Kabale — die an mir nie müde wird — glänzend aus dem Felde geschlagen! — Denken Sie sich meine treuherzigen, grundguten Schwabenmädchen*), die zum ersten Mal ein neues Stück von mir hier sehen, und zufällig mitten in eine Klique gift- und neidgeschwollener Parteigänger gesetzt — gewesen sein müssen, wie man den Zischern Zeichen ins Parterre gab, damit man mich laut verhöhnt und bekritelt. — Diese alltäglichen Dinge, mir so gewohnt, wie das Summen der Fliegen — waren den Kindern entsetzlich — in Thränen gebadet kamen sie heim — der Triumph, den ich gehabt, hatte sie nicht trösten können. — Alinchen sagte mir: Tante, Du thust keinem Menschen Böses, thust so Vielen wohl und so schlecht sind die Menschen gegen Dich, daß sie Dir nichts gönnen. — Ich mußte lachen über diese rührende Einfalt, die nicht ahnt, daß man sehr Vielen Böses thut, wenn man etwas kann — was sie nicht können.

---

*) Zwei Nichten aus Stuttgart zum Besuch bei der Birch-Pfeiffer.

Am 5. Oktober.

Die Hagn*) rächt sich fürchterlich für alle Kränkungen, die man sie — besonders in der letzten Zeit, um einer Viereck**) willen — leiden ließ! — Wie viel hatte man damals zu tadeln — wie oft warf man ihr den Mangel an Jugend, die Manier — dies und das vor — allein sie errang dennoch immer wieder ihre Siege — denn — das Genie, das man ihr nicht nehmen konnte, — entfaltete immer wieder seine Schwingen und bedeckte jedes Fältchen in ihrem Gesicht — jede gezierte Manier — es blieb immer etwas da, was ergriff — frappirte oder erschütterte. — Das empfinden die Berliner jetzt erst tief — und wohl selten ist eine bedeutende Erscheinung durch die Zeit stets bedeutender in der Erinnerung geworden, statt zu erlöschen. — Nie werden wir wieder diesen Adel der Gestalt, mit solchem Geist — mit solchen Mitteln vereint, für jedes Fach irgend eine pikante Originalität mit sich bringend — finden. — Ich liebe Ch. von Hagn nicht und kenne alle ihre Fehler, allein ich wußte es im ersten Augenblick, als ich ihren Rücktritt erfuhr — daß sie in einer Person nie für Berlin zu ersetzen sein würde. Und dem ist so. Die Stich ist ein wackeres Talent, im mild weiblichen Charakter sehr lieblich, im tragischen hält sie an dem hohlen Pathos ihrer Mutter***) fest, ohne die Kraft und die Mittel derselben zu besitzen — und so kann sie nur in Momenten befriedigen — das Ganze wird nie großartig werden. Die Unzelmann ist eine Darstellerin — die gleichfalls für zarte, elegische Naturen geeignet — voll Intelligenz und trefflicher Intentionen — aber aller Mittel für große Wirkungen beraubt, denn ihr Organ ist nicht allein schwach und unzureichend — es ist unlieblich, ja sogar oft unerträglich, wenn es zu Kraftanstrengungen hinaufgearbeitet wird — es ist ein Ton, der sich nicht gewöhnen läßt und Sie wissen, lieber Wehl, was man ohne Ton in Berlin auf der Bühne wirkt. So bleibt jede Darstellung von ihr Stückwerk — und die Masse wird nie ergriffen,

---

*) Charlotte von Hagn, ihrer Zeit eine der glänzendsten Berühmtheiten des Berliner Hoftheaters, voll Anmuth, Geist und Laune, eine entzückende Lustspielerscheinung.

**) Edwina Viereck, eine nicht ganz unbegabte, außerordentlich schöne und stattliche Schauspielerin, aber ohne höhere Bildung und allen Geist.

***) Auguste Crelinger, Berlins berühmte Tragödin der Neuzeit.

nie hingerissen — da sie nicht durch Zergliederungen der „Vortrefflichkeiten“ auf dem Papier für das zu entschädigen ist — was ihr in der That und Wahrheit entzogen wird und was sie für ihr Eintrittsgeld von einer Valentine, einem Klärchen (Egmont) und Gretchen (Faust) 2c. 2c. im Berliner Hoftheater erwarten darf. Dies Engagement ist also nicht allein kein Ersatz für das, was wir verloren, sondern es ergänzt auch nicht einmal das, was Clara Stich zu wünschen läßt — denn beide Damen sind keine tragischen Heldinnen. Edwina Viereck ist schön und jung und ihr Talent absprechen, hieße ignorant oder ungerecht sein — allein sie hat den Augenblick vorübergehen lassen, wo es ihr noch gelingen konnte, sich in ihrer Stellung zu befestigen – sie scheint nicht den rechten Ernst zu ihrer heiligen Sache mitzubringen — sie weiß vielleicht nicht einmal, daß die Kunst etwas Heiliges ist — so ist sie wenig beschäftigt, hat den Kredit — und mit diesem auch vielleicht den Muth verloren und doch ist sie die an Mitteln reichbegabteste unserer Liebhaberinnen. — Sie sehen also, lieber Freund, wie wir dran sind — der beste Wille ist von allen Seiten da — aber das Publikum frägt wenig nach dem Wollen — das Publikum fordert das Können — und so ist eine traurige — ernste Zeit durch Abgang der Hagn über die hiesige Bühne hereingebrochen — und wir wissen jetzt erst — was sie war. Behalten Sie lieb

Ihre treuergebenste Freundin
Ch. Birch.

Seit vier Wochen bin ich im Besitz Ihrer freundlichen Zeilen, mein lieber Freund — und noch immer sind Sie ohne Antwort — und ohne Dank! Gerade als Ihr Brief kam — hatte ich mich aufgerissen aus meiner Abspannung — mich mit förmlicher Wuth auf einen Stoff geworfen — Original mit historischer Grundlage — und da ein solcher Moment bei mir stets eine Art Paroxismus ist, so kann ich mich während der Zeit des Producirens mit nichts anderem befassen, ohne den Faden meiner Idee abzureißen; so kommt es — daß ich alsdann die schlechteste Briefstellerin der Welt bin! Sie sandten mir einen Zettel von „Waltron“ — für den ich zwar danke — der mich aber nicht sehr freute, weil mich verdrießt, daß man sich noch damit befaßt, während ich lieber nichts mehr von solchen Sünden hören und sehen möchte! Gestern habe ich mein Stück beendet, von dem

mich ein Zettel hoffentlich mehr erfreuen soll! Ich werde es jedoch erst zum Herbst versenden; hier reiche ich gar nichts mehr ein, als auf ausdrückliche Aufforderung der Intendanz — ich bin es müde, mir vorwerfen zu lassen, daß ich die Berliner Bühne beherrsche, daß man nichts giebt als meine Stücke ꝛc. ꝛc. So groß auch hier das Feld ist, werde ich es für eine Zeit ganz allein denen überlassen, die überzeugt sind, daß meine Arbeiten nur durch Protektion das Repertoir behaupten, und denen das „Vox populi" nur dann etwas gilt, wenn es ihre eigenen Kinder erhebt. — Weg von dem Kapitel! Daß ich das verfluchte Schreiben nicht lassen kann.

Ihre unwandelbare

Berlin, 22. März 1847. Ch. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 18. Oktober 1847.

Ich fand so eben Ihren Brief auf meinem Schreibtisch — noch trunken von den Klängen, mit denen Jenny*) diesen Abend vom Publikum — und vor wenig Minuten von uns Allen Abschied nahm. Meine Augen sind trübe vom Weinen — denn ich fühle, daß nichts einen Ersatz geben kann für das, was ich abermals an dieser Gottentflammten verliere — Es ist bald Mitternacht — und ich will zu Bette. Vorher aber mußte ich noch lesen, was Sie mit mir plaudern — und mußte Ihnen ein paar Worte antworten und nun, gute Nacht.

Am 20. Oktober.

Ich will diesen Brief nicht eher absenden, als bis ich die Exemplare meines neuesten Stückes nach Auerbach's „Professorin" — „Dorf und Stadt" — habe, denn das sollen sie zuerst lesen. Ich habe Ihnen vorgestern in einer sehr exaltirten Stimmung geschrieben, aber das thut nichts, ich schreibe heute auch nicht anders, also mags stehen bleiben. Ich wollte Ihnen etwas über Jenny Lind und ihre Nachtwandlerin, wie sie sie jetzt spielt und singt, sagen, allein ich vermag es nicht; sie hat einen so mächtigen, fast magnetischen Eindruck auf mich gemacht — und auf ganz Berlin — daß ich gar keine Worte dafür finde, die Ihnen klar machten, was wir Alle empfanden. Es ist bei aller Einfalt und Natürlichkeit

*) Jenny Lind, welche Charlotte Birch-Pfeiffer in der deutschen Sprache und dem dramatischen Ausdruck und Vortrag derselben auf Meyerbeer's Wunsch unterrichtet und dabei sehr lieb gewonnen hatte.

etwas so Großartiges in dieser Auffassung und Durchführung. Die Weltstadt Paris mit ihren kolossalen Verhältnissen hat das Talent der Lind so herausgereift, hat ihr Genie zu einem so gewaltigen Flügelschlag gereckt, daß sie selbst über die Höhe erstaunt scheint, auf die sie sich kühn vor unseren Augen erhebt. Sie ist ruhiger, mehr innerlich befriedigt in ihren Leistungen — es ist nicht die krankhafte Aufregung der Seelenangst mehr zu spüren, die sonst den Anfang jeder ihrer Vorstellungen umschleierte; auch scheint sie sich selbst Friede geschafft zu haben, durch den festen Entschluß, nach der Saison nächsten Sommer in London die Bühne für immer zu verlassen. Singen wird sie immer, denn der Gesang ist ihr Lebensathem, sie kann ihr Element nicht verlassen, ohne zu sterben! Allein mit geschminkten Wangen, ihr innerstes Mark, die Offenbarungen ihrer Seele will sie nicht mehr zur Schau stellen — und ihr Widerwille gegen die Bretter scheint wirklich unbezwinglich. Jammerschade ist es aber, ja, Sünde, wenn sie sich so der Kunst, der Musikwelt entrückt. Ich bin sehr gespannt, ob sie wirklich heute bei Euch in Hamburg singt. Mir scheint es unmöglich! Sie hat jetzt in sieben Tagen — sechs Abende gesungen — Dienstag: Marie, Donnerstag: Marie, Freitag: Agathe, Sonnabend: Großes Concert am Hofe zu Sanssouci, Sonntag: Nachwandlerin, Montag ein Concert für unsere Choristen, wo sie sieben Nummern sang, und das den Leuten eine Einnahme von 1800 Thlrn. einbrachte. Gestern ist sie abgereist — sie war so angegriffen, daß ich sie förmlich innerlich zusammensinken sah. Wird sie das alles aushalten? Sie hat sich wahrhaft geopfert, weil sie Donnerstag in Lübeck sein will, um mit dem letzten guten Dampfschiff nach Schweden zu gehen. — Diesen Winter hindurch singt sie lediglich für die Armen ihres Vaterlandes und hat ein Engagement in Paris zur französischen Oper ausgeschlagen, wo ihr der kolossalste Antrag gemacht wurde, von dem die Kunstgeschichte weiß: 275 000 fr. für die Saison!! — Nun das kann ich Sie versichern, nichts hat ihren Charakter zu ändern vermocht, sie ist dieselbe Jenny, die sie war, als sie vor drei Jahren arm und unbekannt, mit schlagendem Herzen und gesenkten Blicken mit Meyerbeer in mein Zimmer trat. Ihre Anhänglichkeit für mich und die Meinen, ihre Dankbarkeit ist dieselbe, sie hat das alte treue Herz mitgebracht, und all der äußere Glanz, all der ungeheure Ruhm ist — wie das Wasser über das Gefieder des Schwans —

spurlos über ihre Seele hingezogen. Ich hänge unaussprechlich an ihr, und fühlte es nie tiefer, als da ich sie wieder, vielleicht für immer verloren habe. Ich bin Ihnen wohl langweilig, lieber Freund? Haben sie Geduld mit mir, meine Seele ist so voll von ihr — ich kann heute noch nichts anderes denken.

Am 6. November.

So lange, mein lieber Wehl, liegt dieser Brief halb vollendet auf meinem Schreibtisch, und Sie werden nicht wissen, was Sie von mir denken sollen. — Ich war krank, d. h. im Kopfe krank, und bin es noch! Seit 14 Tagen leide ich an dem furchtbarsten Kopfschmerz, der Tag und Nacht nicht von mir weicht, dazu studirt man über Hals und Kopf: „Dorf und Stadt“ zum Geburtstage der Königin. Ich lehre die Stich schwäbisch, was sie zum Erstaunen schnell und gut lernt, studire der Viereck (die immer die talentvollste und schönste unserer tragischen Damen ist) die Ida, mir selbst die Bärbel ein, lese Hendrichs den Reinhold vor — und Sie können sich also einen kleinen Begriff von diesem Leben machen. Es ist nicht Protektion des Hrn. v. Küstner, daß „Dorf und Stadt“ jetzt schon dran kommt, sondern der ganz einfache Umstand, daß er nicht ein passendes Stück für diesen Tag hat, und daß er am Geburtstag der Königin nicht wieder das Geschick haben will, das den Geburtstag des Königs traf, wo die „Blaue Schleife“ durchfiel! „Struensee“ von Laube mit dem blödsinnigen König und der pflichtvergessenen Königin konnte er an diesem Tag nicht wagen, und das ist das einzige Stück, von dem er sich Erfolg versprechen kann, — alles Andere, was jetzt vorliegt, soll traurig sein — so erfahre ich von der Regie, denn von ihm erfahre ich nie etwas. Das „Billet“ liegt seit der siebenten Vorstellung, wo kein Billet im ganzen Hause mehr zu haben war und das Stück mehr gefiel als jemals; niemand von uns weiß warum? Ich frage nicht — ich lasse ihn ganz gewähren — denn ich weiß sehr wohl, daß es nur aus Furcht, daß man ihn der Protektion beschuldige, nicht aus Bosheit, geschieht — allein ich schreibe es mir hinters Ohr, und wenn meine Stunde schlägt, so rede ich.

Wagners „Rienzi“ ist — mit Trompeten, Tamtam, Pauken und Glockenklang — durchgefallen, trotz aller Dekorationen, trotz 800 Menschen auf der Bühne, trotz Pferden und Sängern! Die Berliner können was vertragen, Sie wissen es, aber: „Zu viel ist

doch zu viel.“ Meyerbeer ist ein sanft blöckendes Lamm, gegen diesen brüllenden Stier. Das ist nicht mehr Musik, es ist Scandal; Mars vor Troja schrie nicht ärger, als der unglückliche Rienzi-Pfister hätte schreien müssen, um durch dieses Chaos sich verständlich zu machen. Und dieser Lärm dauert volle fünf Stunden. Nach dem dritten Akt schon verließen mit mir Massen das Haus, sie konnten es im eigentlichen Sinne, wie ich, nicht mehr aushalten! Wenn das moderne Composition ist, so lobe mir Gott das Alte — ich bin immer für den Fortschritt — dann aber werde ich ein Zopf, d. h. ein musikalischer Zopf. Die Oper wird sich nicht lange halten und Meyerbeer hätte keine glänzendere Satisfaktion bekommen können. Uebrigens halte ich es für ganz in der Ordnung, daß man die Oper gab: man soll uns alles renommirte Neue vorführen, das ist Pflicht der Intendanz — denn: Prüfet Alles, und das Bessere behaltet!

Alle Neuigkeiten, die mir auf der Feder schwebten, hat mir so eben die Nachricht von Felix Mendelssohn's Tode verscheucht! Ich bin wie vernichtet! Großer Gott, wie nichtig ist doch alles Irdische. Dieser erhabene Geist, der uns so Vieles gab — und Größeres noch geben sollte — dahin, zurückgekehrt, oder ins Chaos verschwommen — wir wissen es nicht! Vor 14 Tagen sang mir Jenny sein Frühlingslied vor, alle Geister wachten in uns auf — und jetzt kann sie sein Grablied singen! Zu seinen Liedern ohne Worte haben wir jetzt den Text. Es ist schrecklich. Die arme Paalzow ist auch ihrem furchtbaren Leiden siegreich wie ein Held erlegen, und wer weiß, wie bald wir folgen! Adieu, guter lieber Wehl — es ist ein elend Ding um den Menschen.

Ihre treue
Ch. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 27. November 47.

Mein lieber Freund! — Wenn Sie dieser Tage hören sollten, daß die Birch-Pfeiffer aus Uebermuth übergeschnappt sei, so werden Sie dies nicht glauben, denn Sie wissen, daß die keine Ader dazu im Leibe hat! Wenn Sie aber hören: sie sei in Folge eines vergifteten Blickes oder eines Dolchstichs, der sie aus verschiedenen Augen traf, abgeschnappt, — dann mögen Sie es glauben — denn was meine guten Feinde in den letzten Tagen

erleben mußten, ist mehr, als man seinen Feinden aufbürden darf. Seit undenklichen Zeiten hat kein Stück — nicht die „Villette" — den magischen, wahrhaft zauberhaften Eindruck gemacht, wie das einfache „Dorf und Stadt". Es klingt fabelhaft, aber es ist wörtlich wahr, „daß es einem Lindfieber gleicht, was die Berliner ergriffen hat — und man soll mir noch einmal sagen, die Spreestädter hätten kein Gemüth! Diese lachende, jubelnde — sich in Thränen badende Menge — kein Gefühl! Diese armen Leute, die sich an der Kasse stoßen, schlagen und treten lassen, um ein ruhiges Stück, ohne Dekorationen, ohne Kostüme, die tiefsten, einfachsten Gefühle des menschlichen Herzens durch fünf lange Akte sich abspinnen und entfalten zu sehen — sie hätten kein Gemüth; — Sie haben es, und ich bin gewiß, der allmächtige Zauber, den wir gerade in dieser einfachen Wahrheit unserer Darstellung ausüben, liegt eben darin, daß Viele sich selbst für gemüthlos hielten und nun auf einmal entdecken, daß sie Gemüth haben — und das thut mir so wohl, daß ich in meinem Leben nichts besser gespielt habe, als meine alte Bärbel. — Eine Darstellung ist „Dorf und Stadt", wie wir seit lange keine gehabt. — Obenan steht die Stich', die (mit meiner und meiner Nichten Hilfe) eine vollkommene Schwäbin geworden, die mit einer Einfalt, Wahrheit und einem so tiefen Gemüth ihr Lorle spielt, daß sie ganz Berlin in Staunen setzt und eine Sensation macht, die kaum die Hagn in irgend einer Leistung je hervorbrachte. Sie würden sie nicht mehr kennen — Sie würden Ihren Augen und Ohren nicht trauen, wenn Sie sie sähen. Meisterhaft ist Döring als Lindenwirth — vortrefflich Hendrichs in der unstreitig schwierigsten Rolle des Stückes (Reinhard) im 2. Akt mit Lorle von hinreißender Gemüthstiefe — und letztere in der schönen Rauschscene von einer Wahrheit, die erschütternd wirkt. — Die Edwina Viereck habe ich dahin gebracht, daß sie als Ida durch die Würde, durch die Innerlichkeit und das Maß, das sie in ihren Empfindungen hält, eine Theilnahme findet, die ihr bis jetzt nie in dem Grade ward — und meine Wenigkeit macht als brummige, gutmüthige, humoristische Bärbel Furore: Unsere Lieder (Stich und ich) ergreifen auch auf merkwürdige Weise — kurz, das Ganze schlägt so ein, daß des Lärmens, Hervorrufens und Jubels kein Ende ist! Eine Stunde nach Eröffnung des Billetverkaufs ist

immer das ganze Haus verkauft — der Billetwucher ist wieder da, wie bei der Lind und ist der Andrang so fürchterlich, daß K. das Stück zwei Tage en suite geben muß, denn er kann die Anforderungen nicht befriedigen. — Ich habe mich noch nie so über einen Erfolg gefreut, weil ich ihn gar nicht erwartete, und wollte Ihnen nicht eher etwas melden, bis die Sache fest steht — nun aber muß ich Ihnen zuerst meine Freude sagen, denn wer in der literarischen Welt freut sich mit mir — als mein treuer Wehl. Ihnen zu Liebe habe ich Laube's Brief recht herzlich beantwortet. Sie können viel bei mir durchsetzen.

Berlin, den 17. Januar 1848.

Mein lieber, guter, treuer Wehl! Ich habe schon manche bittere Erfahrung im Leben gemacht, allein daß es solche Abscheulichkeit geben kann, daß ein guter Mensch aus literarischem Neid, vielleicht auch aus Geldwuth so tief sinken kann, sich so an dem Heiligsten, an der Wahrheit, zu versündigen das ahnte mir nicht.*) Lesen

*) Es handelt sich hier um das Verhalten Berthold Auerbach's zu Charlotte Birch-Pfeiffer nach dem Erscheinen ihres auch jetzt noch immer höchst wirksamen Schauspiels „Dorf und Stadt", das nach der Dorfnovelle „Die Frau Professorin" gearbeitet ist. Als die ersten Bände von Berthold Auerbach's „Dorfgeschichten" ihr berechtigtes Aufsehen und ihren Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Manne machten, kam Auerbach auf seinem Siegeszuge durch Deutschland auch nach Berlin, wo ich die Ehre und Freude hatte, einer der Ersten zu sein, die er aufsuchte. Damals kannte er Charlotte Birch-Pfeiffer persönlich noch nicht, war aber begierig, ihre Bekanntschaft zu machen, einfach schon deswegen, weil er bei einer Schwester von ihr in Stuttgart einige Zeit gewohnt hatte. Ich führte ihn bei Charlotte Birch-Pfeiffer ein und hatte die Genugthuung, sie Beide gleich sehr vertraut werden zu sehen und sie eine gute Stunde sich im besten Schwäbisch unterhalten zu hören. Als wir endlich aufbrachen, begleitete uns die Dramatikerin an ihre Zimmerthüre, wo sie stehen bleibend, noch eifrig mit Auerbach weiter verhandelte, der die Vorplatzthüre in der Hand, nicht weniger eifrig Bescheid gab Plötzlich klappte er mit dieser Thür, sie lebhaft her- und hinbewegend, an die Wand, so daß es einen lauten Knall gab, welcher die Birch so erschreckte, daß sie aufschrie. In Folge dieses Aufschrei's trat der kleine Auerbach an die hohe und damals noch sehr stattlich aussehende Birch heran, indem er ganz erstaunt frug: „Was! Habe Sie auch Nerve?"

Dieser Auftritt war so komisch, daß ich noch heute lachen muß, wenn ich an denselben denke.

Auerbach und ich waren mehrfach bei Charlotte Birch-Pfeiffer eingeladen und ihr beiderseitiges Verhalten war ein sehr freundschaftliches; daß es zwischen ihnen zu Zwiespalt und Prozeß kommen würde, hätte ich mir niemals träumen lassen.

Sie Auerbachs „Einige Worte" *) und glauben Sie mir dann, daß es mir buchstäblich eiskalt durch alle Adern lief! — Brauche ich Ihnen, den er ja auch aufforderte, eine seiner Dorfgeschichten zu dramatisiren — zu sagen: Ich habe nur die Wahrheit gesagt. Nein, Sie glauben mir auch ohne Zeugen! Allein dieser Mann zwingt mich, seiner Brandmarkung meiner bürgerlichen Ehre mit dem Beweis, daß er lügt, nicht ich — öffentlich entgegenzutreten. Der Zufall, oder besser die Vorsehung, die nicht will, daß die Lüge siegt, wollte, daß Wallner in Deutschland ist, und ein ehelicher Mann dazu. Er schrieb mir vor einigen Tagen über diesen Gegenstand, und sein Zeugniß stelle ich jetzt B. Auerbach gegenüber, und vor jedem Gericht auf Erden lege ich einen körperlichen Eid darauf ab, daß ich Wahrheit redete! **) Aber, was mich das

*) Einige Worte muß ich noch zur Vervollständigung der Birch-Pfeiffer'schen Geschichte hinzufügen. Ich erhielt gestern die Beilage dieses Blattes vom 8. Januar c., die eine Entgegnung auf meine Erklärung in Nr 52 von Kühnes „Europa" enthält. Frau Birch-Pfeiffer behauptet, ich hätte den Wunsch gegen sie geäußert, sie möge eine meiner Dorfgeschichten auf die Bühne bringen. Dies ist — wie sage ich's nur, ohne ungalant zu erscheinen? — diese Behauptung ist ein Originalstück der Frau Birch-Pfeiffer, bei dem sie keinen fremden Stoff benutzte. Woher diese, sicherlich auf Selbsttäuschung beruhende, Fiction stammt, weiß ich nicht!

Man wird mir glauben, daß ich von Frau Birch-Pfeiffer keine Dramatisirung meiner Sachen wünschte, so wie, daß ich nur mit dem höchsten Widerwillen mich in diese Debatte einließ. Ich folgte der allseitigen Aufforderung sowie meinem eigenen verletzten Rechtsgefühle

Ob rechtswidrig und gesetzwidrig hier in Eins zusammenfällt, wird sich entscheiden. Ich wollte mich der Verpflichtung nicht entziehen, durch den vorliegenden Fall darauf hinzuwirken.

Ueber die ästhetische Seite der Sache habe ich mich ausgesprochen, und glaube bewiesen zu haben, daß ich das Stück gelesen; wenn ich auch in einem einzigen Falle — nach den rasch genommenen Notizen — eine „Theaterphrase" einer andern Person zuschrieb, wodurch sie indeß derselbe Aberwitz verbleibt.

Frau Birch-Pfeiffer schließt mit dem stolzen Abgange: — „Dies mein erstes und letztes Wort in dieser Angelegenheit." — Sie mögen mir gestatten, diese ihre Erfindung in ihrem Schlußsatze für mich zur — „freien Benutzung" — in Anspruch zu nehmen.

Heidelberg, den 11. Januar 1848. Berthold Auerbach.

**) Obgleich ich in der Streitsache zwischen Herrn B Auerbach und mir das letzte Wort gesprochen, insofern es sich um den literarischen und rechtlichen Standpunkt handelt, so kann ich doch nicht umhin, meine bürgerliche

kostet, wie mein ganzes Wesen angegriffen und erschüttert ist von diesem unwürdigen Kampf vor der Oeffentlichkeit, und von diesem abscheulichen Charakter Auerbach's, der mir so lieb war, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Mir ist, als hätte mein ganzes Wesen einen Riß bekommen, und es sollte mich nicht wundern, wenn ich ein Nervenfieber bekäme. Ich kann mich in diese schimpfliche Behandlung nicht finden. Ich kann sie kaum fassen.

17. Januar 48.

Ich war gestern so krank, daß es mir unmöglich war, weiter zu schreiben, heute bin ich ruhiger und es ist mir besser! Ich muß den ganzen Kelch dieser bitteren Erfahrung bis auf die Hefe leeren, und fürchte sehr, daß es mir eine Bosheit im Herzen nachlassen wird, die sich immer tiefer frist, so sehr ich mich auch bemühe, sie auszureißen. Nicht wahr, es kann mich Niemand ver-

---

Ehre zu vertheidigen. Diese greift Herr Auerbach an, wenn er in seinem Aufsatz: „Einige Worte" (Nr. 13 dieser Zeitung) sich zu sagen erdreistet:

„er wisse nicht, woher hie Fiction stamme, daß er selbst den Wunsch geäußert, ich möge eine seiner Dorfgeschichten auf die Bühne bringen; es könne dies sicherlich nur auf Selbsttäuschung bei mir beruhen."

Möglich, daß Herr B. Auerbach ein weniger treues Gedächtniß hat, als ich, — möglich, daß es damals nur ein flüchtiger Einfall von ihm war, der — so wie er erstand, auch wieder verschwunden ist — die Thatsache bleibt nichtsdestoweniger stehen. Daß sich die Sache so verhält und hier von einer „Fiction" keine Rede sein kann, bestätigt eine, aus Glogau mir unterm 7. Januar d. J. zugegangene Zuschrift des kaiserlich russischen Hof-Schauspielers Herrn Franz Wallner, welche bei meinem Rechtsfreunde, dem Herrn Justizrath Hinschius, Burgstraße Nr. 16, hierselbst zur Einsicht vorliegt, und worin Herr Wallner wörtlich sagt:

„Was das Benehmen Auerbachs betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß ich es bei seiner geraden, ehrlichen Natur durchaus nicht begreife. — War ich doch selbst in Leipzig gegenwärtig, als er sie aufforderte, und frug: warum Sie nicht einmal eine seiner Dorfgeschichten dramatisirt hätten? Er setzte noch hinzu: Sie hätten hierzu gerade das nöthige ehrliche schwäbische Gemüth. Erinnern Sie ihn doch an die eben berührte Aufforderung; ich bin überzeugt, er wird einsehen, wie ungerecht er gegen Sie gewesen."

Ich bin überzeugt, daß Herr Wallner keinen Augenblick Anstand nehmen wird, die Wahrheit meiner Angaben erforderlichen Falles auch vor Gericht zu bestätigen.

Das Publikum mag hiernach entscheiden, was es von den Insinuationen des Herrn B. Auerbach zu halten hat.

Berlin, den 17. Januar 1848. **Charl. Birch-Pfeiffer.**

dammen, wenn ich böse werde? Von dieser Aufregung hier seit meiner Antwort und dem Beweis, daß Auerbach sich zum Leugnen wenden konnte, um meiner ruhigen Entgegnung Hohn und Gemeinheit entgegenzusetzen, kann ich Ihnen keine Beschreibung machen; er hat sich unrettbar blamirt, denn nun ist heute auch ein Zeugniß Wallner's gekommen, worin er erklärt, die Wahrheit meiner und seiner Angaben gerichtlich beeidigen zu wollen, was wir vielleicht vor Gericht noch brauchen, so daß Auerbach keine Ausflucht bleibt, wenn er nicht erklärt: daß er es vergessen hatte, oder — Wallner auch einen Lügner nennt; davor aber soll er sich hüten, denn der ist keine Frau, die den Anstand behaupten muß, der wird ihm deutsch und vernehmlich antworten! Oh der Schmach, — um ein paar Hundert Thaler — um den Erfolg, den er beneidet, solchen Scandal zu verursachen! Sehen Sie, wie er auf meine Entgegnung schon nichts zu sagen weiß, als er habe es auf allgemeine Aufforderung gethan, und sich in ein Dunkel hüllt, sich aufbläst, daß er dem Unbefangensten lächerlich wird, und Jeder sagt: Wie froh wäre er, wenn er diese „schlechte" Bearbeitung seines Stoffes zu Stande gebracht hätte! Gestern erschien von Dr. Stieber in der Berliner Polizei- und Criminalzeitung ein Aufsatz, den die Juristen für durchaus gediegen und geistreich erklären, worin eine Untersuchung der Frage: Ob ich gegen das Gesetz gefehlt durch die Bearbeitung eines fremden Stoffes, oder ob ich mich eines Nachdrucks schuldig gemacht, ganz klar und nach dem preußischen Recht die Unhaltbarkeit aller gegen mich erhobenen Beschuldigungen nachgewiesen und dargethan wird, daß A. seinen Prozeß gegen mich verlieren muß! Und der Mann schreibt nur als Jurist, nicht für die Person, denn er kennt mich gar nicht persönlich. Adieu, guter Wehl.

Wir Alle grüßen herzlichst. Ihre

Birch-Pfeiffer.

Berlin, im März 48.

Nachdem Laubes „Struensee" seit der ersten Vorstellung am 29. Januar, bis gestern (20. Feb.), also drei volle Wochen ausgesetzt werden mußte, da die Krankheit unseres Hendrichs das ganze Repertoir niedergelegt hatte — erschien endlich das vielbesprochene und erwartete Stück zum zweiten Mal — und obgleich dies nach einer solchen Intervalle, welche den ersten günstigen Ein-

druck zu vernichten drohte, kaum mehr zu gewarten stand — fand ein überfülltes Haus, und bei einer weit gerundeteren Darstellung als die erste gewesen, noch erhöhten Beifall, der sich in oft wiederholten Hervorrufungen (besonders des genialen Döring als Guldberg) lebhaft aussprach. Abermals hat sich die Unmacht der Kritik in Berlin bewährt, sowie die Behauptung, über die ich so oft mit Ihnen stritt, daß das Berliner Publikum sein eigenes, sicheres Urtheil hat, und sich nichts aufschwatzen läßt — denn die innere Lebensfähigkeit des Werkes widerstand kräftig dem journalistischen Todschlag, den mehrere unserer Blätter zu beabsichtigen schienen — und den leidenschaftlichen Umtrieben einer Partei — über deren Quelle man sich hier nicht täuscht. — Wäre der Stoff des Stückes nicht bereits, begleitet durch die prachtvolle Musik Meyerbeer's und glänzend ausgestattet — dem Publikum bis zum Ueberfluß geboten worden, so würde Laube's „Struensee" sich ohne alle diese verherrlichende Zuthat lange Zeit auf dem Repertoir erhalten; denn wenn ich auch seinen „Struensee" nicht seinen „Karlsschülern" gleichstellen kann, so bleibt es immer ein geistreiches, höchst wirkungsvolles und beachtenswerthes Stück. — Ein wahrhaft großartiges Werk ist Laube's neueste Arbeit „Prinz Friedrich", die ich Gelegenheit zu lesen hatte — ein Werk, dem man, wenn dessen Aufführung in Berlin zu hoffen wäre, einen ungeheuren Erfolg verbürgen könnte. Es ist der furchtbare Konflikt Friedrich des Großen als Kronprinz mit seinem Vater Wilhelm I., ein Konflikt, der den Ersteren dicht am Blutgerüst vorüber auf den Thron führte. — In diesem Stück ist Alles Saft und Mark; Charakter, Handlung, Dialog — aus einem Guß, die Spannung dauernd bis zum letzten Augenblick. — Die Wirkung muß eine großartige sein. — Unverantwortlich ist es, daß Laube, der mit jedem neuen Werk einen Schritt vorwärts thut, seine volle Kraft nicht solchen Stoffen zuwendet, die wenigstens die Wahrscheinlichkeit der Annahme in Berlin für sich haben; daß sein „Prinz Friedrich" für die Darstellung hier, wo es ein für allemal nicht gestattet ist, Mitglieder der Königlichen Familie auf die Bühne zu bringen — nicht zulässig ist, mußte er voraussetzen. — Jammerschade um das treffliche Werk.

9. März 48.

So weit, lieber Freund, hatte ich Ihnen im vorigen Monat geschrieben, als mich die verrätherische Grippe überfiel; ich war durch und durch leidend — abgespannt — mochte nichts lesen noch schreiben — Familienangelegenheiten kamen auch dazu, endlich der Aerger über Laubes Geschick, dessen „Struensee" bei der 3. Vorstellung leer war, weil das Stück (unter uns) wirklich bei der Darstellung (Unzelmann und Viereck) nicht packen konnte und zu lange liegen geblieben war. – Laube's Stimmung fürchterlich um meine und seine zerstörte Hoffnung auf „Prinz Friedrich". Wenn Sie das Stück lesen, liebster Wehl, so werden Sie mit mir sagen: War er verrückt, daß er die Aufführung in Berlin für möglich hielt? Ich fasse das nicht! Gerade das ist ja unmöglich. So sein bestes Werk, seine schönste Kraft verschleudern — es ist zum Weinen. Sie kennen mich. Ich habe alles vergessen, was mir von ihm zu Leide geschehen, ich habe gehandelt und handle fortwährend als eine redliche Freundin. Aber auch ich kann Unmögliches nicht möglich machen und jetzt ist von einer Repetition der „Karlsschüler" oder „Struensee" keine Rede — das kostete Küstner seinen Dienst – denn jetzt das Publikum noch aufregen. — Großer Gott! — Dabei blutet mir um Laube das Herz – die Arbeit eines ganzen Jahres so weggeworfen — nichts verdienen. Es ist fürchterlich, um so fürchterlicher, als die Wolke über uns steht, deren Schooß den Hagelschlag birgt, der allen literarischen Saaten droht, die nicht in politischen Tagesblättern ihr Feld suchen — Gott lasse sie vorüberziehen. Wenn ich denke, wie sehr mich seit ein paar Monaten mein eigenes kleines „Ich" beschäftigte, wie ich mich um Lappalien abgrämte — wie mir manches Unglück so riesengroß vorkam, wie ich mich über das Schicksal unserer armen Reimers*) abhärmte — und wie das Alles verschwindet vor dem gigantischen Geschick, das Europa bedroht! Zwei Stunden stürzten das mühevoll erhaltene Gebäude des Friedens, eine ganze Dynastie in nichts zusammen — ungeheure Verhängnisse können aufsteigen aus diesen Trümmern — die heilige reine Göttin Freiheit kann segenbringend wie Morgenröthe des lichtesten Tages sich dem finstern Schooß entwinden, wenn sie von der Vernunft gezeugt

---

*) Eine Hamburger Freundin der Birch.

und geboren ist — aber sie kann als bluttriefende Megäre, wie die Metze von 1793, schierlingsgleich aufschießen, verlocken, vergiften und tödten mit ihrer Umarmung - und den Fluch abermals hinter sich lassen, wie damals: die Welt der Tyrannei zu überliefern. Welcher Geist in Europa ist hell, welcher Blick klar, welches Herz kalt genug, um diese Frage entscheiden zu wollen, welcher Staubgeborene kann jetzt sagen: da oder dort wird das Phantom stille stehen — das ist heute, das wird in einem Jahre sein. — Tayllerand — der klügste Staatsmann würde jetzt sagen müssen: Nur Gott wußte, was aus dem Chaos werden würde, denn Gott hatte die Macht, die Welt daraus zu schaffen. — Wir können nichts als stille halten und staunen. Wenn mir lustig zu Muthe wäre, so fände ich in diesem Umsturz der Welt etwas sehr Humoristisches, einen großen Fortschritt, da, wie die Bibel schreibt, Gott selbst sechs Tage brauchte, um diese Welt neu zu schaffen. — Die Franzosen haben's in zwei Stunden zu Stande gebracht! Ob der Urgeist da auch sagen wird: Und es war gut gemacht? Das werden wir wohl später erfahren. Der Himmel erhalte unserem redlichen König seinen festen Muth und den ernsten Entschluß, der aus allem seinen Thun spricht: seinem Volke gerecht zu sein. — Dann haben wir in Preußen nicht zu zittern, denn das kann uns selbst der Feind nicht abstreiten, Preußen verdient einen Monarchen, der ihm gerecht wird. Ihnen kann ich es sagen, mir ist ganz wehe zu Sinn, es hängt wie eine Lawine über mir, mir ist, als sähe ich sie, als hörte ich ihr fernes Donnern — möge sie Alle verschonen, die ich liebe, dann sind auch Sie sicher, mein guter Wehl! Ich kann Ihnen heute nicht mehr schreiben.

Von Herzen Glück, lieber Feodor.*) Es ist gut gegangen, und Malwine**) war allerliebst. Ich habe eine Angst ausgestanden

---

*) Es war mein Lustspielchen „Der Kosmos des Herrn von Humboldt" im Berliner Hoftheater gegeben worden.

**) Die junge vielversprechende Schauspielerin Malwine Erck, die damals am Berliner Hoftheater angestellt war und später im blühendsten Alter auf Helgoland vom Blitz erschlagen ward. Noch heute wird dort ihr Grab gezeigt für das ich nachstehende Grabschrift verfaßte:

„Hier ruht vom goldnen Menschheitsbaume,
Verweht durch einen Wetterschlag,
Still eine Knosp' im Blüthentraume
Zur Reife für den jüngsten Tag."

— und gewiß mit Recht, wenn man die Umtriebe gegen Sie kennt. Das Stückchen macht sich gut und wenn Sie noch am Schluß und in der langen Rede der Md. Werner streichen, so wird es sich auch auf dem Repertoire halten. Großes kann von einer Bluette nicht erwartet werden. Wir Alle freuen uns sehr darüber, daß es so gut ging. — Herzlichst gegrüßt von uns Allen und von Ihrer treuen Ch. Birch.

15. November 49.

Berlin, den 16. November 50.

Herzlichen Dank, mein lieber, treuer Freund, für Ihre Nachrichten. Wie wahr ist Alles, was Sie sagen, zu wahr. Auch ich beachte die Einflüsse der Zeit jetzt seit fast drei Jahren und finde darum Alles, was Sie darüber sagen, tief begründet. Allein selbst während der Revolution habe ich die Bleidecke der Gedanken, die jetzt die Menschheit niederhält, nicht stärker empfunden, als jetzt — es ist, als ob sich selbst der Roheste nicht darüber täuscht, daß wir am Rande stehen, daß wir mit Krieg wie mit Frieden gleich finsteren Tagen nahe getreten — es ist, als fühle man das alte, morsche und durch und durch faule Europa unter unseren Füßen ächzen, als dränge zuweilen ein ahnungsvolles Orakel von da unten herauf, das uns den Untergang des Welttheils ansagt, der sich längst selbst überlebte. Ja, es ist eine furchtbare Zukunft, die uns angebrochen — so schwarz Sie auch sehen, ich sehe nicht heller. Obschon sich meine Stücke ununterbrochen auf dem Repertoire halten, obgleich selbst Flotow's Oper mit meinem Buch entschieden eingeschlagen, so zieht es doch allmählig wie eine gespenstige Mahnung durch meine Seele, daß der Kunst und ihren Jüngern bald jene Zeit anbricht, wo sie überflüssig auf der Erde sind, wo ihr schönes Recht, zu erheben, zu zerstreuen, zu belehren und zu erheitern in Nichts zerfällt und man sie in die Polterkammer wirft, wie überflüssiges, abgenutztes Spielzeug, denn die Kinder sind erwachsen und das ernüchterte Geschlecht kämpft um das Mein und Dein, oder um Sein oder Nichtsein, bis es sich verzehrt hat wie die Infusionsthierchen. So wird es kommen und wohl denen, die wie Sie nur für sich selbst zu sorgen haben und sich mitten in den Kampf stürzen können — eine Mutter, die für ihr Kind zittert,

die das Wenige, was sie besitzt, in Staatspapieren angelegt, die sich sagen muß: wenn der Kampf erst entbrennt, hast du umsonst gearbeitet und dein Kind kann dereinst nach dem Bettelstab greifen — und doch noch muthig scheinen muß, weil sie fühlt, daß Preußen nur die Wahl hat zwischen dem Untergang in Schande oder ehrenvoll mit dem Schwerte in der Hand, eine solche Mutter hat noch bitterere Gedanken und Empfindungen als Sie. Und doch verstehe ich Sie so ganz.

Den 22. November 50.

Mein Kopf- und Seelenleiden war in diesen Tagen zu groß, lieber Wehl, als daß ich den Brief beenden konnte — es liegt so Vieles und Schweres auf mir, was nur besprochen, nicht geschrieben werden kann, daß ich am besten thue, gar nicht zu korrespondiren. Doch sollen Sie mich nicht für undankbar halten, deshalb lasse ich den Brief heute noch abgehen. Gestern ist Manteufel plötzlich nach Oderberg abgereist, um mit Schwarzenberg eine Zusammenkunft zu haben, die über Krieg oder Frieden entscheiden wird. Preußen gesteht die Räumung Hessens nicht zu, ebensowenig die Einmischung in Holstein; werden diese Bedingungen nicht aufgehoben, so gehen die Feindseligkeiten los; doch scheint mir, daß die imposante Haltung der Nation schon das ihrige in Oesterreich gethan, denn es hat in Wien ein gewaltiger Meinungsumschwung stattgefunden. Jedenfalls kann die Regierung nur einen ehrenvollen Frieden schließen, das weiß sie ganz gut, weil im Gegenfall sich die Furie der Revolution gewaltiger als je entfesseln würde. Hoffen wir also das Beste und halten wir in guten und bösen Tagen treu zusammen; es giebt ja so wenig Menschen in der Literatur die das thun. Sie herzlichst grüßend Ihre alte Freudin

Ch. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 20. Mai 1851.

Alles unter uns!

Kaum ist ein Brief an Sie abgegangen, liebster Freund, so kommt ein anderer nach. Diesmal ist es die Rache, die mir die

Feder in die Hand giebt. Denken Sie, ich denke auch einmal daran, mich zu rächen! Haben Sie so etwas von mir erlebt? Erschrecken Sie aber nicht, es handelt sich nicht um Gift und Dolch! Sie wissen, daß ich was vertragen kann; wenn man meine Stücke oder meine Darstellungen schmäht, da schlucke ich Vieles hinunter; schmeckt es auch anfänglich bitter, ich kann vergessen, das wissen Sie. — Aber wenn man meinen Character niederträchtig macht, das ertrage ich nicht, und so möchte ich, daß Sie einen Münchner zuverlässigen Berichterstatter suchten, der das Treiben dieses charakterlosen Gecken, Dingelstedt genannt — den noch characterlosere Leute als er selbst, zum Intendanten machten, Schritt für Schritt beleuchtete. — Sie werden fragen: Wie kommen Sie dazu? Hören Sie. Es giebt eine Komödie, die sich F. Dingelstedt ohne Frage unter tausend Schweißtropfen abgepreßt hat, (denn er hat wohl seit dem „politischen Nachtwächter" daran gearbeitet), und an diesem Opus soll, wie ich höre, das „was lange währt, wird gut" sich nicht geltend machen, denn ganz parteilose Leute versichern, daß das „Haus Barneveldt" (so heißt es, glaube ich) nichts weniger als gut sein soll! Nun kann ich Ihnen aber bei dem Leben meiner Tochter, also bei meiner einzigen Freude auf dieser Welt schwören, daß ich dieses Stück weder gesehen, gelesen, noch überhaupt gewußt habe, daß es hier eingereicht und zurückgewiesen worden. Sie kennen ja die „heilige Vehme" unserer verstockten Regisseure und unsern alten eigensinnigen Küstner, die ihre Eier immer so geheimnißvoll legen und bebrüten, als hätten sie den Stein der Weisen vor mir zu verbergen! Sie wissen überhaupt, wie wenig ich mich um das kümmere, was in dem Rath der Sieben sich begiebt, und wie oft ich für junge Dichter auftrat und ihre Wünsche förderte, wenn es irgend möglich war. Herr Dingelstedt kommt also nach München, um sein „klassisches" Werk, wie es alle Bierblätter dort nennen mußten, aufführen zu sehen, besucht eine Freundin von mir und sagt auf einmal: Apropos, wissen Sie schon, daß mir die Birch mein Stück in Berlin zurückgewiesen hat? Diese sagt ganz erstaunt: Die Birch? Ihnen ist wohl bekannt, daß die Birch für so etwas nichts kann, und nichts dabei zu sagen hat. Darauf meint er brüsk: Alles, was in Berlin geschieht, geht von ihr aus! — Über diese Dummheit nun schrieb mir Birch*)

*] Der Gatte der Birch lebte damals in München.

gar nicht, es war ihm zu einfältig, daß sich diese abgewiesenen Herren an mir für meine Erfolge dadurch rächen wollen, daß ich es sein muß, die ihre Stücke (natürlich aus Neid) nicht hier aufführen läßt. Gestern nun schreibt mir Birch ganz empört folgendes Gespräch mit Dingelstedt (mit dem er früher sehr freundlich stand). Ich muß voraussenden, daß D. meinen Mann eifrigst aufsuchte, als er nach München kam, und ihm alle mögliche Artigkeit erwies, weil er wußte, daß er in die Allgemeine und andere Blätter korrespondire. Nun aber, da Kolb keine anderen Artikel über das Theater mehr nimmt (über Kunst schreibt Birch immer), als die Dingelstedt selbst macht, oder einer seiner Knechte, nun fürchtet er Birch nicht so sehr mehr, denn Birch läßt sich überhaupt nicht en canaille behandeln, wie D. es wohl gewünscht hätte. B. ist stolz und sehr indolent, also liegt ihm an der Intendanz nicht viel. Vor ein paar Tagen also kommt er zufällig mit ihm zusammen und es entspinnt sich nachstehendes Gespräch. Dingelstedt: Es ist ja ein neues Stück von Ihrer Frau in Berlin gegeben, „Magdala“. Birch sah ihn groß an, denn er spricht nie von meinen Stücken, und daß er so ohne alle Veranlassung darauf kam, fiel ihm schon auf. Das muß uns hier unbekannt bleiben, denn so lange ich Intendant bin, kommt ihr Name nicht auf den Zettel; ich vergesse nie, wenn ich zurückgesetzt worden bin; so schlecht bin ich, daß ich das mit in die Verwaltung hinübernehme. Birch antwortete ihm mit seiner unerschütterlichen Ruhe (für die ich gar keinen Begriff habe): Habe ich Sie denn ersucht, das Stück zu geben? Sie können nicht im Ernst glauben, daß meine Frau die Abweisung Ihres Stückes in Berlin veranlaßt hat; ich kann Sie nicht verhindern, Ihrer verletzten Empfindlichkeit nachzugeben; anerkennenswerth ist es aber jedenfalls, daß Sie den wahren Grund so ungescheut angeben.— Damit ließ er ihn stehen, und schreibt mir nun, daß sich die Sache nicht veröffentlichen lasse, weil Dingelstedt, der schon oft seine Grundsätze vor aller Welt verläugnet habe, auch der Mann sei, seine Worte zu verläugnen. Daß er aber das Theater nicht mehr mit dem freien Eintritt besucht, den er seit Jahren in München hatte, und Dingelstedt ganz links liegen läßt, können Sie sich denken. Ich bin nun der Meinung, daß doch etwas in der Sache geschehen muß. Morgen spreche ich mit Küstner darüber; Birch habe ich geschrieben, daß ich an Sie schreibe, um Ihren Rath; ich bitte Sie darum! Ich möchte

gern den eingebildeten Gecken recht de haut en bas behandelt sehen. Selbst schreiben? Was meinen Sie dazu! Sie wissen ja, daß ich schon Frays (dem früheren Intendanten) erklärte, daß ich nichts mehr in München aufführen lasse (ich las Ihnen, glaube ich, den Brief vor, nicht?), denn wo kein Geld und keine Ehre zu haben ist, will man sich doch nicht schimpfen lassen! Soll ich also, mich darauf beziehend, diese niederträchtige Insinuationen von mir abweisen, und das geradezu an Dingelstedt? Was kümmert mich der großmächtelnde Intendant von München? Ich wollte ja lieber — stehlen, als von solchen Leuten leben. — Aber daß ich, die ich mich stets für jedes Talent in die Schranken stellte und alle Grobheiten einsteckte, die ich oft von Küstner deshalb bekam, daß ich so schändlich beschuldigt werden soll, so gemein — das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Schreiben Sie mir doch ja, was Sie thun würden an meiner Stelle. Adieu! Gott mit Ihnen. Ihre

Charl. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 10. Juni 1851.

Gestern Abend giebt mir Luise, als ich vom Theater komme, Ihren Brief vom 26. Mai, der einen so wehmüthigen, und doch wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht hat. Ja, mein lieber Fedor, es liegt in diesen flüchtigen Zeilen Zweierlei, das mich recht tief ergriffen hat; Eines — ist Ihre leicht verhüllte Meinung, daß es mit mir vorbei sei — das Andere — die unsägliche Gutheit, mit welcher sie mich leiten möchten, meine Mißgeschicke — wie Sie es nennen — vernünftig und ruhig zu ertragen. Wenn Ihnen meine aufrichtige Freundschaft nicht längst bewiesen hätte, daß auch keine Spur von Empfindlichkeit wegen ehrlichem Tadel meiner Arbeiten in meiner Seele ist, so würde ich es fast für Pflicht halten, Sie in diesen Zeilen dessen zu versichern. Was für ein wackres Herz sind Sie! Sie verdienen es um mich, daß ich Sie über meine Stimmung beruhige, denn Sie grämen sich sichtlich um mich und ich glaube, Sie sehen nach Ihrer Weise schon alles dunkler, als es ist und urtheilen nach Berichten, die Ihnen von Minna Wauer, Mundt's, vielleicht auch von der guten Ludmilla zukommen, die in ihrer Anhänglichkeit für mich (an die ich glaube, ohne sie seit Monaten bei mir gesehen zu haben) wohl übertriebene Angst um mich aussteht. Offen und ohne Rückhalt, mein liebster Freund, mein Miß-

geschick hier besteht lediglich darin, daß ich keine Schauspielerin für meine Rollen mehr habe. Das „Forsthaus“ hat so viel gemacht, als nach der Revolution (verwechseln Sie ja die Zeit vor 48 nicht mit der nachfolgenden) ein Stück machen konnte — noch dazu während der Mobilisirung — und ich kann Ihnen als Freund unter vier Augen sagen, daß die Trägerin des Stückes so versentimentalisirt wurde, daß niemand mehr erstaunt war, wie es einen solchen Erfolg haben konnte, als ich. In Dresden hat es durch die Bayer Furore gemacht; daß die Kritik sagt: es sei durchgefallen, gehört zu den Schamlosigkeiten meiner Feinde, auf die ich bis jetzt nie eine Antwort nöthig hatte und auf die ich nicht antworten werde, selbst wenn es dahin käme, daß ich solchen Berichten entgegen zu treten nöthig hätte. „Magdala“ aber fiel lediglich in Folge dieser lahmen Sentimentalität, die wie Gift auf meine Gebilde wirkt. Wenn uns nicht durch ein Wunder zu einer ersten Liebhaberin verholfen wird, mag die ganze dramatische Schriftstellerei abziehen. Ich habe in meinem neuesten Stück eine wirkliche Lustspielgestalt geschaffen, von der ein Jeder, der bis jetzt das Stück kennt, sagen mußte, daß es eine der glänzendsten Rollen ist, die je für eine Darstellerin im feinen Lustspielgenre geschrieben ist, aber Jeder sagt: Wer soll denn die Aimée-Gasparde in Berlin spielen? Mad. Hoppé hat keinen Humor, Mad. Thomas keine Spur von Wahrheit und Grazie im Lustspiel, Frl. Viereck ist schlaff und saftlos, verwelkt und fertig, und so stehe ich da und zittere vor dem Augenblick, wenn der König fordert, daß das Stück gegeben werde. Denn, Luise Neumann ist die Einzige, die es spielen kann, und die ist in Wien, wo Laube (aus Grundsatz der heutigen Dankbarkeit und Freundschaft) meine Stücke gänzlich von der Bühne verbannt hat. Welche Aussicht ist da auf Erfolg? — Das ist allerdings Mißgeschick! Wenn man Ihnen schreibt, daß sich Hülsen gegen mich erklärt habe, so ist das sehr wahrscheinlich, denn er ist vollständig in den Händen von Mad. Crelinger und Raupach und hat noch gar keinen Ueberblick von dem, was er vermag und nicht vermag. Das hat er mit allen Schritten seines ersten Auftretens bewiesen. Er wird bald dahinterkommen, was er nicht kann.

Er kann meine älteren Stücke Monate lang von dem Repertoir ausschließen, er kann aber gar nichts gegen ein neues Stück von mir, denn der König läßt sich die neuen Sachen von mir nicht

vorenthalten; die alten sind alle, ohne Ausnahme eines einzigen, auf allerhöchsten Befehl ihm 2—3mal aufgeführt worden, ja, er blieb sogar in Potsdam, am Abend eines sehr ermüdenden Tages, wo er noch nach Charlottenburg zurück sollte, um „Magdala" zu sehen, die er 6 Tage vorher hatte in Schwerin sehen müssen, und blieb vom Anfang bis zum letzten Wort und that Aeußerungen über mein Talent, die ich nicht wiederholen kann. — Nun hat er sich das Lustspiel bei mir bestellt. Hülsen ist nichts weiter als ein Geschöpf der königl. Gnade; woher glauben sie wohl, daß er den Muth und das Pouvoir hernehmen soll, um den Befehlen des Königs zu trotzen. Es ist mein fester Entschluß, kein Stück mehr einzureichen, es muß von mir gefordert werden, und es geht kein Halbjahr ins Land (ich werde Sie erinnern) so fordert man, denn Komödien schreiben kann Frau Crelinger nicht, und Raupach kann es nicht mehr, das hat er bewiesen. Die Berliner leben nur vom Widerspruch (man hört jetzt schon über Küstner's Abgang klagen) und sobald sie sehen, daß Hülsen nichts von mir gibt, nehmen sie Partei für mich; ich aber halte mich vollständig ruhig, thue meine Pflicht, gehorche nur dem Befehl meines Königs, wenn ich noch dramatisch schreibe, und lasse Alles an mich kommen. Man wird Neues aller Art geben, und, mit Ausnahme des Scribe'schen Lustspiels „Frauenkrieg", gebe ich Ihnen hier schriftlich, daß Alles nicht viel macht, oder ganz durchfällt. In dieser Zuversicht auf mein, noch nicht erloschenes Talent, dürfen Sie sich der Ansicht hingeben, daß ich sehr vorsichtig verfahre und nur etwas Gutes mache — und daß ich, so lange Sie hören: die Birch „arbeitet", noch Spannkraft und das Gefühl meiner Stellung habe. Ist es mit dem Selbstvertrauen bei mir vorbei, so ist es auch mit der Arbeit zu Ende, denn ich lebe ja nicht von meiner Feder, und wo ich keinen Ruhm mehr finden kann, verzichte ich auch auf den Geldertrag; das, lieber Fedor, glauben Sie fest von mir. Nie aber werde ich mich der Gefahr aussetzen, mich zu compromittiren, wie Sie glauben, daß ich es Dingelstedt gegenüber thun könnte. Nie wird mich irgend eine Rücksicht dazu bringen, meinem Bewußtsein einen solchen brennenden Fleck einzudrücken; das könnte ich vor meinem Charakter nur dann verantworten, wenn es gälte: Brot für mein Kind zu schaffen. Nur dieser heiligsten Pflicht könnte ich ein so schmähliches Opfer bringen. Gott sei gelobt, daß dazu keine Art von Nothwendigkeit vorhanden ist; müßte

ich diese erleben, so zöge ich es vor bei Königen zu betteln, nie aber bei meinesgleichen. Seltsam genug, habe ich auf Küstner's Dringen, die Sache nicht auf mir sitzen zu lassen, vor drei Tagen einen Brief an Dingelstedt geschrieben, den ich meinem Mann zur Besorgung überschickte und ich hoffe, daß er ihn billigt und abgiebt. Ich habe nur meine Ehre, meinen Charakter gerechtfertigt und in meinem reinen Bewußtsein alle Diejenigen, die ihm diese Beschuldigung gegen mich insinuirt, als unwürdige Verläumder bezeichnet. Ich habe aber meinem Brief vorausgeschickt, daß ich ihn bitte, sich den letzten Brief aus dem Münchner Theater-Archiv geben zu lassen, den ich Herrn von Frays schrieb, worin ich, auf seinen Wunsch „Im Walde“ zu geben, ihm antwortete, daß ich für immer auf die Aufführung meiner Stücke in München verzichte, wo weder Ehre noch Gewinn mehr zu holen sei, damit er dem Schritt, den ich thue, keine egoistische Absicht meiner Stücke betreffend unterlege, sondern nur das Bedürfniß, meinen Charakter vor einer so schimpflichen Beschuldigung zu verwahren. Ich habe also gethan, was ich für Pflicht gegen mich selbst hielt; es ist aber, auf Ehre, meine volle Ueberzeugung, daß ich in München kein Stück von mir einreiche, denn ich liebe es nicht, mich von jämmerlich bezahlten Schreibern, die den Dativ nicht einmal zu gebrauchen wissen, wo er hingehört, schmähen zu lassen, um 40—60 fl. Tantième zu beziehen. So weit bin ich noch nicht gesunken, um das thun zu müssen, und so weit werde ich schwerlich auch jemals kommen.

Meinem neuesten Lustspiel, das ich auf den Wunsch des Königs verfaßte, liegt eine historische Anekdote, oder vielmehr es liegen ihm einige Briefe Friedrich Wilhelms I. zu Grunde, die mir aus dem Familien-Archiv zugestellt wurden; es ist ein Zeitgemälde in 4 Akten und heißt: „Wie man Häuser baut.“ Nicht wahr, ein curioser Titel? und doch sehr passend. Haben Sie Zeit und Lust in 24 Stunden ein geschriebenes Manuscript zu lesen (natürlich nicht von meiner Hand, das muthete ich Ihnen nicht zu), so will ich Ihnen das einzige schicken, das ich habe, aber ich müßte es umgehend zurückbekommen. Das andere Buch hat der König, und bevor ich die Erlaubniß habe, darf ich es weder versenden noch drucken lassen, denn — dies Lustspiel gehört dem König — kann ich, wie Bettina von ihrem Buch sagen. Daß es mir nicht übel gerathen aus einem solchen Nichts etwas zu machen, mag Ihnen das beweisen, daß

Hr. Heinrich*) mich drangsalirt, ihm das Stück, mit Kraut und Stengel, wie man in meinem Schwaben sagt, zu verkaufen. Diese Sorte von Menschen pflegt zu wissen, was eine Waare ist, die geht. Haben Sie jetzt nicht Zeit zu solchem Opfer (denn wahrlich, Sie redigiren Ihr Blatt mit solchem Fleiß und so viel Umsicht, daß ich nicht begreife, woher Sie die Zeit dazu nehmen sollen), so lassen wir es, bis ich es drucken lassen darf, Sie sollen dann das erste Exemplar haben. Ich hatte die Idee, daß es nur für Preußen sei, weil es ziemlich local gehalten werden mußte, aber Gubitz und Weiß, vor Allen aber Louis Schneider, sind der Ansicht, es werde eben so gut in ganz Deutschland gehen, wie „Zopf und Schwert" und „Des Königs Befehl", und doch durfte ich nicht, wie Gutzkow und Töpfer, die Person des Königs erscheinen lassen. Nous verrons! Charlotte v. Owen (Hagn) ist jetzt in München bei Ihrer Schwester Peppi und wird mit dieser in ein Bad reisen. — Vor der Hand ist die ganze Sache auf drei Monate sistirt. Ob sie die Kraft des Willens hat, den fortlaufenden Verfolgungen Owen's mit seiner Liebe und seinem Haß zu widerstehen, werden wir ja sehen, aber ich fürchte, Sie hat sich sehr unglücklich gemacht und bei ihrem ewigen Schwanken, ob sie zur Kunst zurück wolle oder nicht, bei dem Trieb darnach und der Furcht vor dem Mißlingen, wird sie wohl nie zu einem Entschlusse kommen. Daß ich sie zu nichts berede, können Sie sich denken, denn wer möchte die Verantwortung auf sich nehmen? Wenn man sich täuschte? Ihre Rathgeberin ist und bleibt ihr böser Geist Peppi — aller andere Rath ist an ihr verloren. Sobald ich aber etwas Näheres über ihre Schicksal weiß, schreibe ich Ihnen. Mir hat sie keine Zeile geschrieben, seit sie wieder in Peppi's Händen ist. Wie undankbar! Ich habe doch schon manche Zeile für sie geschrieben, aber — die macht kein Schicksal anders — sie ist ein Kind des Augenblicks; das sind die schwierigsten Frauen für den Umgang, wie für das Leben. Zum Schluß bitte ich Sie nur um das Eine, beruhigen Sie sich über mein Geschick und glauben Sie fest an meine Resignation in allen Dingen, die meine persönliche Ehre nicht verletzen. Sie kennen mich nachgerade; nach einer Bekanntschaft von sieben Jahren ist ein so offener Charakter wie der meine nicht mehr

*) Theater-Agent.

zu verkennen. Sie wissen, daß ich im ersten Augenblick über Etwas rasen kann (wie über die Geschichte mit Dingelstedt), aber nach 24 Stunden bin ich vollständig ruhig und werde dann selten etwas Unvernünftiges oder mich Kompromittirendes thun; zerreißen Sie immerhin meinen Brief über jene Geschichte, jetzt denke ich schon nicht mehr daran, ihm Uebles zu thun; eigentlich wollte ich auch das nicht, sondern ich wollte nur seinen Panegyrikern ein Organ der Wahrheit entgegenstellen. Diese kommt wohl aber von selbst zum Vorschein, denn schon klingen die Nachrichten aus München ganz anders und man fürchtet „es thut sich halt mit dem auch nicht." Meinetwegen, ich will nichts weiter von ihm, als daß er mich nicht für eine kleinliche, ordinäre Alltagskreatur halten soll. Sie wissen, ob ich das verdiene. Wir Alle wünschen Ihnen Gutes und ich vor Allen, als Ihre treue Freundin Birch.

Den 19. September.

Wenn wir noch so alt und noch so blasirt werden, wir Theaterleute, wir kommen doch immer wieder auf den alten Jammer zurück. Aber heute sollen Sie damit verschont bleiben und Besseres vernehmen. Ich wollte Ihnen nämlich sagen, daß ich in dem Herzog von Coburg (auf dessen Einladung ich auf vier Tage sein Gast im Schlosse zu Coburg war, um mit ihm an einem Libretto zu arbeiten, das ich ihm eben dichte) einen der originellsten, liebenswürdigsten und geistreichsten Fürsten kennen lernte, daß er und seine engelhafte Gattin zu jenen Fürsten gehören, auf die Schiller's Worte „der Künstler muß mit dem Fürsten geh'n, sie stehen Beide auf der Menschheit Höh'n", gemacht zu sein scheint, denn sie ehren Beide die Kunst über Alles. Sie haben mich mit einer Auszeichnung behandelt, wie sie sie Ihresgleichen nicht wärmer und ehrender erweisen können und kümmern sich rein gar nichts um das Nasenrümpfen einer aufgeblasenen Cotterie, die in ihrem Stammbaum das Zauberwort erblickt, das sie über alle Geister erhebt. Wie wohl mir dieser Aufenthalt und diese Aufnahme that, kann ich Ihnen kaum sagen; ich habe mich wahrhaft an diesen Fürsten attachirt, daß ich Thränen vergoß, als wir schieden — da ich es tief empfand, daß es doch nur der Geist ist, der einem jungen, lebensvollen, verwöhnten Herzog meine Gesellschaft so anziehend

machen konnte, daß es also jedenfalls ein ungewöhnlicher Charakter ist, dessen Freundschaft ich mir gewonnen. Vor 20 Jahren hätte die Welt seiner Handlungsweise gewiß andere Motive untergelegt, daß sie aber jetzt eingestehen muß, daß es ein rein geistiges Interesse ist, das ärgert sie so. Welch ein schönes Verhältniß herrscht doch an diesem Theater durch das Wohlwollen des Fürsten für die Künstler und durch seine Liebe für die Kunst! Ich habe mich an einigen Darstellungen sehr gefreut. „Der Ring“ z. B. wurde ganz trefflich gegeben und die Oper ist wirklich ungewöhnlich gut. Wir haben in Berlin keinen Baß wie Herr Abt und Reer ist ein tüchtiger Heldentenor; auch Frl. Garrigues ist eine außergewöhnliche Erscheinung in der Oper. Behalten Sie lieb Ihre unwandelbare Freundin

Ch. Birch.

Hierher zurückgekehrt, höre ich, daß wir älteren Schauspieler alle durch junge Kräfte remplacirt und bei Seite gesetzt werden sollen. Auch gut — kann ich meine Gage ohne zu spielen bekommen, dann nehme ich sie und werfe mich auf den Roman. Man muß nie verzagen, nicht wahr?

Berlin, den 1. Oktober 51.

Gott helfe Ihnen durch diesen Brief!

Mein Lustspiel konnte ich Ihnen durch Lina Fuhr nicht schicken, denn damals wußte ich noch nicht einmal, ob es aufgeführt werden durfte, viel weniger durfte ich an den Druck denken. Jetzt, da der König die Aufführung erlaubte (wir geben es in der zweiten Hälfte dieses Monats), habe ich den Druck beginnen lassen und bekomme es wohl schwerlich vor 3 Wochen fertig — dann sind Sie der Erste, der es haben soll. Dagegen folgt hier das jüngste Kind meiner Laune. Sie mögen daraus ersehen, ob die Verhältnisse auf meinen Humor gewirkt haben, oder nicht. Ich denke den Kopf steif zu halten, wenn ihn auch alle Welt zu beugen versucht. Kann ich das einmal nicht mehr, so sollen Sie sich überzeugen, daß ich keine Feder mehr anrühre. Also meine „Magdala“ hat in Hamburg gefallen, wie mir die gute Fuhr schreibt und noch Andere berichten. Ei! Was wird wohl Heller sagen? Nun, daß es niederträchtig ist und durchgefallen. Ja, sehen Sie, da müßte man ja aufhören, wenn man sich das zu Gemüthe zöge, und nicht mehr schreiben.

Das thue ich aber nicht! Habe ich nicht recht? Ich wollte nur, ich könnte heute Ihnen recht viel schreiben, aber was? Daß Roger fortwährend die Häuser bis zum Giebel füllt, daß die Wagner mit jeder Vorstellung in der Gunst des Publikums steigt, daß sie das entschiedene enfant gâtè des Publikums ist und sogar die so fest stehende Köster so erschüttert hat, daß sie die größte Mühe hat sich neben ihr zu halten, daß wir sehr wenig Ballet und Tragödie, aber desto mehr Opern und Lustspiele haben, daß der „Hauptmann von der Schaarwache" (Laube's Uebersetzung) sehr wenig gemacht hat und der alte „Spiegel des Tausendschön", sowie die altersschwachen „Schleichhändler" neu einstudirt, und durch Gerns ewige Jugend so belebt wurden, daß man endlich einmal wieder von Herzen lachen konnte und das ganz Berlin von dem großen Ereigniß wiedertönt: „Olympia" werde wieder einstudirt, wo die Ausstattung 14000 Th. kostet. Darüber vergißt man vor der Hand die Einkommen- und manche andere Steuer und hofft ein Billet zu der Hauptprobe zu erjagen. Sie sehen, daß wir wieder auf der vollen Fluth sind; die politische Abspannung ist so groß, daß man in den Zeitungen die Leute aufruft, sich doch nicht so ohne Weiteres abschätzen zu lassen, sich zu wehren gegen Ueberschätzung (nämlich des Einkommens). Daraus mögen Sie sehen, daß wir sehr blasirt sind. — Unsere Neuigkeiten sind wahrlich des Aufzählens nicht werth und vollends unsere Theater-Neuigkeiten. Dieser Hülsen ist ein Original; doch schon fange ich an, ihn mehr und mehr zu kennen. Ich z. B. habe gar keine Klage über ihn, während fast Alle sich über seine Härte, Grobheit &c. &c. beklagen, während gerade Diejenigen, die keine Worte fanden, die ihnen gemein genug waren, auf Küstner zu schimpfen, jetzt schon nach Küstner seufzen und doch Hülsen den Hof machten, ehe sie ihn kannten — bin ich, die auf dem geraden Wege, ehrlich und offen ging, ganz unangefochten. — Ich sagte ihm in der ersten Unterredung: „Ich bin Küstner's Freundin und bin ihm Dankbarkeit schuldig, das werde ich nie vergessen, ich würde mich nie der Zahl Derjenigen zugesellen, die Küstner ihre ganze Stellung danken und ihn jetzt steinigen; aber das wird mich nie abhalten, meine Pflicht mit Eifer und Fleiß im weitesten Sinne des Wortes gegen Sie zu erfüllen und halten Sie das Versprechen der strengsten Gerechtigkeit, das Sie uns bei Ihrem Antritt öffentlich gaben, so lassen Sie mir die Gerechtigkeit

widerfahren, sich die Mühe zu geben, meinen Charakter kennen zu lernen, dann werden Sie sich bald überzeugen, ob die Vorurtheile, die man Ihnen gegen mich, als Freundin Küstner's, eingeflößt, begründet sind oder nicht." — Das frappirte ihn sehr; nachher setzte er mich wirklich oft auf die Probe und fand mich immer bereit, ihm zu dienen, während Andere nur ihr „Ich" und ihre Capricen in den Vordergrund stellten; endlich opferte ich ihm in seiner höchsten Noth den Urlaub ohne Entschädigung, dann traf ich ihn bei der Leiche meiner unvergeßlichen, mir unersetzlichen Wolff — sah seine Erschütterung, dadurch hat er auf mein Herz gewirkt und Sie wissen, das ist meine schwache Seite und kann ich nicht mehr gegen ihn schimpfen, selbst wo ich es nach meinem Gewissen könnte. Sie kannten mich Küstner gegenüber, der mich oft ärgerte, daß ich krank wurde; ich ließ dem Alten doch nichts geschehen; wie oft zankte ich mich mit Ihnen, ich bin einmal so und es ist meine Schwäche, aber ich kann mich nicht anders machen. Natürlich versteht Hülsen von der Sache noch gar nichts, handelt aber mit einer Energie in Durchführung seiner Maßregeln, als wäre er Iffland und Schröder zusammen. Das amüsirt mich. Hendrichs hat eine Gehirnentzündung durchgemacht, weil er ihm eine Kränkung nach der andern auflegte, ihm den Prinz Homburg, den Hamlet nahm und ihm sagte: „für junge Liebhaber sei er zu alt." Hendrichs dauert mich, aber er hat Alles um Küstner verdient und wenn er sich hinlegt und stürbe, so sagt Hülsen doch: „Er ist zu alt und zu dick zum Liebhaber und gefällt mir nicht." — Nämlich ihm muß Stück oder Schauspieler gefallen, sonst hört er auf nichts. Ist das nicht komisch? Eine Naivität ist in ihm, die oft frappirt; er sagt Einem Alles geradezu ins Gesicht. Der Thomas nimmt er eine Rolle nach der andern: Gretchen (!), Jungfrau, Beatrice in „Viel Lärm um nichts" (ihre beste Rolle nach meinem Geschmack) und als sie ihn zur Rede stellt, schreibt er ihr einen sehr harten Brief, der jetzt in Berlin die Runde macht, worin er ihr sagt: „Sie habe keine Weiblichkeit, keine Grazie, keine Wahrheit; Manier, auch die durchbildetste, erkenne er nicht für Kunst, kurz, ihr zu verstehen giebt, sie sei gar keine Schauspielerin." Ich sehe Sie lächeln wie Mephisto, denn ich mußte vor einigen Tagen an Sie denken, als mir Hülsen sagte: „Denken Sie von mir, was Sie wollen, ich kann nicht anders, als ehrlich sagen, für mich ist die Thomas die unerträglichste

Schauspielerin, die ich kenne, sie spielt mich förmlich zum Theater hinaus!" Aber unter uns das, lieber Fedor, ich möchte nicht als perfide gegen ihn erscheinen! Sie sind im Stande zu sagen: „So geht es mir auch", bezüglich der Thomas nämlich. Aber Md. Hoppé ist so lahm und ungraciös als Beatrice und so damit durchgefallen, daß ich sagen muß: „Es ist ungerecht, diese Rolle der Thomas zu nehmen." Aber — es ist nichts mit ihm zu machen; was er will, das will er, und die Hoppé behält die Rolle doch. Dagegen sagt er: „Die Hoppé muß doch endlich aufhören eine Luise, ein Clärchen u. s. w. zu spielen, denn dazu ist sie ja zu alt", und die ist ein Protegé von ihm — nun frage ich Sie!? Die Fuhr wird alle diese Art Rollen bekommen, und dann wird die Stunde der übermüthigen Hoppé auch schlagen, ja hat schon geschlagen mit dem Eintritt der Fuhr, aus der noch Alles werden kann, nur nicht in Hamburg. Das hätte Md. Hoppé von dem geschmähten Küstner nie erlebt und doch jubelte sie vor Allen über Hülsen. Wer weiß, ob er mich nicht nächstens zur Oberförsterin auch zu alt findet; das kann mir begegnen, wie Jedem, aber — originell ist er bei alledem, und wenn er so fort macht, bringt er eine Ravage in das alte Theaterwesen, wie dereinst die Sündfluth. Vor der Hand läßt ihn der Hof noch Alles machen, also kann er noch manchen Baum schütteln, bis ihm Einhalt geschieht. Geld kostet sein Regiment und das gönne ich wieder Denen, die es ihm anvertraut. Ich komme mir oft vor wie Pfeffer in „Nr. 777" und hatte nie im Leben Anlage dazu, aber ich bin so empört über Viele, besonders aber von der kalten, gleichgültigen Art, wie der Tod meiner edlen trefflichen Wolff von dem weiblichen Theil des Personals aufgenommen wurde, daß ich Jedem das Seine gönne. Es wird mich gewiß auch noch treffen, aber ich kann dann mindestens mir selber sagen: „Ich habe es nicht verdient!" In meinem Lustspiel wird die Hoppé die reizende Rolle der Jeanne Gaspard spielen, ich habe keine Andere und gegeben muß es doch werden. Mit dem „Ring" warte ich noch den Monat — bis dahin muß es sich ja endlich entscheiden, ob die Charlotte (Hagn) wieder zur Bühne kann. Soviel ist gewiß, daß sie nicht einen Fuß auf die Bretter setzen darf, so lange sie nicht geschieden ist, und daß Owen sich nicht scheiden lassen will und ihr fürchterliche Schwierigkeiten macht. Was daraus werden wird, mag der Himmel wissen. Sie soll Amadee spielen, kehrt sie zu uns zurück,

geschieht das nicht, so kann ich doch mein Stück nicht Berlin entziehen, während ich es allen andern Theatern schicke. Soweit geht denn doch die Freundschaft nicht — also: Aut-aut. Ihre treue

Birch.

Berlin, den 12. Juni 1852.

Gestern, mein lieber Fedor, ist mein „Rose und Röschen“, Originalschauspiel in 4 Acten, glücklich vom Stapel gelaufen, und zwar mit einem Erfolg, den ich mir nicht hätte träumen lassen, denn das Stück ist harmlos, schlicht und ohne Ansprüche! Seit lange haben wir keinen solchen Jubel, und nicht so herzlich lachen hören, als gestern, und trotz der Hitze hatten wir ein volles Haus; gleichfalls Seltenheit in der jetzigen Zeit. Die beiden jungen Mädchen, Therese und Marie Franz, waren überraschend brav, denn sie sind Anfängerinnen, Mad. Frieb. Blumauer als Baronin gab die Rolle ausgezeichnet und ich darf wohl sagen, daß ich in der wahrhaft gesunden und gemütvollen Tischlerfrau Gertrude große Erfolge hatte. Liedtke war als Felix von Warden der Humor und die Liebenswürdigkeit selbst, und so konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Gott! so oft ein stürmischer Applaus kam, dachte ich: Wie werden sie dich nun wieder schlecht machen, wie wirst du heruntergerissen werden, denn sie hielten dich alle für todt, und nun stehst du auf einmal wieder da, und die Berliner sind die alten und der Erfolg läßt sich nicht vertilgen. Aber ich spielte deshalb doch con amore und ließ mich diese Gedanken nicht verstimmen.

Berlin, den 14. Dezember 52.

Mein lieber Fedor!

Fast drei Wochen in Coburg durch die Liebenswürdigkeit eines seltenen Fürstenpaares gefesselt, kam keine Zeitung in meine Hand und nach meiner Rückkehr hatte ich mich wieder an so viel Vergessenes zu gewöhnen, daß acht Tage verflossen, ohne daß ich eine Zeile las. Gestern Abend kommt Nr. 40 Ihres trefflichen Journals an und das Erste, das ich wieder lese, sind Ihre geistreichen und wahren Erinnerungsworte über Therese, von deren Tod ich keine Ahnung hatte. Ich kann schwer beschreiben, welchen

Eindruck diese Nachricht auf mich machte. Ich mußte bitterlich weinen und doch war es nicht eigentlich Schmerz, der in meinen Thränen lag, es war mir, als sei ihr ein Heil widerfahren, daß sie hinüberging, ehe sie die Rückkehr aus dem Traum von Friede und Glück aufschreckte, in dem sie sich jenseits des Ocean gewiegt und aus dem sie erwachen mußte, wenn sie die alte morsche Erde Europas wieder betrat; sie konnte nicht mehr träumen, ja, mir scheint es ist ihr besser so. Jedenfalls aber besser, daß sie dahinsank, als wenn sie lebte und hätte ihr Kind dahingehen sehen, wohin noch kein Blick drang. Sie hatte so friedlich geträumt, hatte nach so großem Wirrniß endlich einen ebenen Pfad gefunden, der nicht in die Irre, der in die ganze Realität eines Glückes führte, das sich ihr zu spät aufschloß, um ihrer Seele lange genügen, in Europa allein genügen zu können, wo so viel Anderes an ihrem Herzen riß. Dort, wo sie mit Gatte und Kind allein stand, fast „unter Larven die einzig fühlende Brust“ dort konnte sie sich befriedigt fühlen und alles Frühere lag hinter ihr unter einem Schleier, den die Trennung dichter und dichter machte, je länger sie dauerte. Dieser Schleier wäre gerissen mit ihrer Rückkehr, glauben Sie mir! Das stille, friedliche Glück, das sie sich in Mecklenburg ausgemalt, das sie gehofft, sie hätte es gerade dort nie gefunden! Daß ihr nach so vielen Stürmen und Kämpfen noch drei so stille, würdevolle Jahre, daß ihr das Glück gegönnt ward, Mutter zu werden, das ist eine Gnade des Himmels an diesem gequälten Herzen, für das Alle, die sie lieb haben, dankbar sein sollten! Sie war mir sehr lieb, so lieb, daß ich ihr und ihr allein verzeihen konnte, was ich nie begreifen lernte, weil sie eben so einzig war, daß man sie fast berechtigt glaubte, sich zu erlauben, was sich sonst keine Frau erlauben darf. — Friede ihrer Asche und Dank Ihnen für Ihre braven, liebevollen und milden Worte über ihrem Grabe!

Am 18. Dezember 52.

Die Kunst geht zu Grabe, glauben Sie es mir: Ich stehe schon längst außer diesem Streit, denn ich bin gänzlich blasirt für all den kleinlichen Aerger und Jammer. An Luisen's*) Grab habe ich gelernt, wie nichtig das Alles ist, wonach wir treiben und

*) Ihrer Schwester.

streben in jetziger Zeit. Ich habe abgeschlossen mit dem dramatischen Ruhm und allen Hoffnungen darauf. Ich sehe jetzt so ganz ruhig zu, schreibe Opern, wenn ich bei Laune bin, nehme das Geld, wo keine Ehre mehr zu holen ist, und fällt es mir einmal wieder ein, so schleudre ich wohl vielleicht auch einmal wieder einen Brand unter die Menschen, aber das nur gleichsam zum Zeitvertreib, denn ich sage Ihnen, es geht zu Grabe mit dem deutschen Drama und all die junge Literatur hält es nicht in seinem Sturze auf; ein Napoleon (le grand non pas le petit!) müßte auferstehen und sich des Dramas bemächtigen, wenn in die Speichen dieses Rades noch ein Stein geworfen werden sollte. Sehen Sie doch das Repertoir der ersten Nordbühne an. Im Süden waltet Laube, das ist noch etwas anderes, aber sehen Sie unsere Leitung. Es heißt, „Die Makkabäer" seien angenommen; armer Küstner, Berlin läßt dir mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ein paar frohlockende Autoren, die sich bitter getäuscht sehen werden. Ludwig ist ein großes Talent, aber diese „Makkabäer" sind seit Monaten angenommen und werden noch Monate liegen, weil wir nichts zur Welt bringen, weil nichts geschieht, weil Hülsen mit dem besten Willen die Maschine nicht zum Laufen zwingt, da er überall auf Hindernisse stößt, die man ihm weiß macht und die er für solche hält, da er es nicht versteht, sie zu beseitigen. Nie war das Berliner Repertoir so einseitig, zu keiner Zeit, wie jetzt. Allerdings lähmt das verschlossene Schauspielhaus sehr, aber wir geben Benedix, nur Benedix, wir geben jämmerliches Zeug, „Schicksalsbrüder", „Grundsätze" 2c., aber Sie suchen vergebens nach den Namen Gutzkow, Laube, Freytag; diese Leute existiren nicht für uns, wir haben nur Tage für das Lustspiel oder für den großen Briten, oder für die „Amerikanerin" von Wimpfen, wogegen ich gar nichts hätte, wenn wir auch „Karlsschüler", „Valentine" und „Urbild" zuweilen sähen. Bei Allem, was man bei Küstner zu tadeln hatte, hat er doch nichts Neues von Bedeutung ungegeben gelassen, ja, er hat Männer wie Laube, Gutzkow und Freytag protegirt, wo er es immer konnte; er hat viel Neues gegeben, man sieht es jetzt erst, wie viel. Aber man hat Hülsen eingebildet, nur Oper und Ballet trage etwas; das Schauspiel trägt nun wirklich seit lange schon nichts mehr und er kommt nicht auf den Gedanken, daß das an den Stücken und an dem „wie" man sie giebt, liegt, und daß Küstner große Einnahmen mit dem Schauspiel

erzielte; will er nicht sehen, obgleich ihm die Kassenbücher offen liegen. Für ihn ist jedes Stück gleich, und darum auch jeder Autor, weil ihm nur Lustspiel gefällt, und Lustspiel trägt hier selten Geld. „Das Lügen“ ist durch schlechte Besetzung umgebracht; das thut nichts und das Schauspiel macht eben nichts, heißt es. Alle Welt weiß, daß „Der kategorische Imperativ“ (von Bauernfeld) überall durchfiel —, thut nichts, wir geben ihn. Man hält sieben oder acht Proben, es werden eine Menge Kostüme gemacht (die abscheulichen von 1814) und das Stück fällt durch, ist den zweiten Abend zum Schaudern leer, wird aber noch zum dritten Mal gegeben und wieder vor ein paar Menschen. Nun heißt es natürlich wieder: „Ja, das Schauspiel macht eben nichts mehr, da ist Alles vorbei!“ Nun soll gar „Antonius und Kleopatra“ dran kommen mit der Viereck als Kleopatra; das hat in Dresden Emil und die Bayer nicht halten können und ist ein für unsere Zeit ganz unhaltbares Stück. Nun frage ich Sie: ist da für einen Groschen Sachkenntniß oder Vernunft darin? So bringt man Hülsen immer mehr vom Schauspiel ab und das Publikum spricht nicht viel mehr vom Drama; das Theater hat aufgehört, ein stehender Artikel in der Conversation zu sein; also können Sie begreifen, wie es uns geht. Wenn Sie heute herkämen, so würden Sie nicht begreifen, wie wir in kaum anderthalb Jahren so tief sinken konnten, wie wir gesunken sind, und bei alledem hat Hülsen den besten Willen und glaubt, das Beste zu thun. Daß er keine Einsicht hat, ist nicht seine Schuld.

Schreiben Sie mir doch, ob Sie denn nicht zu dem Fest einmal herüberkommen; mündlich ließ sich Manches besser erzählen. Wenn nicht, so schreibe ich Ihnen.

Berlin, den 23. Februar 1853.

Mein lieber Freund!

Eine schwere, schmerzvolle Woche liegt wieder hinter mir, ich habe meinen alten treuen Freund Weiß sterben und seiner unglücklichen Familie ihn pflegen helfen. Das heißt, die alte Frau ließ Niemanden etwas für ihn zu thun übrig, denn sie wich sieben Tage und Nächte nicht von ihm, aber ich habe seine letzten freundlichen Blicke, seine schwachen Händedrücke, sein Lächeln empfangen, wenn ich ihn küßte und war mehr bei ihm als zu Hause. Am 10. d. M.

spielte ich noch mit ihm in der „Amerikanerin“ und am 17., nachts 10 Uhr war er eine Leiche. Wie schnell und milde war sein Ende; wie gräßlich das meiner seligen Luise, wie furchtbar starb meine gute Wolff, und er schlief sanft ein, ohne Besinnung, und sein höchster Wunsch: Gott, laß mich nicht mit Besinnung sterben, wurde erfüllt. So habe ich denn den besten Freund in Berlin, die Kunst den besten Künstler verloren, dessen Devise „Wahrheit und Natur“ war. Wir haben keinen Zweiten mehr wie ihn in Berlin zu verlieren, wir sind blutarm geworden. Am 10. d. Mts. ahnte mir noch nichts von dem Verlust, der uns bevorstand, und nun schneit es auf sein Grab. Die Theilnahme war allgemein, Leidtragende aus allen Ständen versammelte das Begräbniß, wobei seine früheren Chefs Graf Redern und von Küstner, die die wärmste Theilnahme zeigten, nicht die letzten waren. Herr von Hülsen versteht sich von selbst; über fünfzig Wagen folgten dem Sarge. Der Prediger Verduscheck hielt eine tiefergreifende, wahrhaft lichtvolle Rede an der Leiche, worin er dem seltenen Menschen und Künstler gerecht wurde, eine Rede, für die unser ganzer Stand ihm dankbar sein muß, besonders im Vergleich zu mancher früheren Leichenrede am Grabe heimgegangener Kunstjünger. Den Schmerz der treuen Lebensgefährtin, die 41 Jahre an seiner Seite war, der Kinder, die den Vater anbeteten, wage ich nicht zu schildern; ich bin noch betäubt und durchschüttert davon; es kam zu schnell, Niemand war auf diesen grausamen Schlag vorbereitet. Wir Alle verlieren sehr viel an ihm, auch für die Anstalt. Wenn auch seine Kräfte in der letzten Zeit bedeutend nachließen, so waren doch noch (gerade in den letzten Wochen) sein Vansen, sein Anselm in „Die Familie“ 2c. Darstellungen, die dem jüngeren Geschlecht als Probe dessen nützlich sein konnten, was in früherer Zeit unsern Stand so hoch stellte, denn da war Alles wahr, naturgetreu, da waren keine Männerchen, keine Grimassen, um das blasirte Publikum zur Theilnahme zu reizen; man fühlte, daß Weiß einer untergegangenen Kunstepoche angehörte, die man selbst noch in der Ruine mit einer Art Ehrfurcht betrachtete; er war der allgemeinsten Aufmerksamkeit und Theilnahme stets gewiß, selbst im Opernhaus, wo es ihm schwer ward, für seine feinen Nüancen sich verständlich zu machen. Wie oft klagte er, daß wir von unserer Heimath, dem Schauspielhause, so lange verstoßen wären, wie sehnte er seinen lieben Wirkungskreis dort zurück.

Nun hat er die rechte eigentliche Heimath gefunden, und wenn ich nicht Mutter wäre, so könnte ich wünschen, daß sie sich auch vor mir erschlöße. So aber muß gelebt und getragen werden. Uebrigens ist durch Weißens Abgang auch der letzte Damm gebrochen, der sich noch oft der Willkürherrschaft entgegengestellt. Düringer aus Mannheim ist jetzt officiell als Regisseur des Trauer- und Schauspiels engagirt, was ein sehr kluger Streich von Hülsen ist, wenn er ihn nämlich gewähren läßt, und ihn nicht auch zum Sklaven seiner Willkür macht. Düringer ist meines Wissens ein energischer Mann in voller Kraft, von dem regeste Thätigkeit zu hoffen ist und der in Mannheim stets ein tüchtiges Repertoir zu erhalten wußte; es ist wenigstens ein frischer Strom, der sich in unsern Sumpf ergießt; ob er die Kraft haben wird, durchzudringen, sich von dem Einflusse frei zu erhalten, der jetzt oft selbst Hülsens guten Willen (den ich im allgemeinen, in so fern er sich nicht auf mich bezieht, nicht bezweifle) total untergräbt, das müssen wir abwarten.

Mit treuer Freundschaft Ihre alte

Birch-Pfeiffer.

Berlin, 22. März 56.

Ich weiß nicht, werther Freund, wie Sie jetzt mit Laube stehen, ich weiß aber auch, daß Sie den Muth haben, offener, maßloser Ungerechtigkeit entgegenzutreten, und ebenso weiß ich, daß ich Ihrer Discretion ganz vertrauen kann, daß ich also meiner Empörung gegen Sie Worte geben darf. Durch die an Verrücktheit grenzende Arroganz Werther's geschieht Laube das schmählichste Unrecht. Ich hoffe, daß Minna Ihnen Laube's „Essex" zu lesen gab und denke mir, Sie haben die Werther'sche Komödie im Buchhandel gefunden und gelesen; wenn Sie es über sich vermocht, denn sie ist schauderhaft langweilig, dann wissen Sie auch, ob ich Recht habe und ob Laube nicht auf eine wahrhaft schmähliche Weise mit Koth beworfen wird, vielleicht um seines besten Stückes willen. Daß ich in den „Jahreszeiten"*) noch nichts fand, ist mir ein Beweis der Gerechtigkeit, mit der Sie auf nähere Details warten, ehe Sie beschuldigen oder vertheidigen. Bis Sie diese Notiz bekommen,

*) Deren Herausgeber ich damals war.

haben Sie ohne Zweifel beide Stücke gelesen und können sich entscheiden, was Sie davon aufnehmen wollen oder nicht; denn ganz schweigen können Sie unmöglich in einer Sache, die in der Literatur solches Aufsehen macht und dem wahrhaften Verdienst eines tüchtigen Mannes mitten ins Herz geht. Betty Paoli sagt ganz wahr: „Wir bedauern Laube, daß er sich, um seiner Ehre willen, vertheidigen muß; denn bei aller Schuldlosigkeit ist es sehr demüthigend, sich gegen gewisse Angriffe vertheidigen zu müssen.“ Mich hat lange nichts so empört, wie dieser Angriff Werther's, der mir sonst ein liebenswürdiger, anständiger Mann schien, bescheiden und harmlos und den ich jetzt nur für verrückt halten muß. Laube wird freilich eine glänzende Satisfaktion erhalten, denn sein „Essex“ muß überall Furore machen (mit Ausnahme von Hamburg, für das es kein Schauspiel und keine Schauspieler mehr giebt) und Geld tragen; aber daß so etwas geschehen kann, daß Niemand Anstand nimmt, das Gemeinste von uns zu glauben, daß ein Mann, der „Monaldeschi“ geschrieben, so in den Staub getreten werden kann, weil ein Unbekannter (denn wer kennt Prof. Werther und seine unfruchtbaren dramatischen Bestrebungen. Selbst Hülsen, der ihm so wohl will, läßt sich nicht beschwatzen, seinen „Essex“ zu geben, weil er die Unzulänglichkeit des Opus fühlte), weil also ein Unbekannter ihn des Plagiats verdächtigt an einem Stück, das kein Theater aufführen mag — das hat mich aus Rand und Band gebracht, denn wenn ich auch Laube's Schroffheit, seine oft brutale Art und Weise kenne und manchesmal empfinden mußte, so habe ich doch vor dem Manne und Dichter eine so große Achtung, daß ich, wenn ich nicht Mitglied der K. Bühne wäre, mit meiner Unterschrift für ihn aufgetreten wäre, denn ich werde nie vergessen, was er in der Auerbach-Geschichte mir war. Leider aber darf ich das nicht und käme in große Ungelegenheit, wenn ich mich in die Sache mischte, darum spreche ich mich gegen Sie aus und stelle es Ihnen anheim, ob Sie meinen guten Willen für Laube und meine feste Ueberzeugung von seiner Unschuld in dieser Sache in Ihrem Sinn benutzen wollen. Können oder wollen Sie meinen Aufsatz nicht benutzen, so bitte ich, ihn mir zurück zu schicken. In der Fechter-Geschichte ist Laube eben so unschuldig; und Halm, Bacherl gegenüber auch. Daß Niemand auf die Idee kam, sie hätten Beide ihren Stoff aus derselben Quelle geschöpft, daß man eher Halm

des Diebstahls beschuldigt (weil er das überragende Talent und Bacherl ein Nichts ist, versteht sich, schon darum ist er im Unrecht), als daran denkt, ob nicht der Andere gestohlen haben könnte, ist wieder recht ein Zeichen unserer Zeit. Höchst interessant war mir beiliegende Notiz aus der Spenerschen vom 16. März, Nr. 65, die plötzlich auf eine andere und sicher richtige Spur führt.

Ihre Ch. Birch.

(Der Fechter.) In einem der „Pos. Z." zugesandten Aufsatz theilt Hr. Th. Altwasser aus Rawicz Folgendes über die bereits vorhandenen dramatischen Bearbeitungen desselben Stoffes mit: „Unter den älteren, stofflich gleichen Dramen, auf die wir die Aufmerksamkeit lenken möchten, steht obenan ein 1761 in Augsburg erschienenes Trauerspiel: „Die Cherusker" von dem bekannten Schweizer Johann Jakob Bodmer. Diejenige Tragödie indeß, welche dem Fechter zum Urbilde gedient haben könnte und welche Hr. Dr. Laube wahrscheinlich im Auge gehabt hat, um — die „Selbstständigkeit" des Fechters zu erkennen, ist der „Thumelicus" von Cornelius Hermann von Ayrenhoff, einem ziemlich talentvollen Wiener Poeten des 18. Jahrhunderts, der in seinen Arbeiten den strengen Regeln der französischen Tragödie folgte. Ayrenhoff's Werke sind, wie wir glauben, zuletzt von Retzer in Wien 1817 in 6 Bänden edirt, zuerst aber 1772 daselbst im Druck erschienen. Ayrenhoff hat auch einen „Tod Hermanns" gedichtet. Für Diejenigen, welche den Fechter näher kennen, dürfte eine Vergleichung desselben mit dem Ayrenhoff'schen „Thumelicus" — namentlich nach den letzten Vorgängen — von großem Interesse sein. Zu einer derartigen Parallele anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen. Sie wird (selbst wenn im „Fechter" das äußere Gerippe, die vollständige Fabel des Thumelicus beibehalten sein sollte) zweifelsohne ergeben, wie sehr der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts dem des achtzehnten an dramatischer Lebendigkeit und vor allem an Tiefe der Idee überlegen ist."

Berlin, 13. September 1856.

Seit Monaten habe ich keine Zeitungen gelesen, weil ich 1. nicht lesen durfte und 2. mir nicht meine theure Kur stören wollte, da ich selten in ein Blatt hineinsehe, ohne auf eine Schmähung

oder eine Lüge über mich zu stoßen. Um mich nun nicht in eine Brunnenvergiftungsstimmung zu bringen, die mich schon manchmal anwandelte, lese ich im Bade gar nichts, erfahre also erst hier vor wenigen Tagen von Dessoir, daß man mich in der „Augsb. A. Z." 1000 Thaler in Wiesbaden gewinnen, nach Andern gar die Bank sprengen ließ. Leider erboßt sich diese jämmerliche Journalistik wieder einmal ins Blaue hinein über mich, denn die ganze Geschichte reduzirt sich auf ein paar Hundert Gulden, die ich nach und nach im Vorübergehen (denn ich halte mich nie über 10 Minuten an einer Bank auf) während eines Aufenthalts von 6 Wochen gewonnen habe. Jeder Badegast versucht sein Glück an der Bank. Wer aber zum Amüsement und nicht aus Spekulation spielt, spielt nur klein, und damit sprengt man weder die Bank, noch macht man großen Gewinnst. Ich habe nie etwas andres gesetzt, als 1 Gulden; hätte ich mit Louisdors gespielt oder mich jemals zur Bank gesetzt, so wäre es wohl möglich gewesen, eine große Summe zu erobern, aber so ruhig und bescheiden, wie ich spielte, konnte es höchstens einem paar verzweifelter Schauspieler oder Literaten, die ihr Reisegeld verspielt (deren eine Masse diesen Sommer in Wiesbaden zu sehen waren) einfallen, solche Lügen zu verbreiten. Sie können mir auf mein Ehrenwort glauben, Feodor, daß ich früher in einem halben Jahre mehr an Bedürftige verschenkt habe, als mein ganzer Gewinn in Wiesbaden beträgt, und was ich damit that, geht freilich die Welt nichts an — aber Ihnen kann ich wohl sagen: „ich wollte, die Lügner hätten recht und ich hätte die Bank gesprengt." Der Zweck, den ich dabei hatte, hätte es verdient. Genug, mir ekelt vor dieser Journalistik, der nichts zu erbärmlich ist, wenn sie es mir anhängen kann, und Sie werden mich verbinden, wenn Sie die Sache in ihrer taktvollen Weise nur mit wenigen Worten berühren, indem Sie „den beträchtlichen Gewinn, den die Birch-Pfeiffer an der Wiesbadener Bank gemacht haben soll," in die Rubrik der 10000 Thaler Tantième-Enten verweisen, welche mir jährlich angedichtet werden, während der fünfte Theil dieser Summe schon ein glänzendes und seltenes Tantième-Jahr ausmacht. Wenn Sie Beweise für diese letztere Behauptung wünschen, und es Sie interessirt, will ich Ihnen einmal spezificiren, was überhaupt ein deutscher Dichter in dem glänzendsten Fall von allen deutschen Bühnen mit Tantieme und Honorar für ein Zugstück in zwei

Jahren (in denen es doch überall gegeben sein muß, wenn es Kassenstück ist) einbringen kann. Das dürfte nicht uninteressant sein. — Aber sagen Sie, ist es nicht schmachvoll, daß ich niemls Ruhe bekommen soll — daß mich Neid und Bosheit bis ins Privatleben verfolgen, daß ich also nicht einmal die Aussicht habe, wenn ich mich ganz von Bühne und Literatur zurückziehe, wie jeder andere Mensch nach meinem Gutdünken leben zu dürfen, wenn ich anders nicht aus Deutschland hinausgehe. Sie können mir glauben (und Sie als treuester Freund, der mich so genau kennt, Sie glauben mir), daß ich unglücklich darüber bin, Minna, so zufrieden und glücklich sie ihre jetzige Stellung macht, in dieser Laufbahn zurückzu lassen, die meinen Namen noch über mein Grab hinaus zur Beute und Zielscheibe der Journalistik macht, die sich, wenn sie mich nicht mehr hat, an meinem Kinde ihr Müthchen fortkühlen wird, bis auch ihr Name von den Zetteln verschwindet. Ich war stets gutmüthig bis zur Schwäche, ich habe mein Leben lang mehr verschenkt, als ich je verantworten kann, aber worüber ich jetzt oft erschrecke: die Menschen haben mich umgestaltet in meinem Gemüth, in meinem Sinn, meiner ganzen Lebensanschauung und ich fürchte, ich werde einst Memoiren hinterlassen, die mit so in Gift getauchter Feder geschrieben sind, daß meine Freunde und die Meinen sie nicht als von mir geschrieben anerkennen werden. Gedruckt aber sollen sie werden, Deutschland soll endlich einmal klar in dieses Treiben der Leute sehen, von denen es sich so oft Gesetze machen läßt. Daß Sie an Minna's glücklichem Erfolg in Mannheim innig theilnehmen, das weiß ich und Sie dürfen es auch, denn Sie müssen zugestehen, daß Sie Minna nicht durch Nachsicht oder Schmeichelei verwöhnt haben und dennoch hat sie eine Anhänglichkeit an Sie, wie ich sie selten bei ihr fand. Jedenfalls ist das Mannheimer Engagement ehrenvoller und für ihre Ausbildung ungleich vortheilhafter, als eine Stellung bei Hrn. Sachse, dessen Treiben zu keinem guten Ende führen kann. Sie hat keinen leichten Stand in Mannheim, und das ist nöthig; sie muß unausgesetzt arbeiten an sich, um sich auf dem Niveau zu erhalten, auf welches sie ihr wirklich günstiges Gastspiel dort hob — sie hat Ehrgeiz, Geist und einen unerschütterlichen Ernst in ihrem Streben; sie kann dort Vieles erringen, wozu ihr Dingelstedt bei allem redlichen Willen, den er gewiß für sie hatte, ihr nie Gelegenheit geben

könnte — darum zerhieb ich den Knoten mit diesem Münchener Engagement und ich denke, es war das Dümmste nicht, was ich gethan. Gott mit Ihnen, guter Freund, und behalten Sie lieb Ihre alte, treue Freundin

Birch.

Berlin, den 25. September 1865.

Nachsicht für eine Halbblinde!

So eben, mein lieber, werther Freund, erhalte ich das Exemplar von Minna's Buch, dessen langes Ausbleiben die einzige Ursache ist, daß ich mein Wort so spät erst erfülle; sie freut sich unendlich, daß Sie ihr Werk lesen — und vielleicht auch besprechen werden, grüßt Sie und Ihre liebe Frau herzlichst und ist sehr glücklich darüber, daß zwischen uns die alte Harmonie der Freundschaft, „welche nie hätte gestört werden sollen," wieder hergestellt ist. Auch mir, liebster Wehl, ist wohl dabei zu Muthe, denn so alte und treue Beziehungen, wie sie uns aneinander knüpften, zerreißen sich nie ohne Weh im Herzen dabei! Meine Dresdener Reise sei gesegnet; sie hat mir viel Liebes gebracht; wir wollen es immer so halten zwischen uns, bis ich meine Bahn beendet — ich habe ja nicht mehr weit bis dahin; also haben Sie immer Geduld mit mir. Möge „Die Heimath"*) Ihnen einen freundlichen Blick in das frische Schwarzwaldleben geben; der Stoff ist keine leere Erfindung, sondern auf das mich sehr befremdende Factum basirt, daß der Wirth im Höllenthal (den ich aus naheliegenden Gründen in einen Sonnenwirth umgewandelt) wirklich seine Töchter in dieser Weise erziehen ließ — ich sah sie beide vor zwei Jahren im Höllenthal (im Breisgau) und da stieg der Gedanke an die möglichen Conflicte, die aus einer solchen Bauern-Thorheit hätten entstehen können, in mir auf. — Wir hatten das Stück jetzt ein Dutzendmal und drüber; warum es in Dresden noch liegt, ist mir ein Räthsel. Devrient aus Karlsruhe schreibt heute, daß seit der „Waise" keins meiner Stücke einen solchen glänzenden Erfolg gehabt; es ging den 21. d. Mts. dort in Scene und Sie wissen, daß Ed. Devrient nicht viel Umstände macht, und einem rückhaltlos die Wahrheit sagt!

---

*) Gesammelte dramatische Werke von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. 1867 bis 1880.)

Meine herzlichsten Grüße Ihnen und Frau Mathilden, und die Versicherung der aufrichtigsten Freundschaft für alle Zeit Ihrer

alten getreuen

Ch. Birch.

Am 26. September.

„Um eine Krone" (von Putlitz) hat einen sehr günstigen Erfolg bei überfülltem Haus errungen, wenn gleich eine so feine Zeichnung den lauten Beifall weniger herausfordert als sogen. Effektstücke, so wurden dennoch den Darstellern der Hauptrollen wiederholt Hervorrufe, sowohl bei offener Scene als nach den Akten zu Theil; zum Schluß vereinigten sich die Stimmen zum Hervorruf Aller. Ausgezeichnet waren die Damen Erhardt als Katharina, sowie Frau Kierschner als Daschkoff.

Im Oktober kommt Minna's „Guten Abend" mit Frl. Erhardt hier dran; bitte seien Sie nachsichtig gegen diese harmlose Bluette, die keinen Anspruch macht, als ein Viertelstündchen zu unterhalten und nur für den Salon für sich selbst von ihr verfaßt wurde; ein Zufall lenkte die Aufmerksamkeit der G.-Intendanz darauf, und so kommt es auf die Bretter, woran sie wahrlich nie gedacht hatte. Sie ängstigt sich schon jetzt bedeutend ab, und schreibt gestern, daß sie es bereut, sich auf diese Folter gelegt zu haben! – Vogue la galère!

Aus Stuttgart.

(Von 1870 bis 1884.)

Am 26. Juli 1870.

Seit den preußischen Waffenerfolgen von 1866 habe ich den Krieg mit Frankreich für unausbleiblich erachtet. Wie Preußen mit Österreich um den Vorrang in Deutschland streiten mußte, so gilt es jetzt um den auf dem europäischen Festlande mit Frankreich zu streiten. Es handelt sich um die Machtstellung Deutschlands und die politische Führerschaft in der Neuzeit. Frankreich hat sie lange ausgeübt, aber, wie mir scheint, zuletzt nur, weil dieselbe zur Gewohnheit und Überlieferung der Welt geworden, nicht, weil es dazu noch den nöthigen Geist und die volle Kraft besaß.

Die nächste Zeit muß entscheiden, wer es künftig thun wird.

Am 27. Juli 1870.

Gestern erzählte mir Ludmilla Assing, der Dresdener Baumeister Semper sei eigentlich nur durch das strenge und gebieterische Bewußtsein seiner Kunst in die Dresdener Mai-Revolution verwickelt worden. Er sah das Volk Barrikaden errichten und da er bemerkte, daß sie dieselbe ohne alle baumännische Einsicht zusammensetzten, kam ihm die unbesiegbare Anwandlung, ihm darin passende und sachgemäße Unterweisungen zu ertheilen. So ward er in den Aufstand verwickelt, dem er sonst wohl seine Sympathie, aber nie thätige Theilnahme verliehen hätte. Er trug übrigens alle Folgen seines verhängnißvollen Schrittes, ohne sich zu beklagen und Einwendungen zu erheben. Er hat Ludmilla Assing selbst einmal an einer Wirthshaustafel in Zürich gezeigt, wie er die Aufständischen lehrte, ihre Barrikaden zu machen und that dies ganz ohne revolutionäre Redensarten, nur im Vollgefühl seiner bauherrlichen Meisterschaft.

Am 14. März 1871.

Neulich sprach man bei Hallberger's über den jungen König von Bayern, Ludwig den Zweiten. Hofrath Hemsen meinte, er sei der echte Märchenfürst, der aus der Verzauberung heraus regiere. Es sei um ihn herum wie ein Wunderreich, das Seltsamste und

Sonderbarste mache sich bemerkbar. Eduard Hallberger erzählte, der König hätte einmal bei einer Eisenbahnfahrt den Zug plötzlich halten lassen wollen, weil er in schöner Gegend sich dem Naturgenuße hinzugeben die Neigung empfand und wäre ganz außer sich gewesen, als man ihm bemerkte, daß das unmöglich geschehen könne. „Bin ich nicht König, um so etwas zu befehlen?“ rief er heftig aus und es soll lange gedauert haben, ehe er einsah, daß ein nachfolgender Zug mit dem haltenden zusammenstoßen und das größeste Unglück verursachen müßte.

Am 10. April 1871.

Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ist vorläufig zu Ende. Deutschlands Siege sind unbestreitbar und am augenscheinlichsten belegt durch Frankreichs innere Zerrüttung. Es wühlt in seinen eigenen Eingeweiden und vernichtet sich selbst. Das ganze Volk erscheint abgelebt und versumpft. Wenn man es in diesem Zustande sieht, muß man erstaunt sein, daß es so lange so mächtig war und so viel gelten konnte. Aber es geht eben mit ganzen Völkerschaften, wie mit einzelnen Menschen. Man nimmt sie, für was sie sich geben. Frankreich gab sich groß und so nahm die Welt es groß. Dieser letzte Krieg hat die Wahnvorstellung aufgedeckt. Heut sieht man Frankreich wie es ist: innerlich hohl, marklos, auf Schein gestellt, entsittlicht. Wird es sich je wieder erheben?

Am 28. Mai 1871.

Ein Freund, der jüngst aus Paris kam und ehedem mit Heinrich Heine viel verkehrt hat, theilte mir noch manches Witzige von ihm mit. Unter Anderem folgende kleine Geschichtchen:

Heine in Paris von Meyerbeer's kommend, begegnete einem Bekannten auf der Treppe, der im Begriffe bei dem berühmten Tondichter einen Besuch zu machen, sich bei ihm erkundigte, was die Gattin desselben für eine Frau sei. „Ei nun“, entgegnete Heine, „es läßt sich mit ihr umgehen; ihre Töchter haben sie leidlich erzogen.“

In Stuttgart besuchte Heine viel August Lewald, der selbst nicht ganz regelrecht gewachsen, einen Diener und mehrere Freunde hatte, die, wie z. B. von Maltitz und von Zettritz bucklich waren. Ein Freund trifft Heine vor der Zeit aus dem Theater kommend und

fragt: wohin? „Die Stücke sind langweilig, die man heute spielt", erwiedert Heine, „und da ziehe ich vor in meine kleine Schweiz zu gehen."

Aus derselben Quelle vernahm ich folgende Anekdote von der berühmten Schauspielerin Charlotte von Hagn. Man sprach einmal bei dieser von der Nachlässigkeit, die sich die meisten Leute in Bezug auf ausgeliehene Bücher zu schulden kommen zu lassen pflegen. „Oh, in dieser Beziehung", rief die glänzende Künstlerin, „bin ich die ordentlichste und zuverlässigste Person, die man sich denken kann: ich habe die ausgeliehenen Bücher noch alle!"

Am 12. Juni 1871.

Der vorstehend angeführte Freund, der für Goethe schwärmt, erzählte mir, daß ein Franzose von feiner Bildung bei ihm eine französische Uebersetzung von „Werther's Leiden" findend, angefangen habe, sich über dieses Werk lustig zu machen, indem er dasselbe in sehr übertriebenem Pathos zu lesen und mit lächerlichen Gesten zu begleiten begann; allein es dauerte nicht lange, so wurde er ernst, tief ergriffen und feierlich und las zuletzt unter strömend hervorbrechenden Thränen.

Gewiß ein großer Triumph dieser Dichtung!

Am 9. November 1871.

Es giebt Leute genug, die auch heute noch den deutschen Beruf Preußens bezweifeln und behaupten: Preußen sei ebenso wenig der von der Geschichte auserwählte und bestimmte Hort Deutschlands, als es der des Protestantismus und des deutschen Geistes sei. Nun ist allerdings, wie ich einräumen will, Preußen das Alles noch in keinem durchaus vollkommenen Grade; aber das thut auch nichts; vor der Hand ist es schon genug, daß man Preußen dafür halten mag und darf. In nicht seltenen Fällen werden Menschen und Dinge durch natürliche Entwickelung nach und nach zu dem, für was man sie hält oder was man meint in ihnen erwarten zu müssen. Zu dieser Erwartung oder jenem Dafürhalten gelangte man, weil sie Keim und Kern dafür in sich trugen und durch eine tausendfach dargethanene Bekundung jenes Dafürhaltens oder dieser Erwartung treibt man den Keim und Kern zur endlichen Entwickelung und Zeitigung. Was an einzelnen Dingen und Menschen sich vollzieht, vollzieht sich wohl auch an ganzen Volks-

stämmen. Darum sollen und müssen wir, nach meiner Ansicht, um jeden Preis an dem guten Glauben in Preußens deutschen Beruf unverdrossen und unerschütterlich festhalten. Nur dadurch wird es zum Aufgehen in diesen politisch und gleichsam moralisch genöthigt und gezwungen werden.

Am 11. November 1871.

In Heinrich Marr hat die deutsche Bühne einen Meister, in Hermann Hendrichs ein künstlerisches Naturell verloren. Der Letztere war ein Darsteller ohne Geist, ziemlich beschränkt und von mangelhafter Bildung, aber von wahrhaft männlicher Anmuth und feinem Gefühl. Er schuf seine Gestalten aus einer gesunden Empfindung heraus, nicht groß und gewaltig, niemals überraschend, aber immer mit einem Hauche gewinnender Eigenartigkeit. Von Köln, wo er geboren, im zweiten Jahre seines Lebens nach Frankfurt a. M. gebracht, hat er dort süddeutsches Wesen und mit diesem einen Anflug Goethe'scher Kunst erhalten. Wie er in seinen jungen Tagen den Franz in dessen „Götz von Berlichingen" und in vorgerückten Jahren diesen treuherzigen und biedern Ritter selber gab, das wird man kaum jemals wiedersehen. Die jugendliche Liebesseligkeit des Einen und die kräftige Gemüthlichkeit des Andern sind nie ergreifender und herzerfreuender dargestellt worden, als von ihm. Ebenso sind der Melchthal und der Tell vorzügliche Rollen von ihm gewesen. Er war bedeutend in allen Aufgaben, in denen eine schöne und volle Menschlichkeit zum Ausdrucke kam. Der natürliche Impuls gab seinen künstlerischen Leistungen eine besondere Weihe. Sie hatten etwas von der Thaufrische und dem Farbenduft einer wahrhaft naiven Mannesseele. Seine ganze Kunst beruhte auf seinem Naturell.

Bei Marr war das Umgekehrte der Fall. Seine Kunst war das Ergebniß ernster und tiefer Studien. Von Hause aus nur mäßig beanlagt, triumphirte er über alle natürlichen Hindernisse, vermöge eines scharfen Verstandes und einer glänzenden Technik. Er siegte durch sichere und genaue Grundlage, sowie durch feine und geistvolle Züge, die er den von ihm ausgeführten Charakteren zu verleihen verstand. Alle seine Gestalten hatten so zu sagen: Hand und Fuß; doch war das Großartige weniger seine Sache, als das Kleinbürgerliche. Der Kaufmann glückte ihm besser, als der Held. Er war ein Genre-, kein Historienmaler der Bretter.

Persönlich lernte ich Marr näher kennen in Hamburg, als er von Weimar dorthin wieder zurückgekommen. Er hatte in Ilm-Athen seine Stellung als Direktor des Hoftheaters aufgeben müssen, weil, wie es heißt, er sich nicht allen Launen fügen, sondern seinen Kopf behaupten wollte. Und das wollte er denn in der That auch stets und meist mit gutem Grunde. Meister Heinz hatte feste, bestimmte Anschauungen und Grundsätze, für die er tapfer und so zu sagen auf Tod und Leben einstand. Nachgeben, sich finden, accommodiren, wie man sich auszudrücken pflegt, war seine Art nicht. Man hat Marr vielfach als lieblos und ohne Gemüth geschildert, von ihm gemeint, er besäße kein Herz. Wer so über ihn urtheilte, hat ihn nicht gekannt. Meister Heinz war wie jedes echte Künstlerwesen fein besaitet und dem wahren Gefühl zugänglich, aber zugleich auch eine strenge Natur, der die Sache höher stand, als die Person. Wo es die Sache galt, da verschwand ihm der Mensch. Ich kenne keinen Schauspieler, mit dem ich so viel über Kunst gesprochen hätte, wie mit Marr, ohne dabei auf die Namen und die Interessen der Leute zu kommen.

Wir haben so manche Stunde im angeregtesten Verkehr zugebracht. Jede Unterhaltung mit ihm war nützlich und lehrreich; noch auf seinem Sterbebett habe ich das empfunden. Marr wünschte nichts so sehr, als die letzten Jahre seines Lebens als Direktor einer schauspielerischen Bildungsschule oder eines Hoftheaters verleben zu können, wo er nicht genöthigt sei, aus der Kunst eine milchende Kuh zu machen. Er wollte seine gesammelten Erfahrungen, Anschauungen und Grundsätze noch einmal möglichst rein und voll zur Anwendung gebracht sehen. Als er im Anfang der sechsziger Jahre auf dem Hoftheater in Dresden gastirte, war viel die Rede davon, ihn dort zum technischen Direktor zu machen. Nur sein vorgerücktes Alter war schließlich die Ursache, daß man den Plan wieder fahren ließ. Nicht anders ist es mit ähnlichen Ideen in München gegangen. In Stuttgart wäre er gleichfalls gern als künstlerischer Leiter der Hofbühne angestellt gewesen, als aber endlich ich dafür berufen wurde, entfaltete Marr einen so uneigennützigen Eifer, mir mit Rath und That zur Hand zu gehen, daß ich mich ihm immer im tiefsten Herzen dafür verpflichtet fühlen werde. Der alte Freund hat mir manchen langen und eingehenden Brief geschrieben, um mir wegen eines Ersatzes für Grunert, wegen

Rollenbesetzung und Repertoir seine Meinung mitzutheilen. Er hegte zu Anfang meiner dramaturgischen Leitung Besorgniß.

Praktiker, Kenner des Theaters, wie er es war, beunruhigte ihn zunächst das alte Vorurtheil, wonach ein Schriftsteller nun einmal nie ein die Gewohnheiten des Publikums und die Bedürfnisse der Kasse befriedigender Direktor werden können soll. Er fürchete, ich würde mich in literarische Bühnen-Experimente verrennen, und beruhigte sich erst, als er sah, daß ich dergleichen nur dann und wann vornahm, um älteren Dichtern und bevorzugten Begabungen an unserer Bühne Rechnung zu tragen.

Ein zweiter Punkt des Zwiespalts zwischen uns war die Ausbildung junger schauspielerischer Begabungen. Der dramatische Altmeister behauptete, daß der Jünger der Bühne, ehe er Rhetorik und Deklamation lerne, lerne Menschen darzustellen. Ich bin der Ansicht, daß diese Darstellung der Gipfel, so zu sagen die Krönung der Schauspielkunst und somit die Vollendung derselben ist. Sie ist das Schwerste, aber auch Höchste und Letzte der Kunst. Die Kunst des Vortrags, die wahre, echte Kunst des Vortrags ist zwar auch nicht leicht, aber minder schwierig zu erreichen. Begeisterung, Schwung, ein volles Herz und ein lebhafter Geist können hier schon viel erlangen, und da man diese Eigenschaften doch mehrentheils immer bei der Jugend trifft, so habe ich dafür gehalten, daß man junge Schauspieler zunächst darin bilden soll, mit einem Wort: ich habe geglaubt und glaube noch heute, Anfänger in deklamatorischen Rollen zuerst beschäftigen und vor das Publikum hinausstellen zu dürfen und erst langsam und nach und nach zu solchen Aufgaben hinüberführen zu müssen, die mehr von natürlicher Wahrheit und Wirklichkeit an sich haben, kurz, ich will aus dem Idealismus in den Realismus und in dem Letzteren noch so viel von dem Ersteren bewahren, als die Schönheit der Kunst dies zur Bedingung macht. Marr wollte das auch, aber auf umgekehrte Weise: er verlangte die realistische Schule und dieser zur Zierde einen gewissen idealen Hauch, welcher, nach seinem Dafürhalten, sich schon im Wesen der Kunst selbst bedinge und erzeuge.

So hat er verfahren, meiner Verfahrungsweise entgegengesetzt, und sicher ist, daß er vorzügliche Resultate erzielt. Er hat nicht nur gute Schauspieler, er hat Künstler gebildet, und dieses Bilden habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt unter meinen Augen vor sich

gehen zu sehen. Es war ganz eigenthümlicher Art. Marr gab eigentlich seinen Unterricht nur auf Proben und dann sehr heftig und diktatorisch. Er fuhr die Darsteller an und hunzte sie tüchtig herunter, wenn sie etwas boten, was er nicht gelten ließ. Zehn Mal ließ er einen Auftritt probiren, der nicht klappte, zehn Mal rief er einem Mitgliede an derselben Stelle sein Veto zu. Er schonte nie, ersparte keine Beschämung, und doch war er stets der Abgott aller strebenden Jünger.

Woher kam das?

Ganz einfach daher, daß der junge Schauspieler überall empfand, wie Marr sein „Metier" bis auf's Kleinste hinab verstand, ihn mit kurzen Winken und Fingerzeigen auf den rechten Weg darin führte. Aber nicht daher allein; die Anhänglichkeit junger Schauspieler an Meister Heinz entsprang auch zugleich dem Umstande, daß er eine wahrhaft feine und bezaubernde Weise besaß, mit ihnen kollegialisch zu verkehren. Wenn er auf der Probe gescholten, gezankt und gewettert, wenn er über ein Vergreifen oder Mißverstehen der Rolle oder der Situation wie ein Rasender gewüthet, wenn Alles verstimmt, verdutzt und beleidigt war, dann am Schlusse der Probe trat Marr's glänzendste Seite an's Licht. Dann lächelte er verschmitzt, rief die Getadelten um sich und wußte sie durch ein paar gut angebrachte Worte wieder aufzurichten. Vorher ganz Direktor oder Regisseur, war er jetzt ganz Kollege und welch liebenswürdiger Kollege!

Es war wahrhaft reizend, ihn in näherem Umgange mit seinen „Komödianten" zu sehen. Da konnte er toll und lustig sein, wie der Jüngsten einer. Und war er nicht auch jung und frisch bis in sein hohes Alter, bis in den Tod hinein? Noch sehe ich ihn im Geiste vor mir, Meister Heinz, mit seinen hellen, großen blauen Augen, seinen langen weißen Locken, seiner straffen strammen Gestalt — die ewige Jugend gaukelte um sein Haupt, „jene Jugend, die uns nie entfliegt" und welche immer, „früher oder später, den Widerstand der stumpfen Welt besiegt". Ja, Marr ist jung geblieben, jung in und mit seiner Kunst.

Diese beschäftigte ihn noch unausgesetzt, selbst auf seinem Sterbelager. Als ich ihn im Juli 1871 zuletzt in Hamburg besuchte, fand ich ihn schon von den Aerzten aufgegeben. Schon wurden alle Freunde abgewiesen, schon war seine liebevoll ihn pflegende Gattin auf sein Ende gefaßt. Mit einem fernher kommenden Ver=

trauten machte man jedoch eine Ausnahme; ich habe den sterbenden, von entsetzlichen Körperleiden gefolterten Marr noch dreimal gesprochen. Es war schon so weit mit ihm, daß er fast nichts mehr genoß und daß die geringste Bewegung an seinem Lager ihm unerträgliches Mißbehagen verursachte. Er lag meist und dämmerte vor sich hin. Aber sobald der Arme meinen Namen hörte, richtete er sich mühsam von seinem Kissen empor, öffnete seine großen blauen Augen und nickte ein wenig mir zu, um dann sofort mit mir ein Gespräch über Theater zu beginnen. Er sprach von meinen Bestrebungen in Stuttgart, von Eleonore Wahlmann, in der er ein bedeutendes Talent erkannte, von Laube, von seinen eigenen Hoffnungen und Wünschen. „Ich werde nicht mehr spielen, „sagte er, „aber ich werde auch an Krücken noch die Regie führen können. Ach lieber Freund," fuhr er dann mit leiser, schwindender Stimme fort, „sie ist doch schön, unsere Kunst! Sie sitzt mit meiner guten Elsbeth" (so nannte er seine Gattin) „an meinem Schmerzenslager, und während diese mich körperlich pflegt und hegt, richtet mich jene geistig auf. Sie ist meine Scheherizade, die mir die wunderbarsten und lachendsten Märchen erzählt. Ich kann Ihnen nicht schildern, Fedor" (er liebte im vertrauten Umgange die Vornamen), „ich kann Ihnen nicht sagen, Fedor, was für reizende und schöne Pläne jede meiner Stunden beschäftigen, die mir die Krankheit von Schmerzen noch frei läßt. Wie viel bleibt mir noch zu wirken und zu schaffen, und welche Lust ist es, zu wirken und zu schaffen in einer Kunst, die wir lieben und welche unsere ganze Seele erfüllt!"

Ich kann nicht sagen, wie mich diese Auslassungen ergriffen. Sie berührten mich auf's Traurigste; aber sie gaben mir auch zugleich eine versöhnende Empfindung. Marr sah und empfand den Tod nicht, der an seiner Seite stand, vor lauter Liebe und Begeisterung für seine Kunst. Seine Kunst verdeckte und verbarg ihm den Tod. Von ihr redend, von ihr träumend, ist er, wie die Wittwe mir telegraphirte, am 17. Sept. 1871 „wie ein Hauch dahin gegangen." Ehre seinem Andenken; ein großer Meister ist in ihm entschlafen, ein Meister, der dramatische Aufgaben mit seltener Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit zu spielen verstand. Viele seiner Leistungen waren nicht leicht zu übertreffende Kabinetsstücke der darstellenden Kunst. Sein alter Feldern, sein Riccaut, sein Kaufmann, sein Jude im Cumberland'schen Stücke dieses Namens,

sein Baruch in „Dienstpflicht“, sein alter Marquis in „Helene von Seiglière“ — welche Rollen waren das von ihm noch in seinem hohen Alter! Wer sie sah, wird sie nie vergessen.

Einsicht in seine Kunst besaß er wie selten jemand. Die paar nachstehenden Briefe dürften eine Ahnung davon geben, so knapp und flüchtig sie immer auch sind.

Hamburg, 8. April 1870.

Soeben, mein werther Freund, erhalte ich Ihren Brief, und freue mich, daß mich keine Proben in Anspruch nehmen, ich mithin über einige Fragen Auskunft geben kann.

Sie reden vom Fache des Intriguanten: Mir scheint, sie dürften den Schwerpunkt mehr auf die sogenannten Charakterrollen legen, besonders der größeren Gebilde, sowohl im älteren Heldenfache als im Rhetorischen; in diesen Rollen gerade bestand ja Grunert's künstlerische Kraft. Für Marinelli, Franz Moor ꝛc. war G. längst außer Cours. Einen Darsteller, der beide Gattungen zur Zufriedenheit geben kann, finden Sie nicht.

Ich bin fest überzeugt, daß Wentzel ganz entschiedenes Talent besitzt um in das Fach der Intriguants als Franz Moor, Muley Hassan mit Glück eintreten zu können.

So lange Sie aber noch keinen ersten Liebhaber gewonnen haben, wäre mit W. in dieser Beziehung nur ab und zu eine solche Darstellung als Experiment zu betrachten.

An Ihrer Stelle würde ich, erstens die zu Gebote stehenden Finanzen berechnen, zweitens die Gehaltsumme, welche Grunert bezogen, in Anschlag bringen und für diese letzte Summe einen Darsteller für Grunert's größere heroischen und ersten rhetorischen Rollen, daneben einen Intriguant von mäßiger Bedeutung anstellen. Beide zusammen dürfen den Grunert'schen Gehalt nicht überschreiten; so halten sie Bilanz.

Deetz ist von den mir bekannten der Emplehlenswertheste, NB. für die ernsten heroischen und rhetorischen Rollen. Ein hübscher, stattlicher Mann, schönes kräftiges Organ, verständig und fein gebildet, wie auch ein höchst anständiger Charakter.

Diesem zur Seite paßt für sogenannte Intriguants, welche nicht gerade dem Gebiete des phantastischen angehören, unter Allen, die Sie mir nennen, am besten Deutschinger. Eine Anstellung ohne

Bezeichnung eines Rollenfaches, Verpflichtung in jedem ihm angewiesenen Fache zu wirken, kann Ihnen diesen Mann höchst nützlich machen. — Talent, geht nach allen Richtungen als sehr brauchbar; Fleiß, bedeutend; solid und anständig in seiner Haltung.

Wenn Deetz und Deutschinger sich im Laufe des ersten halben Jahres bewähren, so würde, selbst wenn nach meiner Ansicht Wentzel aus dem Liebhaber in den Bösewicht aufgeht, Deutschinger Ihnen durch Tüchtigkeit auch dann noch nöthig bleiben. Da Wentzel doch gewiß als bleibend zu betrachten ist, und das Engagement eines ersten Liebhabers demnach als nothwendig sich herausstellt, so würde Deutschinger's Gage im Laufe der Zeit wohl durch irgend einen Rücktritt oder Pensionirung sich ausgleichen.

Dies meine Ansicht, deren Weitschweifigkeit nicht als anmaßende Belehrung zu beurtheilen ist; nun, Sie kennen mich ja.

Was Sie mir über Ihren Chef sagen, freut mich sehr. Trachten Sie nur darnach, daß ihm das Institut immer werth bleibe, damit keine Aenderung ihnen einen gewöhnlichen Intendanten statt seiner zuführt. Diese Charge wird leider vom allerhöchsten Standpunkt meistens als gar zu oberflächlich betrachtet, daher der jammervolle Zustand so vieler Hofbühnen. Die Fürsten dotiren die Theater reichlich, was aber dafür geleistet und wie es geleistet wird, darum kümmert sich Niemand. Die größte Verschwendung kann nicht so Gutes fördern, als eine vernünftige Oeconomie.

Hamburg, den 2. Januar 1871.

Mein lieber, werther Freund!

Es geht Ihnen gut, das weiß ich von Ihrem Schwiegervater, Sie fühlen sich in Ihrer Stellung zufrieden, haben Gelegenheit Ihr Streben mehr und mehr zur Geltung zu bringen, genießen die Achtung Ihres geehrten Chefs und — soweit solches überhaupt möglich ist — das Vertrauen Ihrer Künstler; was will der Mensch mehr?

Ihr Redlichkeitssinn, verbunden mit Ihrer Liebe zur Sache, wird Ihnen dies Alles erhalten. Also Glück auf!

Ist der Krieg ohne Einfluß auf den Theaterbesuch geblieben? Wir haben hier zwar darunter zu leiden, dennoch nicht in dem Grade, daß Alphons Maurice*) besondere Stoßseufzer zum Himmel zu

*) Seiner Zeit Kassen-Verwalter am Thalia-Theater in Hamburg.

senden brauchte. Das Stadt-Theater leidet schwer. Die Theater schießen jetzt hier wie Pilze aus der Erde hervor. Reichard hat vis-à-vis dem Stadt-Theater, in einem halb Keller, halb mit der Straße au niveau stehenden Lokale, ein Kunst-Institut eröffnet! Er ist also vom Pferde auf den Esel gestiegen. Verstände er diesen Esel richtig zu leiten, so müßte er jedenfalls besser vorwärts gelangen, als auf dem früheren hohen Pferde. Ich bin aber überzeugt, der Herr Direktor wird nun vom Esel auf den Hund gerathen, so gut der Besuch auch jetzt ist und für die Zukunft bleiben könnte. Sie kennen ja das Hamburger Männer-Publikum. Nach Offenbach, nach einer Galerie hübscher — wenn auch künstlerisch unbedeutender — Mädchen, die kurz, aber sehr kurz geschürzt, neben der decoltirten Toilette noch üppige Waden, und — aus Höflichkeit etwas Schenkelform präsentiren, nach solch anlockenden Gerichten blickt — besonders — unsere jeunesse doré genau. Geld könnte der Reichhard also machen, wenn er den nöthigen Verstand besäße.

Alle Theater bringen jetzt sogenannte patriotische Stücke! — Ich bin gewiß aus vollem Herzen ein redlicher Patriot, ja ich habe es tief bedauert, daß meine Jahre mir die Anstrengung eines Feldzuges nicht mehr gestatten, aber diese sogenannten patriotischen Machwerke, deren ganzer Werth darin besteht, die Franzosen lächerlich zu machen und in trivialen Couplets zu beschimpfen, diese Machwerke sind mir verhaßt. Ein gewaltiger Muth: den geschlagenen Feind zu verhöhnen!! Die nämlichen geistreichen Autoren würden dem Napoleon huldigen, wenn er als Sieger bei uns eingezogen wäre, und die nämlichen Coupletsänger dem siegenden Feind ihren Sang mit dem nämlichen feurigen Accent darbringen. Pfui! Die Bühne soll sich nie zum Tummelplatz politischer Leidenschaften herabwürdigen. Man schreibe doch Stücke, die den Patriotismus, die Vaterlandsliebe auf eine würdige Weise heben und stärken. Ist das nicht ein testimonium paupertatis unserer deutschen Autoren?

Um Gotteswillen, lieber Fedor, nur nicht Angst, ich höre schon auf; aber Sie mußten schon im Voraus ahnen, wohin mich das Kapitel führen würde, wenn es in mir einmal anfängt heiß zu werden. Die 73 wollen noch immer nicht ruhig werden. Ja, ja, manchmal mag es in mir wohl mehr nach 37 als nach 73 hergehen. Wer mich aber kennt wie Sie, der läßt mich toben und lacht im Stillen.

Wir haben Weilen's „Graf Horn" gegeben. Hat gefallen, aber eben nur gefallen, ohne weitere Sensation. Kann auch nicht mehr erwarten. Weilen bewegt sich nicht geschickt auf dem realistischen Boden. Ob der ganze Vorwurf überhaupt zu einem Drama geeignet ist, will ich nicht beurtheilen, glaube aber — nein!

Am 12. d. M. gebe ich zu meinem Benefiz das alte Schrödersche Lustspiel „Das Portrait der Mutter". In neueren Sachen wird meinem Wirkungskreise nichts geboten, ich muß also nach dem Alten greifen. Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrem geehrten Chef.

Ihr stets derselbe

H. Marr.

Hamburg, 20. Januar 1871.

Mein werther Freund!

Mein Benefizstück, das alte „Portrait der Mutter", hat ungemein gefallen. Mein Hofrath Wacker ward lebhafter aufgenommen, als früher. Morgen die 5. Wiederholung. Ich bleibe dabei, das alte Repertoir allein kann als Bildungsschule für Schauspieler dienen. Zuerst müssen die jungen Bursche lernen: Menschen darzustellen, Menschen in ihrer natürlichen Einfachheit und Wahrheit; wenn dann poetisches Element vorhanden, werden sie dies späterhin um so bedeutender zur Geltung bringen, weil sie auf Grundlage des Realen wandeln, und nicht Gefahr laufen, das Ideale in unnatürliche Fratze zu verkehren. — Pardon, der alte Komödiantenschulmeister kann das Dociren nicht lassen. Leider wird heutigen Tages nicht viel damit gewonnen, denn — der Schulmeister darf ja nicht den Bakel schwingen; ach, und wie heilsam könnte dieser oft wirken, denn die verfluchte Libertinage beim Theater richtet so manches Talent zu Grunde.

So, nun bin ich schon still, lieber Fedor, Sie sehen, ich habe meine Ihnen bekannte Polterei auf ein bescheidenes Duodez-Maß beschränkt. Möge Ihnen und Ihrem sanfteren Wesen gelingen, so gute Resultate zu erzielen, daß nicht allein Ihr wackerer Chef, sondern auch Sie Ihr Streben belohnt sehen. Ihre Thätigkeit, welche sich in Vorführung der neueren und auch älteren bedeutenden Werke kund giebt, ist anerkennenswerth, aber — verstehen Sie mich recht, es ist ein mehr literarisches als schauspielerisches Streben Finden Sie, daß Ihre Schauspieler auf diesem Weg an künstlerischer

Bedeutung gewinnen, dann haben natürlich auch Sie nach beiden Richtungen hin gewonnen. Ich hätte gern eine Vorstellung der „Sara Sampson“ gesehen, um mich von den Darstellungsfähigkeiten zu überzeugen. Wahrscheinlich war der Eindruck mächtig, ich hoffe es, und hoffe, daß nicht allein die Dichtung diese Macht ausübte, sonst wäre die Wirkung doch nicht nachhaltig und die Vorführung des Stückes bliebe eben nur ein literarisches Experiment.

Unter uns: Mein Plan, oder vielmehr der Plan des Herrn von Perfall — ad vocem der zu errichtenden Schule für Schauspieler — ist wie manche ganz angenehme Lufterscheinung in Nebel zerronnen. Nicht etwa der gegenwärtigen kriegerischen Epoche wegen, nein, es haben sich Einflüsse geltend gemacht, um meine etwaige Bedeutung von München fern zu halten. Herr von Perfall selbst ist gewiß ein wackerer, redlicher und liebenswürdiger Mann, ein Mann, dessen Wort mir so vollgültig ist, als ein unterschriebenes und besiegeltes Dokument; ob er aber der großen Herzensgüte nicht bisweilen auf Kosten seiner Menschenkenntniß zuviel einräumt, dies möchte ich in Frage stellen. Sei dies wie es sei, ich ehre diesen Mann und bleibe ihm stets treu ergeben.

Von dem Gastspiele später. Daß es mir angenehm sein wird, einige Zeit mit Ihnen künstlerisch zu verkehren, wissen Sie. Bei anderen mir noch fremden Bühnen mag ich nicht mehr spielen; in Stuttgart bin ich zum Theil heimisch. Leben Sie wohl. Meine Empfehlung Ihrem geehrten Chef, Ihrer lieben Familie. Madame Wahlmann, Wentzel's Grüße.

Ihr alter

H. Marr.

Meine Frau grüßt Sie, Gattin und Kinder auf das Herzlichste.

H. M.

Am 26. November 1871.

Lilla von Buljowszky war hier. Sie kam wie immer freundlich, einschmeichlerisch und gewinnend und ging ohne etwas mehr, als einen kühlen Eindruck zu hinterlassen. Hofrath Wilhelm Hemsen sprach über sie und meinte: es liege etwas Räthselhaftes und Seltsames in ihrem Wesen, etwas zu Anfang Anlockendes und Einladendes, dem aber immer etwas Abstoßendes und Entfremdendes bei näherer Bekanntschaft sich beizumischen pflege. Sie sei wie die märchenhafte Wassernixe, die man nur in den Wellen sehen dürfe

und vor deren Flossenschweif man sich entsetze, sobald sie auf's Land gerathe. Bald sei dieser, bald jener berühmte Mann oder Fürst für sie entflammt; man erwarte sie gefesselt und gebannt, umrauscht von Reichthum, Glanz und Glück und gleich darauf erblicke man sie wie stets ohne Mittel, ohne bleibende Stätte, landfahrend und ruhelos. Auch Geibel sei einmal von ihr entzückt gewesen und nach Köln gekommen, um sie spielen zu sehen. Er dichtete und improvisirte für sie die reizendsten Gedichte; die „Sophonisbe" wurde für sie geschrieben. Plötzlich war alles aus; von den ihr gewidmeten Gedichten wollte er nichts mehr wissen und seine Tragödie gab er später der Janauscheck. Ich selbst lernte Frau von Buljowszky zuerst in Hamburg kennen und erinnere mich, daß sie eines Mittags von der Probe von „Romeo und Julie" zu mir in meine Wohnung kam, um die Rolle noch einmal mit mir durchzunehmen. Sie war erhitzt vom Spiel und als sie Mantel und Hut von sich that, stand sie, umfluthet von ihrem losgegangenen, langen, schwarzblauen Haare, in wahrhaft entzückender Schönheit vor mir. „Verzeihen Sie Herr Doktor," sagte sie, „daß ich in solcher Verfassung zu Ihnen komme. Aber mich treibt die Kunst; ich fühlte auf der Probe das Unfertige meiner Leistung und im brennenden Gefühl dieser Unfertigkeit eile ich zu Ihnen, mir Ihren Rath und Beistand zu holen, der Sie über die Darstellung von „Romeo und Julie" eine so tiefgehende und belehrende dramaturgische Abhandlung geschrieben. Ich habe sie begeistert in mich aufgenommen, vermag sie aber noch nicht lebendig auszugestalten und bitte Sie deswegen mir dabei Ihre Hülfe und Unterstützung zu leihen."

Sie hatte sich bei diesen Worten auf mein Sopha gesetzt, indem sie, ihre schönen Arme hebend, mit den Händen ihr schweres Haar vergebens aufzunesteln versuchte.

Sie gab in dieser Stellung ein bezauberndes Bild, das mir indeß zu absichtlich erschien, um nicht einen erkältenden Eindruck hervorzubringen. Gern ging ich indeß die Rolle mit ihr durch und wenn sie dieselbe auch nicht ganz zu meiner Zufriedenheit ausgeführt hat, so muß ich doch bekennen, daß sie einzelne Züge mit hinreißender Gewalt darin zur Erscheinung brachte.

Sie kam damals von Koburg. Später in Dresden, als ich bereits verheirathet war, hat sie uns öfter besucht und einen angeregten Verkehr mit uns unterhalten. Zu jener Zeit war sie in

München angestellt. Jetzt kommt sie aus Prag. Sie ist noch immer schön, spricht geistvoll und klagt über den Verfall der Bühne Sie erklärte: sich von dieser ganz zurückziehen zu wollen und legte mir doch zugleich nahe: sie hier anzustellen.

Da ich dazu keine Aussicht geben konnte, verschwand sie rasch und geheimnißvoll, wie sie gekommen.

Wenn sie Denkwürdigkeiten schreiben wollte, würde sie ohne Zweifel manches Anziehende und Fesselnde zu berichten haben.

Am 4. Januar 72.

Professor August Wintterlin erzählte gestern eine Kinder-Anekdote, die zu denken giebt.

Ein Vater, der seinen kleinen Sohn selbst unterrichtete, sah sich genöthigt, denselben, weil er gar nicht Acht geben und gut thun wollte, körperlich zu züchtigen. Der Knabe lief nach seiner Bestrafung weinend in eine Ecke und verharrte dort ruhig geraume Zeit; dann endlich kam er, die Hände auf den Rücken gelegt, hervor und sagte, indem er sich mit einem gewissen Trotze vor dem Vater aufstellte, ganz ernst und nachdrücklich: „Du weißt gar nicht, Papa, ob mich der liebe Gott nicht am Ende viel größer und stärker werden läßt, als du bist.“

Am 28. Januar 1872.

Am 21. ist Franz Grillparzer gestorben. Ganz Wien betheiligte sich, nach den Zeitungen, an seinem Begräbniß. Dingelstedt hielt dabei eine kurze, nicht unwürdige Grabrede. Der römische Ausspruch: Mortalis esse desiit (Er hat aufgehört, sterblich zu sein) war hier sehr gut angewendet. Freilich hätte sich in seiner Auslegung noch Bedeutenderes über Grillparzer sagen lassen, als Dingelstedt sagte. Laube's Worte bedünkten mich indeß vollends nüchtern; sie sollten einfach und herzlich sein, klangen aber geradezu hohl und inhaltslos.

Die Blätter bieten Besseres. Die „Augs. Allgem. Zeitung“ schildert eingehend sein Verhältniß zu den drei Schwestern Netti, Kathi und Peppi Fröhlich, sowie sein Leben mit denselben. Seine „ewige Braut“ war die mittelste, Kathi. Er liebte sie von Jugend auf, vermochte aber auch in seinen besten Jahren nie so viel Geld zu gewinnen, um sie heirathen und einen Haushalt gründen zu

können. Überdies soll es seinem Zartsinn widerstrebt haben, die älteste der Schwestern zu umgehen und die jüngere zu begehren. Er wußte, daß alle drei ihn gern hatten. Nach dem Tode der Eltern wurde er bekanntlich ihr beständiger „Zimmerherr" und lebte mit ihnen wie ein Bruder 22 Jahre lang. — Die Wiener „Neue Freie Presse" berichtet, daß Grillparzer stets nur innerhalb seiner vier Wände und nie am murmelnden Bach oder im flüsternden Walde gedichtet habe. Dennoch athmet und weht in seinen Dichtungen ein bestrickender Zauber der Natur. Seine ersten Versuche brachte er Schreyvogel, und der ermuthigte ihn. Goethe hätte gemeint, erzählte er ihm, Poetisches müsse man durch die Finger blasen. Das eiferte ihn an. Wenn die Sache so leicht ist, warum soll sie mir nicht auch gelingen? dachte er. „König Ottokars Glück und Ende" hielt er für sein bestes Stück. Auf mich hat es in der That den mächtigsten Eindruck von allen seinen Dramen gemacht. Zu einer Zeit, in der er viel Klavier spielte, entstand die „Medea". Der Selbstmord seiner Mutter unterbrach die Arbeit und er suchte den schrecklichen Eindruck dieses Ereignisses durch eine Reise nach Italien zu verwischen. Als er zurückkam und die Arbeit wieder vornahm, fand er zu seinem Verdruße, daß ihm die Entwickelung der Tragödie aus dem Gedächtniß geschwunden war. „Als ich zufällig in derselben Umgebung (es war bei Karoline Pichler)", erzählte er, „dieselbe Symphonie von Beethoven spielte, wie ich es vor meiner Reise öfter gethan, stand plötzlich mein Entwurf zur „Medea" mit allen Einzelheiten wieder vor mir."

Laube hatte bei seinem damaligen Intendanten angelegenlichst sich bemüht, Grillparzer ein Ehrengeschenk an Honorar zu erwerben, zur Zeit, da er dessen Stücke wieder aufgriff und erst damals zur Geltung brachte. Waren sie doch vor Einführung der Tantième zuerst gegeben worden und hatten dem Verfasser ein sehr kärgliches Honorar vom Hofburgtheater eingetragen. Der Intendaut wollte sich zu einigen Hundert Gulden verstehen. Beschämt von solcher Knickrigkeit ließ Laube die Sache fallen.

Es ist gut, solche Dinge festzuhalten. Sie sind charakteristisch für unsere Zeit und die Würdigung der Dichter in Deutschland. Und Grillparzer war jedenfalls einer unserer größesten. Bezeichnend für ihn ist seine neueste „Musterregel der Aesthetik", die also lautet: Ich nenne Dir die Vorschrift, durch die Du alle erfüllst: Habe Talent,

mein Lieber — und schreibe, was Du willst. Darnach hat er sich all' sein Lebtag gerichtet. Die Gesetze der Dichtkunst haben ihn wenig gekümmert. Er schrieb, wie ihm um's Herz war und deswegen mit einer ganz naiven, gleichsam naturwüchsigen Tragik. Sein Pathos war das Pathos einer wunderbar poetischen Einfalt. Es hat, was man Naturlaute nennt. Grillparzer ist deswegen nicht der Poet für Jedermann. Er erscheint manchem gerade in seinen feinsten Zügen abgeschmackt oder gar lächerlich. Ihn voll zu genießen, muß man ihn in seiner Eigenthümlichkeit zu würdigen verstehen, muß man das sinnliche Element, das ihm eigen ist, in seiner ganzen Unbefangenheit auf sich wirken zu lassen im Stande sein. Grillparzer ist im Drama ungefähr, was Mörike in der Lyrik ist: ein Dichter, der aus seinem innersten Wesen heraus Momente von leuchtendster Ursprünglichkeit und einer Wahrhaftigkeit schafft, welche die reinste Menschlichkeit gewissermaßen dichterisch durchsichtig gefaßt wiederspiegeln. Es spricht aus diesen Momenten ein seelisches Etwas, das sich eigentlich nur empfinden, aber nicht klar bezeichnen läßt. Es packt und zündet, ohne daß man recht weiß, durch was und warum. Es ist ein geheimnißvoller, räthselhafter Zug in seiner Poesie, der sinnige Gemüther hinreißt, grober geartete aber leicht zum Spott und zur Verhöhnung veranlaßt.

Am 9. Februar 1872.

Am 1. Februar ist in Dresden Bogumil Dawison gestorben, nachdem er zuletzt einige Jahre in geistiger Umnachtung trübselig verbracht hat. Ich lernte ihn zuerst in Hamburg kennen, als er 1847 am dortigen Thaliatheater seinen Uebertritt von der polnischen zur deutschen Bühne in's Werk zu richten begann. Er verkehrte damals viel mit Emil Bürde, einem strebsamen und glücklichen Darsteller des Hamburger Stadttheaters und Herbert König, dem späteren berühmten Aquarellmaler und Zeichner, der zu jener Zeit noch versuchte, als Schauspieler sich eine Stellung zu schaffen. Beide brachten mich mit Dawison verschiedene Male zusammen, indem sie sich bestrebten, mir Theilnahme für denselben einzuflößen. Ich sah auf ihre Veranlassung Holtei's „Hans Jürge“ von ihm, den Zolky in „Der alte Student“ von Maltitz und Rouget de Lisle in Gottschall's „Marseillaise“, Rollen, in denen der polnische Klang seiner deutschen Aussprache wenig störend erschien und die

er in der That in hohem Grade geistvoll uud erfolgreich auszuführen verstand. Ich konnte nicht leugnen, daß seine Darstellung mich eigenartig berührte und daß mir daraus eine große Begabung entgegen zu leuchten schien. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, ihm persönlich näher zu treten. Ich hatte gerade in jener Zeit eine innigere Beziehung zu Baison gewonnen, einem wahrhaft ausgezeichneten Schauspieler, der damals als Direktor des Stadttheaters verzweiflungsvolle Versuche machte, die Theilnahme der Hamburger für die Kunstanstalt des unvergeßlichen Schröder wieder zu gewinnen.

Er leistete sein Bestes als Darsteller und entwickelte in Bezug auf Rührigkeit des Repertoirs und Heranziehung und Schulung guter Kräfte das Möglichste. Er leitete meist die Proben selbst, las die neu eingereichten Stücke und machte dafür Verbesserungsvorschläge. Manchmal kam er schon in aller Frühe vor mein Bett, um vor Beginn seiner Bureauzeit allerlei darauf Bezügliches mit mir zu besprechen.

Er entwickelte eine geradezu fieberhafte Thätigkeit, die ihn auch endlich aufgerieben und im besten Mannesalter ins Grab gebracht hat. Dennoch gelang es ihm nicht, seinem Theater ein zulaufslustiges und dankbares Publikum zu verschaffen. Selbst seine eigenen ausgezeichneten Leistungen erhielten weniger Antheil und Beifall, als die von Dawison. Dawison spielte vor vollen Bänken, er vor leeren Häusern. Das verbitterte ihn natürlich in hohem Grade.

„Was habe ich für alle Arbeit, allen Fleiß und Schweiß meines Lebens?" hörte ich ihn damals zürnend ausrufen. „Eines schönen Tages fällt es einem polnischen Komödianten ein, daß es lohnender sei, auf deutschen Brettern zu mimen und auf diesen mit näselndem Ton und verstümmelter Aussprache erscheinend, wird ihm im Handumdrehen alle Anerkennung und aller Ruf zu Theil, die ich mir erst durch jahrelanges Wirken sauer errungen habe."

Ich wußte aus Baison's eigenem Munde, wie er, aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen, früh auf sich selbst verwiesen, seine künstlerische Laufbahn ohne genügende Vorbildung, ohne Rath und Unterstützung begonnen und im Anfang bespöttelt und verlacht, nur durch unablässige Uebung und nie ermüdendes Studium, sich endlich dennoch zur Geltung gebracht. Er war damals ein Darsteller ersten Ranges und zugleich ein Mann von umfassender Bildung, namentlich auf dem Felde der Geschichte gründlich bewandert. Mit ihm mich

zu unterhalten und zu arbeiten, ist mir immer anregend und belehrend gewesen, und ich empfand deswegen schmerzlich die Verstimmung, in die er gerathen und welche ich durch irgend eine Parteinahme für Dawison's aufsteigenden Bühnenruhm zu vermehren mich vorsorglich hütete.

Aus diesem Grunde geschah es, daß zu jener Zeit eine vertrautere Beziehung zwischen Dawison und mir nicht stattgefunden. Erst später, viele Jahre nach Baison's Tode und nachdem der „polnische Komödiant" der deutschen Sprache vollständig mächtig geworden und seine größesten Erfolge bereits errungen hatte, wurde ich mit ihm näher bekannt. Das sechste Heft der von mir begründeten und geleiteten „Deutschen Schaubühne" brachte 1861 sein wohlgetroffenes Bildniß als Carlos im „Clavigo" mit einem Lebensabriß aus der Feder von Emil Kneschke, der ein kurzes, aber scharf gezeichnetes Bild seines künstlerischen Entwickelungsganges, wie seiner gesammten Bühnenwirksamkeit in seiner Blüthezeit, zum Besten gab.

Dawison versäumte nicht, für diese Beachtung seiner Persönlichkeit, mir seinen Dank zu sagen und seiner Freude darüber Ausdruck zu verschaffen, daß endlich die Abneigung beseitigt scheine, die mich bisher abgehalten, seine Leistungen zu würdigen. Ich meinerseits erklärte ihm ehrlich und offen die Ursache meiner Zurückhaltung und veranlaßte dadurch ein gegenseitiges Aussprechen, das schon am Schlusse des Jahres 1860 durch meine Bühnenbearbeitung von Kleist's „Hermannsschlacht", die man am Dresdener Hoftheater zur Aufführung angenommen, vorbereitet worden war. Er schrieb mir damals:

Dresden, 21. Dezbr. 1860.

Geehrter Herr!

„Die Hermannsschlacht", welche Sie so trefflich bearbeitet haben, erfüllt mich ganz und gar. Sie müssen wissen, daß ich nächst Shakespeare keinen dramatischen Dichter so verehre wie Kleist. Die Wahrheit und der Humor ist's, die ihn unschätzbar machen, und ich freue mich wie auf ein Fest auf die Darstellung des Hermann. Wenn Sie doch nur herkommen könnten!

Ohne allen Zweifel werden wir einen schönen und nachhaltigen Erfolg haben. Sie wissen sehr gut, wie viel ein Akt-

schluß werth ist und haben das Ihrige gethan. Etwas matt freilich erscheint mir der Schluß des dritten Aktes und ich bitte Sie um einige Verse. Hermann kann, nachdem Varus Thusnelden in's Zelt abgeführt, noch einen Augenblick zurückbleiben, und — erschöpft von der Anstrengung, welche ihm seine Verstellung verursacht, von der Zurückhaltung gegenüber den „Rheinbundsfürsten", — etwa ausrufen: „Kaum halt' ich mich", — und dann nach einem Stoßseufzer inbrünstig hinzufügen, etwa:

„. . . . . . O Wodan, großer Geist,
Laß mich das Werk, das ich begann, vollenden,
Auf daß mein Vaterland u. s. w.
Befreit auf ewig werd' aus Feindes Händen." —

So etwa. Der sonst so wunderschöne dritte Akt verdient, daß er nicht wirkungslos ausgehe.

Was meinen Sie dazu? Schicken Sie mir aber die Verse gleich, denn am 27. beginnen schon die Proben.

Daß Sie mich nicht besuchten, that mir sehr leid. Und ich war zum Unglück noch leidend und konnte nicht einmal den Einladungen Gutzkow's und Pabst's folgen.*) Nun, ich hoffe, Sie dafür im Frühjahr in Hamburg zu sehen. Ist denn die „Hermannsschlacht" im Stadttheater schon gegeben? Ich habe von dort häufige Aufforderungen zum Gastspiel gehabt, ohne daß ich mich noch entschieden hätte. Wie wär's, wenn ich den „Hermann" dort zuerst spielte? —

Ihre mir angedeuteten kleineren Sachen will ich nach Neujahr lesen. Vorläufig brennt mir der Kopf, denn nebenbei soll ich auch noch am 3. Januar heirathen.

Mit aller Hochachtung und Ergebenheit
Ihr
B. Dawison."

Ueber die erfolgte Aufführung meldete er mir Nachstehendes:

Dresden, 3. Januar 1861.
(Am Hochzeitstage.)

Ich muß Ihnen doch noch, verehrter Herr und Freund, in Eile über den Erfolg der „Hermannsschlacht" berichten. Er war

---

*) Ich hatte auf meiner Hochzeitsreise einige Tage in Dresden verweilt und nur meine näheren Freunde mit meiner jungen Gattin besucht.

ein tüchtiger und durchschlagender, und ich wollte, Sie wären hier gewesen. Ariston's Verurtheilung, welche man bereits gestrichen hatte, wurde auf mein entschiedenes Verlangen wieder hergestellt, ebenso bat ich mir die Barden, „die süßen Alten" wieder aus. Beides wirkte vortrefflich. Das Stück ging musterhaft, das überfüllte Haus horchte athemlos — ich selbst aber wurde 7 Mal gerufen, für Dresden eine Seltenheit. Ich gratulire!

Die Wiederholung ist für Sonntag, den 6. d., anberaumt. Ich freue mich darauf, denn so manches muß noch besser werden.

Mit achtungsvollem Gruße

Ihr

B. Dawison."

Ein weiterer Brief von ihm lautet:

Dresden, 2. Febr. 1861.

„Gewiß weiß ich es nicht, mein geehrter Herr und Freund, aber es scheint doch die Wahrheit zu sein, daß die „Hermannsschlacht" nicht gegeben werden darf. Nur wo die „Nat. Ztg." 2c. Herrn von Beust nennt, ist, glaube ich, richtiger: „der König" zu lesen. Die 4. Aufführung, die am Sonntag nach der wieder mit Enthusiasmus aufgenommenen dritten bereits auf dem Repertoire stand, ist abgesagt worden und seitdem ist von dem herrlichen Stücke keine Rede mehr. Traurig, sehr traurig, Freund, nicht nur für uns Komödianten, sondern auch für unsere erbärmlichen deutschen Zustände. Wie recht der arme Kleist hatte, zeigt sich nun wiederum an vorliegendem Falle. Wir gehn möglicherweise einer Zeit entgegen, wo er die schönste Gelegenheit finden könnte, sich zum zweiten Male todtzuschießen.

Mit Wollheim*) habe ich per Agentur ziemlich abgeschlossen, wenn auch — ich gestehe es frei — nicht ohne Katzenjammer. Der Herr Direktor war zu hochnasig oder vielleicht zu faul mit mir persönlich zu correspondiren. Letzteres finde ich, seinen großen Pflichten gegenüber, gewissenlos; Ersteres, wenn es der Fall, erbärmlich. Freilich muß ich beinahe daran glauben. Ihm zu Liebe spiele ich sicher in Hamburg nicht; es drängt mich, meinen lieben Hamburgern, die mir die Pforten des deutschen Theaters erschlossen

*) Damals Direktor des Stadttheaters in Hamburg.

haben, zu zeigen, was ich gelernt und — vergessen habe. Dieser Drang muß mächtig in mir sein, da ich es endlich über mich gewinne, meinem wackern Maurice wehe zu thun.

„Die Hermannsschlacht!“ — Das versteht sich. Ich habe sie vorschlagen lassen. Sie müssen mich ja auch sehen in der mir so an's Herz gewachsenen Rolle! Meine Bedingung wird freilich sein und unerschütterlich bleiben: daß Astolf von einem Manne gespielt werde. Ich mag mir die gewaltige Scene nicht durch Aeußerlichkeiten verkümmern lassen. Frl. Kronberg ist ein liebes, talentvolles Mädchen, aber einem „Jungen“, und wenn er noch so schöne Waden hätte, vertraut man keine Kinder, keine Dolche und Briefe.

Fehlt's an Personal, so benutzt vielleicht Herr Dreßler gern die Gelegenheit, sich bescheiden und künstlerisch gesinnt zu zeigen, indem er die Rolle übernimmt. Klug wäre es in jedem Fall. Wollen Sie vielleicht im Voraus Direktor Wollheim ein Wort darüber sagen? — Bei uns spielt die Rolle Herr Jauner, unser erster jugendlicher Liebhaber.

Ihren ersten Aktschluß bin ich begierig zu lesen, aber — ehrlich gesagt, ich bin mit meinem alten (wenn, wie bei uns, die an sich sehr schönen 2 Verse des Wolff, wegfallen) sehr zufrieden. Es kommt auf das „Wie“ an, glauben Sie mir; und gerade dieser Aktschluß hat elektrisch gezündet.

Wollen Sie mir auch einen Rath geben? Wie soll ich mich mit Heller stellen? Lauben zu Liebe hat dieser Herr bis jetzt weidlich über mich — sagen wir geschimpft, es ist das beste Wort. Ohne allen Zweifel wird er es wieder thun, obgleich er plus royaliste sein wird que le roi, denn Laube ist längst wieder mein Freund geworden und hört nicht auf, meinen Verlust zu bedauern. Was soll ich thun? Ich bin (leider gottlob) nicht der Mann, zu elenden Mitteln zu greifen. Aber rathlos bin ich in der That. Sagen Sie mir ein Wort,

Ihr herzlich ergebener

B. Dawison.

Ob die „Hermannsschlacht“ in jenen Tagen wirklich von König Johann verboten worden ist, weiß ich heute nicht mehr zu sagen; ich erinnere mich nur, daß eine weitere Aufführung vorerst nicht stattfand. Was nun aber das Verhältniß Dawison's zu

Dr. Robert Heller betrifft, so ist das allerdings ein ganz besonderes gewesen. Heller, der Feuilletonist der „Hamburger Nachrichten", war von Leipzig her ein treuer Freund und Anhänger Laube's. Laube aber hatte Dawison, gleich nachdem er die Leitung des k. k. Burgtheaters in Wien übernommen, als Charakterspieler angestellt und versucht, ihn auf den dortigen Brettern heimisch zu machen. Allein das ging nicht so leicht, als Laube und Dawison gedacht hatten. Beide fanden eine geschlossene Kunstgenossenschaft, in die eine neue Kraft einzubürgern, mit vielen Hindernissen verknüpft war. Laube mußte langsam und vorsichtig verfahren, und dies um so mehr, als Dawison mit seinen ersten Rollen keineswegs durchschlagenden Erfolg erzielt hatte. Seine Art zu spielen, stach von der in der Burg damals üblichen bedeutend ab. Sein Vortrag besaß nichts von der melodischen Deklamation, wie sie durch das Rettich'sche Ehepaar, Ludwig Löwe und andere hervorragende Mitglieder auf dieser ersten Bühne Oesterreichs zur allgemeinen Geltung gebracht worden war. Der Rhythmus der Verse kümmerte ihn wenig, ja, man darf wohl behaupten: derselbe war ihm durch Abstammung und Nationalität von Hause aus versagt. Jude und Pole von Geburt, blieb ihm der harmonische Klang der deutschen Sprache eigentlich immer verschlossen und seine ganze darstellende Kunst vorwiegend auf scharfe und geistvolle Auffassung, auf überraschende Wendungen im natürlichen Ausdrucke und realistische Gestaltungsweise verwiesen. Dawison hat nie verleugnen können, daß er sich in Paris zum deutschen Schauspieler ausgebildet. Hierin stimmte er einigermaßen mit Laube überein, denn Laube, dem die dramatische Mache, wie sie in Frankreich gäng und gäbe war, unbeschreibliche Ehrfurcht einflößte, neigte in Theaterdingen sehr dem Pariser Sinne und Geschmacke zu. Er war also gern bereit, seinem ersten Schützlinge die Wege zu ebnen und Bahn zu brechen. Allein selbstverständlich nur nach und nach und nach dem gebotenen Maaße der Umstände. Aber das paßte Dawison nicht. Dawison war heißblütig, immer im Wirbelwind der Erregtheit und Leidenschaft, dabei voll von brennendem Ehrgeiz und übertriebenem Selbstbewußtsein. Er konnte nicht verwinden, daß ihm vorerst noch die großen klassischen Charakterrollen entzogen bleiben und neue kleinere ihm genügen sollten, sich damit Boden unter den Füßen zu erobern. Er maulte und murrte, schalt Laube

furchtsam und erklärte seinen Künstlerruf in Gefahr. Als ihm nun vollends zu jener Zeit ein schmeichelhafter Antrag an das Hoftheater in Dresden zukam, brach er durch ungeschliffenes Verhalten einen Zwiespalt mit Laube vom Zaune und ertrotzte so eine sofortige Lösung seines Wiener Vertrages.

Laube beleidigen, hieß aber Heller kränken. Heller schwur auf Laube, und um so fester und unverbrüchlicher, je weniger er im Grunde von Dramaturgie verstand. Er war ein angenehmer Romanschriftsteller, ein gewandter und glücklicher Stylist, dabei ein äußerst liebenswürdiger Lebemann und Gesellschafter. In Theaterdingen konnte man ihn indeß keineswegs bewandert nennen. Er besaß kein rechtes Urtheil darin und ließ sich dabei von persönlicher Zu- und Abneigung leiten. Seine Abneigung gegen Dawison war verbrieft und besiegelt, seit dieser Laube mit Hohn und Undank gelohnt. —

So standen die Angelegenheiten, als Dawison sein Gastspiel mit dem Hamburger Stadttheater abschloß und darauf beziehen sich die Schlußauslassungen seines vorher mitgetheilten Briefes.

Da mein Vernehmen mit Heller stets ein kollegialisch gutes und freundliches gewesen und bis zu seinem Tod geblieben ist, so ergriff ich die nächste sich mir darbietende Gelegenheit, mit Heller über Dawison's Bedenken zu reden. Heller bezeichnete sie als durchaus grundlos und meinte: „Dawison komme und spiele, um sich zu überzeugen, daß ich vollkommen unparteiisch richte."

Ich verfehlte nicht, diese Aeußerung dem Künstler schriftlich mitzutheilen und ihn nach seiner Ankunft zu einem Besuche bei Heller zu veranlassen.

Die Sache ließ sich gut an und die ersten Beurtheilungen Heller's fielen zwar etwas gezwungen und frostig, aber immerhin noch ziemlich anerkennend aus. Später wurden sie nach und nach ablehnend und tadelnd, ohne indeß geradezu herausfordernd und beleidigend zu werden. Da Dawison ununterbrochen unter Zulauf und Beifall weiter spielte, so hätte er zufrieden sein und schweigen können. Aber seine Eitelkeit ließ ihm keine Ruhe. Vor seiner Abschiedsvorstellung kam er in einem äußerst aufgeregten Zustande zu mir, um mir einen Brief an Heller mitzutheilen, in dem Folgendes zu lesen war:

Hamburg, 15. April 1861.

Herrn Dr. R. Heller, hier.

Nachdem ich gestern mein Gastspiel im Stadttheater beschlossen, gestatte ich mir, einige Worte des Abschiedes an Sie zu richten.

Der Erfolg, den ich errang, war, bedenkt man, daß das Publikum nicht mehr gewohnt ist, dort ernste Darstellungen zu sehen, ein sehr großer. Der Besuch steigerte sich, und gestern schloß ich unter jubelndem Beifall bei übervollem Hause.

Ihre Angriffe gegen mich, von denen ich nur den Othello-Aufsatz gelesen, vermochten mir also weder materiell noch künstlerisch zu schaden, wohl aber haben Sie viel dazu beigetragen, Sie in der Meinung der Bessern noch um ein Bedeutendes herabzusetzen. Seit einer Reihe von Jahren benutzen Sie jede Gelegenheit, an mir Ihre Bosheit auszulassen. Sie thun dies auf eine kleinliche und hämische Weise, und auch vor der Lüge schrecken Sie nicht zurück. Man sagt, Sie wollten auf diese Weise Ihren Freund Laube rächen, dessen galoppin Sie sein sollen. Ist das wahr — noch zaudere ich Ihnen dies Motiv unterzulegen — so werden Sie sich schwerlich den Beifall Ihres Meisters erwerben. Längst schon hat Laube aufgehört, Böses von mir zu sprechen, und ich selbst halte seit Jahren denselben objektiven Standpunkt ein; wir sind eben a n s t ä n d i g e Feinde.

Indeß, es macht Ihnen Spaß, über mich herzufallen — gut. Wenn Sie Ihre Angriffe nur klüger einrichten wollten! Cynisch und plump wie sie sind, verfehlen sie ihr Ziel und täuschen den Blödesten nicht. Ihr Artikel über Othello z. B. ist nicht nur durch und durch geistlos, nein, er ist geradezu ungeschickt und — albern. Und mögen Ihnen Shakespeare's Manen verzeihen, was Sie von einem seiner größten Meisterwerke faseln! Ich gestehe, selten noch sah ich die Ignoranz mit dieser Selbstgefälligkeit und Anmaßung sich breit machen.

Wollte ich Ihnen öffentlich antworten, ich könnte Sie sehr lächerlich machen. Aber seit den 24 Jahren, die ich beim Theater bin, habe ich noch niemals einem Rezensenten, wäre er noch so ungerecht gegen mich gewesen, geantwortet, und auch Ihnen, mein Herr, will ich diese Ehre nicht anthun. Ich räche mich auf meine Weise. Als ich im Jahre 1852 in Wien zum ersten Male „Richard III." spielte, schrieb ein Herr R . . . . . tz, ein erbärmlicher

Wicht, in der dortigen „Presse" ungefähr: „Wir haben schon viel Schlechtes gesehen, aber etwas so Nichtswürdiges wie dieser Richard ist uns noch nicht vorgekommen." — Dies Urtheil ließ ich ruhig abdrucken, und Sie finden es in meiner Biographie in Brockhaus' „Unsere Zeit", I. Bd., 1. Heft. Vielleicht erweise ich auch Ihren Stylübungen einmal diese Ehre. Jedenfalls würden Sie sich piquant ausnehmen, und eines Tages, wenn wir Beide todt sind, wenn mein Name, wie ich es von Gott erhoffe, vielleicht unter den Bessern der Schauspielkunst mit Ehren genannt wird, und der Ihrige noch höchstens unter den alten Rechnungen des Hôtel de Belvedère zu finden sein wird — wird vielleicht einer oder der andere Kunsthistoriker Ihrer „Urtheile" über meine Darstellungen lächelnd als Curiosum erwähnen.

Ich bitte Sie also, mein Guter, fortzufahren auf diesem Wege; nur gebe ich Ihnen, wie gesagt, den wohlgemeinten Rath, wenn Sie mir wirklich schaden wollen, es klüger und vorsichtiger anzufangen. — Z. B., wenn Sie eine Vorstellung „beurtheilen" wollen, gehen Sie nicht nach dem 3. Akt fort, wie im „Othello", oder kommen Sie nicht erst zum 3., wie im „Richard". Ich weiß, es ist schwer, sich von einem guten Nachtisch zu trennen, aber bedenken Sie, daß die Leute im Parterre Sie kennen, und daß bei solchem Gebahren auch der Einfältigste gleich weiß, was er von Ihnen zu halten hat.

Noch muß ich Ihnen gestehen, daß ich diesen Brief einem Freunde gegeben, und daß ich viel von dessen Indiscretion fürchte, so, daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn in diesem Augenblick vielleicht schon Hunderte von Abschriften in Hamburg circulirten.

Leben Sie wohl, Herr Doctor; meine Hochachtung kann ich Ihnen leider nicht ausdrücken.

B. Dawison.

„Soll ich diesen Brief veröffentlichen?" fragte er.

„Beileibe nicht!" gab ich zur Antwort. „Sie nehmen die Dinge zu schwer. Heller läßt Ihnen manches Gute. Die Veröffentlichung kann nur böses Blut und Ihnen Nachtheil bereiten."

„Sie mögen recht haben", meinte er nach einigem Besinnen, schob das Schreiben in die Tasche und entfernte sich mit dem Versprechen, im Hotel es zu verbrennen.

Wie überrascht war ich, dasselbe zwei Tage später gedruckt

und mit der Abschiedskarte Dawison's zugeschickt zu erhalten. So wurde es in ganz Hamburg ausgestreut.

Das konnte natürlich Heller nicht auf sich sitzen lassen. Er schickte Dawison nach Schwerin, wohin derselbe gegangen war, eine Ausforderung zum Zweikampf nach, und dieser — lehnte sie kurzweg ab. Er habe Besseres zu thun, als solche Narrheiten zu begehen, gab er zur Antwort.

Robert Heller, der vom Studenten her immer noch etwas Keckes und Ritterliches an sich hatte, sonst aber keineswegs besonders rauflustig und blutdürstig in seinen angenehmen Verhältnissen zu sein Neigung verspürte, kam ohne Zweifel diese Erklärung sehr gelegen, die er denn auch Sorge trug, so viel als möglich verbreiten zu lassen.

Sie verschaffte ihm selbstverständlich die beste Genugthuung; Dawison aber viel Demüthigung und Verdruß.

Er besaß mancherlei Feinde und Gegner und namentlich in Dresden, wo die Anhänger Emil Devrient's in ihm und seiner Kunstrichtung nur unliebsame Eindringlinge erblicken wollten, war man ihm vielfach abgünstig. Diese Abgünstigen benutzten den heiklen Ehrenumstand, die öffentliche Meinung gegen ihn einzunehmen und zu verstimmen. Als er zuerst auf seiner Heimatsbühne wieder auftrat, traf er ein getheiltes und befangenes Publikum, was ihn aufregte und beunruhigte. Er spielte weniger sicher und zuversichtlich als sonst und wurde verbittert und menschenfeindlich.

Gerade in dieser Zeit war ich von Hamburg nach Dresden übergesiedelt, um dort Mitarbeiter an der „Constitutionellen Zeitung" zu werden. Als solchem lag mir hauptsächlich ob, über Kunst, Literatur und Theater zu schreiben. Dawison begrüßte mich sogleich schriftlich, in dem er seine Freude darüber aussprach, die Kritik bei mir in reinen und sachverständigen Händen zu wissen. Meinem Urtheil, das er als durchaus geistvoll und unparteiisch kenne, hob er hervor, wolle er sich unbedingt, so weit er die Fähigkeit dazu besitze, unterwerfen.

Ich antwortete ihm darauf mit ein paar kurzen aber freundlichen Worten. Dabei aber blieb es zunächst. Er sei leidend, ließ er mir sagen und ich hätte mit meiner ersten Einrichtung zu thun, so würde es gut sein, uns vorerst nicht zu besuchen. Ich wußte: die unselige Angelegenheit mit Heller lag zwischen uns und es war ihm äußerst widerwärtig, sie unter uns berührt zu sehen.

Mir war eben auch nicht darum zu thun, sie auf das Tapet gebracht zu finden, denn ich hätte selbstverständlich sie nach keiner Seite hin loben können. So lebten wir eine Zeit lang ohne weitere Annäherung neben einander hin. Inzwischen hatte ich begonnen, über die Vorstellungen des Dresdener Hoftheaters zu schreiben, ehrlich, offen, bald rühmend, bald tadelnd, stets ohne die Absicht, zu verletzen, immer jedoch mit dem Vorsatz anzuregen, zu bilden und zu fördern. Auch meine Lieblinge, wie Marie Bayer-Bürk, Franziska Berg, Emil Devrient, mußten sich, neben aller Verehrung, die ich ihnen zollte, doch manche Rüge gefallen lassen. Nicht weniger mußte das Bogumil Dawison.

Ich verkannte seine großen Vorzüge nicht, aber so wenig seine Schwächen: er verstand lebensvoll und wirksam zu gestalten, seine Charaktere scharf auszuprägen und mit überraschenden Zügen zu versehen; allein eine höhere künstlerische Harmonie und das entzückende Ebenmaß und der hinreißende Wohlklang einer gebundenen Sprache blieben ihm lange und in abgeschlossener Vollendung fast immer versagt. Wenn er in seinen künstlerischen Leistungen zünden können sollte, bedurfte er der Leidenschaft, des flammenden Ausbruchs, der aufbäumenden Kraft. Die schöne gleichmäßige Ruhe war seine Sache nicht; dazu paßten weder sein Gesicht, noch sein zwar schlank aufgeschossener und gelenkiger, aber haltungsloser Körper. Seine Mienen entbehrten eines wahrhaft edlen und großen Ausdrucks, seine Bewegungen der erhabenen Anmuth und Würde. Ein erster Chorführer in Schiller's „Braut von Messina“, ein Antonio in Goethe's „Tasso“ oder ein Thoas in dessen „Iphigenie“ waren nicht gerade Aufgaben, die er tiefergreifend und mächtig auszutragen vermochte. Auch in ihnen war er allerdings wohl im Stande, der Natur und Wahrheit abgelauschte Momente, aber nicht ein Ganzes im ausgeglichenen, überall wohlbemessenen und aus der innersten Seele heraus sich vollkommen gegliedert aufbauenden Style zu bieten. In dergleichen Partien, wenn sie ihm ja etwa zuertheilt wurden, hing seine Begabung sich an einzelne Seiten derselben und hob diese so bunt und vorlaut vor anderen hervor, daß dadurch der einheitliche Eindruck gestört und ein verletzendes Mißverhältniß der Theile entstand. Von bewunderungswürdiger Art waren dagegen Schöpfungen von ihm wie Othello, Bonjour in Holtei's bekannten Liederspielen, Carlos in „Clavigo“,

Franz Moor, Muley Hassan, Marinelli in „Emilia Galotti“, Riccaut in „Minna von Barnhelm“, Shylock, Mercutio und Brachvogel's Narciß. Auch den „Königslieutenant“ Gutzkow's gab er gewinnend, wenn auch nicht so liebenswürdig einnehmend, wie Friedrich Haase. Das Ergreifendste, das ich je von ihm gehört, war das Lied Mosen's „Andreas Hofer“, das er halb singend, halb sprechend so herzerschütternd vortrug, daß er auch im Zimmer und im Frack und mit der weißen Halsbinde die Hörer zu Thränen und Schluzchen veranlaßte.

Ich schrieb über seine Darstellungen das Eine wie das Andere, das Anerkennende wie das Verwerfende, das Erstere ohne Schmeichelei, das Andere ohne Gehässigkeit. Ich hatte grade eine seiner Vorführungen wenig gelten lassen können, als er mich persönlich bitten kam, mit meiner Frau in seiner stattlichen Villa auf der Chemnitzer Landstraße mit seinen Freunden seinen Geburtstag zu feiern.

Wir gingen und fanden eine große Gesellschaft, die sehr angeregt und munter war. Dawison machte den gefälligen und entgegenkommenden Wirth. Er begrüßte uns sehr lebhaft und führte uns heiter ein. Nachdem er meine Frau bei der seinigen untergebracht, nahm er mich vertraulich unter den Arm und setzte mir, mit mir auf- und niedergehend, auseinander, daß meine Besprechungen in jeder Beziehung unterweisend seien und daß er Lob wie Tadel mit gleichem Antheil darin entgegennehme.

Wenn ich aufrichtig sein will, muß ich allerdings bekennen, daß das wirklich der Fall bei ihm gewesen ist. Er zeigte sich erfreut über jede Zustimmung und nicht empfindlich über eine etwaige Ablehnung. So kam es, daß wir in einen beständigen und angeregten Verkehr gelangten, ohne grade im engeren Sinne vertraut zu werden. Dazu war ich zu ruhig und zurückhaltend, er zu aufgeregt, zu drängend und stürmisch. Er, der mir einmal gesagt hatte: „daß er wie ein Tobsüchtiger lerne,“ hatte die üble Angewöhnung, bei der Unterhaltung wie ein wildes Thier auf- und abzurennen, dann und wann einem ganz nah auf den Leib zu rücken, am Rocküberschlag oder Brustknopf zu nehmen und daran herum zu rütteln und zu schütteln.

Meinem Wesen war ein solches Benehmen sehr unleidlich und nicht immer vermochte ich dasselbe geduldig zu ertragen. Zuweilen

entwand ich mich ihm und rief ihm ein ärgerliches Zurück! zu. Dann entschuldigte er sich lachend und schalt mich einen vornehmen Kritiker, der immer nach dem Gesetze der Aesthetik behandelt sein wolle. „Zum Teufel“, pflegte er dabei zu rufen, „werden Sie doch auch etwas demokratisch, sonst kann ein Plebejer, wie ich, ja gar nicht mit Ihnen umgehn!“

Dieser Plebejer war indeß viel aristokratischer, als ich es je gewesen bin. Sein Haus war fürstlich eingerichtet und es fehlte darin nicht an Dienerschaft. Später kaufte er in der Nähe von Dresden noch ein kleines Landgut und baute darauf.

Alles das wirbelte bunt mit der Kunst in seinem Kopfe durch einander und machte ihn mehr und mehr unstät und wechselnd. Nach und nach war ein Gespräch mit ihm allein beinahe unersprießlich und aufreibend. Er blieb nie bei der Sache und kam vom Hundertsten in's Tausendste. Ich habe manchen sonderbaren Auftritt mit ihm gehabt. Einmal, erinnere ich mich, saß ich mit ihm und dem Maler Herbert König in der Glasveranda seines Hauses. Wir hatten von Nikolaus Lenau gesprochen und ich erzählte, wie mir dessen Freundin, Emma von Suckow, berichtet, Lenau habe eines Tages auf einer Postfahrt mit einem Freunde, wegen eines vertraulichen Gespräches, das er mit diesem führen wollte, die Mitreisenden aus dem innern Theile des Wagens dadurch vertrieben, daß er den Wahnsinnigen mit täuschender Wahrheit gespielt.

Ich äußerte meine Verwunderung über diese grausige Verstellungskunst und meinte, es sei mir unbegreiflich, wie jemand seine Mienen und den Ausdruck derselben in so erschreckender Weise in der Gewalt haben könne. „Oh, nichts leichter, als das!“ rief Dawison und zeigte in demselben Augenblicke den stieren, verglaseten Blick und die schlaffen und stumpfen Züge des Verrückten in so überzeugender Art auf, daß ich entsetzt davor zurückschauderte.

Dies ereignete sich kurz vor seiner großen Reise nach Amerika. Er war auch in Dresden auf die Länge mit seiner Stellung nicht zufrieden. Er wollte nur große erste Rollen spielen, viel Urlaub zu Gastspielen haben und unablässig Ruhm und Reichthümer sammeln. Das Alles versprach ihm Amerika. Kein Rath, keine Vorstellung half. Eilig ertrotzte er wiederum seinen Abschied und ging.

Was er begehrt hatte, das ward ihm. Nach Jahr und Tag

kehrte er reich und lorbeerbekränzt zu uns zurück. Ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, wie er in Dresden zum ersten Mal mich wieder besuchte. Er war magerer geworden, im Gesicht gerötheter, dabei erregter, unruhiger, mehr denn je her- und hinlaufend. Er sprach lauter, selbstbewußter, wie ein Mensch, der sich auf dem Gipfel sieht. Ich hatte ihm früher seine Sucht zum Gastspielen, seine Unlust zu neuen Rollen vorgeworfen. „Nun“, rief er mir triumphirend zu, „habe ich das Vermögen und den Weltruf, die ich zu besitzen gewünscht und nun bin ich gern bereit, dem Dresdener Hoftheater künftighin für ein Ei und ein Butterbrot meine Dienste zu widmen.“ Er wollte nun erst zeigen, was er vermöchte. „Sie haben mich oft getadelt“, sagte er, „daß ich zu viel auf Gastspiele gegangen und nicht genug studirt habe. Nun will ich ruhig und gesetzt werden und in Muße neue große Rollen in mich aufnehmen. Erst jetzt bin ich in den Zustand künstlerischer Reife getreten und Sie sollen noch Großes an mir erleben.“

So und ähnlich sprach er: das Aufgeblasene, Gespreizte, Uebertriebene seiner Reden machte einen geradezu unheimlichen Eindruck auf mich, und ich sah ihm, als er mich verließ, nicht ohne eine Empfindung von großer Niedergedrücktheit und Besorgniß nach.

Wenige Monate danach hieß es: er sei vom Schlage getroffen und habe die Sprache verloren. Er ging in ein Bad und ich selbst siedelte 1868 wieder nach Hamburg über, um 1870 in die Leitung des Stuttgarter Hoftheaters einzutreten.

1871 berührte ich auf einer Geschäftsreise auch Dresden. Eines Tages durch die Schloßstraße gehend, kam mir, langsam fahrend, ein Wagen entgegen, in dem ein Herr und eine Dame saßen. Zufällig sah ich hin und erkannte Dawison und seine Frau. Auch sie hatten mich bemerkt und hießen den Kutscher halten. Ich trat heran. Dawison saß gebrochen, hinfällig, mit verzerrten Zügen und erloschenen Augen zusammengesunken auf dem Rücksitz. Langsam und schwerfällig schob er mir seine Hand entgegen und versuchte unter einem irrsinnigen Lächeln ein paar Worte zu sagen. Es war ein undeutliches Lallen, das ich nicht verstand und welches mich erschreckte. Der Auftritt in seinem Glassalon fiel mir ein; es war ganz dasselbe Bild. Ich trat einen Schritt entsetzt zurück.

„Dawison hat Sie erkannt und wollte Sie begrüßen“, sagte seine Frau, indem sie verlegen ein Zeichen gab, weiter zu fahren.

Das war meine letzte Begegnung mit ihm. Kaum ein halbes Jahr danach, am 1. Februar 1872, verlöschte der Tod die mattgewordene Lebensflamme eines Geistes, der, mag man an ihm auch auszusetzen haben, was man will, unter allen Umständen immer zu den glänzendsten unserer Bühne wird gezählt werden müssen.

Am 15. Februar 72.

Siegmund Kolisch schildert in der „Neuen Freien Presse“ Grillparzer durch das Schicksal von Jugend auf so weich gebettet, daß ihn jedes rauhe Lüftchen, jedes Rosenblättchen, das sich auf seinem Lager zusammenknäulte, belästigte. Er hat im Allgemeinen, behauptet der genannte Schriftsteller, nur geringe Widerwärtigkeiten und Feindschaften zu erdulden gehabt, aber sie genügten doch, ihn auf die Dauer und das Bitterste zu verstimmen. Daß man „Die Ahnfrau“ mit der Schicksalstragödie zusammenwarf und abthat, vergällte ihn gegen seine Zeit; daß er wegen seines Gedichts „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom“ auf Anklage des fanatischen Zacharias Werner die Stelle eines kaiserlichen Vorlesers verlor, erzürnte ihn gegen Oesterreich. Diese Erzürnung und jene Vergällung beherrschten sein ganzes Leben und Dichten. Er war eben auch verwöhnt worden in dem „Capua der Geister“, wie er Wien in einem seiner Gedichte so bezeichnend benannt hat. Er wollte gehätschelt und gewiegt, nicht rauh angefaßt sein.

Am 18. Februar 72.

Wie tief Frankreich gesunken, wie innerlich ausgehöhlt und leer es ist, beweist zur Genüge der Umstand, daß die neue Wendung seiner Geschicke keinen einzigen wahrhaft bedeutenden Menschen auf den geschichtlichen Schauplatz gerufen hat, und es sich mit dem alten abgenutzten Adolf Thiers nothdürftig behelfen muß. Die Wiener „Neue Freie Presse“ brachte kürzlich in einer Darstellung von der Lage Frankreichs folgende treffenden Worte über ihn:

„Herr Thiers ist also das Haupt einer Republik, aber dieses Haupt hält sich nur durch fortwährendes Beugen. Heute schmeichelt er den Republikanern, morgen der Rechten; keiner Partei getreu, glaubt er sie alle zu besitzen; angeblich erhaben über den Sturm der Parteien, tritt er in jeder Redeschlacht, nein, sogar in jedem Redegefecht in den Kampf; der Mann des allgemeinen Vertrauens

erbittet und erbettelt sich täglich das Vertrauen der Versailler Versammlung."

Am 2. März 72.

Heut kam ich mit einem in Sachen der Literatur wohlbewanderten Stuttgarter auf Ludwig Pfau zu sprechen. Er berichtete mir, daß derselbe in seiner Jugend gelernter Gärtner gewesen und als solcher nach Paris gegangen sei, wo ihn ein lebhafter Drang unwiderstehlich in die Kreise der bildenden Künste getrieben. Er ernährte sich dort eine Weile als Maler, ging dann in seine Heimath Württemberg zurück und begann in Stuttgart eifrig zu studiren. Endlich greift er zur Feder. Das Erste, was er veröffentlichte, waren selbstverständlich, wie beinahe bei allen deutschen Schriftstellern, Gedichte. 1865 betrat er sein eigentliches Gebiet: die Philosophie und Kritik der Kunst mit dem Lieferungswerk „Freie Studien", das, gut gedruckt, im Verlag von Emil Ebner in Stuttgart erschienen ist und meiner Ansicht nach mehr Anerkennung und Verbreitung verdient, als es erhalten hat. Es bekundet angestrengtes und tiefes Nachdenken über die gewählten Gegenstände, viel Geist und Kenntniß und vor allen Dingen eine frische, durchaus unverlebte und ursprüngliche Auffassungsgabe. Die erste Abhandlung: „Die Kunst im Staat" entwickelt sich in breit umfassender Weise, erörtert zunächst die Kunst in ihrem Verhältniß zur Philosophie, dann zur Geschichte und Oeconomie und schließlich zur Politik. Diese Erörterung bedünkt mich umsichtig, verständig durchgeführt und oft mit glänzenden und überraschenden Gedanken ausgestattet. Sehr bedeutend erscheint mir sein leitender Ausspruch: „Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde nur die Geschichte der Wahrheit", welche er darum auch gleichsam zur Pathe seiner ganzen Arbeit gemacht hat. Sie spricht seine innerste Ueberzeugung aus. Diese Ueberzeugung wird nicht Jedem die richtige scheinen, namentlich nicht in dem, was er über den christlichen Glauben und diesen oder jenen berühmten Mann der Historie verlauten läßt. Allein man wird dem Verfasser immer einräumen müssen, daß er für seine Behauptungen Beweise und Gründe beibringt, die sich nicht über die Achsel ansehen lassen, schon deswegen nicht, weil er sie in keineswegs herausfordernder und verletzender Weise, sondern überaus gesetzt und ruhig, gleichsam mit dem feinen Geschmack und Takt des echten Künstlers vorträgt. Sein Vortrag

ist musterhaft durchsichtig, klar und voll natürlicher Anmuth. Auch seine Besprechungen der neueren Malerleistungen in Belgien und Paris, des Wirkens deutscher Künstler in Frankreich, des französischen Kaiserthums und der Kunst zeichnen sich durch Schlichtheit, sachgemäße Darstellung und besonnenes und gesundes Urtheil aus. Die Baugeschichte des alten und neuen Louvre ist vielfach unterrichtend und sein Aufsatz über den Verfasser des Buches „Eigenthum ist Diebstahl", Pierre Joseph Proudhon, von einer wahrhaft wohlthuenden Unbefangenheit und Milde.

Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann wie Pfau keine hervorragende Stellung in Deutschland hat gewinnen können. Seinen Schriften nach zu schließen, ist er für eine solche ohne Zweifel befähigt. Wie ich vernehme, gehört er einer politischen Partei an, die nicht die meinige ist. Aber wie ich, dem ohngeachtet, seine Verdienste gerne und mit Freuden anerkenne, so meine ich, hätten auch Andere sie gewahren und über den politischen Standpunkt hinwegsehend, seiner schönen Begabung Spielraum und Geltung verschaffen sollen.

Am 10. März 1872.

Zu meiner lebhaften Verwunderung schenkt man dem Umschwunge nicht genug Beachtung, der ganz entschieden in die Geschicke der Welt kommen muß, wenn Preußen an der Spitze von Deutschland, also ein protestantischer Staat, gleichsam der Staat der reinen Vernunft, in der Politik das Uebergewicht und an der Stelle von Frankreich die Führerschaft erhält. Unter dem großen Kurfürsten und noch mehr unter Friedrich dem Großen hat man von diesem Einfluß schon Proben gehabt; derselbe ist aber entschieden mit dem nicht zu vergleichen, der jetzt stattfinden muß. Damals war Preußen klein, Deutschland machtlos und Frankreich in seiner gebietenden Stellung unerschüttert. Heute ist Frankreich nicht der zehnte Theil mehr von dem, was es war, Deutschland einig, umleuchtet von Glanz und Ruhm und Preußen gewachsen, sein Herrscher das Heft der europäischen Politik in Händen haltend. Heute kann, ja muß der Einfluß dieses protestantischen Staates von weitgreifendster Bedeutung auf Welt und Zeit schon deswegen werden, weil es überhaupt das erste Mal ist, daß das deutsche Kaiserthum, ja, das Kaiserthum überhaupt, auf den Protestantismus kommt. Was dereinst Moritz von Sachsen geträumt hat, das ist endlich in der

Gegenwart zur Wirklichkeit geworden. Dieser Umstand allein bestimmt eine neue Zeitrechnung.

Am 13. März 1872.

Eine Anekdote, die ich dieser Tage hörte, hat mir viel Spaß gemacht. In Frankfurt a. M. aßen an der Wirthstafel eines ersten Gasthofes neben vielen preußischen Offizieren auch einige Juden. Einer der Letzteren speiste so unappetitlich, daß es allgemeinen Widerwillen erregte. Um ihm das bemerklich zu machen und vielleicht zu vertreiben, ahmte eines schönen Tages ein junger Lieutenant zum Ergötzen der Tischgenossen seine Art zu essen, ihm auffallend nach. Der Israelit, der das gewahrte und ärgerlich wurde, that seiner Entrüstung jedoch in folgender witzigen Weise Genüge: „Wenn Sie wollen durchaus nachahmen Einen", sagte er, „so ahmen Sie nach Moltken, Herr Leitnant. Das wird Ihnen mehr Ehre und Vortheil bringen, als wenn Sie's thun bei mir."

Am 17. März 1872.

Herr Dr. F. W. Rogge erzählte mir heute von einem Besuche bei Wolfgang Menzel, der sehr über das Alter und die Cotta'schen Erben klagte. „Das sind Besitzer einer Buchfabrik", meinte er, „Literaturfabrikanten, welche den Markt beschicken. Intelligenz und Geist sind in dem Geschäft nicht mehr vorhanden. Der Alte nahm noch Antheil an den Schriftstellern, förderte und unterstützte sie, wie und wo er konnte. Die Nachfolger wuchern nur mit den erworbenen Klassikern.

Am 19. Mai 1872.

Am 13. ist Moritz Hartmann in Wien nach langen Leiden gestorben. In ihm wird ein reichbegabter, liebenswürdiger Mensch begraben, dessen freundschaftlichen Umgang und Verkehr eine Reihe von Jahren genossen zu haben, mir stets eine beglückende Erinnerung bleiben soll.

Ich lernte ihn zuerst im Winter von 1846 zu 1847 in Berlin im Hause von Theodor Mundt kennen. Genau so alt wie ich, wie ich allem Großen und Edlen begeistert zugethan, wie ich für ein mächtiges Deutschland und die Freiheit schwärmend, schlossen wir rasch und innig uns aneinander an.

Moritz Hartmann war damals ein bildschöner Jüngling. Ein wenig mehr als mittelgroß, fein, schlank und regelmäßig gebaut, trug er auf ziemlich breiten Schultern einen länglich gerundeten Kopf mit prächtigen Augen und einer gedehnt gezogenen, aber zart geschweiften Nase; lang herabwallendes, dunkles Haar und ein flaumiges Bärtchen gaben ihm ein stattliches Ansehen.

Er war der hübscheste Jude, den ich je gesehen und was bei Juden selten, voll gewinnender Anmuth in Haltung und Bewegung. Dabei besaß er eine Stimme von bezauberndem Wohlklang und eine Liebenswürdigkeit des Wesens von geradezu hinreißender Wirkung. Man darf dreist von ihm sagen: wer ihn kennen lernte, der liebte ihn.

Er kam damals aus Paris und brachte Heinrich Heine's eben erschienenen „Neuen Gedichte" mit, die er unermüdlich vorlas. Ich erinnere mich, daß er „Ritter Olaf" mit einer Hingebung vortrug, die ihm selber die Thränen in die Augen trieb.

Von Berlin aus ging er nach Oesterreich, um sich dort in seiner Heimath wegen der angeklagten Dichtung: „Kelch und Schwert" zu stellen. Um ihretwegen gefänglich eingezogen, befreite ihn die Revolution, die ihn kaum sieben und zwanzigjährig in das Treiben der Politik und das Frankfurter Parlament geführt hat. Darin saß er auf der Linken, ward von seiner Partei mit Robert Blum und Julius Fröbel in das belagerte Wien abgesandt, entkam bei dessen Einnahme durch Windischgrätz wie durch ein Wunder, zog mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart und betheiligte sich an dem Aufstande in Baden, nach dessen Niederwerfung er zuerst nach der Schweiz und dann nach Paris zog, wo er allmälig wieder zu Athem und Ruhe kommend, brieflich seine Beziehungen auf's Neue mit mir anknüpfte.

Seine bewegten Schicksale wie seine Werke: „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", „Der Krieg um den Wald", „Adam und Eva" hatten ihn inzwischen berühmt und zu einem gesuchten Mitarbeiter der ersten Zeitungen unseres Vaterlandes gemacht. Auch die von mir damals geleitete, von Gutzkow begründete Hamburger Wochenschrift „Jahreszeiten" erfreute sich seiner besonderen Theilnahme.

In dieser Zeit schrieben wir uns oft und mehrfach kam er nach Hamburg zu Besuch, anfangs heimlich, endlich, nachdem die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland bessere und freiere geworden, offen und unangefochten.

In jener Epoche haben wir in unserer Freundschaft wahrhaft glückliche Tage verlebt, Tage, von denen seine mir gebliebenen Briefe nur einen schwachen Abglanz bieten.

Unter dem 5. November 1851 schreibt er mir aus Paris 25 Rue du Helder:

Sie fragen, was ich arbeite? – In diesem Augenblicke nichts Rechtes, indem ich blos mit Redaktion jenes Tagebuches beschäftigt bin, das vielleicht manches Interessante enthalten wird, da ich in Provence und Languedoc, wo ich Frühling und Sommer mit Streifzügen verbracht, eine wahre Terra incognita gefunden. Außerdem wird vielleicht in diesem Augenblicke eine neue Auflage von „Kelch und Schwert" ausgegeben. Es ist bedeutend vermehrt und Sie würden mich verbinden, wenn Sie eine Besprechung darüber brächten, da das Buch in Folge der Verhältnisse seines früheren Verlegers unter Sequestration gelegen und durch volle drei Jahre fast ganz aus dem Buchhandel verschwunden war, was es halb und halb in Vergessenheit gebracht hat. Ich liebe es, denn es ist meine Jugend.

Paris, den 23. Januar 1852.

Verehrter Freund!

Als ich Ihnen die letzten Notizen schickte, konnte ich Ihnen nicht so ausführlich danken, wie ich wollte. Das soll heute geschehen. So danke ich Ihnen zuerst für Uebersendung der Hefte, dann für die höchst freundlichen Rezensionen. Es kommt mir weniger auf das Lob an, als auf den Ton, in dem man von mir spricht. Von Zeit zu Zeit aber muß einem eine lobende Kritik zu Gesicht kommen, denn, man sage was man will und man sei so wenig eitel als es einem Menschen möglich, das Lob ist nothwenig, die Anerkennung ist ein Bedürfniß, wenn man weiter gehen soll. Mögen die Ideen, über das, was man leisten will, noch so festgestellt sein, möge man noch so klar sein über Alles, was man soll — man verliert die Hälfte seiner Kraft und mehr als die Hälfte seines Muthes, sobald man sich einsam sieht. Besonders in der Fremde, wo kein naher Widerhall antwortet, beschleicht uns das Gefühl der Verlassenheit doppelt leicht und man erscheint sich bald ein Rufer in der Wüste. Ihr Glücklichen zu Hause wißt nicht, wie das thut. — Meine Notizen werden wohl in der nächsten Zeit dürftig ausfallen, denn es geht in Kunst und Literatur nichts vor. Alles ist versprengt, die

Stimmung dumpf, kein Gefühl fürs Schöne. Frankreich ist unausstehlich, widerlich. Glücklich wäre ich, wenn ich mich für einige Zeit nach Deutschland flüchten könnte. Ist es auch dort erbärmlich, so ist es doch die Erbärmlichkeit en famille und man hört seine Sprache und findet Vieles, was 'trösten kann. In Frankreich, sobald es politisch sinkt, bleibt nichts übrig, als höchstens die Grazie und die kleinen Füße der Pariserinnen. Das ist am Ende nicht genug, besonders, wenn man sich überzeugt, daß mit dieser Grazie und den kleinen Füßen nichts Erhebliches verbunden ist. Ich schicke Ihnen heute einen kleinen Romanzenzyklus (Clarissa.) Der Stoff, eine dalmatinische Sage, soll schon von Paul Heyse bearbeitet sein. Aber was thut das, da die Sage aller Welt gehört und ich sie wahrscheinlich anders bearbeitet habe als jener Poet. Das Gedicht von Paul Heyse soll sehr schön sein, also wahrscheinlich besser als meins.

Als er einige Zeit nach dem Staatsstreich Napoleon III. als verdächtig eingekerkert wurde, meldete er mir nach überstandener Haft:

Paris, den 6. März 1853.

Lieber Freund! Verzeihen Sie, daß ich Ihrer freundschaftlichen Nachfrage nicht so schnell geantwortet habe, als sie es verdient. Noch immer weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Seit ich aus dem Gefängniß bin, habe ich unzählige Visiten zu machen, um der Unzahl von Menschen zu danken, die sich während meiner Gefangenschaft als gute Freunde bewährt haben. Diese Erfahrung ist die süße Frucht jener bitteren Unannehmlichkeit. Denn bitter war sie; das Zellen- und das Absonderungssystem ist das grausamste und barbarischste aller Haftsysteme und kann leicht zum Wahnsinn oder, wenn man nicht einen starken inneren Inhalt in die schauerliche Einsamkeit mitbringt, zur vollkommenen Demoralisation, zum letzten Verfall führen. Auch diese Erfindung oder Einführung danken wir den frommen Philantropen und ich weiß es jetzt, warum ich diese immmer so gehaßt habe. Die Grausamkeit des Systems abgerechnet, wurden wir sehr anständig und mit vieler Rücksicht behandelt. Man ließ uns Alles zukommen, was zur Ausschmückung der kahlen Mauern und zur Vertreibung der furchtbaren Langeweile dienen konnte. So hatte ich eine ganze Bibliothek und war meine ganze Zelle mit Blumen, ja mit ganzen Bäumen,

die man mir aus den verschiedensten Gewächshäusern schickte, ausgeschmückt. Außerdem lebte ich während der 17 Tage nur von Pasteten, Trüffeln und den edelsten Weinen aller Zonen. — In diesem Augenblicke bin ich noch nicht ganz frei, denn ich bin nur auf Caution losgelassen und mein Prozeß kann noch weiter gehen oder auch niedergeschlagen werden. Als man erfuhr, daß ich auf Geldcaution frei kommen könnte, liefen von allen Seiten so viele Geldangebote ein, daß die Summen ein sehr anständiges Vermögen ausmachen würden. Mit all dem, mein lieber Freund, konnte ich Ihren Empfohlenen nicht sehr gefällig oder behilflich sein. Uebrigens wäre das wohl auch im freien Zustande schwer gewesen. Herr und Mad. Helmrich schienen fest entschlossen, sich meiner Dienstfertigkeit, die ich ihnen angeboten, nicht im Geringsten zu bedienen. So habe ich Herr und Mad. H. jedes nur einmal gesehen, was mir sehr leid that, da mir Beide, jedes nach seiner Art, sehr gefielen. Mad. ist eine sehr reizende Frau. Sie hielt es für überaus nothwendig, Ihre Lobpreisungen zurückzuweisen und während sie es that, bewies sie mir, wie sehr recht Sie hatten. Aber sie war nur absolut liebenswürdig, nicht liebenswürdig mir gegenüber, sonst hätte sie die angebotenen Dienste angenommen und mir mehr Gelegenheit gegeben, sie kennen zu lernen. Alles das wollte ich Ihnen schon am 5. Febr. in einem langen Briefe sagen; ich schrieb ihn des Abends; des Morgens am 6. kam die Polizei und konfiszirte ihn sammt vier Seiten Notizen, die Ihnen bestimmt waren. Die Enveloppe dieses Briefes stammt noch von jenem, denn die ließen sie zurück. — Im Gefängniß habe ich eine Art Memoirenwerk, von dem ich Ihnen längst geschrieben, angefangen; die interessantesten Privaterlebnisse meines dreißigjährigen Daseins zu Novellen, Anekdoten abgerundet und besser und bunt aneinandergereiht. Diesem werde ich mit der Zeit ein anderes folgen lassen, welches Momente von größerer Bedeutung (politische) schildern wird. Das erste will ich zuerst als Feuilleton erscheinen lassen in der Kölnischen oder in den Hamburger Nachrichten — wer's zuerst nimmt. Meine Empfehlungen an Herrn und Mad. Helmrich, an Frl. Ludmilla, an Varnhagen und meine herzlichsten Grüße an Sie. Ganz Ihr

M. Hartmann.

Rolandseck, den 21. September 57.

Lieber Freund!

Es thut mir leid, das ich vor Euch Allen als so undankbar erscheinen mußte, nachdem Ihr mir so viel Liebe und Freundschaft gezeigt habt. Darum setzte ich mich sofort hin, um beifolgenden Artikel zu schmieren, damit meine Antwort das Porto werth sei. Bald folgt der 2. Artikel. Da ich Sie in Ihrer Manuskript-Noth und angestrengten Arbeit gesehen, habe ich mir vorgenommen, Ihnen von Zeit zu Zeit solches Füllsel für die „Jahreszeiten“ zu schicken und freue mich, wenn ich Ihnen manchmal eine halbe Woche Arbeit ersparen kann. Ich weiß nicht, ob der Artikel gut oder schlecht ist, da ich nicht Zeit habe, ihn durchzulesen; thun Sie es und geben Sie ihn unter einem Pseudonym. — „Der Sohn des Fürsten“ habe ich natürlich noch nicht gelesen. Ich werde Mosen von Paris aus darüber schreiben und danken, wenn ich erst etwas für ihn in der Presse werde gethan haben können. Sehr freut es mich, ein Buch von ihm mit seiner Zuschrift zu besitzen; er ist einer der Poeten meiner Jugend. Ich bin seit 3 Wochen in dem herrlichen Rolandseck, wo ich in der Einsamkeit eine große Oper für Hiller geschrieben und meine bretonischen Lieder und die Gedichte „Zeitlosen“ korrigirt habe. Beides ist fertig und wird nächstens ausgegeben. In diesem Augenblicke korrigire ich meine „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen“, die bei Westermann als kleines Buch erscheinen. Wenn die „Zeitlosen“ ausgegeben sind, bitte ich Sie la grosse caisse zu schlagen in allen Zeitungen, die Ihnen zu Gebote stehen. — Lassen Sie Hiller nicht schlafen, denn die Nachrichten sind wichtig und mir sind die „Zeitlosen“ wichtig. Es wäre für mich eine große Enttäuschung, wenn die nicht dazu beitragen sollten, mir in der Literatur eine bessere Stellung zu machen. Ich mache Sie auf die Symphonien aufmerksam, auf die erzählenden Gedichte und auf Leben und Weben. Aber Sie werden sehen. Tausend Grüße an Walesrode, Endrulat, Heller und viele Empfehlungen à ces dames und sehr viele nach Berlin, dahin ich ebenfalls Exemplare beordert habe, an Varnhagen und Ludmilla. Ist es wahr, daß dieser jene heirathet? Ich fände das sehr gescheut; es ist immer besser einen Frauennamen, als einen Mädchennamen zu haben. Ich drücke Ihnen die Hand. Von ganzem Herzen Ihr

M. Hartmann, bei F. Hiller in Köln.

Aus Wildbad, den 22. Juli 1858.

Wehl! Walesrode! Endrulat!

Motto:

Es liebe Dich der Herr wie ich, Therese.

R. Beck.

Liebe Freunde und Eidgenossen!

Ich benütze nur die Gelegenheit, um Euch allesammt herzlichst zu grüßen — sonst habe ich Euch nichts sog. Positives zu sagen. So eine kurze Erinnerung an einen Zugvogel ist nothwendig, wenn er nicht vergessen werden soll. Für die schönen Stunden und Tage in Eurer Gesellschaft meinen innigen Dank und meine herzliche Freundschaft. Solltet Ihr einmal neun Jahre lang verbannt sein, wünsche ich Euch solche Heimkehr und so liebe Aufnahme, als ich bei Euch gefunden. Ihr selbst wisset nicht zu würdigen, wie wohl Ihr mir gethan habt — unbewußt schaffende Wohlthäter. Fürderhin sprechet mir u. A. nicht schlecht von Hamburg, ich liebe es. Wie das so geht, jetzt begreife ich nicht, warum ich es so bald verlassen; um so weniger begreife ich das, als ich Hiller, mit dem ich hätte arbeiten sollen, krank fand. Er ging nach Wiesbaden, so ging ich früher, als ich gedacht, nach Wildbad, welches wieder allerlei Schmerzen in mir aufgeregt hat. Doch hoffe ich, daß mir das zum Heil ist. Seit dem 2. Juli bin ich hier; Ende Juli gehe ich fort. Die Versuchung ist groß, nach München zu gehen, aber wahrscheinlich kehre ich einfach an den Rhein zurück. Die ersten Tage habe ich mich hier ziemlich gelangweilt; jetzt habe ich den alten Schadow aus Düsseldorf und H. König hier; außerdem einige schöne Weiber. Eine heißt Julia, seitdem heiße ich Romeo; hieße sie Luise, würde ich die unglückselige Flöte blasen rc. — Viele Grüße an Claus Groth und R. Heller — oder vielmehr, Letzterem werde ich selbst schreiben. Die neuen Bücher habe ich noch nicht gelesen, da sie bei meiner Abreise in Köln noch nicht angekommen waren. Viele Empfehlungen an die Wandsbecker Gesellschaft.

Gedenkt des 23. Mai's!*)

Ein Wort von Euch könnte mich noch hier erreichen.

Schöner Mai
Komm herbei!
(Poln. Volkslied.)

Euer
M. Hartmann.

*) An diesem Tage des nächsten Jahres wollte er wieder in Hamburg sein.

Aus Paris, den 27. November 1858.

Lieber Freund!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Kritik. Sie hat mir sehr wohl gethan — nicht sowohl der Lobeserhebungen wegen, als weil ich mir sagte, es müsse doch etwas an der Sache sein, wenn man es wagt, so vor aller Welt mit Lob heraus zu rücken und in die Posaune zu stoßen. Wenn ich auch manchmal vor den Leuten so thue, als wäre ich von meinen Talenten und Fähigkeiten durchdrungen, so bin ich doch, entre nous, in meinem Innersten höchst mißtrauisch gegen mich. Ich bin jetzt 37 Jahre alt und ich habe noch nichts gemacht, was mich befriedigte. Aber es ist unpolitisch, sich so zu enthüllen und ich breche ab, obwohl ich über diesen Gegenstand Vieles und Trauriges zu sagen hätte. Man ist der Welt, wofür man sich ihr giebt; sie beruhigt sich bei der Erscheinung, die man ihr entgegenbringt und ist gläubiger, als man gewöhnlich annimmt. Warum sich enthüllen? Das thut man erst dann, wenn man alle Hoffnung, seinem Ideale gleich zu werden, aufgegeben hat. Was sagten Sie zu dem plötzlichen Tode unseres armen Varnhagen? Und ich Thörichter, der ihn noch verheirathen wollte! Was ist aus Frl. Ludmilla geworden? Grüßen Sie mir sie viele Male.

Hier wieder einige Notizen. Ich kann Ihnen leider nur den Abhub meiner Feuilletons in der Köln. geben. Man muß leben! Was ich treibe? — Ich habe wieder eine Novelle geschrieben, die beinahe fertig ist — und merkwürdiger Weise wieder Verse, da ich mir doch eingebildet, mit den „Zeitlosen" abgeschlossen zu haben. Aber es steckt ein Stück grünen Jünglings in mir, das ich nicht los werden kann, wie gerne ich auch ganz und gar ein Prosaiker, objectiv und ruhig werden möchte. Tausend Grüße an die Freunde, die ich nicht mehr zu nennen brauche und à ces dames! Wie freue ich mich auf den Frühling. Mein Plan ist jetzt, im Mai in H. anzukommen und gleich eine Stube zu beziehen, die Sie mir irgendwo in grüner Einsamkeit, in nächster Nähe von H. gemiethet haben werden, und einen Monat wieder so ruhig da zu sitzen und zu arbeiten und mit Euch angenehme Stunden zu verleben. Es ist so schön tagsüber still zu schaffen und abends dann mit Euch zu plaudern. Ihrer Mathilde sinniger Ernst und Frau Mariens heiteres Lachen! Und beim nächtlichen Heimgange die Nachtigallen am Wasser. Nun Ade! Behaltet mich Alle in gutem Angedenken. Ade! M. Hartmann.

Paris, 10. April 1859.

Lieber Freund!

Beifolgende Notizen sind wohl die letzten für dieses Jahr, da ich höchst wahrscheinlich Ende dieser Woche Paris verlasse und die deutsche Grenze zu überschreiten suchen werde. Wenn man mich darüber läßt, hoffe ich in vierzehn Tagen bei Ihnen zu sein; jedenfalls schreibe ich Ihnen von Köln aus darüber. Da ich einige Zeit in H. zu bleiben gedenke, wäre es mir lieb, wenn ich eine Privatwohnung beziehen könnte. Ich träume von einer hübschen Stube vor dem Thore, in der Gegend, die wir durchwanderten, als wir in der Nacht von der Uhlenhorst heimkehrten. Wäre das möglich? Zu meiner Einrichtung müßten Sie mir dann Ihren amerikanischen Stuhl, „den Schaukelkahn der süßen Thorheit“ leihen, und die Fenster meiner Wohnung müßten so niedrig sein, daß ich von diesem Schaukelkahn aufs Grüne oder aufs Wasser sehen könnte. Ich setze zur Verwirklichung dieses meines Traumes ein Comité nieder, das ich aus Ihnen, Endrulat und Waldesrode zusammenstelle, ein erhabenes Triumvirat, das eine absolute Majorität ermöglicht. — Ich freue mich herzlich auf Hamburg. Grüßen Sie mir Alle, deren Grüße Sie mir bestellt haben. — Mein kleines Lustspiel ist eine so kleine Kleinigkeit, daß es mich beschämt, wie Sie in Ihren Briefen schon zweimal darauf zurückgekommen. — Die heutige Notiz über die Meyerbeer'sche Oper „Dinorah“ ist etwas groß ausgefallen, aber ich könnte mit Lob noch durch zwanzig Seiten fortfahren Ich bin entzückt. Es ist ein höchst merkwürdiges Werk, und existirte nicht schon Meyerbeer'sche Musik, es wäre ein Epoche machendes, das in der Kunstgeschichte markirte. Sie könnten die Notiz auch als kleinen Artikel geben. Im Kopfe habe ich Manches, das ich Ihnen in Hamburg werde ausarbeiten können, damit Sie mich nicht in Paris vermissen und in Hamburg zum Teufel d. h. hierher zurück wünschen. — So habe ich den Artikel über das französische Theater noch immer als Anfang in meinem Portefeuille; vielleicht schreibe ich ihn in Hamburg weiter. — Ich habe so viel zu thun und thue gar nichts. Ich kann nicht im Frühling Prosa schaffen, da muß ich Verse machen; auch ist mein Gedanke seit Wochen im Steigbügel und will nach Deutschland. Dazu kommt noch Manches, das sich nicht sagen läßt.

Wildbad, den 26. Juli 1859.

Lieber Freund! Ich schreibe Ihnen nur, um zu grüßen; positiv Nützliches habe ich Ihnen nicht zu sagen; von meinen Erlebnissen und Reisen haben Sie durch Frau Marie gehört, der ich, als Frau zuerst geschrieben. Die Berichte waren für Euch Alle. Die Gesellschaft hier ist nicht uninteressant: H. König, (nun fort) mein alter Kollege aus der Nationalversammlung, dann Ludwig Seeger, der Uebersetzer des herrlichen Beranger, der jetzt auch an Shakesspeare gegangen ist, Paul Stein, die Mutter Ihrer Korrespondentin aus Granada, eine gute, alte Frau ohne viel Bildung; Clara Schumann, die mehr werth ist, als alle anderen hier versammelten Weiber zusammengenommen und die mir in stillen Stunden vorspielt, was ich will; der alte Moritz, jämmerlich rückenmarkskrank, aber sehr lebhaften Geistes und voll Erinnerungen — in letzter Zeit noch Ludmilla, Gräfin Hatzfeld und Lassalle. Unter den Dreien ist mir der letzte das größte Räthsel. Ludmilla ist eine Phantastin, die sich einbildet, die verfolgte Unschuld rehabilitiren zu müssen; die Gräfin ist k e i n e verfolgte Unschuld — so weit sehe ich klar. Aber Lassalle? Ein geistreicher und schöner junger Mann und d a s seine Welt! Clara Stich liebte nur alte Männer; es giebt aber auch männliche Clara Stich's. Ich gestehe es, daß ich mich in Gesellschaft dieser Dreie nicht sehr wohl fühle und vorzugsweise darum, weil ich nicht gern die Rolle spiele, als ob ich Hatzfeld-Existenzen als berechtigt anerkennte. Das Alles bringt mich in einen höchst unbehaglichen Zwiespalt. Nur wenn ich Lassalle allein finde, unterhalte ich mich. Die Gräfin spricht immer über die höchsten Fragen, ich antworte, ich gerathe tief ins Gespräch — mit einem Male komme ich mir wie ein elender Komödiant vor. Ich bin ja überzeugt, daß sie sich aus all' dem den Teufel macht. Wäre nicht Ludmilla dabei, der ich nicht weh thun will, ich hätte mich schon ganz zurückgezogen. — Wie gehts Ihrem Halse? Ihrem Herzen und Herzklopfen? Schreiben Sie mir ein Wort. In Kurplätzen sind Briefe Wohlthaten.

Als eines seiner rührendsten Schreiben erachte ich das, welches ich von ihm aus Stuttgart erhielt, nachdem er Ehemann geworden. Ich hatte ihm von Dresden aus Emil Devrient empfohlen, der am Stuttgarter Hoftheater ein Gastspiel gab. Darauf erwiderte er:

Stuttgart, 31. März 1865.

Lieber, alter Feodor!

Herr Devrient wird Ihnen gesagt haben, daß ich Wöchner bin, und so haben Sie sich es menschlich erklärt, wie ich so unmenschlich sein konnte, Ihren lieben, freundschaftlichen Wiederanbandlungsbrief so lange unbeantwortet zu lassen. Wir, Gattin und ich, leben so sehr miteinander und aufeinander angewiesen, daß selbst ein Wochenbett mich beinahe so sehr in Anspruch nimmt, wie die Mutter selbst. Und so leite ich unsere Wiederkorrespondenz auf beste Weise damit ein, daß ich Ihnen die Geburt eines zweiten Sohnes, unseres Ludwig, ankündige. Er ist schön, stark und groß, und ein würdiger Nachfolger seines Aeltern, Heinrich. Er wäre das dritte Kind im Bunde, wenn wir vor zwei Jahren nicht ein kleines Mädchen verloren hätten. — Ihre erfreulichen Mittheilungen über Ihr häusliches Leben kann ich mit gleichen erwidern: ich habe, wie Sie, eine gute, liebe und hübsche Frau, die ihre ganze Welt in ihrem Hause findet, und dieses Haus, wie eine große Künstlerin, mit kleinen Mitteln so zu gestalten versteht, daß es bei aller Einfachheit reich, mannigfaltig, inhaltvoll und behaglich wird. — Wie ich Ihre Frau kenne, werden Sie aus Erfahrung wissen und verstehen, was ich mit all dem sagen will. — Nur um eine Seite, des Beispiels halber, anzudeuten: Sie wissen, daß ich arm bin, wie eine Kirchenmaus. Nun, man hält uns hier, bei aller Eingezogenheit unseres Lebens, für sehr wohlhabend, sehr à notre aise.

In Ihrem Briefe sagen Sie allerlei über den Abbruch unserer Korrespondenz, was mir unverständlich war und es ist mir, als hätten Sie etwas auf dem Gewissen gegen mich. Ich weiß nur, daß Sie mir einen Brief schuldig blieben und ich glaubte immer, Sie seien von dem humoristischen Sonett, das ich Ihnen von Florenz aus zu Ihrer Verlobung geschrieben, beleidigt. — Sonst weiß ich nichts. — Herrn Devrient bitte ich sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich ihm hier so gar nichts geleistet; er kam grade au gros de l'affaire, da ich meiner Frau Alles zugleich sein mußte. War es mir doch nur ein einziges Mal möglich, ihn (als Bolinbrok) zu sehen und zu applaudiren. Bitte, drücken Sie ihm mein Bedauern, seine Bekanntschaft nicht besser kultivirt zu haben, auf's Eindringlichste aus.

So viel vom Privatmenschen; jetzt von mir als öffentlicher Charakter: Seit Oktober bin ich ungenannter Redakteur der „Freya," die, wie ich mir schmeichle, seitdem viel besser geworden, aber noch viel, viel besser werden soll. Sobald es Zeit sein wird, werde ich auch Sie als Mitarbeiter aufrufen, wenn Sie als Redakteur der „Schaubühne" überhaupt noch Zeit haben. — Ich habe noch eine Menge vorhandenen Manuskriptes abzuwickeln, bis ich zur Redaktion vordringe, die ganz mein Werk ist. — Außerdem habe ich noch andere literarische Pläne, die ich Ihnen s. Z. mittheilen werde. — Tausend der herzlichsten Grüße an Ihre Frau! Wie gerne gedenke ich der Hamburger Zeiten! Wo befindet sich die liebenswürdige Schwägerin aus Buenos-Ayres? Ihren Poncho habe ich mit in die Ehe genommen. Wenn Sie nach Hamburg schreiben, bringen Sie mich den dortigen Kreisen in freundliche Erinnerung.

Addio! Alles Glück in und außer dem Hause!

Ihr Moritz Hartmann.

Diese wenigen Mittheilungen werden genügen, eine ungefähre Vorstellung von seiner einnehmenden Natur und seinem trefflichen Charakter zu geben. Er war im vollen Sinne des Wortes ein liebenswürdiger Mensch: voll Geist, Gemüth, Erfahrung und Kenntniß, mit der seltenen Gabe, das Alles in der rechten Art und im geeigneten Augenblicke an den Tag zu legen.

Als Schriftsteller muß er hervorragend genannt werden. Im Gedicht, in der Erzählung, im kleinen Lustspiel, im Reisebericht, überall entwickelte er glänzende Fähigkeit. Sein „Tagebuch aus Languedoc und Provence" (Darmstadt, Verlag von Leske 1853) ist ein Werk von bestrickendem Reize. Es enthält Naturschilderungen, geschichtliche Erinnerungen und Betrachtungen über Land und Leute von geradezu klassischem Werthe. Die Ermordung des Marschalls Brüne in Avignon 1815 z. B. ist ein wahres Kabinetstück geschichtlicher Darstellung.

Trotz seiner literarischen Bedeutung und einer Gesammt-Ausgabe seiner Schriften ist auch er heut schon so gut wie vergessen.

Als ich nach Stuttgart kam, war er zu meinem besonderen Leidwesen eben nach Wien übergesiedelt, um dort am Feuilleton der „Neuen Freien Presse" eine ehrenvolle Stellung einzunehmen und dabei langsam und elend hinzusiechen.

Die Nachricht von seinem Tode hat mich schmerzlichst betroffen. Außer den Wiener Blättern haben ihm nur wenige Zeitungen eingehende Nachrufe gewidmet. Er hatte Recht, daß er mir zurief, als ich einmal über die rasche Vergessenheit klagte, der moderne Literaturwerke anheimzufallen pflegen: „Was wollen Sie? Unsere literarischen Vorfahren brauchten Jahrzehnte, um bekannt zu werden; wir sind es in vierzehn Tagen. Was Wunder, daß sich unser Ruf damit erschöpft. Er ist nicht für die Dauer gemacht; wenn er fertig ist, ist er auch hin. Die Neuzeit kennt in der Literatur nur noch den Ruhm im Fluge, die Berühmtheit des Augenblicks. Bis zu Lessing, Goethe und Schiller ging die Literatur mühsam bergauf; sie hatte Halte und Stationen, an und in denen sich Namen ansiedeln und einnisten konnten; jetzt rollt die Literatur den Abhang hinunter in so rasender Eile, daß die Muse nur selten noch die Muße gewinnt, eine dauernde Bedeutung abzusetzen. Wir sind literarische Masse im Sturmlauf und gelten nur noch nach dem Inhalte, den wir bergen."

Am 22. Mai 72.

Herder schreibt in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität": „Man kann mit Wahrheit sagen: Gott hat die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christi Geburt durch die Deutschen. Die Griechische Weisheit kann man das alte Vernunftstestament, die Deutsche das neue nennen."

Diese Worte sollte jeder gebildete Deutsche kennen und zum Leitstern seiner Gesinnungen und seines Handelns gestalten, damit er im Bewußtsein von dem Werthe und der Bedeutung seiner Nation, sich dieser auch immer und überall würdig zu zeigen, nie unterlassen könnte. Gerade jetzt dürfte, meinem Erachten nach, der Anlaß dazu besonders vorliegen. Deutschland ist durch den Krieg von 1870 einig und zum leitenden Staate der Welt geworden. Jetzt muß es sich fühlen lernen und seiner Stellung inne werden, d. h. in sich selbst die Kraft gewinnen, den Stempel seines Geistes zum Gepräge der Zeit zu machen.

Wenn ich mich so oft und so heftig gegen die deutsche Ausländerei, gegen die deutsche Sucht, von vornherein und unbedingt alles Fremde für besser, gediegener und vornehmer anzusehen, als das Eigene, auflehne und empöre, so geschieht es nur, weil ich der

für mich unumstößlichen Ansicht geworden bin, daß dadurch unser nationaler Genius in seiner vollen Entwickelung und Entfaltung beeinträchtigt ist und verkümmert wird. Die hundsföttische Niedertracht unseres Volkscharakters läßt ihn gleichsam nicht zu Athem und zum Ausdruck seines Wesens gelangen. Er erstickt unter dem Drucke einer elenden Nachbeterei, auch jetzt noch, wo es doch ganz wesentlich darauf ankäme, daß er sich in seiner ganzen Fülle als modernes Vernunftstestament enthülle. Meiner Meinung nach, die sich auf die Herrlichkeit unserer großen Geister und Herder's stolzen Ausspruch stützt: „Deutschlands Vorzug besteht darin, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt und in neunhundert Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen vier Meistervölker zusammen in viertausend Jahren" — hat kein anderes Volk so das Zeug dazu, dieses moderne Vernunftstestament aufzustellen, wie das deutsche.

Auf dies Bekenntniß laß ich mich foltern.

Am 28. Mai 1872.

Ranke soll bekanntlich in Wien nach dem 4. Sept. 1870 zu Thiers auf des Letzteren Anfrage: „Gegen wen führen Sie denn noch Krieg?" geantwortet haben: „Gegen Ludwig den Vierzehnten."

Diese Antwort ist so richtig, daß wenn sie Ranke nicht gegeben hätte oder nicht gegeben hat, sie noch jeden Tag gegeben werden müßte, denn der Dünkel, die Eitelkeit und der Hochmuth Ludwig des Vierzehnten haben sich der französischen Nation so dauernd und gründlich eingeimpft, daß sie noch heute meint: die anderen Völker über die Schulter ansehen und nach ihrer Pfeife tanzen machen zu müssen.

Einer solchen Überhebung, deren jüngstes Orakel Victor Hügo ist, mußte nothwendiger Weise ein Ende gemacht werden, weil sie kindisch und thatsächlich nicht mehr begründet, sondern hohles Pathos und leere Großsprecherei aus den Tagen Ludwig des Vierzehnten ist. So hat Ranke Recht zu behaupten, daß unser Krieg Ludwig dem Vierzehnten galt.

Die vernünftigeren Franzosen räumen das auch selber ein. Zwar hat die Pariser Zeitung „La France" kürzlich noch erhaben gerufen: „Frankreich kann schweigen, aber nie dankt es ab," („La

France peut se taire, mais elle abdique jamais“!) allein in einem anderen französischen Blatte las ich fast zu derselben Zeit: „Höre man doch endlich auf mit der Politik Richelieu's und Ludwig XIV. Die heutige Welt befindet sich nicht mehr in den früheren Verhältnissen; es gilt nicht mehr Deutschland zu erniedrigen und abzuschwächen; es gilt im Gegentheil sich mit Deutschland zu verständigen und zu vereinigen, namentlich mit Preußen, weil dieses unter den deutschen Staaten der erste ist und alle anderen nach sich reißt.“

Am 30. Mai 1872.

In einer Arbeit des französischen Schriftstellers Jules Claretie traf ich auf folgende Stelle: „Frankreich hat in der Welt die edelste Rolle gespielt, die je den Ehrgeiz eines Volkes auszumachen im Stande ist. Es hat mit vollen Händen in alle Winde den Samen der Menschenliebe und Gleichheit gestreut und dabei großmüthig gerufen: Falle Saatkorn, wohin du willst und treibe Wurzeln, wo dir beliebt. Jedes Erdreich ist gut, das Menschen trägt, welche du nähren und großziehen kannst.

„Frankreich hat sich seiner Aufgabe unterzogen und sich dabei aufgeopfert. Es hat in der Tragödie der Menschheit nie die egoistische Person abgegeben. Es hat allen andern Völkern mit seinem Blut und seinen Ideen gedient. Dies hochmüthige Deutschland des 19. Jahrhunderts ist die Tochter von unserem 18. Jahrhundert in Frankreich. Ihr Goethe stammt von unserem Diderot, Niebuhr, Kant, Hegel athmeten Galliens Luft.“

Es ist dies sehr glänzend und schön gesprochen, und wirklich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Frankreich viele Verdienste um die Menschheit hat. Aber es hat sie wettgemacht mit seinen Kriegen und Eroberungen, seinen Ludwigen und Napoleoniden. Es gab die Freiheit, um mit der Freiheit zu knechten. Es war groß, aber, wie man es nicht sein soll, um mit seiner Größe zu erdrücken. Deutschland lerne es anders machen.

Claretie nennt Deutschland hochmüthig (orgueilleuse). Diese Benennung paßt auf Deutschland gar nicht. Im Nationalstolz wie in jedem andern ist der Deutsche ein Stümper. Er hat sich bisher an keinen Stolz getraut, als etwa den, ein Denker zu sein. Aber von den Franzosen meint Goethe recht, wenn er behauptet:

„Ungeheure Nation, die auch in ruhigen Momenten nichts, als sich selbst zu schätzen weiß.“

Am 7. Juni 1872.

Am 31. Mai ist Friedrich Gerstäcker gestorben. Wir haben in Dresden viel mit einander verkehrt. Er war ein sonderbarer Kauz, ziemlich formlos und burschikos, aber gutmüthig und munter. Mit welcher Lust konnte er von der tollen Posse „Der geschundene Raubritter“ erzählen, die ehedem während der Vogelwiesentage in Dresden aufgeführt wurde, und an deren Abfassung, wie ich vermuthen muß, er selber betheiligt gewesen ist. Die Theaterlust lag ihm im Blut. War er doch ein Sohn des Hamburger Opernsängers Gerstäcker, aber ohne dessen Stimme und Beruf für die Bühne ererbt zu haben. Ihm war die Bühne nur eine Belustigungsanstalt. Keine zehn Pferde brachten ihn in ein Trauerspiel. Die Oper erschien ihm lächerlich. Die derbste Komödie allein ließ er gelten. Aller eigentlicher Kunst gegenüber war er überhaupt nach seinem eigenen Geständniß ein „Dickhäuter.“ Was auf ihn wirken können sollte, mußte packend und von roher Urkraft sein. Feine Empfindung und geläuterter Geschmack waren seine Sache nicht. Diese Dinge waren ihm im Sturm und Drange eines bewegten und werkthätigen Lebens abhanden gekommen, wenn er sie je besessen hatte. Von unbezwingbarer Reiselust erfaßt, war er schon sehr jung und ganz allein auf sich angewiesen, abenteuernd in die Welt hineingezogen. In Amerika war er der Reihe nach Jäger, Koch, Bootsmann, Kellner, Silberschmied oder Pferdeknecht, je wie es kam, und sich ihm die Gelegenheit ergab, sein Leben zu fristen. Als er unbemittelt, wie er gegangen, 1843 nach Europa zurückkehrte, und nicht wußte, was er anfangen sollte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, griff er zur Feder. „Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu kam“, erzählte er. „Ich hatte nie den Gedanken gehabt, ein Buch zu schreiben. Eines Tages, da ich einem Jugendfreunde meine Geldverlegenheit klagte und ihn fragte, was ich anfangen sollte, mir Mittel zu verschaffen, zog dieser einen Brief hervor, den ich ihm aus Amerika geschrieben. „Das Zeug liest sich gut, das Du mir da von drüben meldest. Wenn Du Dich hinsetztest und Alles erzähltest, was Du gesehen und erlebt, so denke ich, könnte das fesselnd und unterhaltend werden. Geh, und versuch's.“ Da ich

sonst nichts zu versäumen hatte, ging ich und versuchte es. So entstand mein erstes Buch." An Stylregeln, an Kunst, an Ruhm dachte er damals nicht und hat kaum je daran gedacht. Er schrieb eben lustig darauf los und Gottschall hat Recht, wenn er in seiner „Deutschen National-Literatur" von ihm meint: „Ein Mann, der die Handlangerdienste der Kultur verrichtet, wird, wenn er die Feder ergreift, keine Märchen aus der Welt erzählen, sondern die Chronik jener kleinen und großen Thatsachen, welche das Kulturleben in beiden Hemissphären begründen." Und das hat er in der That gethan. Seine in sich aufgenommenen Reiseeindrücke, seine mannigfachen Erlebnisse und eine erfinderische Einbildungskraft haben ihn dabei glücklich unterstützt. Er hat manches anziehende Werk geschaffen und zwar ohne Kopfzerbrechen, ohne vorher entworfenen Plan, ohne langes Überlegen und Zurechtrücken. Ich erinnere mich, daß er mir einmal auf einem gemeinschaftlichen Spaziergange offen erklärte, wie seine ganze schriftstellerische Thätigkeit lediglich auf augenblicklicher Eingebung beruhe. „Ich schreibe nieder, was mir gerade einfällt", sagte er. „Wenn ich mich dazu hinsetze, habe ich vorher nie darüber nachgedacht. Meine Inspiration kommt aus der Feder, nicht aus dem Geist. Ihr Kritzeln ist das, was mich anregt und meine Vorstellungen wach macht. Je länger, je rascher ich sie über das Papier hinfahren höre, je gesteigerter wird mein Zustand, je schöpferischer meine Seele. Erst das Schreiben macht mich zum Schriftsteller, ohne Feder bleib ich ein Klotz."

Hackländer hat mir jüngst ein ähnliches Geständniß gemacht. „Wenn ich meine Geschichten beginne, habe ich nur eine sehr dunkle und ungenaue Vorstellung von ihrer Entwickelung," ließ er sich vernehmen. „Wenn ich heute eine neue Person in dieselben einführe, bin ich selber gespannt, was ich sie morgen werde sprechen und thun lassen. Nicht selten überraschen mich meine eigenen Eingebungen und oft bin ich geradezu erstaunt über die Wendungen, die sich mir ungeahnt in der Weiterarbeit vor das geistige Auge stellen. Zuweilen lasse ich in meinen Erzählungen an die Thür pochen und bin neugierig, wer eintreten wird.

„Meine Romane und Novellen entstehen beinahe ohne mein Zuthun und gleichsam aus sich selbst. Meine Begabung, einmal in Anspruch genommen, arbeitet wie eine in Gang gesetzte Maschine; sie schafft, ohne daß ich selber wirke."

Doch ist Hackländer ganz verschieden von Gerstäcker: Hackländer, Welt- und Hofmann, elegant und vornehm; Gerstäcker durchaus Naturmensch, ein sogenannter unbeleckter Bär. Er kümmerte sich wenig um guten Ton und die Mode. Ein Schlapphut von grauen Filz oder ein breiträndiger Panamastrohhut, eine Joppe und dicke Stiefeln mit bauschigen Hosen darüber, bildeten seine Bekleidung. Im Umgang war er ohne Umstände, zwanglos und ziemlich amerikanisch, in der Haltung nachlässig und im Gespräch harmlos und lustig. Er gab sich keinerlei Mühe bedeutend zu erscheinen. Er redete wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Am 10. Juni 72.

Jemand vom preußischen Hofe erwähnte bei einem Gespräche, welches ich mit ihm hatte, daß er eine Uhr gesehen habe, die die Königin Augusta schon manches Jahr vor 1870 einem jungen Anverwandten zum Geschenk machte, auf der im Innern eine Karte von Deutschland mit einer Inschrift eingemeißelt war, die die Hoffnung auf endliche Einigkeit deutlich genug aussprach. Man hatte dort also entschieden wohl deutsche Ideen.

Am 13. Juni 72.

Goethe von der etwas frommen Julie von Egloffstein gefragt, ob er denn auch zuweilen in der Bibel lese, antwortete lächelnd: „Oh ja, meine Tochter, aber anders, als Ihr!"

Am 26. Juni 1872.

Am 21. Juni ist Robert Prutz gestorben, mit dem ich in mehrfacher Beziehung stand. In Berlin, Hamburg, Dresden habe ich persönliche Berührung mit ihm gehabt. Er war ein vielseitig und bedeutend begabter Mann, der aber leider nie die richtige Wirksamkeit oder wenigstens in seiner Wirksamkeit nie die richtige Stellung fand. Als Dramaturg, als Universitätslehrer, als Leiter von Zeitschriften bemühte er sich vergebens sich dauernd zu behaupten. Arnold Ruge hatte Pathenstelle bei seinem Geist vertreten und diesem den verhängnißvollen Stempel des vormärzlichen Liberalismus auf die Stirne gedrückt. Prutz begann seine literarische Thätigkeit von vornherein unter staatlichem Mißtrauen. Man sah in ihm einen Apostel der Revolution und er war doch

nur ein Dichter, der den Freiheits-Idealismus Schiller's in der Seele trug. Ein moderner Marquis Posa, sprach und schwärmte er für das schöne Staatsbürgerthum der Zukunft. Er wollte Deutschland groß und mächtig unter der wehenden Fahne einer freisinnigen Verfassung sehen. Das wollten alle jungen und unabhängigen Köpfe der damaligen Zeit; Prutz nur etwas ungestümer und vorlauter als viele andere. Er, der in seinen Versen so viel Formgewandtheit, Harmonie und Wohllaut zeigte, hatte in seinem sonstigen Wesen etwas Linkisches und Ungeschicktes. Er griff Alles am unrechten Ende und mit einer verletzenden Heftigkeit an. Überall versah er es in Personen wie Umständen. Nirgends vermochte er festen Fuß zu fassen und Boden unter den Füßen zu gewinnen. In Halle, Dresden, Jena, Berlin, Hamburg, Bremen, Stettin, überall versuchte er vergebens Anlehnung und Halt zu finden. Er blieb überall ein fremder Tropfen im Blut. Ich habe nie vermocht mir zu erklären: warum, denn auch nachdem Deutschland sich aufgerichtet und aller drückenden Banden freigeworden, kam er nicht zur Ruhe. Und dabei war er ein stattlicher, behäbiger Herr, mit dem sich angenehm und gut verkehren ließ. Auch besaß er von Hause aus etwas Vermögen, wie ich glaube und ein angenehmes geselliges Talent. Ich sehe ihn noch vor mir, wie ich ihn in Hamburg traf: in einer anmuthigen Gartenwohnung vor dem Thore, eine blühende Gattin an der Seite, voll großer Hoffnungen und Pläne. Seine Dramen „Karl von Bourbon“, „Erich der Bauernkönig“, vor Allem aber sein „Moritz von Sachsen“ hatten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn hin gelenkt; seine „Politische Wochenstube“, vorzüglich gegen die christlich-germanische Wiederaufrichtung des mittelalterlichen Staates gemünzt, war als ein glänzendes Meisterwerk der Satyre anerkannt und was endlich seine Lyrik betrifft, so erhielt gerade sie vor der vieler andern Gesinnungsgenossen den unbestrittenen Vorzug. Gottschall, selbst einer derselben, rühmt ihn als den „solidesten und massivsten der politischen Freiheitssänger.“ Daneben erschien er tüchtig als Kritiker, Literarhistoriker und Romandichter. Und trotz alledem geht er hin in's Reich der Schatten ohne recht geschätzt und gewürdigt zu sein. Ich will gerne seine Dramen und Romane fahren lassen, allein sein einziger Band Gedichte: „Aus goldenen Tagen“ sollten doch immerhin im Stande sein, ihm dauernde Geltung zu

verschaffen. Sie sind nach meiner Ansicht poetisch das Reifste, das er geboten und würdig der Unsterblichkeit.

Daß man in unserem „literarischen Deutschland“ den lyrischen Schatz, der in dieser Gedichtsammlung aufgespeichert liegt, so völlig unbeachtet lassen kann, wie es der Fall ist, läßt sich eben nur mit unserem Reichthum in dieser Literaturgattung und der Gleichgültigkeit erklären, die man dafür zu Tage zu legen neuerdings sich gewöhnt hat. Es pulst in diesen Gedichten eine wahrhaft glühende Sinnlichkeit, eine Sinnlichkeit, die keine Scheu trägt, auch von den geheimsten und zugleich natürlichsten Regungen der Liebe den Schleier hinweg zu heben. Aber statt des Schleiers streut sie die Rosen der Dichtung darüber und zwar die Rosen welcher entzückenden Dichtung! In dieser Dichtung ist zauberhafte Anmuth, hinreißender Schwung und eine unendliche Fülle von Empfindung, Gedanken und Bildern. Die Poesie von Prutz erscheint darin, um einen Vergleich von Heinrich von Kleist zu gebrauchen, „von wollüstiger Schönheit wie eine mit Oelen gesalbte Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird.“ Die Leidenschaft in Wohllaut gebadet, das ist der Charakter dieser Lieder. Gegenwärtig, wo man nur gelten lassen will, was der Wirklichkeit entschöpft ist und das Muttermaal der vollen Menschlichkeit an der Stirne trägt, heut zu Tage müßten diese Lieder in allen Händen sein und laut gepriesen werden. Sie enthalten, was man augenblicklich nachdrucksvoll verlangt und sie enthalten es in plastischer Form und wahrhaft künstlerisch ausgestaltet, d. h. in Versen, die wie in Marmor gemeißelt und von Hölderlins Rosenlicht von Athen überhaucht erscheinen, dabei zugleich voll Lebenswärme und einer überwältigenden Macht der Gefühle. Es ist unmöglich, davon nicht ergriffen zu werden. Sie müssen jeden Kenner entzücken, der sie liest. Aber man liest sie leider nicht, denn sie sind vergessen und keine Seele kennt sie. Die Literarhistoriker erwähnen sie kaum und die realistischen Dränger und Stürmer der neuen Dichterschule, die sie auf den Schild zu heben und daran zu lernen alle Ursache hätten, sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich darum zu kümmern und den Verdiensten ihrer Vorgänger nachzuspüren. Sie beurtheilen Robert Prutz als abgethan und überwunden mit so vielen Anderen. Sie haben keine Zeit, seine Werke zu prüfen und werfen ihn mit in den großen

Haufen der Freiheitssänger von 1840. Er wird mit Herwegh, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Rudolf von Gottschall wohl genannt, aber mehr nur, als ihnen folgend und nachahmend. „Aus goldenen Tagen“ läßt ihn aber nicht als Nachzügler, sondern vielmehr als Vorläufer erscheinen. Hierin hebt er den Reigen der modernen Realisten an und zwar hebt er ihn herrlich und mit so berauschender Erhabenheit an, daß ich wenigstens noch keinen späteren Poeten zu entdecken vermochte, der ihn hierin zu überragen im Stande ist.

Das Buch erschien 1861 in Wien und Prag bei Kober und Markgraf. Es ist in jeder Hinsicht ein poetisches Juwel, eine Sammlung von Gedichten, die in entzückender Schönheit glänzt. Es behandelt das unerschöpfliche Tausend und eine Nacht der Liebe, in das sich die erzählende Dichtung, das Gesellschaftslied, Schiller-Hymnen und patriotische Gesänge mischen. Das hohe Lied der Liebe jedoch ist der eigentliche Grundstock des ganzen Buchs. Es ist eine Spätherbstliebe, eine Liebe im reifen Mannesalter, aber mit aller Gluth und seligen Verzücktheit der Jünglingszeit ausgestattet. Gleich der Eingang an die „Jugend“ ist bezeichnend und hinreißend; er lautet:

Oh Jugend, liebe, lieb und küße,
Eh' dir der goldne Lenz entweicht!
Doch immer liebe so, das wisse,
Daß letzter Kuß dem ersten gleicht!
Drum liebe züchtig, liebe weise,
Wie es der Grazie Dienst dich lehrt,
Daß Liebe noch dereinst dem Greise
Das letzte Abendroth verklärt!

Denn wie der arme Mensch mag ringen,
Vom wüsten Drang der Welt umrauscht,
Er kann es doch nicht weiter bringen,
Als daß er Lieb' um Liebe tauscht;
Das ist der Anfang und das Ende,
Das ist der Aufgang und der Schluß,
Und aller Götter reichste Spende
Ist Liebesblick und Wort und Kuß.

Oh, köstlich Altern, selig Sterben,
Oh, holdes Wagen, stolz und kühn,
Wenn silbern sich die Locken färben,
Drin noch der Liebe Rosen glühn!
Das ist der wahre Jugendbronnen,

Daß man sich liebt und wieder liebt,
Ja, der nur hat sich selbst gewonnen,
Der ganz der Liebe sich ergiebt.

Reizend schildert er dann, wie er abendlich zum Liebchen schleicht, wie er im Mondenschein, in Sturm- und Wetternacht in ihrem Stübchen weilt. „Nachts“ heißt es:

Nun ist der Tag entwichen,
Die Sterlein sind erwacht,
Nun kommt's, poch, poch, geschlichen
Leis athmend durch die Nacht; —

in „Regen“:

Gesegnet dieser Regen,
Der dicht in Strömen fällt!
Er führt mich dir entgegen,
Mein Alles, meine Welt!

in „Sturmnacht“:

Gesegnet, oh Sturm! und gesegnet, oh Nacht!
Gesegnet ihr Wolken, ihr dunkeln!
Und wenn es wettert und wenn es kracht,
Gesegnet die Blitze, die funkeln!

Den Liebenden kümmert nichts: er schwelgt in der Liebe der Geliebten:

Meine Seele fliegt empor,
Neigt sich über deine Kissen,
Flüstert leise dir in's Ohr,
Was allein wir beide wissen.

Von den Nächten warm und lind,
Wenn mit Wangen, wie die Rosen,
Sich mein süß verschämtes Kind
An mich schmiegt mit holdem Kosen.

Von den Küssen feucht und warm,
Tausend jetzt und tausend wieder,
Während mein verwegner Arm
Fest sich rankt um deine Glieder.

Im vollen Rausche des Entzückens ruft er der Angebeten zu:

Sei nicht so schön! Nicht diese Funken
In meine Seele schleud're du!
Die heißen Sinne machst du trunken
Und mordest meines Herzens Ruh!
Es träuft ein seliges Erbangen,
Es weht ein wonnevolles Weh'
Vom Rosenschimmer deiner Wangen,
Von deines Busens duft'gem Schnee.

Natürlich bleibt der Himmel seiner Wonne nicht ungetrübt; wie in Sulamith's Liebeleben, so greift auch in das seiner Huldin die Lästerung und Verläumdung und sie wehrt ihn ab:

Und nun? Nun willst du ihn verbannen,
Wo er so selig hat geruht?
Weil frevle Menschen Arges spannen,
Entziehst du mir mein liebstes Gut?
Weil blinde Thorheit sich erfrechte,
Uns Dinge, die nicht sind, zu zeih'n,
Soll'n einsam künftig meine Nächte
Und dunkel meine Tage sein?

Es erfolgt ein Abschied, eine Trennung, während deren er seinen Wonnetagen zuseufzt:

Es ist mir nichts geblieben
Von aller eurer Lust,
Als nur ein tiefes Lieben
Und eine wunde Brust.

Aber es kommt ein Wiedersehen und mit diesem das alte Glück:

Nichts vergessen, nichts vergangen!
Und mit seligem Erbangen,
Du mein Hoffen, mein Verlangen,
Halt' ich wieder dich umfangen
Wie in alter, gold'ner Zeit;
Lipp' an Lippe festgesogen,
Welch' ein Fluthen, welch' ein Wogen!
Nichts vergangen, nichts vergessen!
Unsre Wonnen unermessen,
Endlos unsre Seligkeit!

Und er schließt seinen Hymus mit dem Verse:

Wer den Göttern zu dienen kam,
Nimmer nahen ihm Furcht und Gram,
Stimme der Weisheit tönt ihm im Busen,
Ihm verkünden unsterbliche Musen,
Was kein irdisches Ohr vernahm!

Wenn ich diese Gedichte wieder und wieder lese, so frage ich mich erstaunt immer auf's Neue: wie es kommt, daß niemand sie beachtet, keine kritische Seele ein Wort der Anerkennung und des Lobes für sie hat. Sie sind voll Anmuth und Leidenschaft und verdienen vor vielen anderen den Beifall der Kenner. Aber auch der Ruhm, wie mir dünken will, ist eine Sache des Glücks und des Zufalls. Er spendet nicht jedem seinen Kranz, der einen Anspruch darauf hat, sondern gar manchem nur, weil er gerade

zur Stelle war. Der arme Prutz ist das leider nie gewesen. Er hat viel versäumt und am Ende auch sein Theil Unsterblichkeit. Wohl ihm, daß er wenigstens die Liebe genossen!

Am 10. August 72.

Am 7. August ist Emil Devrient dahingeschieden. Mit ihm ist mehr als ein Künstler, mit ihm ist eine ganze Kunstrichtung begraben worden. Sobald nicht wieder wird auf der deutschen Bühne ein Schauspieler erscheinen, der wie er immer nur sich selbst spielte und doch in diesem immer nur sich selbst Spielen so anziehend, fesselnd, ja hinreißend zu wirken verstand. Man hat ihn vorzugsweise gern den Vertreter der idealistischen Schule genannt und mit dieser Bezeichnung nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie auch schon keineswegs sein künstlerisches Wesen vollkommen auszudrücken und zu bezeichnen vermochte. Emil Devrient war durchaus kein Gegner des Realismus in der Kunst, sondern von jeher bestrebt seine Gestalten, soweit es eben ging, dem Leben und der Wirklichkeit abzuborgen. Auch das, was man übereingekommen ist, Naturlaut zu nennen, verschmähte er nicht, an passender Stelle zu benutzen. Aber das Alles mußte sich ganz bestimmten Regeln fügen und unterordnen, Regeln, die, einer geläuterten Anschauung und einem festen Bewußtsein entsprungen, in seine künstlerische Leistung eine bewundernswerthe Klarheit und Sicherheit brachten. Bei Emil Devrient's Spiel war nichts der Gunst des Zufalls, der augenblicklichen Stimmung oder Eingebung überlassen; es war im voraus wohlberechnet, abgemessen und bestimmt. Er stand vollkommen über dem, was er gab; er beherrschte sich in jedem Tone, jeder Miene, jeder Bewegung; er befolgte genau jene Vorschrift Hamlets, nach welcher der Schauspieler auch mitten in dem Strom, Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft noch künstlerische Mäßigung behalten soll. Kein Affekt, und mochte er noch so wild ausbrechend und gewaltig sein, wuchs ihm über den Kopf oder machte Emil Devrient seiner selbst vergessen. Immer und stets gleich unerschüttert, blieb er der Meister seiner vorzuführenden Seelenzustände und Erregungen. Wie Phöbos die Sonnenrosse, so lenkte er ewig gleichmäßig und sicher die Empfindungen seines Herzens, die aufbäumenden Ausbrüche seines Geistes. Freude, Schmerz, Verzweiflung, Zorn, Wahnsinn 2c., alles dies gab der

Künstler in scharfumzogenen Linien und festen Zügen, man darf sagen, einmal wie das andremal. Ein Schwanken, ein Auf- und Abgehen seiner Darstellungskunst war bei Emil Devrient nicht bemerkbar. Seine Leistung war einem Wandel, einer Beeinflussung von außen oder selbst einer inneren Bewegung nicht ausgesetzt. Seine Schöpfungen waren wie in Marmor gehauen.

Es lag darin etwas von einem akademischen Geiste, d. h. von einem Geiste, der besonders die schöne Form, die stylgemäße Ausgestaltung seiner dramatischen Gebilde im Auge hatte. Wohlbemessener, schwungvoller Vortrag, anmuthvolle Geberde und Haltung blieben die ersten und unerschütterlichen Grundgesetze seiner Darstellungskunst. Diese Grundgesetze nahmen mehr oder weniger alle seine Nachahmer und Schüler an und so kam es, daß seine Richtung und Schule geraume Zeit die ganze deutsche Bühne beherrschten und in dieser Beherrschung nach und nach zu einer gewissen Abblassung und Versteifung in seinem Rollenfache führten. Der Ferdinand in Schiller's „Kabale und Liebe" blieb zuletzt nicht mehr der stürmische, alle Schranken des Vorurteils durchbrechende deutsche Jüngling, der sich herausnimmt, das stolze Albion zu verachten; Posa entsagte seiner staatsmännischen Aufgabe und wurde lediglich ein empfindsamer Schwärmer; der derbe, aufbrausende Graf Wetter vom Strahl im „Käthchen von Heilbronn" verfiel am Ende in eine so weiche und liebegirrende Seelenstimmung, daß ihm Panzer und erzener Helm wie eine Verkleidung standen; im Faust ging der Denker und Teufelsbanner vollständig im Liebhaber unter.

Dieses schönthuerische, abgeschliffene und zahme Wesen, das schließlich zur Manier in der modernen Schauspielkunst wurde und sie lahm und verweichlicht machte, forderte natürlich und selbstverständlich allmälig den Gegensatz heraus. Emil Devrient war aufgewachsen und ausgebildet in einer Zeit, da Literatur und Theater die Hauptgegenstände aller Gebildeten in unserem Vaterlande waren, da die Politik noch keine Rolle spielte und fast nur noch schönwissenschaftliche Blätter Bedeutung bei uns hatten. In dieser Zeit war er so zusagen der Zögling der Musen geworden. Die ungestörte Hingabe der Welt an die künstlerischen Interessen, die stille Sammlung und Pietät, die man ihnen entgegenbrachte, die Geduld, die ausdauernde Wärme, die man für sie hegte, hatten ihm jenen würdevollen Schwung, jene ruhige Weihe verliehen, mit denen er seine Leistungen

auszustatten pflegte. Es war nichts Hastiges, nichts Treibendes in ihnen. Sie trugen das Hölderlin'sche Leitwort „still und bewegt“ an der Stirn.

Mit den vierziger Jahren kam ein gewisser Sturm und Drang in die deutschen Geister, die politische Bewegung erwachte und hetzte selbst das künstlerische Schaffen. Es fing auch hier an zu zischen, zu brodeln und zu schäumen. In jener Periode begannen die Schauspieler rascher, zugespitzter, erregter, realistischer zu spielen. Die Leidenschaft und die Schlagwörter herrschten.

Emil Devrient konnte sich diesem Zuge seiner Zeit nicht ganz entziehen; allein, er gab ihm auch keineswegs völlig nach. Auch hier hielt er Maß und hier hauptsächlich war es, wo er glaubte, einen gewissen künstlerischen Heldenmuth beweisen und die Fahne des Idealismus festhalten zu müssen.

Er war Schauspieler genug, um den Beifall und den Erfolg zu lieben und um sich um deswegen zu Zugeständnissen zu verstehen; aber auch wirklicher und gewissenhafter Künstler genug, um wegen des Erfolges und Beifalles seine heilige Überzeugung nicht zum Opfer zu bringen. Er hat im vertrauten Kreise mehrmals einzelne Momente seiner Rollen viel effectvoller gegeben, als er es auf der Bühne that. Er wollte damit zeigen, daß er wohl wisse, wie man die Menge kitzeln müsse. Aber er verschmähte dieses schauspielerische Kitzelsystem und nannte es geradezu gemein.

Hier war die Stelle, wo selbst er einmal heftig und wild werden konnte; doch vergaß er sich auch hierbei nie in Bezug auf seine Berufsgenossen. Nie habe ich ihn gehässig oder wegwerfend von solchen reden hören. In diesem Punkte war er noch vorsichtiger und zurückhaltender, als in jedem andern. Nicht, daß er nicht dieses und jenes in ihrem Spiel, ihrem Wesen und Charakter getadelt, aber dieser Tadel war immerdar schonend und nie weder herausfordernd noch verletzend. Selbst in der Zeit, da er in Dresden durch Dawison's Erfolge und Sarkasmen beunruhigt erschien, ließ er sich zu keinen Heftigkeiten hinreißen, wenn er freilich schon nicht verschwieg, daß dieses originellen Schauspielers ganze Art und Weise der Darstellung ihm zuwider war. Und sie mußte es auch sein. Waren Emil Devrient und Bogumil Dawison doch geradezu Gegenfüßler. Der letztere spottete jeder hergebrachten Regel und jeder Überlieferung.

Der Erstere fußte darauf und muß als ein Ausläufer der Weimarischen Schule angesehen werden. Er spielte im Sinne von Goethe und Schiller, welche der deutschen Bühne erst den Vers und im Verse den akademischen Styl der Darstellungskunst eroberten. Schönes Ebenmaß und Harmonie waren das weihevolle Geheimniß dieses Styls, der, in der Schule der Grazien gereift, auch den Herkules mit der Keule noch mit dem Hauche der Anmuth umkleidete.

Davon besaß Dawison kaum eine Spur. „Ach was," sagte er wegwerfend, „das alles ist Firlefanz. Schönrednerei und Rhetorik, feine Mimik und edles Geberdenspiel machen den Schauspieler nicht aus; den Schauspieler machen die charakteristische Maske, der wirksame Ausdruck, die Schlagfertigkeit der Rede. Die Wahrheit ist das höchste Gesetz der Kunst; nur was wahr ist, ist schön."

Mit diesem Feldgeschrei war Emil Devrient sozusagen der Krieg erklärt, denn Emil Devrient's Devise lautete geradezu umgekehrt. Ihm war die Schönheit Grundbedingung aller Kunst, und eine Wahrheit, die nicht im verklärenden Lichte der Schönheit stand, galt ihm nicht als künstlerische Wahrheit.

Der Zwiespalt zwischen beiden Künstlern konnte, als Dawison neben Devrient am Hoftheater in Dresden angestellt wurde, nicht ausbleiben. Er ging endlich so weit, daß man Abstand nehmen mußte, beide in einem und demselben Stücke auftreten zu lassen.

In dieser Zeit, in welcher selbst die Dresdener Kritik ein wenig irre gemacht erschien und in ihrem Urtheil schwankend wurde, ward Devrient's Gemessenheit und Ruhe auf eine harte Probe gestellt. Er, der sich in allen Lagen und Verhältnissen wunderbar zu beherrschen verstand und beinahe niemals die Gewalt über sich zu verlieren pflegte, er fing damals an von seinem Abgange von der Bühne und in erregten Augenblicken sogar in etwas drohendem Tone von Aufzeichnungen zu sprechen, in denen er offen bekunden wollte, wie sehr man ihm wehe gethan und in seiner Künstlerseele tief innerst verletzt habe.

Wie ich vermuthe, ist er aber nie dazu gekommen. Er war mit der Feder eben nicht sehr flink bei der Hand und wenn er auch schon einen leichtfließenden und klaren Brief zu schreiben verstand, so machte das Schreiben ihm doch sichtliche Mühe und bot nicht gerade bedeutende und geistreiche Auslassungen. Seine Schrift und sein Styl erwiesen sich gefällig und deutlich, aber auch ziemlich

nüchtern und nichtssagend. Ich besitze viele Briefe von ihm, allein nur selten taucht darin etwas von überraschenden und werthvollen Einfällen oder Gedanken auf. Bezeichnend bedünkt mich nur einer, nämlich der, den er mir nach seinem Rücktritt von den Brettern schrieb und der also lautet:

Dresden, den 16. Mai 1868.

Mein hochverehrter Freund!

Dank, herzlichen Dank für Ihren lieben Scheidegruß! Es war eine Zeit der Aufregungen, die ich durchlebt, der Abschied ward mir schwer gemacht, aber ich habe mit Genugthuung erkennen lernen, daß man doch tiefer in die Gemüther der Zeitgenossen eingedrungen, als es sonst unserer armen Kunst des Augenblicks vergönnt erscheint; das ist eine wohlthuende Überzeugung, die ich in meine Zurückgezogenheit mit mir nehme! Die vielen mir erwiesenen Ehren, die allgemeine Trauer, kam mir so überraschend als erfreuend, doch nahmen sie mir nichts von meiner Überzeugung, daß ich wohl gethan, dem Absturze unserer Kunst nicht ferner beizuwohnen, dem jetzigen Theatergetriebe den Rücken zu kehren! — Glauben Sie mir, der Einzelne kann da nichts mehr aufhalten! Vor 10 Jahren schon wollte ich vom Schauplatz abtreten, da ich den Realismus alles überfluthen sah; moralische Verpflichtung hielt mich noch bei der Fahne, doch jetzt fehlte mir aller guter Muth des Widerhalts, — es ist vorbei und absonderlich das Heimath-Institut gab mir diese schmerzliche Überzeugung. Unter dem jetzigen Regiment würde meine fernere Wirksamkeit nur ein steter Kampf geworden sein, der doch vergeblich wäre! So blieb nichts übrig, als das Scheiden! — Daß Sie in dieser Zeit meiner so freundschaftlich gedachten, danke ich Ihnen mit warmem Herzen, wie es uns alle immer erfreut zu hören, daß Sie an Dresden gern zurückdenken; möchte das zu Ihrer Wiederkehr führen! —

Herzliche Grüße Ihrer lieben Frau (auch von Frl. Langenhaun, die ihrer so dankend gedenkt), und die Versicherung meiner freundschaftlichsten Hochschätzung, mit der ich für immer bin Ihr treu ergebener Emil Devrient.

Dieser Brief offenbart eine Art Pathos und bei einer gehobenen und wehmüthigen Stimmnng zugleich den Ausdruck einer Entsagung, die sowohl Ehrfurcht wie Rührung einzuflößen im Stande

ist. Er zeigt, wie er wohl fühlte, daß mit ihm eine ganze Kunstschule, der darstellende Idealismus in seiner reineren und strengeren Erscheinung zu Ende ging. Sie fortzupflanzen besaß er leider keine Fähigkeit; ein Lehrtalent war ihm nicht verliehen. Nachahmer hatte er viele, Schüler keine. In seiner späteren Muße wendete er strebenden Kunstjüngern zwar Aufmerksamkeit und Theilnahme zu, ohne indeß wesentlichen Einfluß auf deren künstlerische Ausbildung weder zu beabsichtigen noch zu erreichen. Junge Schauspieler, die seinen Umgang suchten, fanden zwar stets ein offenes Ohr bei ihm, aber nie eine andere Unterweisung, als die sein Umgang und Beispiel gaben. Die erste und wichtigste war seine unverwüstliche Jugendlichkeit. Emil Devrient ist alt geworden, aber nie gealtert. Noch im April dieses Jahres bei einer vorübergehenden Anwesenheit in Dresden, traf ich ihn, also nahezu siebenzig Jahre alt, noch immer leicht beweglich, rasch im Gang, aufrechter Haltung und ganz den Eindruck eines Mannes in seinen besten Tagen machend. Selbstverständlich waren alle Mittel einer ergänzenden Toilettenwissenschaft zu Hülfe genommen. Aber sogar darin verstand er die richtigen Grenzen innezuhalten und nie in eine Geckenhaftigkeit auszuarten. Maßvoll wie in der Kunst war er auch im Leben. Er verschwendete nicht; zeigte sich nie als Schlemmer oder Trinker; selbst in seinen Liebschaften blieb er besonnen, sogar in seiner Glanzzeit, in der die weiblichen Herzen ihm zu Dutzenden zuflogen. Hohe und vornehme Damen verschmähten nicht, um seine Gunst zu werben, die er indeß in andauernder Weise fast immer nur schönen Kunstgenossinen zu Theil werden ließ. Aber auch in seinen alten Tagen noch blieb sein Herz für die Huldigungen junger Mädchen empfänglich. Bei meiner schon erwähnten Anwesenheit in Dresden, kurz vor seinem Ende, traf ich ihn eines Tages angeregt und jugendlich die Schloßstraße heraufschreitend und in mein Hotel eilend, um sich dort an die Wirthstafel zu setzen, wo eine Frau von S . . . . . . mit zwei allerliebsten Töchtern zu jener Zeit zu speisen pflegte, die beide für Devrient schwärmten. Diese Schwärmerei reizte ihn in hohem Grade und machte ihn lebhaft und liebenswürdig wie einen Jüngling. Doch darf man nicht meinen, daß er dabei irgend etwas Lächerliches in seinem Benehmen und Wesen aufwies. Er behielt auch hier etwas Männlich-Gesetztes und eine Würde, die ihn nie verließ. Nie habe ich ein gemeines Wort von

ihm gehört, nie sah ich ihn in Zorn gerathen. Freilich ward ich auch nie recht innig vertraut und warm mit ihm. Er ließ sich von nichts, auch von seinem Gefühl nicht überraschen. Seine Begeisterung, seine Empfindung, seine Freundschaft waren immer bemessen im Ausdruck und von gleichsam plastischer Haltung. Man merkte, er blieb immer auf der Hut und darauf bedacht, sich nichts zu vergeben. Nur einmal habe ich im Leben über ihn lachen müssen. Als wir von Dresden nach Hamburg zurück übersiedelten und eben die leer geräumte Wohnung verlassen wollten, um zu einer befreundeten Familie zu fahren, bei der wir zum letzlen Mal in Dresden zu Mittag speisen sollten, erschien Emil Devrient, um uns Lebewohl zu sagen.

Wir befanden uns mitten im Winter und es war sehr kalt. Meine Frau hatte für sich und unsere beiden Kinder für die Eisenbahnfahrt warme Filzschuhe besorgen lassen und hielt diese in der Hand, um sie mit in den Wagen zu nehmen.

Emil Devrient, der nicht wollte, daß wir wieder umkehren sollten und dem wir in unserer Wohnung auch keinen Sitz mehr zu bieten gehabt hätten, erbot sich mit uns bis vor das Haus unserer Freunde zu fahren. Galant wie er war, ließ er nicht nach, bis meine Gattin ihm die Filzschuhe übergab, die er, da sie paarweise noch mit Bändchen zusammengehalten waren, über seinen linken Arm hing.

Als wir nun ausstiegen und an der Hausthür Abschied nahmen, sprach er noch einmal von seiner Hingebung und Treue für uns, indem er dabei lebhaftere Bewegungen mit den Armen machte, als es sonst seine Gewohnheit war. Bei dieser Gelegenheit baumelten die großen und kleinen Filzschuhe so lustig an seinem Ellenbogen, daß ich trotz des ernsten Augenblicks laut auflachen mußte.

Ich werde nie den erschreckten Blick vergessen, mit dem er, der Richtung des meinigen folgend und die her- und hinschwankenden Filzschuhe gewahrend, sich nach allen Seiten umsah, ob ihn irgend jemand damit bemerkt hätte. Einmal lächerlich zu erscheinen, war ihm unerträglich und von dem Gedanken gepeinigt, daß es hier geschehen sein könne, erstarben ihm fast die Worte auf den Lippen und er eilte, die Bürde und uns selbst so rasch als möglich los zu werden.

Am 17. Juni 1873.

Der am 9. erfolgte Tod Napoleon III. veranlaßt die Zeitungen, sich noch einmal eingehend mit ihm zu beschäftigen. Die Mehrzahl derselben urtheilt sehr wegwerfend über ihn und bemüht sich mit Vorliebe, ihn als klein und unbedeutend hinzustellen, dabei ganz vergessend, daß es unserer Zeit kein gutes Zeugniß geben heißt, wenn ein solcher Mensch sie beherrschen konnte. Denn beherrscht hat er sie, das darf nicht geleugnet werden. Als Kaiser von Frankreich übte er eine große Gewalt aus und sein Wort galt viel in der Waagschaale der Welt. Wenn er gesprochen, sann man auf dem ganzen Erdball dem nach, was er sagend verschwieg, was er verschweigend sagte. Er war der Sprecher und Führer der Monarchen. Daß er das ohne Geist, ohne Klugheit, ohne einige glänzende Gaben nicht werden konnte, liegt auf der Hand. Wagemuth des Abenteurers und eine verbrecherische Selbstsucht vermochten ihn allein dazu nicht zu befähigen. Er mußte auch bessere Eigenschaften besitzen und er besaß sie in der That. Vielseitige Bildung, Belesenheit, scharfer Verstand, Beredsamkeit und Gewandtheit mit der Feder, Geschick in der Politik und weise Ausnutzung der Umstände sind ihm nicht abzustreiten. Nicht wählerisch in den Personen und Mitteln, ging er dreist auf sein Ziel los. Er scheute auch nicht vor dem Blutgeruch. Sein eigentlicher Feuerzauber aber, den er übte, bestand darin, daß er die Franzosen nach der Ernüchterung unter Ludwig Philipp durch napoleonischen Ruhm und nationale Eitelkeit aufs neue trunken machte. Ludwig Philipp hatte bereits eine Witterung von Frankreichs Niedergang. Er fühlte instinktmäßig, daß es in Revolutionen etwas zu verschwenderisch gewesen und im Einflußüben auf die Nationen sich einigermaßen erschöpft hatte. Er wollte in Beidem pausiren, und in der Pause es zugleich gewöhnen, etwas bescheidener aufzutreten. Aber der Franzose hat zu nichts weniger Talent, als zum Pausiren und zur Bescheidenheit. Ruhiges Abwarten und Stillsitzen ist seine Sache nicht. Er verlangt unausgesetzt nach Bewegung, Geräusch und lärmendem Vordrängen. Der Franzose muß sich immer hören können und unter Ludwig Philipp hörte er sich nicht genug. Der Bürgerkönig führte zu wenig das große Wort und rasselte nicht mit den Sporen. Seine Regierung ging in Gummischuhen und mit dem Regenschirm. Sie wünschte Frieden und gute Geschäfte,

und zwar in möglichster Stille. Das verzieh man ihr nicht, und davon gelangweilt, jagte man sie zum Teufel, um sich der von Ludwig Napoleon in die Arme zu werfen, die mit dem ganzen Glorien-Spektakel des Oheims auftrat, und allen Hochmuth und alle Überhebung aus der Zeit Ludwigs XIV. neu in Scene setzte. Unter ihr gab es wieder den alten Dünkel, die alte Großsprecherei, den alten Ruhmestaumel. Der Franzose hörte sich wieder, und vor allen Dingen hörte er sich wieder auftreten und obschon es immer das Auftreten auf einem und demselben Flecke war, bildete er sich doch ein, noch stets an der Spitze der Nationen zu marschieren.

Das war nach dem Geschmack des Parisers. Umsonst haben einsichtsvolle Leute gewarnt. Man achtete der Warnung nicht. Man schrie und jubelte, beleidigte im Übermuth Gott und Welt, und meinte, Frankreich allein bestimme das Geschick der Reiche und Völker.

Dies dauerte, bis 1870 der große Kriegskrach kam. Da stiebte die Schwindelherrlichkeit in alle Winde. Daß aber Frankreich seitdem zur Erkenntniß und Vernunft gekommen, läßt sich kaum wohl sagen. Nicht die Fußstapfen Ludwig Philipp's sucht es, sondern noch stets die Gleise seines „großen" Ludwig's und seiner hochfahrenden Napoleonen. Jeder pomphafte Kronbewerber und jeder verwegene Abenteurer ist noch heut sein Mann und kann es haben.

Am 28. Mai 1873.

In Paris hat man Thiers aus der Regierung verdrängt. Die „Hamburger Nachrichten" vergleichen mit Recht sein Loos mit dem eines Thierbändigers, der hundert Mal im Käfig des Löwen und Tigers unbeschädigt erschienen ist und endlich doch von den wilden Bestien zerrissen wird. Eitel und empfindlich, wie dieser Mann ist, hat er sich in blinde Sicherheit einwiegen und dann verletzt zum Rücktritt treiben lassen. Lange und geschickt mit allen Parteien sich benehmend, ist der Ausgang, daß er es mit allen verdorben. Anhänger des Königthums, suchte er die Republik zu befestigen, weil er sie für zeitgemäß und zweckmäßig ansah. Auf seine Gegner fußend, wurde er von seinen Gesinnungsgenossen gestürzt. Es ist ein sonderbares Schauspiel, das er geboten hat. Er hielt die Dinge und ihre Entscheidung hin; nach ihm werden sie sich wahrscheinlich um so mehr überstürzen.

Am 1. Oktober 1873.

Zuweilen komme ich mir in meinen Aufzeichnungen wie ein literarischer Todtenbeschauer vor. Die Todesfälle im Kreise meiner schriftsstellerischen Bekannten und Freunde mehren sich in erschreckender Art. An einem und demselben Tage des Septembers, am 26., starben Roderich Benedix und Klara Mundt (L. Mühlbach).

Des Ersteren erinnere ich mich noch frisch aus der Zeit, da er als junger, schlanker Mann mit langem Lockenhaar nach Berlin kam, um daselbst öffentliche Vorlesungen zu halten. Es wird wahrscheinlich 1840 gewesen sein. Er hatte eben die Bühne, auf der er einige Jahre als Schauspieler gewirkt, verlassen und begonnen, sich dichterischem Schaffen hinzugeben. Welchem Gebiete der Literatur er sich zuwenden wollte, darüber war er noch ganz unentschieden. Er hatte kleine Abhandlungen, Gedichte, Märchen und auch einen dramatischen Versuch gewagt. Von dem Letzteren sprach er ziemlich schüchtern und verzagt. „Die Bühne ist nicht mein Feld“, sagte er. „Auf ihr werden mir keine Lorbeeren wachsen weder als Schauspieler noch Schriftsteller. In dieser Ueberzeugung habe ich mich von ihr losgesagt. Mein dramatischer Versuch war unternommen, da ich ihr noch mit Leib und Seele angehörte. Aber er ist sicher so verfehlt, wie es meine Theaterlaufbahn war. Ich rechne auf keinen Erfolg.“

Nach ein paar schwachbesuchten Vorträgen im Saal des „Hotel Du Nord“, glaube ich, reiste er ab, um in Wesel die Leitung eines Volksblattes zu übernehmen. Bald darnach ward „Das bemooste Haupt“ gegeben und errang einen derartig günstigen Erfolg, daß er, davon ermuthigt, rasch zu dem Entschlusse kam, sich lediglich dem Drama zuzuwenden.

Ich habe später, als er, anerkannt als Dramatiker, in Leipzig lebte, oft und immer angenehm mit ihm verkehrt. Er war inzwischen ziemlich vierschrötig und beleibt geworden und mit dieser äußern Erscheinung hatte sich auch sein ganzes Wesen verändert. Behäbig, burschikos, ein tüchtiger Kneipbruder, trat er ziemlich selbstbewußt und zuversichtlich auf. Nicht immer von feinem Takt und geläuterter Bildung, konnte er oft sonderbare Äußerungen thun und ein Benehmen zeigen, womit er zuweilen verletzend wirkte. Ich sehe ihn noch im großen Festzuge des Dresdener Sängerfestes die Leipziger Sanges-

brüder anführen, eine Fahne in der Hand, das unbedeckte Haupt mit einem mächtigen Kranze geziert, jeden Humpen leerend, der ihm geboten wurde und jedes hübsche Mädchen küssend, das ihm zu nahe kam.

Er war Lebemann durch und durch, aber dabei von herzerfreuendster Gemüthlichkeit und bezauberndem Humor. Ohne bedeutend im Gespräch zu sein oder durch geistvolle Einfälle zu überraschen, nahm er doch ein durch muntere Frische und Lebhaftigkeit seiner Rede. Am Kneiptisch fühlte er sich besonders behaglich. Da ließ er sich unbefangen gehen und am Liebsten in dem Wesen eines alten flotten Burschen. Ein Stück von einem bemoosten Haupte war er selbst: ohne viel Form und Halt, aber biederherzig, lustig und voll derber Späße, die er gerne zum Besten gab. Zwischen seine Schwänke fiel natürlich auch manches ernste und wohl zu schätzende Wort; freilich auch manche sonderbare und verschrobene Aeußerung. Ueber unsere Dichter und Künste, über Shakespeare, Musik und Philosophie konnte man zuweilen verwunderliche Aussprüche von ihm vernehmen. In dem Grade wie er zu Namen und Selbstbewußtsein gekommen war, in demselben Grade war er pfahlbürgerlich und beschränkt in seinen Ansichten geworden. Vom echten Poeten hatte er nicht viel. Er war ein neuer Iffland, ein ehrbarer Kotzebue. Das belegt sein ganzes dramatisches Schaffen.

Die Arbeit ging ihm gut und leicht von der Hand. Nachdem er einmal Eingang mit seinen Stücken auf der Bühne gefunden, hat er deren eine große Menge und darunter einige von dauerndem Werthe geboten. „Der Vetter“, „Eigensinn“, „Die Hochzeitsreise“, „Das Gefängniß“, „Die Dienstboten“, „Der Störenfried“, „Die zärtlichen Verwandten“, „Die relegirten Studenten“ z. B. sind mit Recht noch heute auf den Brettern. Sie sind nicht gerade tief angelegt und nur leicht geschürzt, aber immer heiter und unterhaltend und dem bürgerlichen Leben glücklich abgelauscht. Sie heben den Geist des Publikums nicht gerade sehr, aber sie verderben ihn auch nicht: sie erhalten ihn auf echt deutscher, ein wenig beengter Gesinnung, die meist natürlich und wahr, bald behäbig rührselig, bald wohlthuend komisch ist. Hohe Probleme sind seine Sache nicht, wohl aber häusliche Vorgänge und Zustände von ergreifender Wirkung.

Sein letztes Stück ist vollkommen in der Art seines ersten. Roderich Benedix blieb im Allgemeinen ohne wesentliche Wandlungen. „Das bemooste Haupt", das jener Versuch war, von dem er am Beginn seiner literarischen Laufbahn so geringe Erwartung hegte und welcher doch der Grundstein seines Wirkens und Glückes wurde, ist das Prototyp seines dramatischen Leistens.

Klara Mundt geborene Müller hat zu Neubrandenburg in Mecklenburg das Licht der Welt erblickt. Durch vieles Lesen und Reisen früh selbstständig geworden, begann sie in sehr jugendlichem Alter bereits schriftstellerisch thätig zu sein. Phantastisch und sinnlich von Natur, dabei stattlich und üppig von Erscheinung, hübsch von Gesicht, das namentlich durch ein Paar große, dunkelflammende Augen anziehend wirkte, sehnte sie sich aus den engen Verhältnissen der kleinen Stadt in unbestimmtem Drange nach Erlebnissen in die große Welt. Sie hatte, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, den berühmten Arzt Johann Friedrich Dieffenbach kennen gelernt und widmete demselben eine schwärmerische Verehrung. Aus Liebe zu ihm nahm sie, wie Aurora Düdevant von Sandeau's Namen, die Vordersylbe von dem seinigen die letzte Sylbe in ihren Schriftstellernamen hinüber. George Sand war damals die literarische Heldin des Tages. Ueberall wurde von ihr gesprochen, geschrieben, gefabelt. Klara Müller, die sich als Schriftstellerin L. Mühlbach nannte, verspürte Neigung, es ihr gleich zu thun. Das sogenannte Junge Deutschland: Heine, Gutzkow, Wienberg, Laube, Mundt, die in jenen Tagen an der Spitze der literarischen Bewegung bei uns standen und George Sand mit ungewöhnlicher Begeisterung in ihren Schriften erwähnten, wurden in Folge dessen ganz selbstverständlich die Männer ihres Herzens. Sie sendete einige von ihren Arbeiten an den zuletzt genannten Autor ein, indem sie ihn um Rath und Förderung in ihren Bestrebungen ersuchte. Theodor Mundt, in jenen Tagen noch jung und empfänglich, ließ sich mit ihr in einen Briefwechsel ein und wurde durch diesen, von der jungen Schriftstellerin eingenommen und gefesselt, angetrieben, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Er war ein angenehmer Mann, etwas über mittelgroß mit anziehendem Gesicht und schwarzem, lang herabhängendem Haar, wie es in jener Zeit zu tragen beinahe die allgemeine Sitte war. Seine nahe Beziehung zu der schönen und geistvollen Charlotte Stieglitz, die sich überlegt

und gefaßt daheim in abendlicher Stille in ihrer Schlafstube und züchtig in die Kissen und Decken ihres Bettes gehüllt, den Dolch in die Brust stieß, — um — wie sie schrieb, ihrem weltschmerzlich dahinsiechenden Gatten, den nicht unbegabten, aber wenig gestaltungsfähigen Dichter Heinrich Stieglitz durch ein erschütterndes Unglück aus seiner geistigen Verkommenheit aufzurütteln — Charlotte Stieglitz hatte die besondere Theilnahme auf ihn hingelenkt.

Die Welt behauptete fast allgemein: jene unglückliche, schöne Frau habe in sich eine Neigung für Mundt, den Freund ihres Gemahls. emporkeimen fühlen und diesen Keim und das etwa daraus erwachsende Verhängniß in ihrem Blute erstickt. Mundt's schönes und empfindsames Buch: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal“, weit davon entfernt: diese Behauptung zu entkräftigen, hatte vielmehr dieselbe nur verstärkt und seinem literarischen Ruf und seiner Person eine Art von geheimniß- und reizvoller Weihe gegeben. Daß er dadurch für ein Wesen, wie Klara Müller eines war, ein besonderes Interesse erhielt, läßt sich denken. Sie nahm ihn lebhaft und mit leidenschaftlicher Wärme bei sich auf. Theodor Mundt aber, der von Charakter etwas linkisch, schüchtern und verlegen war, entflammte diese Aufnahme in so hohem Grade, daß bald darnach seine Verehelichung mit ihr erfolgte (1839).

Sie hatten sich noch nicht lange in Berlin niedergelassen, als ich sie beide kennen lernte. Ich habe viel und glücklich mit ihnen verkehrt. Sie machten ein offenes Haus und sahen fast jeden Abend Gäste bei sich. Der Tag gehörte bei beiden der Arbeit. Sie standen ziemlich früh auf und schrieben fast ohne Unterbrechung bis zum Abend. Ihre Tischzeit war um sechs Uhr Nachmittag.

Mundt arbeitete langsam und nicht leicht; ihr flog es von der Hand. Es war erstaunlich, was sie in wenigen Stunden leistete. Eine immer sprudelnde Erfindungsgabe, eine üppige, von Lebensfülle strotzende Vorstellungskraft ließen sie einen bändereichen Roman nach dem andern auf den Markt bringen. Sonderbar war dabei, daß sie manchmal geradezu unzüchtig schrieb und in ihrem Thun und Treiben doch die ängstlichste Ehrbarkeit zu Tage legte. Sie war außer sich, wenn in ihrer Gegenwart ein anzügliches Wort gesprochen wurde und zürnte über jede Aeußerung, die auch nur im Geringsten über die Grenzen der sittlichen Wohlanständigkeit hinausging.

Daß das letztere Verhalten kein natürliches, sondern ein blos äußerlich angenommenes gewesen, will ich nicht geradezu behaupten. Doch hat es mir oft so scheinen wollen. Ihr Aussehn und ganzes Wesen ließ zum Mindesten die Vermuthung zu. Sie war entschieden ein schönes Weib, aber ihre Schönheit trug einen etwas gewöhnlichen Stempel. Ihr Körper nahm bald an Fülle zu und gab ihren Formen etwas Plumpes und Ausquellendes; ihr Mund, fein und zart geschnitten, bekundete einen wollüstigen Sinn und noch mehr thaten das ihre großen, prächtig leuchtenden Augen. Sie wußte sehr anregend und oft mit Geist zu sprechen, aber aus ihrer kleinstädtischen Jugend war ihr ein Zug von Klatschsucht geblieben, der Anfangs nur harmlos und drollig erschien, aber später, als sie durch ihren Hang zur Geselligkeit, Reisen und Wohlleben in Geldverlegenheit gerieth, einen etwas gehässigen und verbitterten Charakter annahm. Leicht erregt und von starker Einbildung, wie sie war, ließ sie sich zu raschen und zuweilen unbedachten Aufstellungen und Auslegungen hinreißen, mit denen sie Leuten in günstigeren Umständen und glücklicherer Lage oft zu nahe trat und Unrecht that. Mundt, der in seinem Wesen nicht gar zu fest war, ließ sich leider durch ihre Einflüsterungen bestimmen und gegen Personen entfremden, die ihm sonst nahe gestanden. So entzweite sie ihn unter Anderen mit Varnhagen von Ense, mit dem er lange befreundet gewesen, und mit welchem er im Verein 1840 K. L. von Knebel's literarischem Nachlaß und Briefwechsel (drei Bände, Leipzig, Gebr. Reichenbach) herausgegeben hatte.

Varnhagen und dessen Gattin Rahel waren auf Theodor Mundt nicht ohne Einwirkung gewesen und hatten ihn namentlich in den Kreis der begeisterten Goethe-Verehrer gezogen und veranlaßt, daß er dessen Schreibweise studirte. Sein denkwürdiges Buch: „Charlotte Stieglitz", das 1835 in Berlin bei Veit & Co. erschien, trägt die deutlichen Spuren davon, die vornehmlich auch noch sein Werk „Die Kunst der deutschen Prosa" erkennen läßt. Weiblicher Einfluß ist immer mächtig auf ihn gewesen. Rahel Varnhagen und Charlotte Stieglitz hoben seinen Geist und seine Darstellungsweise. Der seiner Gattin minderte beide im Laufe der Jahre herab. Seine Arbeiten wurden nach und nach breit und gewöhnlich und büßten an Fülle und Schwung beträchtlich ein. Was seine Freundin Charlotte Stieglitz einst von einem Menschen

gemeint hatte, dem die innere Poesie verloren gegangen war, das konnte schließlich einigermaßen auch von ihm gelten, nämlich: „Der Schwan ist ihm entronnen, die Ente watschelt ihm nach.“ Er hatte zuletzt auf Einkommen und Verdienst zu sehen.

Das Alles sprach in der ersten Zeit seiner Ehe, in der ich ihn kennen lernte, aber noch nicht mit. Damals war seine Frau, noch selbst gehoben von seiner Liebe und von dem literarischen und geselligen Leben Berlins, voll argloser Heiterkeit und sprudelnder Frische. Sie machte seine Häuslichkeit zum Sammelplatz aller anziehenden und bedeutenden Menschen darin. Man las vor, man musizirte, man spielte Theater. Ich bewahre noch heute einen Schauspielzettel folgenden Inhalts:

Marienstraße Nr. 22.

Am 2. Januar 1844.

Leben und Tod

des

kleinen Rothkäppchens.

Eine Tragödie von Ludwig Tieck. Ouvertüre und die zur Handlung gehörige Musik von Professor A. B. Marx. Orchester: Frl. Sophie Pfuhl.

Personen:

Die Großmutter.	Der Hund.
Rothkäppchen.	Ein Bauer.
Hanna, ein Bauernmädchen.	Peter.
Der Jäger.	Dessen Braut.
Zwei Rothkehlchen.	Die Nachtigall.
Der Wolf.	Der Kuckuck.

Dargestellt von den Damen Klara Mundt, Minna Pfuhl, Ludmilla Assing, Henriette Rosenhein und den Herren Wentzel, Wehl, Mundt.

Ort der Handlung: Die Stube der Großmutter und der Wald. — Pas de deux von zwei Rothkehlchen. —

Hierauf:

Rothkäppchens Wiedergeburt

und

der Geist der Zeit.

Epilog von Feodor Wehl.

Personen:

Der Geist der Zeit. — Hanne. — Der Jäger. — Rothkäppchen. — Der Hund.

Anfang 9 Uhr.

Die Aufführung geschah vor einem auserlesenen Publikum und von Seiten der Darsteller in der angeregtesten Stimmung. Wie viel ward gescherzt, gelacht und Uebermuth getrieben! Man überbot sich gegenseitig in Witz und toller Laune. Es war ein prächtiger Abend, ein Abend, der noch obenein eine gewisse literarische Bedeutung dadurch gewann, daß sein dramatischer Erfolg die Veranlassung zu dem öffentlichen Aufgreifen von Tieck's „Blaubart" im königlichen Hoftheater wurde.

Man fand nämlich unsere Darstellung des „Rothkäppchens" so reizend, daß man viel davon sprach und noch einmal wieder anfing, sich mit Tieck's dramatischen Märchenkomödien zu beschäftigen. Selbst der königliche Hof nahm davon Notiz und veranlaßte den Dichter zum Vorlesen derselben, endlich sogar zum Einstudiren der Blaubart-Tragödie, die dann auch mehrmals gespielt wurde.

Dieser Umstand machte uns stolz und verlieh dem Mundt'schen Hause und Kreise damals eine Art von Ansehen, das besonders Frau Klara schmeichelte, die in ihnen so zu sagen die Seele war. Sie hatte immer neue Ideen, neue Unternehmungen, neue Vorschläge, welche die Gesellschaft in Athem erhielten und ihr mehrfach die Aufmerksamkeit der Berliner Geister erwarb.

In jener Epoche befanden sich Theodor Mundt und seine Frau auf dem Höhepunkte ihres Lebens, sowohl wie ihrer Schaffenskraft.

Einen ungefähren Begriff von dem Naturell der Letzteren geben deren Briefe, von denen ich einige auszugsweise hier folgen lassen will. Sie schreibt unter Anderem:

Daß es Ihnen wohl geht, hat uns sehr gefreut, denn wir, das wissen Sie, nehmen den innigsten Antheil an Allem, was Sie betrifft, und da das äußerliche Wohlbehagen immer den größten Theil des innern Wohlbehagens bedingt, so war mir's unendlich wichtig, gerade zu erfahren, wie's Ihnen äußerlich geht, und da freut's uns, daß Sie sagen: gut! Der kleine Garten unter Ihrem Fenster soll von mir gegrüßt sein mit jedem Blatt und jeder Blume; wenn es recht einsam ist und stille um Sie her und in Ihnen, dann legen Sie sich in's Fenster und sehen in den Garten und wenn Sie dann mit andächtigem Herzen zuhören, werden Ihnen die Blumen viele wunderbare und geheimnißvolle Geschichten

erzählen; das verstehen sie, und wenn wir es nicht allemal vernehmen, so liegt dies nur an unseren tauben Ohren. Die Natur ist überhaupt sehr reich an Worten und Bildern; da habe ich mir zum Beispiel einen Vogel angeschafft, einen inländischen Waldvogel, schön gefiedert und glänzend, wenn der den Schnabel aufmacht und seine eigenthümlichen, schrillen pfeifenden Töne hören läßt, so ist's, als wäre man mitten im Walde, im Bäumerauschen, auf moosbedecktem Schattenplatz, und so wird mir der Vogel das schönste Bild des Waldes; — ich habe jetzt eine wahre Passion für die Thierwelt, und ich liebe es, den Thieren so recht tief in die Augen zu sehen, — es liegt eine ganze Welt voll Märchen und erhabener Dummheit in diesen Augen der Thiere. Wenn ich in die Küche komme, huscht ein weißes Kaninchen mit glänzend rothen Augen an mir vorüber, und in meinem Epheugitter zwitschert und jubelt ein reizender kleiner Buchfinke. Fido nur, der Arme, ist krank; er sollte sogar das Loos eingefangener Spione theilen, nämlich erschossen werden, und doch hat der Unschuldige in seinem Leben auf nichts spionirt, als auf einen fetten Bissen, und höchstens auf Fliegen. Ein mitleidiger Arzt schrie noch zu rechter Zeit: Gnade! und nahm ihn zu sich und kurirte an ihm herum, bis er so leidlich wieder hergestellt und seit gestern wieder bei uns ist, aber so ganz verdummt, daß ich fürchte, sie haben ihm sein bischen Phosphor aus dem Gehirn fortkurirt. Aber was kümmern uns denn die Thiere, nicht wahr? Von Menschen möchten Sie hören? Wie denn, von Menschen? Il n'y en a pas! Alles verreist! Die Straßen todt, ausgestorben, das Theater leer, — höchstens belebt durch wohlbehäbige Landjunker mit ihren buntgeputzten Weibern, die ein staunendes Ach! hauchen, wenn der Kronenleuchter hell wird.

Madame Rettich ist hier; ich war sehr gespannt auf sie und hoffte das Größte, aber sie leidet an diesem ewigen Fluche, den die unerbittliche Natur über die Menschheit hingeschleudert, — ihr Gesicht ist alt, — daß ihr Herz jung ist und glühend, das hört man, das bewegt Einen, ja, es reißt hin, denn ihr Herz ist so jung und feurig, daß es zuweilen sogar ihr Angesicht mit Jugendgluth überhauchen kann, aber nur zuweilen, — dann zeigt sich wieder die alte Frau, der die Stimme bricht, die bald im Baß donnert, bald in den höchsten Brusttönen flötet. — Sie gefällt nicht sehr. —

Schreiben Sie bald, bitte, und behalten Sie lieb Ihre Mundt'schen Freunde!

Den 13. Juli. Klara Mundt.

Berlin, den 22. November.

Unsere Herzen werden Ihnen niemals stumm sein, sondern immer eine warme Antwort für Sie haben, und das wissen Sie wohl, daß in jeder Lage Ihres und unseres Lebens unsere Freundschaft für Sie stets dieselbe und unveränderlich treu sich erweisen wird. Gerade, weil ich Sie lieb habe, zanke ich ja zuweilen mit Ihnen, und weil ich immer das Beste von Ihnen möchte, bin ich zuweilen schwach gegen das Gute, was Sie leisten. Leisten müssen, sollen und werden Sie aber noch viel, und wenn Sie das nicht thun, dann werde ich immer mit Ihnen zanken, und niemals sollen Sie mit Ihren Arbeiten zufrieden sein, damit immer das Kommende das Beste wird, und nie ein Stillstehen, immer ein Vorwärts in Ihren Leistungen sei! —

Uebrigens kann ich kaum vor Frost die Feder halten, durch unsere Fenster pustet der Wind abscheulich, und draußen heulen einige riesengroße Waldteufel das nahe Weihnachtsfest ein!

Es klingt bald so, als ob Frau Birch-Pfeiffer declamirte. Sie Armer, daß Ihnen das entging, daß „Die Familie" sich zankte und liebte und von Mutter Birch bepredigt ward, ohne daß Sie es hörten und das seidene Taschentuch zogen und weinten! denn sicher, Sie hätten auch geweint, — ich hab's auch gethan, halb vor Zorn über das elende Publikum, das über solche Jämmerlichkeiten weinte, halb aus Rührung über diese Jämmerlichkeit und aus Schmerz, weil die große Birchen uns bei den Haaren zur Rührung herbeischleppte. Es ist ein schlechtes Stück, diese „Familie", schlecht, weil es unwahr ist, und doch nur ein matter Abklatsch von „Mutter und Sohn", — ja, und wenn wir Andern das beste Stück schreiben, es wird doch nicht so wirken wie eine Pfeifferiade. Das Publikum tanzt einmal nach dieser Pfeife, und wir wissen schon aus dem Mittelalter, daß, wenn die Leute einmal in die Tanzwuth verfallen sind, kein Gott sie aufhalten kann! — Gutzkow hat uns wieder verlassen und ist nach Dresden gegangen, um die Aufführung seines Stückes „Uriel Acosta" vorzubereiten. Hier werden wir es leider wohl nicht bekommen wegen der religiösen Tendenz.

Da Gutzkow fort ist, wird auch Frau von Bacheracht gehen. Eben meldet sie mir in einem Billet, daß sie den morgenden Abend möchte bei uns zubringen, Dienstag reist sie ab, und Montag sind wir noch alle zusammen in großer Gesellschaft bei der Gräfin Ahlefeldt. Ich freue mich sehr darauf, weil ich die Gräfin von ganzem Herzen liebe. Es ist eine durchaus feine und edle Natur, mit der schönsten Gemüthswärme und dem frischesten Antheil für alles Schöne und Gute. Es werden bei ihr sein: die Bacheracht, die Lewald, wir, Ludchen (Ludmilla Assing), Schropp's und Oelsner. Kennen Sie Oelsner? Nun, Sie werden ihn sehen, bei Schropp's natürlich, und wenn er Ihnen recht viel erzählt hat, so werde ich leise zu Ihnen treten und Ihnen in's Ohr flüstern: Es ist Alles nicht wahr! Aber er lügt interessant. Die guten, lieben Schropp's! Sie sind beide krank, blaß und angstvoll für ihre Gesundheit, die armen, reichen Leute! Sie haben sich ausländische Vögel mitgebracht, die füttert er den halben Tag, den anderen halben hustet er. Bei Husten fällt mir Jähnsch ein. — Oh, was wollen Sie, der hustet nicht mehr und ist sehr fidel und sehr guter Dinge. In Wiesbaden hat er im Sommer viel Geld im Hazard gewonnen, und das gefällt ihm sehr. Und wenn ich Ihnen von all' den Freunden erzähle, so fällt mir ein, daß einer der Freunde bei Ihnen ist. Holtei! Der gute, alte Holtei! Daß der nicht nach Berlin kommt, nicht ein einziges Mal zu seinen alten Freunden, das begreife ich nicht, aber es betrübt mich, sagen Sie ihm das. Grüßen Sie Holtei, den Bösen und Putlitz von Ihren Freunden

Theodor und Klara Mundt.

Berlin, den 1. Februar 1852.

Gern schickte ich Ihnen auch dann und wann Notizen, aber was wollen Sie? In Berlin geschieht gar nichts mehr! Wir leben wie die gefesselten Bären, brummen ganz heimlich, aber lassen's uns eben gefallen, — weil wir eben nicht Anders können. Man hat uns Handschellen angelegt, aber damit noch nicht zufrieden, will man uns jetzt noch einen Maulkorb vorlegen, und die Regierung wird uns von jetzt an, nicht nur nach ihrer Pfeife, nein, auch nach ihrer Elle tanzen lassen. Nach der Elle will sie die Zeitungen und Journale abmessen und besteuern, und wucherischer wie der größte Bandjude, will sie sogar die achtel Elle, die jeder

Bandjude zugiebt, für eine volle viertel Elle rechnen und als solche sie sich bezahlen lassen! Wenn die Kammern, und warum sollten diese Kammern es nicht, dieses vom Finanzminister eingebrachte Steuergesetz für die Zeitungen und Anzeigen annehmen, so ist es mit den Zeitungen am Ende und die Presse, welche man im Zwangsstuhl unseres Preßgesetzes noch nicht hat tödten können, wird dann von der Elle des Finanzministers zu Tode geprügelt! Gut ist's! Denn da droben wohnt Gott und glänzt das Schwert als Sternbild am Himmel und hier unten wohnen die Fürsten und weiden die Schafe, sowohl die menschlichen als die bevorzugten Viechers Schafe!

Aber dieses Alles soll uns nicht hindern und uns nicht verzagt machen, eben weil da droben Gott wohnt, und das Schwert als Sternbild glänzt! Ich meinestheils, ich hab's mir fest vorgenommen, ich will mich durchaus nicht entmuthigt werden lassen, und selbst wenn ich auch, wie all' die Andern, unter'm Joch hingehen muß, so will ich doch den Kopf noch emporrichten und steif halten! Auch hab' ich ungeheure Arbeitspläne für dies Jahr! Gott, Gott, die Arbeit ist ja unsere köstlichste Zuflucht, unsere schönste Erquickung und mein bester Trost in allem Ungemach.

Sie fragen nach der kleinen Theodora? Es ist ein allerliebstes, reizendes, abscheuliches kleines Ding. Vor einer Stunde hat sie eine Ohrfeige von mir bekommen, weil sie mir feierlich erklärte, sie wolle Kunstreiterin werden, und trotz meines Verbotes sich immer übte, auf dem Kopfe zu stehen, bis sie puterroth ward. Als sie darauf kam, mich um Verzeihung zu bitten, fragte ich: Nun, Theodorchen, was willst Du jetzt werden? Ich hoffte, sie würde antworten: ein artiges Kind. Sie aber antwortete ganz ernsthaft: ein Constitioneller! Ich war nicht abgeneigt, ihr noch eine zweite kleine Ohrfeige zu verabreichen. Gestern, als ich sie auch wegen Unarten schalt, nahm Mundt, der sie furchtbar verzieht, sie in seinen Arm und sagte: Komm, mein süßes Kind, komm, und tröste Dich. Die Welt ist einmal so schlecht. — Theodora sah ihn mit ihren großen, schwarzen Augen kopfschüttelnd an und sagte: Ach nein, die Welt ist gut, bloß Mama ist so schlecht. Worauf Mundt mich ganz begeistert ansah und rief: Nein, was das Kind doch klug ist!

Da, als echte Mutter eine halbe Seite über mein enfant terrible geschrieben! Pardon! Ich erwarte, hoffe und wünsche, daß Sie das merkwürdige Phänomen eines Briefes von mir mit einem ander-

weitigen Phänomen eines Briefes von Ihnen baldigst beantworten. Schönste Grüße von Mundt und

Klara Mundt.

Berlin, den 1. August 1852.

Endlich kann ich mein Gewissen nicht länger beschwichtigen, das mir täglich Vorwürfe macht über mein langes und unfreundliches Schweigen, Ihnen gegenüber, verehrter Freund. Ich schiebe also eben mein Manuskript, an dem ich arbeitete, bei Seite, um Ihnen einen Gruß und ein paar flüchtige Worte zu senden. Vorgenommen habe ich mir das seit Wochen schon täglich, aber meine Zeit ist getheilt zwischen Arbeiten, Spazierengehen und Kranksein, denn Sie wissen ja, wie viel ich leide an meinem Kopf. Trotzdem aber muß ich sehr fleißig sein, denn mein neuer Roman muß kontraktlich Ende August fertig sein, und ich bin noch im zweiten Bande, während der Roman drei Bände umfaßt. Es ist überdies ein sehr schwieriges Werk, denn ich muß so sehr viele und sehr umfassende historische Studien dazu machen, und ich versichere Sie mein Zimmer sieht jetzt aus, als ob ein philiströser Stubengelehrter darin wohnte. Mein Schreibtisch ist bepackt mit Büchern, ebenso das Fensterbrett daneben, und hinter mir steht noch ein langer Tisch ganz aufgestapelt mit Büchern. Diese alle gebrauche ich zu meinem Romane „Friedrich der Große und sein Hof“, der eigentlich nur den Anfang bildet eines größern Roman-Cyclus, aus dem Leben Friedrich's des Großen. Gefällt diese erste Abtheilung, so werde ich gleich eine zweite schreiben: „Friedrich der Große und seine Freunde“. und dann eine dritte: „Marquis d'Argens.“ — Dieser erste Roman umschließt nur die ersten Regierungsjahre des Königs; es macht mir da eine besondere Freude, den König, den alle Welt als den „alten Fritz“ kennt, als den jungen feurigen Mann, den unbesonnenen, in Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit lebenden Jüngling darzustellen, der erst alle möglichen menschlichen Leidenschaften in sich durchmachen und in feurigen Gluthen sie verbrennen mußte, um dann endlich aus der Asche aller Leidenschaften als der Phönix seiner selbst hervorzugehen. Ich kann's überhaupt nicht leiden, wenn man unsere großen berühmten Männer immer nur als Greise darstellt. Goethe und Fr. d. Gr. haben darin gleiches Schicksal, beide werden in Statuen und Bildern immer nur dar-

gestellt, wie sie in ihren letzten Lebensperioden anzuschauen waren, während die Zeiten ihrer Größe immer in ihrer früheren Jugend liegen. Als Goethe sein größtes Werk, den „Faust,“ schrieb, war er noch nicht vierzig Jahre, und als Fr. d. Gr. die Schlacht bei Collin gewann, war er kaum 45 Jahre, und doch hat Rietschel Goethe als den steinernen Urgreis dargestellt, und Rauch nun gar den Friedrich in Berlin als den alten verknöcherten, gelangweilten, von Staatsgeschäften ermüdeten, geist- und herzverschrumpften, preußischen König, der er in den letzten Jahren war, als welcher er aber wahrhaftig keine Schlachten gewonnen und keine Campagnen ausgehalten hätte. — Von Mundt habe ich Ihnen die schönsten Grüße zu sagen. Er ist wirklich so überlastet mit Geschäften, daß er zu seinem eigenen Bedauern fast gar nicht dazu kommen kann, seinen Freunden zu schreiben. Jetzt z. B. arbeitet er gleichzeitig an der zweiten Auflage seiner „Literaturgeschichte der Gegenwart,“ die eigentlich ein ganz neues, vollständig umgearbeitetes und auf das Umfassendste ergänztes Werk wird; dann bereitet er die zweite Auflage der „Geschichte der Gesellschaft“, die auch noch in diesem Jahr erscheinen soll, vor, schreibt zugleich an der Biographie von Fr. v. Heyden, die dessen nachgelassenen Gedichten vorgesetzt werden soll; dazu kommen noch politische Leitartikel für einige Zeitungen und seine täglich zwei Stunden einnehmenden Bibliotheksgeschäfte! Urtheilen Sie selbst, ob ihm da noch Zeit übrig bleibt, Briefe zu schreiben. Denn einige Stunden braucht man doch auch, um spazieren zu gehen, sich auszuruhen, um mit seinen Freunden heiter und guter Dinge zu sein. Außerdem ist Mundt ein sehr zärtlicher Vater und ganz verliebt in seine kleine fünfjährige Tochter, der er manche Viertelstunde zu fröhlichsten Spielen als Kamerad und Spielkumpan weiht, und da lacht er so fröhlich und ist so harmlos und heiter, daß man kaum meinen sollte, er könnte eine halbe Stunde später als ernster und strenger Mann der Wissenschaft und Literatur mit ernstgefalteter Stirn an seinem Schreibtisch sitzen. —

Da! Es sind wieder drei Tage vergangen, ohne daß ich dieses kleine Briefchen vollenden konnte! Heute aber und jetzt gleich soll's nun aber gewiß geschehen. Ich sage Ihnen also bloß noch herzliche Grüße von uns beiden und versichere Sie, daß wir uns innigst freuen würden, wenn Sie endlich auch einmal sich wieder umsehen wollten nach Ihren Berliner Freunden Theodor und Klara Mundt.

Endlich, verehrter Freund, komme ich dazu, anders als in Gedanken Ihnen zu schreiben und den Gefühlen aufrichtigster Freundschaft und Gesinnung, von denen Sie wissen, daß Mundt und ich sie immer für Sie hegten und hegen werden, auch äußerlich zum Ausdrucke zu geben. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben, ich bin viel kränkelnd gewesen, war so gezwungen, nicht zu schreiben, daß, wenn ich schreiben konnte, meine literarischen Arbeiten mir nicht die Zeit ließen, Briefe zu schreiben. Aber ich verspreche Ihnen, mich zu bessern, und in diesem neuen Jahr nicht allein prompt im Briefschreiben zu sein, sondern auch zuweilen den „Jahreszeiten“ Beiträge zu senden, wenn Ihnen dieselben angenehm sind.

Viel Glück aber zuerst zum neuen Jahr, von dem die klugen Leute sagen, daß es wahrscheinlich ein sehr stürmisches und bewegtes sein wird. Ich meinestheils glaube nicht daran. Die Menschen sind alle schon so abgeschwächt und abgemürbelt, daß sie bloß noch schlafen und ruhen wollen, aber keine Thaten mehr zu Stande bringen. Louis Napoleon, nein, ich wollte sagen der Kaiser der Franzosen, ist der Weiseste der Weisen, er streut den Leuten Gold- und Silber-Puder in die Augen und weil's da vor ihren Blicken flimmert, bilden sie sich ein, im Himmel zu sein. Beiläufig, wissen Sie denn schon, warum Louis sich Napoleon der Dritte nennt? Antwort: „Weil er sehr gut weiß, daß er kein zweiter Napoleon ist!“ Sie sehen, Berlin macht noch immer seine kleinen Witze und tröstet sich damit über sein großes Ungemach. Denn Sie müssen nicht glauben, daß es sich hier gar so behaglich und angenehm lebt, wie Sie in Ihrem schönen Hamburg zu glauben scheinen. Es ist hier ein wüstes, zerfahrenes, genußloses Leben, ein vergebliches Haschen nach dem Genuß, ein langweilendes, vergebliches Suchen nach einem Mittel zur Vertreibung der Langeweile. Sie glauben gar nicht, wie furchtbar langweilig die Physiognomie von Berlin geworden ist; es kommt mir zuweilen vor, wie ein trauernder Jude, es hat Asche auf sein Haupt gestreut und das Gewand einstiger Herrlichkeit hängt ihm in Lumpen herum. Ach, es ist gar so bequem in Sack und Asche zu trauern, man hat da nicht nöthig, Thaten zu thun! — Glücklich, wer sich in dieser Sand- und Aschenwüste eine kleine Oase, eine kleine „Insel der Glückseligkeit“ gerettet hat, zu der die Langeweile und der Ueberdruß

nicht dringen können. Solche kleine Insel ist für uns unser „home“, unsere heitere, behagliche Häuslichkeit, die Sie kennen und die sich noch frisch und fröhlich so erhalten hat, nur vergrößert durch die kleine Theodbra, die wie ein kleiner Singvogel umherflattert und deren große schwarze Augen ihrem Papa schöner erscheinen und kostbarer, wie die herrlichsten Brillanten. Wir leben dies Jahr sehr gesellig und haben sogar uns mit unsern Freunden zu einer festen Gesellschaft verbündet, die sich regelmäßig alle Sonntage bei Einem von uns versammelt. Da wird vorgelesen, das Neueste besprochen und gezeigt, was in Kunst und Literatur erschienen ist, Vorlesungen über dieses oder jenes wissenschaftliche Thema gehalten, kurz, es sind ganz anregende und unterhaltende Abende. Vorigen Sonntag las uns Ring den „Machiavelli“ von der Schmidt vor. Ich unterschreibe Ihr Urtheil über diesen ganz und gar, es ist ein Mißgriff von der Autorin, aber ein genialer. Genial ist dies Talent überhaupt angelegt, aber die kleine Misère des Lebens hat sich als Mehlthau über diese Genialität gelegt und ihre Blüthen geknickt. Daher sind die Arbeiten der Elise Schmidt immer großartig im Entwurf, klein und mesquin in der Durchführung. — Eben kommen die „Jahreszeiten.“ Ich sehe darin eine Rezension über die „Veronica“. Meinen herzlichsten Dank, lieber Freund, für diese ehrenvolle und aufmunternde Rezension, die ohne Zweifel meiner armen Cousine viel Freude gewähren wird. Ich glaube auch, daß sie Talent besitzt und die Taufe des Unglücks und der Schmerzen, diese Feuertaufe, ohne welche kein Talent zu Thaten gelangt, ist ihr reichlich zu Theil geworden. Nach einer vierjährigen Ehe, von denen sie zwei Jahre am Krankenbette eines jungen geliebten Mannes hinbrachte, dessen Körperqualen so ungeheuerlich waren, daß z. B. sein schönes schwarzes Haar in sechs Wochen ergraute, obwohl er erst 30 Jahre zählte, als er starb, kehrte sie als Wittwe mit 2 kleinen Kindern nach Neu-Brandenburg zu ihrem Vater (dem Bruder meines Vaters) zurück und hat dort alle Qualen und Demüthigungen einer abhängigen Stellung in einer kleinen Stadt, welche bekrittelnd oder bespöttelnd über die junge Schriftstellerin herfällt, zu erdulden. Nochmals herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeit.

Ich sende Ihnen heute endlich meinen „Friedrich den Großen“, den Sie schon lange haben sollten, aber ich wollte ihn nicht ohne

Brief senden und dadurch hat er sich verzögert. Nehmen Sie das Buch freundlich auf und möge es Ihren Beifall finden. Es ist wenigstens das Resultat ernster und gründlicher Studien. Ich wollte einmal versuchen, ob das deutsche Publikum nicht vielleicht auch empfänglich gemacht werden könnte für historische Romane aus seiner eigenen Geschichte, wenn auch der Autor solchen Romans nur ein Deutscher ist. Mein Buch macht hier allerdings ein wenig Glück, wäre es aber nicht von L. Mühlbach, sondern stände auf dem Titel „aus dem Französischen des Alex. Dumas", so würde es weit mehr Glück machen. Das weiß ich und fühle ich, aber dies Bewußtsein entmuthigt mich nicht, sondern kräftigt mich, rüstig und unverzagt weiter fortzuschreiten und meinen Pfeil in die Wolken zu schleudern, welche das Haupt jedes deutschen Autors umlagern. „Durch" will ich und muß ich, entweder soll die Wolke über mir zusammen brechen, oder ich will hinter ihr den Himmel sehen. Haben wir einmal das Unglück, nur deutsche Autoren zu sein, so müssen wir wenigstens versuchen, dies Unglück als ein unverschuldetes mit Würde zu tragen, um es unserer elenden, neidischen, kleinlichen und heruntergekommenen Nation als einen Handschuh und einen Schimpf in's Gesicht zu schleudern. Bei dem „Friedrich der Große" habe ich alle meine Kraft zusammen genommen, habe ich mit Ernst, mit tiefster Durchdrungenheit, mit Andacht fast geschrieben, und zum ersten Male bin ich mir bewußt, ein gutes Buch geschrieben zu haben — was wird's mir nützen? Gott, wie muß das Bewußtsein den Autor tragen und anfeuern, das Bewußtsein: was ich schreibe, wird nun bald von Tausenden gelesen, wird durch die ganze Welt gehen und überall seine Leser finden! Dieser Gedanke trägt und erhebt die englischen und französischen Autoren, während, wenn wir deutsche Autoren die Feder in die Hand nehmen, wir uns gleich die niederdrückende Frage stellen: werden die Deutschen unter all ihren französischen und englischen Uebersetzungen wohl Muße und Neigung haben, ein deutsches Buch zu lesen? Und wenn die Deutschen uns nicht lesen, wer liest uns dann? Keiner! — Da haben Sie die Jeremiade eines deutschen Autors, der noch dazu Grund hat, mit dem Erfolg seines Werkes zufrieden zu sein, den die Zeitungen anerkennender Rezensionen „würdigen" und dem der Verleger sagt, daß das Buch „gut geht" — das höchste Lob, was ein Verleger glaubt, einem Autor spenden zu können.

In diesem Jahre muß ich ungeheuer fleißig sein — Gott gebe, daß ich es sein kann, daß ich gesund und kräftig bleibe. Es giebt Momente, in denen man das innerlichste Bedürfniß fühlt, allen seinen Freunden einmal die Hand zu reichen und ihnen zu sagen: „Bleibt mir gut! Ob ich lebe oder sterbe, vergeßt mich nicht.“ Einem solchen Moment stehe ich jetzt gegenüber und mit solchem Wort reiche ich auch Ihnen die Hand, lieber Freund.*)

Ich will nicht sterben und hoffentlich werde ich es nicht; ich will fleißig sein und meinem „Friedrich“ noch eine Fortsetzung von fünf Bänden hinzufügen, zwei davon sollen heißen: „Berlin und Sanssouci“, darin will ich das beginnende Kunst- und Schauspielerleben schildern, dann drei Bände „Friedrich der Große und seine Freunde“, womit die ganze Zeit nach dem siebenjährigen Kriege abgeschlossen wird.

Mundt sendet Ihnen seine besten und herzlichsten Neujahrsgrüße. Er ist, wie immer, ungeheuer fleißig, jetzt beschäftigt mit der zweiten Auflage der „Geschichte der Gesellschaft“, die nächstens erscheinen soll. Ich bin ganz glücklich und stolz über Mundt's Erfolge und freue mich unendlich, daß die „Literaturgeschichte“ so glänzenden Erfolg hat. Simon, der Verleger, meint ja sogar, daß in einem Jahr eine dritte Auflage nöthig sein wird. Viel Aufsehen macht hier der Passus der „Literaturgeschichte“ welcher von Varnhagen handelt und von dem seine Freunde sogar zugestehen müssen, daß er nur die reine Wahrheit ohne Uebertreibung oder Bosheit enthält. Es war wohl einmal an der Zeit, das zweischillernde, nach allen Seiten coquettirende, schönthuende und gesinnungslose Wesen dieses alten diplomatischen Heuchlers darzulegen, der Morgens heimlich für die „Nationalzeitung“ und den „Urwähler“ schreibt und Abends in süßester Gemeinschaft mit Sternberg und allen möglichen Reaktionären leben kann, und doch zur Zeit, als es gefährlich war, mit Aristokraten umzugehen, sogar seiner Freundin Solmar die Abende, die er sonst immer bei ihr zubrachte, aufkündigte, weil er dort so viele ihm unausstehliche Reaktionäre treffe. Als aber der Belagerungszustand erklärt, die Demokratie ungefährlich ward, da ging er wieder hin zur Solmar, obwohl er dort nur dieselben Leute traf, die ihm vor dem 9. November so unleidlich waren. Ich kann ihn nicht leiden und habe einen besonderen Groll auf ihn, weil er mir Ludmilla

*) Sie stand vor einer zweiten Niederkunft.

verdorben hat und ihr von seinem heuchlerischen, schönthuerischen Diplomatenwesen eine kleine Dosis eingeflößt hat.

Welch ein furchtbar langer Brief! Ich füge ihm kein Wort mehr hinzu!

Leben Sie wohl und bitte schön, lassen Sie bald einmal von sich hören und wenn möglich, kommen Sie bald einmal nach Berlin und zu ihren Freunden.

Berlin, 8. Januar 1853.

Theodor und Klara Mundt.

Aus diesen Mittheilungen läßt sich das Wesen der Klara Mundt ziemlich klar erkennen. Es prägt sich als anmuthig, leicht und geistig angeregt, aber zuweilen auch als plauderhaft, und verhetzend aus. So haben z. B. die zuletzt mitgetheilten Zeilen über Varnhagen mich in hohem Grade entrüstet und mußten es thun, weil niemand mehr als ich wissen konnte, daß sie Falsches und Unwahres, oder stark Uebertriebenes enthielten.

Alle Anklagen, mit denen sie diesen ausgezeichneten Mann überschüttete und die hier und da auch öffentlich an's Licht treten zu lassen, sie Mundt zu bewegen wußte, beruhen auf leidigen Klatschereien und bloßer Unkenntniß der Umstände. Varnhagen hat aus seiner Gesinnung nie ein Hehl gemacht und konnte dieselbe zu Zeiten mit großer Heftigkeit aussprechen oder vertheidigen, je nach dem ihm dazu Veranlassung gegeben wurde. Daß dadurch Verstimmungen und Spaltungen entstanden, ist begreiflich. Aus dieser Ursache konnte es wohl kommen, daß er dann und wann seinen Umgang einschränkte oder sich ganz aus einer Gesellschaft zurückzog. Aber niemals haben ihn dabei die äußeren politischen Verhältnisse zu bestimmen vermocht. Im Gegentheil, er trotzte denselben sogar und besuchte herausfordernd demokratische Leute ganz öffentlich in Augenblicken, wo dies zu thun nicht ganz ungefährlich war. Ebenso scheute er sich nicht in den Tagen der Märzrevolution, als alle Uniformen und Orden wie weggeblasen waren, mit dem auffallenden Verdienstkreuz um den Hals in die Volksmenge Unter den Linden hinein zu spaziren.

Daß er bei alledem etwas Diplomatisches, Schmiegsames, mit den Dingen und Menschen äußerlich sich klug Verhaltendes hatte, lag allerdings in seiner Natur und war in seiner Thätigkeit als Gesandter und im Verkehr mit Fürsten und Königen in ihm vor-

zugsweise ausgebildet worden. Er konnte auch mit Menschen Beziehungen unterhalten, die ganz andere politische Ansichten hegten, als er in sich barg. Allein, wo es galt, seine Meinung zu vertreten, da schwand jede Rücksicht aus seinen Augen und er erklärte sich mit einer solchen Entschiedenheit und Leidenschaft, daß nur zu oft Entzweiung und Bruch selbst der engsten Freundschaft daraus entstand.

Ich hatte mehreren solchen Auftritten beigewohnt und auch demjenigen, der Mundt mit ihm auseinanderbrachte. Mundt hatte sich den Gothaern angeschlossen, von denen Varnhagen nichts wissen wollte und worüber er ihm Vorwürfe machte.

Diese Vorwürfe, die ziemlich heftig herausgeschleudert wurden, verletzten Mundt, der sich, wie er meinte, nicht wie einen politischen Schulbuben behandelt wissen wollte und deswegen gegen Frau Klara ärgerlich Klage geführt hatte. Die auf ihren Mann stolze Frau grollte von da ab Varnhagen und ergriff jede Gelegenheit, seinem Ansehen und seinem Ruhme zu schaden.

Daß sie dazu auch mir gegenüber den Versuch machte, von dem sie wußte, daß ich Varnhagen verehrte, mußte mich ihr entfremden, obschon ich nie im Leben das Freundliche und Gute vergessen habe, das ich von ihr und Mundt genossen. Die paar Jugendjahre, die ich in Berlin in ihrem Umgange verlebte, bilden einen so schönen und für meine geistige und literatische Entwickelung so bedeutsamen Theil derselben, daß ich ihnen dafür dankbar zu bleiben, alle Ursache habe.

Am 5. November 1873.

Die Wiener „Neue Freie Presse“ sagte von L. Mühlbach, was man einst von Frau Genlis sagte: „Sie hat aufgehört zu schreiben, also lebt sie nicht mehr.“ Sie starb mitten in voller Arbeit, gleichsam mit der Feder in der Hand. Edmund Hoefer schrieb in seinem „Literaturfreund“ ein Urtheil über ihr literarisches Schaffen, das zwar sehr streng, aber doch wohl gerecht sein dürfte. Da sein Blatt wenig verbreitet ist, so dünkt es mir angebracht, dasselbe aufzubewahren. Es lautet folgendermaßen:

Als wir vor vier Wochen oder wie lange es her ist, den Tod dieser Schriftstellerin angezeigt fanden und unmittelbar hinterdrein dort und hier und hier und dort, die zarten Zeitungsartikelchen lasen, welche mit achtungsvoll gesenkten Augen und wehmüthig

gefalteter Miene, von dem ernsten Verlust sprachen, den das Publikum und die Literatur erlitten hätten, und an der Seligen neben einigen unschuldigen und kaum erwähnenswerthen kleinen Schwächen, hochbedeutende, rühmenswerthe und unvergängliche Vorzüge von allerhand Art entdeckten, da, sagen wir, ist uns einmal jener alte Spruch wieder recht zur Empfindung gekommen, daß man über die Todten nichts als Gutes reden dürfe. Wir unsrerseits können uns dieser Forderung nicht unterwerfen. Im Gegentheil, wir weisen sie auf das Entschiedenste und zumal da zurück, wo der betreffende Mensch in der Oeffentlichkeit lebte und wirkte und in ihr einen Einfluß gewann oder doch nach demselben strebte. Er kann und muß nur nach seinen Verdiensten gewürdigt werden, ohne Verkleinerung, aber auch ohne Beschönigung. Schlimm für ihn, wenn man keine Verdienste an ihm zu rühmen, sondern nur Vorwürfe wider ihn zu erheben findet.

L. Mühlbach und der Einfluß, den sie während einer ganzen Reihe von Jahren auf den Geschmack und die Bildung des Publikums, ja sogar auf eine Seite unserer Literatur ausgeübt hat, erlauben uns keinen freundlichen oder auch nur schonenden Nachruf, sondern fordern eine noch entschiedenere Verurtheilung heraus, als wir — das dürfen wir uns nachsagen — dieselbe während des Lebens der Schriftstellerin stets ausgesprochen haben, wo wir Gelegenheit dazu fanden. Ihr Schaffen ist zum Abschluß gelangt und liegt als Ganzes vor uns, und es kommt daher auch nicht mehr auf möglicherweise zu entschuldigende oder vielleicht gar ansprechende Einzelheiten, sondern auf den Gesammteindruck an. Und da zeigt es sich denn sogleich, daß L. Mühlbach als eine Schriftstellerin angesehen werden muß, die mit ursprünglich nicht unbedeutender Begabung und von wirklichem Talent, mit der einen wie mit dem anderen kaum jemals gewissenhaft, vielmehr fast immer geradezu leichtsinnig gehaust hat; die von ihren ersten Produkten an bis zu den letzten, in den Emancipations-, wie in den Hof- und Geschichts-Romanen und Erzählungen kaum jemals den Regungen und Forderungen des guten Geschmacks und der wahren Bildung zu Hülfe, desto häufiger aber denen des verkehrten und der falschen entgegengekommen ist. Sie hat diese letzteren zur schweren Schädigung der ersteren vielfach gefördert und durch Erfolge, welche nicht zu leugnen sind, aber jeden, der es mit dem Geschmack und der Bildung des Publi-

tums und mit unserer Literatur redlich meint, betrüben müssen, mehr als ein anderes, viel verheißendes Talent auf ihre Abwege sich nachgelockt. Sie ist geradezu typisch für jene Autorenklasse, für die es sich nicht um die Vollendung des Producirten. sondern um die Masse und rasche Folge desselben handelt, und welche der Unterhaltungsgier, dem Sinnenkitzel und der sogenannten Bildungslust der großen Leserwelt die unbeschränktesten, vor nichts zurückscheuenden Opfer bringt. Und wenn sie die meisten der hierher Gehörenden an Erfindungsgabe, an Compositions- und Darstellungstalent, an wirklichem Wissen und im Vermeiden von allzu krassen Geschmacklosigkeiten um vieles übertrifft, so gereicht ihr dies in unseren Augen, wie wir schon oben sagten, nur zu einem um so ernsteren Vorwurf. Warum wollte sie ihren Gaben und ihrem Talent nicht gerechter werden?

Am 3. Dezember 1873.

In der deutschen „Petersburger Ztg." fand ich kürzlich eine sehr treffende Auslassung über die heutigen Franzosen. An einer Stelle heißt es darin: „An Sinn für maßvolle Besonnenheit und reelle, positive Verhältnisse hat es den Franzosen immer gefehlt. Aber jetzt scheinen tüchtige Männer in Frankreich völlig ausgestorben zu sein. Den Wenigen, welchen politische Einsicht beiwohnt, fehlt Energie und Thatkraft, die zähen und kräftigen Naturen aber haben wiederum kein Verständniß für die Bedürfnisse des Landes. So ist nur die „bedingungs- und vorbehaltslose" Einsetzung Mac Mahon's in die Diktatur erklärlich. So weit war Frankreich noch niemals herabgesunken: Robespièrre, Barras, Ledru Rollin, Favre, Gambetta ꝛc. waren wenigstens Männer, die durch ihr Talent hervorragten. Mac Mahon ist nur tüchtiger Soldat, wie es deren eben so tüchtige Tausende in der französischen Armee giebt. Es ist bezeichnend, daß seine Höflinge in der entscheidenden Nachtsitzung vom 19. zum 20. November bei ihrer Vertheidigung desselben gegen die Angriffe der Linken nicht im Stande waren etwas Anderes zu Gunsten des Marschalls vorzubringen, als seine Loyalität, obwohl doch bekanntlich auch diese in der Chambord'schen Restaurationsintrigue, wie in dem Bazaine'schen Prozeß so manche Bedenken erweckt hat."

Die Augsburger „Allgem. Ztg." wies kürzlich auf den Herzog von Aumale, als denjenigen hin, der vielleicht künftig einmal die

Geschicke Frankreichs in die Hand zu nehmen von der Vorsehung bestimmt sei. Sie nennt ihn einen Orleanistischen Wilhelm der Schweiger und meint: er gehe still und geräuschlos, aber klug und zielbewußt seine politischen Wege. Als er die Leitung des Prozesses Bazaine übernahm, hat man geglaubt: er werde dabei eine ziemlich langweilige, wenn nicht gar lächerliche Rolle spielen. Allein das ist, wie sich zeigt, ganz und gar nicht der Fall, denn er verfährt dabei sehr geschickt und in einer Weise, die durchaus angethan ist, ihn im Volke beliebt zu machen. Er behandelt alle höheren Militairpersonen des Kaiserreiches streng und beinahe wegwerfend, während er die der unteren Grade mit Schonung und selbst mit Achtung behandelt.

Am 14. Dezember 1873.

Der Prozeß Bazaine ist ein erbärmliches und widerwärtiges Schauspiel des französischen Volkscharakters. Der Mann mag ein unbedeutender Feldherr und in der Zeit des Krieges auch nicht unbetheiligt an kaiserlichen Intriguen gewesen sein. Aber von allen kaiserlichen Generalen nur ihm allein und ausschließlich die Schuld der Niederlagen aufzubürden, ist ohne Zweifel ungerecht und lächerlich. Die Nation will sich reinwaschen und um ihre Unkriegsfertigkeit, ihre strategische Kopflosigkeit und schlechte Mannszucht zu beschönigen und zu verdecken, ersieht sie sich nun Bazaine zum Opfer, dem alles Unglück des Feldzuges auf die Schultern geladen wird. Einer soll für Alle büßen. Das Pariser Blatt „Soir" räumt das selber ein, indem es schreibt:

„Ein sehr natürliches Verlangen treibt uns, für unsere Unglücksfälle Erklärungen zu suchen, welche unsere Eigenliebe schonen und die unserem Stolze geschlagenen Wunden heilen. Um nicht unsere Fehler, unsere Schwächen, unsere Mängel einzugestehen, um uns nicht zu demüthigen und uns nicht zu bessern, belasten wir gern einige Köpfe mit der Verantwortlichkeit. Das Trianoner Urtheil ist für uns Wasser auf die Mühle, und viele Leute bilden sich schon ein, daß Alles erklärt sei. Darin liegt, so sagen Patrioten, die mehr begeistert sind als aufgeklärt, das Geheimniß unserer unerklärlichen Unglücksfälle, das Geheimniß der Ueberlegenheit der Preußen: Bazaine hat seine Pflicht nicht erfüllt, und wenn er sie erfüllt hätte, so besäßen wir heute noch Elsaß und Lothringen und Frankreich hätte nicht die Schmach des Frankfurter

Friedens zu ertragen gehabt. So rief der besiegte Napoleon aus: „Lebe wohl, Frankreich! Einige Verräther weniger und Frankreich würde noch die erste Nation der Welt sein!“ Dieses große Genie tröstete sich so über das von ihm über sein Vaterland gebrachte Unglück und verheimlichte sich selbstgefällig die Ungeheuerlichkeit seiner Fehler. Heute wirft die französische Nation auf den Marschall Bazaine die Wucht ihres schrecklichen Unheils. Allein das gestrige Urtheil sollte als eine der Gerechtigkeit gewährte Befriedigung, aber nicht als eine Befriedigung für unsere Eigenliebe betrachtet werden. Diese Verurtheilung ist kein Trost. Wenn das Urtheil des Kriegsgerichts in gewisser Hinsicht den Ruhm unserer Sieger vermindert, so ist es für uns keine vollständige Wiederherstellung der Ehre. So schuldvoll auch der Oberkommandant der Rheinarmee sein mag, der Erfolg eines großen Krieges hängt nicht bloß von der Schwachheit und der Unentschlossenheit eines einzigen Mannes ab. Nicht vor einem Gerichte nimmt ein Volk seine Vergeltung. Hüten wir uns daher, auf diesem Kopfkissen auszuruhen und zu glauben, daß die einzige Ueberlegenheit Preußens in einigen schlechten, von unserer Regierung getroffenen Ernennungen bestand. Verlieren wir nicht leichtsinnig den Nutzen dieser harten Lehre. Vergessen wir nicht, daß wir noch viele Verbesserungen vorzunehmen haben. Denn für ein Volk, das sich hat besiegen, überfallen (!) und verstümmeln lassen, wäre ein Akt strenger Gerechtigkeit eher unheilvoll als nützlich, wenn man einen Verurtheilten nun als einen Sündenbock betrachtet, wenn Jeder das Recht zu haben glaubt, den Kopf zu heben und sich die Hände in Unschuld zu waschen. Man sagt, daß die Preußen erzürnt und gereizt über die Verurtheilung des Marschalls Bazaine sind. Sie können sich aber freuen, wenn diese Verurtheilung ein beruhigendes Mittel für unser Bedauern, ein Reizmittel für unsere Eitelkeit, ein Vorwand, um uns nicht zu bessern, und ein Grund wäre, um bei Gelegenheit in die nämlichen Irrthümer und Fehler zurückzufallen.“

Am 19. Dezember 1873.

„Die Shakespearomanie“ von Roderich Benedix habe ich gelesen, aber nicht ganz zu Ende, denn sie ist ein langweiliges, ohne Geist und Geschmack geschriebenes Werk, ein Werk, das den allergewöhnlichsten dramatischen Handwerkersinn zu Tage legt. Benedix spricht

hier über Shakespeare wie ein Häuseranstreicher über Rafael sprechen dürfte. Wir Alle wissen, daß in den Stücken des britischen Poeten manches Rohe, Zotenhafte und Regellose vorhanden ist, aber darüber seine dichterische Großartigkeit und Genialität in Schatten stellen oder nicht anerkennen wollen, ist ein Unternehmen äußerster Pfahlbürgerei und niedrigster Gesinnung. Es muß sehr bedauert werden, daß der gute Benedix mit dem Hinterlassen dieses Buches gestorben ist. Es giebt seinem Geiste nicht eben ein glänzendes Zeugniß. Seine patriotische Verehrung von Lessing, Schiller und Goethe ist sehr schön, aber sie wird nichts sagend oder schielend, wenn sie so ungeschickt auf Kosten Shakespeare's zu Tage tritt. Man kann unsere dramatischen Heroen anerkennen und gar wohl auch Shakespeare seine Bedeutung und Verdienste lassen. Schon viel ist gegen den Letzteren geschrieben worden und manches mit Fug und Recht, aber so etwas Abgeschmacktes und Plattes, wie Benedix hier zum Besten giebt, kaum wohl je zuvor.

Am 13, Januar 1874.

Die Habsburger und Hohenzollern sind in der deutschen Geschichte gleichsam wie Ebbe und Fluth. Unter den Ersteren wird sie meist seicht, zurückweichend, viel trockenen Boden zeigend; unter den Anderen schwillt sie fast immer an, schäumt auf und überströmt die Küsten. Das deutsche Kaiserthum der Habsburger ist ein Stillstand, eine bloße Staatsaktion, der ein Inhalt und beinahe stets eine große leitende Idee gebricht. Seit die Hohenzollern es übernommen, hat es wieder Bedeutung und historische Bewegung erhalten. Der Geist der Hohenstaufen kommt darin wieder zum Vorschein. Der alte Hader mit dem Papstthum ist auf's Neue erwacht. Von Wien aus hat nie etwas von Kanossa verlautet. Unter den Hohenzollern ward es das Stichwort der Zeit.

Am 24. Januar 1874.

Dies Stichwort hat Paul de Cassagnac aufgegriffen, um seine Landsleute zur Wiedervergeltung anzuspornen und mit Hoffnung zu erfüllen. Er äußert sich in einem Aufsatz nachstehend: „Trösten wir uns mit einer Zuversicht, welche der Glaube uns eingiebt. — Als wir gefangen und vor Hunger sterbend, mit wunden Füßen und blutendem Herzen nach Deutschland zogen, begegneten uns auf

unserem Wege deutsche Reservisten, welche auf ihrem Helm die Worte trugen, die damals nur all zu wahr waren: „Gott mit uns!“ Wir senkten damals vor diesen Worten das Haupt. Heute legen unsere Feinde ihre Hand an etwas Höheres, als an die Menschheit, an den Gesalbten Gottes und veranlassen dadurch, daß wir ihren gewaltigen und schrecklichen Bundesgenossen von ihrer Seite auf unsere treten sehen, weil wir ihn anflehen, während man ihn drüben beschimpft. Dieser Bundesgenosse, der uns retten wird, ist Gott!“

Gott wieder in und mit Frankreich, weil man in Deutschland dem rücksichtslosen Trotze der Klerikalen eine Schranke zu setzen sucht — —

„Gut gebrüllt, Löwe!“

Am 26. Januar 1874.

König Johann von Sachsen soll Aufzeichnungen aus seinem Leben hinterlassen haben. Als er im Sterben lag, erzählte mir jemand aus seiner Umgebung, hörte man ihn zu wiederholten Malen seufzen, daß er nicht so viel Gutes gethan habe, als er wohl habe thun können. „Hätte ich ein paar Pferde weniger gehalten, als ich hielt,“ rief er mit Thränen in den Augen, „wie viel Wohlthaten wäre ich dafür zu verrichten im Stande gewesen!“

Am 25. Januar 1875.

Am 19. Januar ist Hoffmann von Fallersleben gestorben. Ich sehe ihn im Geiste noch in Breslau auf dem Wege nach Scheitnich dahinwandeln, ziemlich lang und hager, eine Mütze mit breitem Schirm auf dem lockigen Haupte und im langen professorlichen Rocke, die Hände auf den Rücken gelegt. Das war die Zeit, in der er jene kleinen, anmuthigen Liedchen schuf, die in Wahrheit verdienen als lieblicher Schmuck unserer modernen Lyrik aufbewahrt und gerühmt zu werden. Wie sinnig ist sein Gedicht: „Kindheit“, wie reizend sein Frühlingsliedchen: „Im Rosenbusch die Liebe schlief“, wie männlich gefaßt sein poetischer Zuruf: „Glück auf!“ Ueber den Versen jener Breslauer Epoche liegt ein unnachahmlicher Zauber, der echte Duft und Hauch der Jugend, des deutschen Gemüths. Sie sind leicht hingeworfen, von wundervoller Natürlichkeit und Frische, gleichsam erfüllt und durchathmet von dem gesunden

Athemzuge göttlicher Schöpferkraft. Es ist in ihnen nichts Gesuchtes, Gekünsteltes, nichts Epigrammatisches, Vergälltes oder Witziges. Ein Stückchen Heine ohne Weltschmerz und Ironie offenbart sich in seiner Poesie. Es ist eine Poesie naiver, unbefangener Empfindung, eine entzückende Stimmungs-Poesie, die einfach austönt, was ihr das Herz oder die Seele erfüllt.

Die „Unpolitischen Lieder" haben ihm später Namen und Ruf verschafft, aber für so wirksam und durchgreifend sie gelten, für so bezeichnend sie für die freiheitliche Bewegung vor 1848 erscheinen dürfen, so sind sie doch immer nur Bänkelsängerweisen und der echte, wahre Dichter zeigt sich allein in „Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, Auswahl von Frauenhand." (Hannover, Carl Rümpler. 1862.)

Wie sein Dichten, so hatte er sich selbst verändert. Ich konnte ihn kaum wiedererkennen, als ich ihn zehn Jahre später in Berlin im Hause der Brüder Grimm wiedertraf. Er war etwas aufgeschwemmt, hängig, im Wesen derb und herausfordernd geworden. Sein Jugenddichten war verklungen, die Nachtigall verstummt und an ihre Stelle der kampflustige Sperber getreten. Irgendwo fand ich übrigens mit Recht bemerkt, daß seine politischen Lieder gleich ihre Melodie mit auf die Welt brachten und darum mehr gesungen als gedichtet waren. Viele sind eigentlich Gassenhauer, ihrer Zeit wohl am Platz, aber schon jetzt der Welt kaum genießbar und verständlich.

Am 5. Februar 1874.

Mit dem politischen Uebergewichte, das Deutschland gewonnen hat, begann eine neue Zeitrichtung, die hoffentlich mehr und mehr zum Ausdrucke kommen wird. Der Geist Luther's, der reformatorische Geist, muß wieder zur bestimmenden Geltung gelangen. Es ist ein großer Unterschied, ob eine vorwiegend katholische Macht wie Frankreich oder eine vorwiegend protestantische wie Deutschland das Ruder in Händen hält und Einfluß auf die Weltgeschichte ausübt. Meinem Dafürhalten nach kann sich die Freiheit der Neuzeit nur im Protestantismus austragen und vollenden. Er giebt ihr am meisten Spielraum und geistige Helligkeit. Davon aber sollte auch das protestantische Deutschland erfüllt und durchdrungen sein; es sollte die Herrschaft benutzen, die ihm bescheert ist und welche ihm die Mittel an die Hand giebt, dem kommenden Jahrhundert seinen

Stempel aufzudrücken. Es ängstigt und beklemmt mich manchmal, wenn ich gewahre, wie liebedienerisch man noch immer mit Frankreich umgeht und wie besonders noch unsere Literatur und Presse in seinem Banne ist. Sie liegen beide noch anbetend vor ihm auf den Knieen. Statt sich mannhaft aufzurichten und sich mit dem Stolze edlen deutschen Volksthums zu durchdringen, spielen sie nach wie vor die beflissenen Lakaien der Pariser Mode und Gesittung. Wenn es nach ihnen ginge, läsen die Deutschen nichts in der Welt emsiger, als die Romane von Zola und beklatschten nichts mit mehr Begeisterung, als die Dramen des jüngeren Dümas. Diese Thoren besitzen keine Spur von deutschem Nationalbewußtsein und noch weniger eine Ahnung von der geschichtlichen Aufgabe des germanischen Genius. Sie fühlen sich nur wohl in der Unterordnung, und in der Gesindestube fremder Kultur und Zivilisation. Es sind Hundeseelen der Bildung.

Am 15. Februar 1874.

Ueber den jüngst verstorbenen David Strauß, theilt der Stuttgarter „Beobachter" mit, daß der berühmte Verfasser vom „Leben Jesu", der bekanntlich als Ersatz für das abhanden kommende religiöse Gefühl den Kultus des Genies und namentlich die Pflege der Musik vorschlug, sich noch auf seinem Sterbebette damit beschäftigte, für Mozart's Zauberflöten-Chor: „Oh, Isis, oh, Osiris" einen neuen Text zu erfinden, mit dem Wunsche, derselbe möge an seinem Grabe gesungen werden.

Hofrath Hemsen, der Strauß persönlich kannte und öfter in Ludwigsburg zu besuchen pflegte, erzählte uns gestern, daß der große Theologe sparsam, ja, fast geizig gewesen. Klein bürgerlich erzogen, habe er stets auch so gelebt. Wenn er Mittags gegessen, war seine Gewohnheit das Tischgeschirr selbst abzuräumen und vor der Thür seiner Stube auf die Schwelle zu setzen.

Am 29. Januar 1875.

Zur Geschichte der Orden wurde mir gestern eine Anekdote erzählt, die, wenn sie nicht wahr sein sollte, jedenfalls artig erfunden genannt werden kann. Ein Fuhrherr Faber in Magdeburg, ein angesehener und vielfach verdienter Mann in dieser Stadt, der namentlich während des letzten großen Krieges mit Frankreich sich

sehr patriotisch und wohlthätig gezeigt, hatte sich bei dem ersten Besuche, welchen Kaiser Wilhelm hernach in Magdeburg machte, die Gnade ausgebeten, den ruhmreichen Monarchen in einem neuen eigens zu diesem Zwecke gebauten Wagen fahren zu dürfen. Sie ward ihm bewilligt und er in Folge dessen mit einem Orden vierter Klasse ausgezeichnet. Als der hohe Kriegsherr ein nächstes Mal wieder nach Magdeburg kam, holte Faber denselben abermals ab, kutschirte aber dieses Mal stehend. „Warum fahren Sie denn stehend, Faber?“ fragte der leutselige Herrscher. „Das thut die vierte Klasse, Majestät“, entgegnete Faber, indem er auf seinen Orden wies; „die fährt stehend“. (Er meinte die vierte Wagenklasse in den Eisenbahnen.) Der Kaiser lachte herzlich und Faber erhielt die dritte Klasse.

Am 4. März 1875.

In Paris giebt man ein Drama von Henri de Bornier und beklatscht darin jedes Mal begeistert eine Stelle, die übersetzt etwa folgendermaßen lautet:

„Geliebtes Frankreich, theures Heimathland,
Dem nie noch Kraft und hoher Geist entschwand,
In Glauben, in Ergebung, Treue fest,
Erfuhr die Welt, daß nie das Glück dich läßt
Und daß, wenn Trauer dich und Elend deckt,
Der Himmel stets dir einen Retter weckt.“

Seither hat Frankreich in der That noch immer die Gunst des Geschicks erfahren und in bedrängten Lagen einen großen Menschen und Helden erhalten, der es vor dem Abgrunde zu bewahren im Stande war, an dessen Rande es stand. Man denke an die Jungfrau von Orleans, an Richelieu, an Napoleon den Ersten. Die Noth ist gegenwärtig wieder einmal vorhanden. Wird sie einen neuen Titanen erwecken? Das Holz, daraus man einen solchen schneidet, scheint allerdings vor der Hand erschöpft. Frankreich besitzt in diesem Augenblicke nur politische Großsprecher und Don Quixote.

Am 5. April 1875.

Dieser Tage las ich in der „Neuen Freien Presse“ in Wien einen Aufsatz von Johannes Scherr über Thiers, worin er diesen Staatsmann und Schriftsteller ziemlich in meinem Sinne beurtheilt

und jedenfalls viel geringer hinstellt, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Bei dieser Gelegenheit räth Scherr den Deutschen an: sich einen ordentlichen National-Egoismus anzuschaffen, wenn sie wollen daß sie Geltung erhalten und behaupten. Auch dies ist mir aus der Seele geschrieben.

Am 26 Juni 1875.

Eduard Mörike ist am 4. Juni in Stuttgart gestorben. Er war ein Dichter, der wie Theodor Mundt richtig sagt: ausgezeichnet ist „in der plastischen Vollendung des lyrischen Gedichtes und in dem volksthümlichen Klang seiner Lieder.“ Er hat im Ganzen nur wenig geschaffen und in diesem Wenigen ist wieder nur Einzelnes gelungen, aber dieses Gelungene auch geradezu meisterhaft und Goethes poetischen Schöpfungen gleich zu stellen. Jedenfalls gehört er zu Schwabens besten Dichtern. Hofrath Hemsen, der mir Manches von ihm erzählte und noch Weiteres mitzutheilen verspricht, äußerte sich sehr ungehalten über seine Landsleute, deren seltsame Ungeschicklichkeit ihrem Ruhme gegenüber, sich wieder bei Mörike's Heimgang deutlich in's Licht gestellt. „Mit der Absicht ihn zu ehren“, sagte er mir, „zertrampeln sie sein Andenken.“

Am 20. März 1876.

Am 18. März ist in Cannstatt Ferdinand Freiligrath sanft in's Jenseits eingegangen. Hemsen berichtete mir, daß er rührend geduldig und heiter seinem Tode entgegensah. Er sagte kurz vor seinem Ende lächelnd zu diesem: „Ich will mich nicht mit Goethe vergleichen, aber ich werde, wie dieser im Stuhle sterben, glaube ich.“

Und so ist es in der That geschehen; im Bette es auszuhalten, war ihm unmöglich. Sitzend aufgerichtet, Kopf, Brust und Arme frei, sah er sich gern von Frau und Schwägerin umgeben, niemals klagend, niemals verdrossen oder unzufrieden, sondern stets lächelnd und voll milder Ruhe.

Er behielt sein volles Bewußtsein bis zuletzt. Sein Tod erfolgte rasch und ohne langen Kampf.

Hemsen, der mir dies Alles mitgetheilt hat, erwähnte bei dieser Gelegenheit auch Manches, das er im Umgange mit dem Hingeschiedenen erlebte. Unter Anderem sagte er mir, daß er von

München her beauftragt gewesen sei, Freiligrath auszuforschen: ob ihm angenehm sein würde, den Maximilianorden zu erhalten. Nein! war die bestimmte und kurze Antwort des Dichters.

Scheffel bekam nachher diesen Orden.

Der persönliche Verkehr mit Freiligrath konnte von Jedem, der ihn genoß, ein durchaus beglückender genannt werden. Er war ein echter Poet und zugleich ein mannhafter Charakter: einfach schlicht, überaus wahrhaftig, fest und mild zugleich. Seine Stimme besaß einen wunderbaren und geradezu herzbewegenden Klang, stark im Ton und dabei unendlich weich: eine schöne Seele mit Cherubsflügeln sprach daraus. Man mußte im Innersten davon ergriffen werden. Ich habe sie oft und immer mit Entzücken gehört. Freiligrath in den Stuttgarter Parkanlagen zu begegnen und eine Weile unter rauschenden Bäumen und lustigem Vogelgezwitscher mit ihm dahin zu gehen, ist mir immer wie eine Gunst des Tagesgeschickes erschienen. Stark und wuchtig, wie er war, ihn neben mir hinschreiten und dabei den holden Wohllaut seiner Rede zu vernehmen, war mir stets ein Festtagsereigniß. Und wie sinnig, wie klar, milde und überzeugend erschien stets das, was er sagte! Er war einer von jenen herrlichen Menschen, deren Umgang und Nähe veredelnd und erhebend wirkt. Er hob, wie mit einer Wünschelruthe des Geistes, alles, was ein Mitgeschöpf an Schätzen des Denkens und Empfindens in sich verborgen trug, an das Licht hervor. Im Umgange mit ihm fühlte man das Beste in seiner Natur erwachen. Von seiner Unterhaltung ward man angeregt, belebt, ich möchte sagen: in eine wundersam erhobene Stimmung seines eigenen Wesens versetzt.

Freiligrath und ich waren in unseren politischen Anschauungen außerordentlich verschieden. Er gehörte einer Partei an, welche sich den strengsten demokratischen Grundsätzen mit republikanischer Gesinnung zuneigte. Gegen Preußen hatte sich in ihm aus erklärlichen Ursachen eine Art von Widerwillen erzeugt. Dieser Staat, der ihn zuerst in der erlauchten Person des Königs Friedrich Wilhelm IV. gehätschelt und mit einem allerdings nur kärglichen Dichtergehalt ausgezeichnet, hatte ihn später mit anderen Poeten seiner freien aufrührerischen Gedichte halber verfolgt, in die Acht erklärt und in die Verbannung getrieben. Erst lange nachher und nach dem großen Umschwunge von 1866 in Deutschland war ihm

die unbehelligte Rückkehr in's Vaterland gestattet und durch eine Volkssammlung ermöglicht worden. Er liebte das deutsche Volk, zählte aber zu den sogenannten Großdeutschen und denjenigen Vaterlandsfreunden, die Deutschlands Heil anfänglich unter Preußens Führung nicht meinten erwarten zu können.

Bei mir war in Allem das Gegentheil der Fall. Ich hing von je am verfassungsmäßigen Königthum und mit allen meinen politischen Hoffnungen und Träumen an Preußen. Keiner von uns verleugnete seine Ansicht und doch erinnere ich mich, nie mit ihm in Streit gekommen zu sein. Jeder von uns ehrte den Standpunkt des Andern und keinem fiel es ein: Bekehrungsversuche anzustellen. „Unsere Freundschaft hat ihr eigenes Toleranzedikt", sagte er lächend.

1870 hat sich das glänzend gezeigt. Damals drängte und schaarte sich um Freiligrath eine Gesellschaft von höchst ehrenhaften Menschen, die aber, in vorgefaßten Meinungen befangen, nicht abgeneigt war, den deutschen Waffen, aus Haß gegen Preußen, eine offenbare Niederlage zu wünschen, weil sie meinte: dadurch auch ihre republikanischen Pläne befördert und den Staat Friedrichs des Großen diesen gegenüber zur Ohnmacht verurtheilt zu sehen.

Freiligrath mag einen Augenblick schwankend gewesen sein, aber auch nur einen Augenblick, denn ich entsinne mich: ihn in jenen erregten Tagen bei Edmund Höfer getroffen zu haben, wo er bereits ganz ruhig und geduldig den freiheitlichen Hoffnungen zuhörte, die ich an die nach meinem Glauben mit Zuversicht zu erwartenden Siege unserer Heere knüpfte. Einige Zeit später, nachdem die ersten blutigen Schlachten zu unseren Gunsten ausgefallen waren, traf ich ihn eines Abends in Cannstadt im Hôtel Hermann bei Berthold Auerbach in Gesellschaft von Prof. Christian Schwab, Sohn von Gustav Schwab, Hofrath Wilhelm Hemsen und Ludmilla Assing wieder. Auerbach ließ von Hemsen einen Aufsatz von sich über den ausgebrochenen Krieg vorlesen, der warm und begeistert das deutsche Volk zu den größesten Opfern aufforderte und dafür den erhabensten Lohn in der politischen Ausgestaltung Deutschlands verhieß. Kaum war das geschehen, als Freiligrath aus seiner Brusttasche einen Bogen Papier hervorzog und nun auch seinerseits zu lesen anhub. Es war sein Gedicht: „Hurrah, Germania", das er kürzlich gedichtet und bis dahin noch niemand mitgetheilt hatte.

Der Eindruck war hinreißend und erschütternd. Man sprang auf, man umarmte sich und jubelte laut in die stille Sternennacht hinein, indem man die Gläser hob und, sie aneinanderstoßend, die Helden leben ließ, die so beneidenswerth jung und kräftig waren, um ihr Herzblut und Leben hinzugeben:

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art —
Für jeden heil'gen deutschen Hort
In kühner Waffenfahrt!

Die Siege der deutschen Armee in Frankreich haben mit vielem andern Guten und Herrlichen, mit dem Ruhm, der Einheit und dem erneuten Kaiserthum, auch Ferdinand Freiligrath ganz und unbedingt der Heimath wieder gewonnen. Das beweisen seine Gedichte: „So wird es geschehn!" „An Wolfgang (seinen Sohn) im Felde" und „Die Trompete von Vionville", vor allen jedoch seine wundervollen Verse: „An Deutschland", womit er seine „Gesammelten Dichtungen" (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1870) eingeleitet hat und in denen es unter Anderem heißt:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und, deß zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen —
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauh gestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt, —
Da ist's! Verschmäh' es nicht!

Mit sechszehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing ich heut:
Oh, lange träumt' ich und sann ich, —

Doch däucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee —
Oh, könnt' ich dir Beſſ'res geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner werth,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die alten „Liederkerzen",
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren —
Mehr als ich danken kann!

Schlichter, herzbewegender und rührender vermag nicht leicht ein Dichter zu seinem Volke zu sprechen, als es Freiligrath in diesen Strophen thut. Sie sind ebenso bescheiden, als sie mannhaft sind. Erhoben von den glänzenden Waffenthaten und Erfolgen der deutschen Heere, glücklich und stolz in dem Gedanken, daß Deutschland einig und durch diese Einigkeit zur bestimmenden Macht Europas geworden, sieht er fast beschämt auf seine Liedergaben, in denen ihm jetzt gar manche befremdlich vorkommen und denen gegenüber nur die feste Zuversicht ihn trösten will, daß man erkennen werde, wie einzig die Liebe zum Vaterlande sie entstehen ließ.

Ja, die Liebe zum Vaterlande war es, die sie erzeugte, diese Lieder der Anklage, des Hasses und der Empörung! Wer kann das besser wissen, als wir schriftstellerischen Zeitgenossen des Dichters! Ist es uns doch ähnlich ergangen. Wir Alle wollten die Deutschen den andern gebildeten Völkern ebenbürtig zur Seite oder noch lieber vorangestellt sehen und da wir es von seinen Regierungen mißachtet, im Joch niederdrückender und willkürlicher Gesetze unwürdig und zur Unthätigkeit im eigenen Hause verurtheilt fanden, lehnten wir uns dagegen auf, griffen die Unterdrücker heftig an und suchten die Geknechteten aufzustacheln.

Das thaten wir mehr oder weniger Alle, aber nicht Alle mit der poetischen Kühnheit und Mächtigkeit wie Freiligrath, der gerade in dieser Beziehung besonders hervorragt. Seine Zeitgedichte sind wuchtig, voll Mark im Inhalt und großartig im Ausdruck.

Schon mit seinen ersten Gedichten erregte er Aufsehen, weil sie ungewöhnlich und seltsam waren. Seine Lyrik war eine Lyrik fremder Zonen, eine Lyrik, die alle Weltmeere durchschiffte und in allen Erdtheilen zu Hause war. Sie erstieg die Gebirge Amerikas und durchzog die afrikanische Wüste. Das gab ihr eine eigene Färbung und eine Auffälligkeit der Gegenstände und Frische der Erscheinung, die nicht ohne Eindruck bleiben konnten. Man begrüßte sie mit Erstaunen und Verwunderung, aber zugleich wie eine Poesie, die, ausgewandert, die Heimath allmählich vergessen hat. Freiligrath hat verlernt, deutsch zu sein, hieß es allgemein. Sein bekanntes Gedicht: „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren" ward so gedeutet: als wäre er seines Vaterlandes überdrüssig und wolle nichts mehr von demselben wissen.

Diese Deutung kränkte ihn und von ihr im Innersten gepackt, warf er sich in die mit dem Jahre 1840 ausgebrochene Bewegung verwegen und wohlgemuth hinein. Sein Glaubensbekenntniß, das 1844 erschien, eröffnete der bezeichnende Leitvers:

> Dem Versteckten offne Frage,
> Das Verstockte frisch in Fluß!
> In die Stickluft dieser Tage
> Dieses Büchleins kecken Schuß!

Außerdem erklärte er in dem Vorwort dazu, daß er aufgehört habe, den königlichen Ehrengehalt zu beziehen, weil er, unzufrieden mit der Wendung der Dinge in seinem engeren Vaterlande Preußen, sich der Widerstandspartei angeschlossen und sein Gesicht der Zukunft zugewandt habe.

Diese Zukunft konnte nur die Freiheit und die Einigkeit Deutschlands sein und daß das der Fall, beweisen Gedichte wie: „Der Königsstuhl bei Rhense", „Des Kaisers Segen", „Die Freiheit!", „Das Recht!", „Ein Denkmal", „Wann?" und viele andere. Aehnlich, nur noch bestimmter thun das „Ça ira" (1846), „Zwischen den Garben" (1847) und „Neuere politische und soziale Zeitgedichte" (1849 und 1850). Alle diese Lieder sind aufreizend, rauh und wild, echte Sturm- und Drang-Lieder, die sich nach 1870

jedoch zur wohlthuenden Versöhnungshymne austönen. Freiligrath war glücklich, diesen Umschwung erlebt zu haben und in diesem Glücke empfand er es wenig, daß seine „Gesammelten Dichtungen“ die allgemeine Anerkennung und begeisterte Aufnahme nicht fanden, die sie verdienten. Nie wenigstens habe ich ihn darüber klagen hören, der ich ihm damals gerade persönlich nahe trat und ihn immer voll Antheil und in angeregtester Stimmung fand. 1810 geboren, war er in jenen Tagen eben sechszig Jahr alt geworden und körperlich wie geistig noch von der herrlichsten Rüstigkeit. Seine stämmige, untersetzte, kräftige Gestalt schien auf eine lange Lebensdauer berechnet. Seine Brust war breit, seine Haltung zwar lässig, doch straff und sein Gang rasch und beweglich. Der erste Eindruck, den er hervorbrachte, war nicht gerade besonders einnehmend. Sein Gesicht zeigte derbe, massive Formen und seine Figur etwas Plumpes und Vierschrötiges. Aber seine hellen, guten, blauen Augen und seine bezaubernde Stimme verschönten ihn wunderbar. Wer in seine Nähe kam und ihn kennen lernte, mußte ihn lieb gewinnen. Es lag etwas Erwärmendes in seinem Wesen, eine Atmosphäre, die gleichsam den Duft und Klang einer wohlthuenden Seele ausströmte. In Freiligrath ist das Fluidum Gottes unverfälscht, erklärte einmal Auerbach, der viel von ihm hielt, obschon er ebenfalls politisch wie anderweitig nicht in Allem mit ihm einverstanden war. Auerbach liebte vornehmen Umgang, Orden, Schmeichelei; Freiligrath nichts von alledem. Auerbach war durch und durch Preuße geworden; Freiligrath antipreußisch. Sie neckten sich darüber gegenseitig, allein ohne je deswegen sich gram zu werden. Freiligrath's wahrhaft edler und freier Geist ließ es dazu niemals kommen.

Selbst als die Dinge nach eingetretenem Frieden nicht ganz sein Verlangen erfüllten, ein rascher, unerwarteter Tod seinen jüngsten Sohn, Otto, ihm von der Seite riß, der Aufenthalt in dem anmuthig gelegenen Stuttgart ihm auf die Dauer nicht völlig Genüge zu leisten im Stande war, verlor dieser edle und freie Geist nichts von seiner Zartheit und Milde. Noch im Sterben bewahrte er seine Macht, wie ich im Eingang dieser seinem Andenken gewidmeten Zeilen geschrieben habe. Er schied in den aufsteigenden Tag hinein still, und ergeben im Kreise der Seinen. Ich habe zuletzt seinen Umgang zu genießen nicht mehr das

Glück gehabt. Eine schleichende Lungenkrankheit hatte mich um jene Zeit aus einem Badeort in den andern, zuletzt in den Luftkurort Davos in Graubündten getrieben. Als ich Mitte März, leidlich hergestellt, zurück kam. war die erste Neuigkeit, die man mir zutrug, der Heimgang Freiligrath's.

Sie hat mich schwer betrübt. Ich werde seiner nie vergessen. Er war ein durchaus eigenartiger Dichter und ein herrlicher Mensch, der sich am wohlsten und glücklichsten im kleinen Kreise, unter gleichgestimmten Seelen fühlte. Vor einem „Hofe" hatte er geradezu Angst, wie er oft erklärte. Jeder gesellige Zwang war ihm gründlich zuwider; ebenso jedes Hervortreten in die Oeffentlichkeit. Zum Volksredner zeigte er wenig Neigung, er, der unter Freunden, so geistreich, sinnvoll und hinreißend zu sprechen verstand.

Am 14. April 1876.

Otto Roquette, der neulich von Darmstadt zum Besuch hier war, erzählte uns: eine für wohl gebildet geltende deutsche Edelfrau habe ihm einst viel Schmeichelhaftes über eine seiner Dichtungen gesagt, die sie ihre Lieblingsdichtung nannte. Gefragt, welche sie meine, antwortete sie: „Natürlich „Wachtmeisters Brautfahrt."

Am 11. Juni 1876.

Viel von seinem künstlerischen Wollen und Vollbringen sprechen, ist mir stets ein Merkmal des Stümperthums gewesen. Der echte Künstler schafft und spricht nicht darüber. Das Geräusch kennzeichnet und verräth die Handtirung des Gesellen; der Meister wirkt im Stillen und nur seine That wird laut.

Am 15. September 1876.

Friedrich Bodenstedt besuchte uns und ließ uns viel Anziehendes über München und den König Max vernehmen. Zu dem Letzteren, der sich glücklich in der Gesellschaft von Dichtern, Gelehrten und Künstlern fühlte, sagte Bodenstedt einst, als der Monarch seine Freude über den Umgang mit diesen Geistern aussprach: „Euer Majestät amüsiren sich mit uns menschlich und wir mit Ihnen königlich."

Dingelstedt konnte der Monarch nicht besonders leiden und lud ihn auf Drängen Bodenstedt's nur einmal und nie wieder ein. Den

eitelen und empfindlichen Dingelstedt verdroß das in so hohem Grade, daß er ein giftiges Gedicht darüber veröffentlichte, welches ihm seine Stellung als Intendant des Hoftheaters gekostet hat.

Am 21. September 1876.

Einer meiner Freunde, der von Nizza hier zu Besuch war, erwähnte im Gespräch, daß ihn dort ein französischer Geistlicher zum Katholizismus habe bekehren wollen und als er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen einsah, bedauernd ausrief: „Ihnen fehlt eine große Sünde!“

Am 28. September 1876.

Anastasius Grün (Graf Auersperg) ist am 12. September in Graz, Adolf Glasbrenner am 25. September in Berlin gestorben. Der Erstere, ein lebensfrischer und anmuthiger Poet, hat meine Jugend mit seinem „Letzten Ritter“ und seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ begeisternd erfüllt. Er war ein österreichischer Marquis Posa, der vor dem Throne der Habsburger einen dichterischen Kniefall that und um die Schiller'sche „Gedankenfreiheit“ bat. Theodor Mundt rühmt von ihm mit allem Grund, daß er „die politische Opposition mit unnachahmlicher Grazie und Liebenswürdigkeit an die Pforten des alten Oesterreichs klopfen ließ.“ Er war der Herold des neuen, gewissermaßen sein Lafayette, ein poetischer Zeremonienmeister der Freiheit, welcher Adel des Wesens und liberale Gesinnung vortrefflich zu vereinigen wußte. In seinen Gedichten erscheinen Kraft des Gedankens und der Empfindung, sowie Schönheit der Form innig mit einander gepaart. Allerdings nicht durchweg und überall, denn in vielen seiner Schöpfungen ist die Letztere verschwommen und schwulstig oder nur von loser Fügung und der Inhalt ausdruckslos und schwankend. Gottschall in seiner „Deutschen Nationalliteratur“ erkennt Anastasius Grün mehr Kraft zu, als Uhland, was ich indeß nicht finden kann. Uhland ist in seinen vaterländischen Gesängen fest, geschlossen und knapp, vielleicht ein wenig eng in der Idee, aber bestimmt und voll Nachdruck. Was darin sich ausprägt, ist die volle Mannesgesinnung und das unbeugsame Rechtsbewußtsein. Anastasius Grün dagegen bietet eine schwungvolle, bilderreiche, bunt und üppigschillernde Jugendlyrik, die mehr in freiheitlichen Verstellungen schwärmt, als daß sie sich in klarer Ausgestaltung ihrer Grundsätze

ein sicheres Genüge zu thun vermag. Seine ganze Poesie ist ein dichterischer Protest gegen das Metternich'sche Regierungssystem, ein Ruf nach Bewegung und Freiheit. Dieser Ruf ertönt in seinen Liedern, die er der Befreiung Griechenlands, dem Schicksal Italiens, in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ den heimischen Zuständen widmet, er ertönt im „Letzten Ritter“ und im „Schutt“ und zwar stets anmuthig, edel und hinreißend, doch zugleich immer sehr allgemein. Grün's Liberalismus ist ein Liberalismus ins Blaue hinein, ein Liberalismus, der in sich nicht das Zeug hat, sich politisch in Staatsform und Gesetz auszutragen. Das zeigte sich auch während seiner Theilnahme an der Frankfurter Nationalversammlung von 1848, in der er eine hervorragende Rolle nicht gespielt hat und wenn er schon keineswegs seinen freisinnigen Ansichten darin untreu ward, sie doch staatsmännisch nicht zu formuliren und durchzusetzen vermochte.

Daraus darf ihm indeß wohl kein Vorwurf gemacht werden. Selbst praktischere Köpfe, als der seinige, verstanden es damals nicht und Alexander Graf von Auersperg hatte überdies durch seine frischen und durch und durch inpulsiven Dichtungen so sehr seine gute Schuldigkeit gethan, daß es entschieden ungerecht war, wenn die politische Lyrik jener Tage in ziemlich erbitterter Polemik seine Gesinnungstüchtigkeit anzuzweifeln begann. Der Dichter hat es unverkennbar ehrlich gemeint und wenn er kein Staatsmann war, so ist das nicht seine Schuld. Auch Lafayette ist keiner und doch ein Führer der Revolution gewesen. Das war Anastasius Grün ebenfalls, ein Gonfaloniere der Freiheit, der mit blankem Schwert und mit rosenbekränztem Haupte der Zeitbewegung von 1848 voranzog.

Diesen Voranzug soll man ihm nie vergessen und er selbst hätte ihn nicht vergessen und durch die Angriffe seiner Gegner sich nicht verstimmen lassen sollen, wie es leider geschehen ist. Schon seine bereits 1843 erschienenen „Nibelungen im Frack“ gaben von dieser Verstimmung einen Vorgeschmack, die nach und nach stärker wurde und ihn endlich fast ganz verstummen machte. In den Krainer Landtag gewählt und in den Oesterreichischen Reichstag berufen, war er inzwischen auch genöthigt: sich mit den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes näher und eingehender zu beschäftigen, so daß er anfing sich staatsmännischer auszubilden. Rühmlich hierbei

ist es, daß er sich dabei mit allem Nachdruck auf den deutschen Standpunkt stellte.

Mitten in dieser Thätigkeit, in der er Ruhe und Gleichmuth der Seele wieder zu erlangen und sich der Dichtung erfrischt aufs Neue zuzuwenden begann, trat der Tod an ihn heran und es ist daher wohl begreiflich, wie er noch auf dem Sterbebette den Himmel um Fristung des Lebens anflehen konnte. Zwar bereits siebenzig Jahr alt, hatte er noch Manches zu sagen und zu singen und wohl Ursache mit Gaudenz von Salis zu empfinden:

„Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand."

Eben so ungern aus dem Dasein mag Adolf Glaßbrenner geschieden sein, den man den Schalksnarren der Freiheit, ihren lustigen Kunz von der Rosen nennen könnte. Er war ein Lebemann, ein Feinschmecker, ein immer aufgeweckter und schlagfertiger Kopf, der angeregte Geselligkeit, schöne Frauen, guten Wein und lukullische Genüsse liebte. Dabei drollig, aber gesund in seinen Ansichten, hielt er treu zum Volk und dem politischen Fortschritt. Nichts Gemeines haftete an ihm. Sein Witz war der echte Berliner Witz, immer zur Hand, schlagend und wirksam, dabei durchaus gemüthvoll. Es gab eine Zeit, in der sein „Berlin, wie es ißt — und trinkt" unbeanstandet durch die ganze Welt ging. Später, als man in Deutschland politisch zu werden anfing, wurden seine Schriften unterdrückt und er selber zum Umstürzler gestempelt. Es hat aber nie einen im Grunde harmloseren Revolutionär gegeben, wie Adolf Glaßbrenner einer war. Er verlachte einfach den Despotismus. Sein „Neuer Reineke Fuchs" ist ein solches poetisches Verlachen, das man immer in Ehren zu halten alle Ursache hat.

Ich lernte Glasbrenner schon sehr früh kennen in Berlin. Ich ging noch in die Schule, als er bereits mit einem Oheime von mir schmausend und Champagner trinkend in einer Weinstube saß. Diese Weinstube hatte nach einem rückseitigen Gartenplatze hinaus eine belaubte Veranda, in der ich ihn, diesen Oheim suchend, zuerst angetroffen habe. Ich sehe ihn noch vor mir, als wäre es vor acht Tagen gewesen. Es war heiß und er saß in Hemdärmeln vor einer Schüssel mit Spargel und einem golden glänzenden Glase mit Wein. Er sprudelte eben einen etwas an-

stößigen Witz von den Lippen, der von den andern anwesenden Gästen mit wieherndem Lachen begrüßt wurde, als ich eintrat.

Das gab mir einen widerwärtigen Eindruck, der sich erst langsam verlor, als ich eine Dichter-Anthologie las, die er in der Plan'schen Buchhandlung in der Jägerstraße, das Heft zu 50 Pfg., monatlich herausgab. Ich verwandte zu ihrer Anschaffung einen Theil meines Taschengeldes und war glücklich in ihrem Besitz. Etwa zehn Jahre später, trat ich ihm, als junger Schriftsteller, näher. Er hatte inzwischen die reizende Schauspielerin Adele Peroni geheirathet, deren liebenswürdiges Wesen mich anzog. Wir verkehrten nun viel und nach und nach gewann ich ihn lieb, seines guten Herzens und seiner ehrlichen Gesinnung wegen. Viele Jahre in Hamburg sahen wir uns fast täglich in befreundeten Familien. Sein Umgang war immer belebend und erfrischend, gewürzt durch Geist und Witz. Wir haben manche angenehme und genußreiche Stunde mit einander verlebt und hätte ich von unsern Gesprächen und seinen tausend komischen und sarkastischen Einfällen mir Aufzeichnungen zu machen nicht versäumt, ich würde manches Bedeutsame mitzutheilen haben. Seine Briefe sind dürftig dagegen, doch will ich einige derselben in Auszügen hier niederlegen.

Lieber Feodor.

Ich sende Ihnen hierbei meine „Gedichte" zu geneigter und wo möglich von Ihrer Feder, recht ausführlicher Besprechung in den „Jahreszeiten." Zu bemerken ist dabei, falls es Ihnen nöthig scheint, daß ein großer Theil der Lieder 1843 in der Schweiz unter dem Titel „Verbotene Lieder von einem norddeutschen Poeten" erschien und dieselben 1846 unter dem Titel „Lieder eines nordd. Poeten" neu herauskamen. Die „Gedichte" sind nun die reich vermehrte 3. Auflage.

Simion*) hat zum goldenen Umschlagstempel: Rosen, die Blumen der Liebe gewählt, was nicht ganz unpassend auf die Lieder des schönen Adolfs**) und auch bezeichnend zu S. 10 und den rosenrothen Demokraten überhaupt ist. An den Arabesken finden sich auch Weinblätter — — — dagegen habe ich vergebens nach einem kleinen Lorbeerblatte gesucht. Dieses ist störend!

---

*) Der Verleger.

**) Scherzname für Glaßbrenner im Freundeskreise.

Gestern fuhr ich in schöner, schneller Equipage nach Eimsbüttel, fragte an: weder Feodor noch Helberts!*) Um mich einigermaßen zu trösten, aß ich sehr gut zu Mittag und trank etwas Champagner.

Meine Adele hat mir freundliche Grüße aufgetragen.

Ihr

Hbg., 28. Mai 1851. Ad. Glaßbrenner.

Lieber Kollege!

Ich bin Ihnen noch meinen Dank für Ihre Beurtheilung der „Gedichte" Glaßbrenner's schuldig. Nehmen Sie denn den aufrichtigsten! Leider fühle ich nur zu wohl, daß der Freund Wehl nur eine kritische Miene gemacht hat, um desto besser für den Freund zu wirken, denn was sie mich sein lassen, möchte ich sein! — Und alles Lob Ihrem Lobe. Ein Mal wird dadurch die Perfidie der Berliner Kritik — Organe, die ich noch dazu hochschätze, und die mich auf Kosten der Nachahmer (und zuweilen noch etwas Schlimmeres als Nachahmer) ignoriren, gänzlich — annullirt, zum Andern hat jeder Literat Zeiten, in denen er fast an sich und seinem Talent verzweifelt und dann vermag ihn nichts als öffentliche Anerkennung aufzurichten. Eine solche Zeit haben Sie bei mir getroffen. Die Möglichkeit, daß ein F. Wehl, selbst nur als Freund, solches Lob sagen kann, war für mich schon herzstärkend genug. Nochmals, ich danke Ihnen!

Ueber Gutzkows 5. Band hatte ich manches Schlimme gehört, solch Urtheil aber durch nichts gerechtfertigt gefunden. Die „Gründlinge" der Lesewelt mögen freilich mit diesem psychologisch entwickelnden, Personen und Zeit betrachtenden Bande nicht zufrieden sein, mich hat er sehr gefesselt. Zur Bewunderung aber hat mich die literarische Kunst Gutzkow's hingerissen, mit welcher er den Leser durch die große und weite Verwickelung seines Romans führt und ihm den ganzen Kreis der Handelnden und die Gegenwart plastisch anschaulich macht. Darin hat er alle unsere Romandichter übertroffen und Walter Scott erreicht. Nur eines hat mich nicht befriedigt, obschon ich es in allen seinen poetischen Verknüpfungen erfaßt habe, ihm mit allem Raffinement darin gefolgt bin. Es ist die Lösung der „Ritter vom Geiste." So einem 9bändigen Romane

*) Eine uns Beiden befreundete Familie.

gegenüber ist sie zu unbedeutend und wäre viel feiner und bedeutender gewesen, wenn sie weggeblieben wäre, wenn das Buch, ein Spiegel der Gegenwart, den früheren Rittern gegenüber die Ritter vom Geiste vorgeführt hätte, ohne sie speziell als solche zu bezeichnen und sie in eine freimaurerische Verbindung zu bringen. Doch, ich schwatze sicher unnütz. Das von Dankmar Wildungen ist wohl mit Absicht leicht hingeworfen und scheint noch ausgeführt werden zu sollen.

Adele grüßt mit mir Sie und Helberts herzlich. Ihr treuer

Hamburg, 4. Juli 1851. Ad. Glaßbrenner.

Mein lieber Feodor!

Mein Gehör wird — im Ernst — täglich schlechter. Meine demokratische Gesinnung ruinirt mich noch gänzlich. In dieser Zeit des militärischen Despotismus opponirt nun auch noch mein Trommelfell, und geht daranf los, den ganzen jetzigen Scandal zu ignoriren! Es ist bereis so blasirt, daß sogar das Lob, das man mir spendet, sehr stark sein muß, wenn ich etwas davon spüren soll, und Tadel geht nun gar zu einem meiner Ohren hinein und zum andern hinaus, ohne irgend wie anzuschlagen! Ein trauriger Zustand! Das Einzige, was ich in jüngster Zeit genau gehört habe, war Frau Doris Stolte von Dresden als Donna Diana und — so undankbar ist der Mensch — gerade da wollte ich mir die Ohren zuhalten.

Hurrje, was schwätz' ich z'sammen! Mit der Bitte, daß Sie, lieber Wehl, keiner hübschen Dame sagen, wie wenig Gehör bei mir zu finden ist, verbleibe ich Ihr schöner Adolf.

Lieber Wehl!

Sie haben in der heutigen Nummer Ihrer „Jahreszeiten“ ein Verdammungsurtheil über meine „Verkehrte Welt“ ausgesprochen. Daß ich das vertragen kann, mögen Ihnen diese Zeilen beweisen; daß ich aber Ihren Tadel nur in Einzelheiten gerechtfertigt, den Artikel über das Ganze viel zu bitter abgefaßt finde, muß ich Ihnen mit gleicher Offenheit wie die Ihre bekennen. Das Bittere beweist u. A. Ihr Schlußsatz von „Hoffnung und Berechtigung“ — während Sie selbst, und doch gewiß mit gleicher Ueberzeugung wie Ihre heutige? mich bei Beurtheilung meiner „Gedichte“ fast über Beranger gestellt, und meinem „Reineke“ einen Platz in der Literatur angewiesen haben, wie ich mir, und wär' ich der Ehr-

geizigste, keinen bessern wünschen kann. Auch ist es mir unbegreiflich, daß Sie den Hauptaccent Ihres Tadels auf den Mangel einer Grundidee, eines ideellen Halt's legen! Wie sich eine **Welt nicht abschließen**, nur abspiegeln läßt, so kann eine solche abgespiegelte, angeschaute, poetische Kehr-Welt unmöglich einen anderen ideellen Halt haben, als eine sie durchdringende Grundidee, und daß diese in meiner „Verk. Welt" vorhanden, daß sie von A bis Z zeigt, wie in ihr: die Leben verderderbende und Leben erstickende Tradition und Lüge herrscht: das, dünkt mich, ist unverkennbar. Und wenn Sie, lieber Wehl, fragen: „zu welcher Consequenz in Gedanken und Inhalt das Werk denn schließlich führe?" so ersuche ich Sie, mir ein berühmtes Kunstwerk der Poesie, Malerei rc. zu nennen, bei dem Sie solche Frage stellen dürften. Die Kunst hat Sich zum Zweck, nichts weiter; sie ist in Allem, auch in der Abspiegelung des Häßlichen, in sich moralisch. Das wissen Sie so gut wie ich: wie kommen Sie daher zu solcher Frage?

Merkwürdigerweise traf Ihre Kritik gleichzeitig mit einem Briefe Ihrer Freundin Assing (den ich beilege und den Sie mir wohl bei Gelegenheit zurückgeben) bei mir ein, in welcher diese Dame just von der vortrefflichen durch das Buch gehenden Grundidee spricht und daher Ihrem Haupttadel entgegentritt.

Ich hätte nicht übel Lust, gegen Ihre Kritik in Ihrem Blatte aufzutreten und bin überzeugt, daß Sie eben so viel Wahrheit oder Gegenmeinung vertragen können, als Sie Anderen und besonders Freunden reichen. Aber als Autor wäre ich durch die gebotene, selbstverständliche Bescheidenheit sehr im Nachtheil. Ihnen persönlich aber wollte ich meine Meinung über die Ihrige nicht vorenthalten, und das ist auch ehrliche Offenheit.

Ich bin — mit manchen Anderen glücklicherweise — der festen Ueberzeugung, daß meine „Verk. Welt" viel besser ist, als Sie dieselbe schildern, und muß Ihnen sagen, daß ich bei Lesung Ihrer Kritik wie der Sekretair des Fürsten in „Emilia Galotti" staunend ausrief: „So schnell ein Todesurtheil!"

Wie gesagt: ich möchte mich dagegen öffentlich vertheidigen, aber es geht halt nicht. Warten wir, alte Freunde und Leidensgefährten, daher ruhig ab, wem von uns der Erfolg Recht giebt.

Freundlichst grüßend Ihr Sie hochachtender

Hamburg, 19. October 1855. Ad. Glaßbrenner.

Werther Freund!

Sie haben neulich etwas Irrthümliches über mich berichtet. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine Sylbe für den „Kladderadatsch" geschrieben! Allerdings bin ich oft darin, aber willenlos: mit Pointen, Einfällen aus meinen Schriften. Ich verfolge auch eine ganz andere Richtung; mein bischen Humor ist christlicher, protestantischer, um es kurz auszudrücken. Dieser kladderadatschige Nihilismus, diese Blasirtheit, die für Nichts wahres Interesse, keine Ideale hat und Alles für ihren jüdischen Witz benutzt, ist mir zuwider, am zuwidersten in seiner verderblichen Wirkung auf das Volk, dem sie alles Herz aussaugt, ihm alle Begeisterung und Tugend lächerlich macht. Das habe ich oft, so klar es eben in meinen Verhältnissen möglich war, ausgesprochen, am klarsten noch neulich in meinem Artikel über die hiesige Schillerfeier (!), den hundert deutsche Zeitungen abgedruckt haben. Ich concentrire all meine Kraft auf „Berlin", auch, ehrlich gestanden, um mir vielleicht für mein Alter einen materiellen Halt zu schaffen. Kann man mir's verdenken? Diese Herren vom „Kladderadatsch" verdienen jährlich mit leichter Mühe ihre 3—4000 Thaler. Kalisch über 8000 Thaler! Was haben wir, Wehl?

Können Sie dort also für mich anregen, so thun Sie's. Und suchen Sie ein für alle Mal lieber die Fehler der jetzigen Schwelger auf, die nie ein Werk schaffen konnten, als die unsren, die wir doch etwas geleistet, um unsere Ideale gelitten und wirklichen Beruf haben, wenn wir auch keine Größen geworden sind. Ich sage das nicht von mir selbst und allein. Prof. Rosenkranz z. B., den ich nie kennen gelernt, mit dem ich auch nie schriftlich in Verbindung war, hat's in seinem „Tagebuch" (Brockhaus) ausgesprochen.

Ich bin ins Schwatzen gerathen, trotzdem ich, wie Sie denken können, jetzt bis über die Ohren in Arbeit sitze.

Tausend, tausend schöne Grüße! Ihr treuer

Ad. Glaßbrenner.

Berlin, 27. Dezbr. 59.

Verehrter Freund!

Es drängt mich, Ihnen sofort meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank für das Portrait auszusprechen, das Sie von mir

in der „Gartenlaube“ entworfen haben. Unter solchem Künstler muß das häßlichste Gesicht hübsch und interessant werden und — trotzdem ähnlich. So finden es denn auch die Meinigen; ich selbst halte es, nachdem ich mich im Spiegel der Wahrheit betrachtet habe, für viel zu sehr geschmeichelt, tröste mich aber damit, daß man über sein eigen Bild kein rechtes Urtheil hat.

Adele ist ganz entzückt über Ihren Wehl, und drückt Ihnen in freudigster Dankbarkeit die Hand. „Das kann Der schreiben“, sagte sie, „man muß stolz auf sich werden.“

Nun ich alt geworden bin, blühen meine Rosen. Ein Glück, daß es in meinen Herzen noch immer Frühling ist, sonst würden sie bald verwelken.

Treu bis in den Tod

Ihr

Berlin, 20. Februar 1865. Ad. Glaßbrenner.

Der Frühling und die Rosen sind ihm treugeblieben, trotz seines Altwerdens, mit dem es übrigens so ernst nicht gemeint war. Sein blondes Haar, seine leuchtenden blauen Augen, seine frischrothen Wangen verbunden mit seiner mittelgroßen, wohlgerundeten, viel beweglichen Gestalt gaben ihm ein stets jugendliches Aussehen bis zu seinem Tode, der ihn mitten in einer Whistpartie überraschte.

Mit Freunden am Spieltisch sitzend, heiter plaudernd, sank er plötzlich und unerwartet zusammen, um sich nie wieder aufzurichten. Schnell, wie er Alles that, vollzog sich auch sein Ende, ohne langen Kampf, ohne schwere Qual.

Ich werde seiner und der in Ernst und Scherz mit ihm verlebten Stunden immer eingedenk bleiben. Er war ein guter und fröhlicher Kamerad, wie man ihrer jetzt wenige findet.

Am 30. September 76.

Der Schauspieler Willführ, der die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht, lobte sehr den Kronprinzen von Sachsen, unter dessen Oberbefehl er einige Zeit in Frankreich gestanden hat. Eines Tages schlug ein unter diesem stehender General vor: eine Abtheilung Soldaten abzuschicken, um die Franzosen in ihrer Stellung zu necken. „Zum Spaße wollen wir auch nicht einen

einzigen Mann auf's Spiel setzen," sagte der Kronprinz. „Warten wir, bis wir Alle zusammen und im Ernste dem Feinde die Stirne bieten."

Am 1. Oktober 76.

Meine Frau fragte dieser Tage sehr richtig, warum hat man von den französischen Milliarden nicht eine hochherzige Spende auch an die Schillerstiftung gelangen lassen. Die deutsche Dichtung hat 1870 doch wacker mitgekämpft.

Am 7. Oktober 1876.

Am 3. Oktober ist zu Wiesbaden auch Adolf Stahr verschieden, ein Mann von großem Wissen und feinem Geiste. Ich habe eine Zeit lang viel mit ihm verkehrt. Er war eine sehr liebebedürftige, immer Anlehnung und Zustimmung suchende Natur. Nervöse Gereiztheit und stete Kränklichkeit machten den Umgang mit ihm zeitweise sehr schwierig und unerquicklich. Er konnte leicht außer sich gerathen und alle Rücksicht vergessen. Aber in ruhiger Stimmung war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe, voll zarter Sinnigkeit, Anregung und vielseitiger Kenntnisse. Er ließ sich von seiner ersten Frau scheiden und heirathete Fanny Lewald, die er während eines Aufenthaltes in Italien, der aus Gesundheitsrücksichten nöthig wurde, kennen gelernt hatte. Man nannte diese scherzhaft in Berlin seine Gouvernante und in der That hat sie sehr bestimmenden Einfluß auf ihn ausgeübt, weil sie von jeher sehr selbstbewußt und entschieden in ihrem Wesen und Charakter war. Als ich ihr einmal sagte, daß ich etwas, was ich gethan, sehr schmerzlich bereute, hörte ich sie zu meiner Verwunderung sagen: „Reue, lieber Wehl, kenne ich nicht. Ich habe noch nie etwas in meinem Leben bereut!"

Sie haben sehr glücklich gelebt und gegen Stahr's Kinder aus erster Ehe hat sich Fanny Lewald musterhaft benommen.

Am 20. Februar 1877.

Am 17. Februar in der Frühe ist Mosenthal in Wien einem Herzkrampf erlegen. Es hat mich tief ergriffen, daß er seine junggestorbene Gattin so innig und treu geliebt, daß er in seinem Testamente anordnete, ihr Kleid, in dem sie starb und das Kissen, auf dem sie ihren letzten Athem that, ihm unter den Kopf in seinem Sarge zu legen. Ferner wünschte er, daß man seine Leiche neben

die ihre oder wenn dies nicht zu machen gehe, die ihre ausgrabe und neben der seinen bestatte. Ich lernte ihn persönlich kennen, als er nach Berlin kam, seine Braut, eine Tochter des Regierungsraths, Dr. Weil, heimzuholen. Ich hatte sie und ihre Familie bei Charlotte Birch-Pfeiffer viel getroffen und war mit ihrem Vater, der damals die „Konstitutionelle Zeitung" redigirte, bald in nähere Beziehung getreten. Er kam aus Württemberg und hatte das Verfassungsleben unter dem Bürgerkönigthum in Paris studiert, das man in jenen Tagen in Preußen einzuführen sich von liberaler Seite her alle Mühe gab. Dr. Weil und sein Haus bildeten aus diesem Grunde zu Anfang der fünfziger Jahre in den politischen Kreisen Berlin's einen Mittelpunkt, in welchem der bewegliche und geistvolle Mann, sowie seine Tochter die hauptsächlich anziehenden Elemente abgaben. Charlotte Weil war ein reizendes, höchst anmuthiges Wesen, nicht grade blendend schön, aber wohl gewachsen und von einnehmenden Gesichtszügen; dabei voll Bildung, Geist und feinem Geschmack. Sie konnte einem Manne wohl begehrenswerth erscheinen und Mosenthal hat sie jedenfalls innig geliebt. Es war eine Lust: das Paar zusammen zu sehen. Er paßte zu ihr auf's Beste. Er war mittelgroß, wie sie, schlank, mit röthlich blondem Haar und Bart, von zarter weißer Gesichtsfarbe, rosig überhaucht.

Wir schlossen uns freundlich an einander an, weil uns unser poetisches, namentlich aber unser dramatisches Streben verband und in diesem sind wir bis an sein Ende in brieflicher Beziehung geblieben. Ich füge hier einige seiner Schreiben nur deswegen bei, um zu zeigen eine wie wohlthuende und ermunternde Wirkung eine einigermaßen liebevolle Besprechung ihrer Arbeiten auf Dramatiker auszuüben vermag. Ich habe in meinen Beurtheilungen Mosenthal'scher Stücke nie deren Fehler und Schwächen verschwiegen, mich immer aber zugleich bemüht: ihr Gutes und Verdienstliches anzuerkennen und den Verfasser der „Deborah", des „Sonnwendhof" und des „Schulz von Altenbüren" zu weiterem Schaffen aufzufordern und anzuspornen. Er schreibt:

Verehrter Freund!

Als ich Ihre freundlichen Worte über „Cäcilia"*) in Kühnes „Europa" las, da hätte ich Ihnen gern mit nicht minder freundlicher

*) „Cäcilie von Albano", dramatisches Gedicht in fünf Akten.

Erwiederung gedankt, wenn wir Schreiber von Profession nicht alles faule Brief-Schreiber wären; besonders schwer gehts mir, wenn ich pro domo mea plaidiren muß, und mir so wenig Gelegenheit geboten wird, meine dankbare Dienstfertigkeit zu bethätigen. Sie aber, lieber Wehl, haben mich in diese Lage versetzt, durch das warme, mir so herzlich wohlthuende Interesse, das Sie an meiner „Cäcilia“ nehmen, und für das meine liebe Correspondentin*) in Berlin kaum Worte genug finden kann. Ich sehe deshalb diese meine treuste Anwaltin aus Berlin ruhig scheiden und halte „Cäcilie“ nicht für verwaist, wenn Sie, lieber Freund, sie nun adoptiren und durch das Labyrinth freundlich steuern wollen, zu dessen Irrgängen mir in der Ferne jeder leitende Faden fehlt. Ich habe mit H. v. Küstner correspondirt und kann mir sein Verfahren nicht enträthseln. Vor Allem bin ich ganz Ihrer Ansicht, daß „Cäcilie“ jetzt heraus muß, au pis aller mit keinem Anderen als Hendrichs. Ich habe Letzterem geschrieben, ihn ersucht, wenigstens für die ersten Vorstellungen die ihm zuertheilte Rolle zu studiren, sie dann Lietke abzutreten; ich weiß jedoch nicht, ob die Erfüllung dieses Wunsches überhaupt möglich ist. Ich weiß aber, daß eine Direktion, wenn sie will, ein Stück ruiniren kann und daß sich dagegen wenig thun läßt. Wäre ich am Platze, so stände mir ein Urtheil und Eingreifen frei, so habe ich nichts als den Glauben, den stoisch-fatalistischen, daß es kommt, wie es muß, und daneben den ideal-christlichen an Ihre Freundschaft und geistige Bruderliebe. Ich will, wenn Sie je ein Kind über unsere Grenze schicken, es dafür gleichfreundlich empfangen und was ich ihm bieten kann, und was es bedarf, gern beitragen. Wir wollen das seltene Beispiel zweier Autoren geben, die sich und ihre Kinder nicht gegenseitig auffressen und die auf dem breitgetretenen Pfad des Parnasses nicht übereinander her, sondern Arm in Arm neben einander zu wandeln vermögen.

Mit herzlicher Ergebenheit Ihr

Wien, den 3. April 1850. Mosenthal.

Verehrter Freund!

Gestern sandte mir Freund Pabst Ihre Kritik meines Stückes in der „Constitutionellen Ztg.“**) Sie hat mir so innig wohlgethan,

---

*) Seine Braut.

**) Wenn ich mich recht entsinne über das Trauerspiel: „Pietra“.

daß ich trotz einer peniblen Migraine, die durch die Aufregungen der letzten Tage berechtigt erscheint, Ihnen im Geist die Hand drücken muß. Wir Wiener Poeten sind nicht verwöhnt. Unsere Journalisten sind mit Passion negativ. Der heimische Dichter steht ihnen „hart an dem Teufel" und man muß zufrieden sein, wenn man mit einem blauen Auge heimkommt. Ein Herzenslaut dringt eben so wenig hier durch wie auf der Folterbank des Dresdener Journals. Um so inniger erfreute mich Ihre sinnige innige Besprechung und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Wir haben den „Schulz von Altenbüren" vorgestern zum Benefize der Concordia gehabt und der Erfolg war wohl der stürmischste, den ich noch erlebt. Ich mußte 8 mal persönlich erscheinen. Die Darstellung war aber auch mustergiltig und der 75jährige Löwe leistete Bewunderungswerthes.

Wie geht es Ihnen, lieber Feodor? Wenn ich unserer ersten Begegnung in Berlin gedenke! Ils sont passés ces jours des fêtes. Ich stehe allein und freudenarm im Leben.*) Meine einzige Erholung ist die Arbeit, meine einzige Erquickung das Gefühl meines besten Strebens!

Vielleicht seh' ich Sie bald einmal hier. Concurriren Sie doch um das Preislustspiel. Ihr alt ergebener

Mosenthal.

Wien, 23. November 1867.

Lieber alter Freund!

Herzlichen Dank für Ihre Zeilen. Ihre warme, schöne Kritik hatte mir Maurice**) schon gesandt. Es thut wohl, von ernsten Männern ein ernstes, inniges Urtheil zu lesen; bei uns herrscht Frivolität und Camaraderie. Wenn man sein Bestes gegeben — und das braucht ja nicht ein absolut Gutes zu sein — und ein empfängliches Publikum den wärmsten Beifall spendet, so geht man hier am nächsten Tage herum wie durch eine Straße, in der die Dächer gedeckt werden, scheu, daß jeden Augenblick ein Dachziegel auf Einen herunterfällt. Besonders hetzen sie gegen die Einheimischen; „La patrie" von Sardou und „Seraphine" fanden

*) Er hatte sein junges Weib nach kurzem Eheglück durch unerwarteten Tod bereits wieder verloren.

**) Direktor des Hamburger Thaliatheaters.

dagegen lauter Panegyriker. Glücklicherweise läßt sich das Wiener Publikum nicht irre machen und sechs ausverkaufte Häuser haben bereits für meine „Isabella“*) plaidirt. Ich habe auf diese Arbeit allen Ernst, alle Kraft verwendet: wer's besser kann, der belehre mich!

Ihrer lieben Frau meine besten Empfehlungen und Ihnen, lieber Freund, herzlichen Händedruck von

Ihrem

Wien, den 29. October 1869. Mosenthal.

Am 29. April 1877.

An unserer Zeit erschreckt mich manchmal etwas, das ich den Barbarismus der Bildung heißen möchte. Es hat sich neuerdings durch das sogenannte Volksverständlichmachen der Wissenschaften viel oberflächliche Kenntniß und mit dieser oberflächlichen Kenntniß zugleich im jungen Geschlechte ein Geist erzeugt, der, um Lieblingsworte unserer Tage anzuwenden, durchaus findig und schneidig, mit allen ihm vorkommenden Dingen leicht umzugehen und fertig zu werden versteht. Man ist überall rasch mit einem einigermaßen passenden Ausdrucke bei der Hand und dieser ergiebt sich so bequem und bezeichnend für die in Rede stehende Sache, daß es kaum noch nöthig ist, über dieselben sich eigene Gedanken zu machen. Man arbeitet mit den Gedanken Anderer, und das erleichtert und beschleunigt die Arbeit ungemein, veranlaßt aber auch, daß der so Arbeitende alle Achtung vor der geistigen Arbeit verliert und sie im äußersten Grade geringschätzig behandelt. Es hat zu jeder Zeit literarische Leute gegeben, die am Genie ihr kritisches Müthchen gekühlt haben. Allein sie waren einzeln. Jetzt ist ihr Ton beinahe ein allgemeiner und dadurch eine Roheit und Rücksichtslosigkeit in die Presse gekommen, die auf die Länge verödend und verwüstend wirken müssen.

Am 10. März 77.

Nichts kann belustigender sein, als die Selbstvergötterung der Franzosen, der sogar ihre erleuchtetsten und hervorragendsten Geister in naivster Weise Ausdruck zu geben sich angelegen sein lassen. In dem Roman der Staël „Corinna“ wird die französische, die

*) „Isabella Orsini“, Trauerspiel in fünf Akten. Dies Stück war die erste dramatische Neuigkeit meiner Hoftheaterleitung in Stuttgart.

glänzendste aller Tapferkeiten genannt und Lamartine behauptet irgendwo in der „Geschichte der Girondisten“: „Wenn Gott der Menschheit eine Idee offenbaren will, so pflanzt er sie in die Brust eines Franzosen.“ Eine französische Schauspielerin, Blanche Baretta, schrieb stolz in ein Shakspeare-Album: „Wäre ich nicht ein Kind Molière's, so möchte ich wohl eine Tochter Shakespeare's sein.“

Man könnte mit solchen Aussprüchen ein ganzes Buch anfüllen und den Deutschen daran zeigen, wie ein Volk von sich denken muß, wenn es vor anderen Völkern gelten will. Das Selbstbewußtsein der Franzosen hat sie groß gemacht, ganz ebenso wie es einst die Römer zu Herren der Welt gemacht. Die Hundegesinnung der Deutschen vor dem Auslande bringt sie um jede nationale Selbstschätzung und darum auch um Ansehen und Einfluß im Lauf der Geschichte.

Am 23. März 77.

Hat Immermann nicht Recht, wenn er sagt: „Zweierlei ist an dem Verfalle des deutschen Theaters schuld, erstens, daß es sich außer Contakt mit der Literatur und dem Ideenkreise des Kernes der Nation gesetzt hat; zweitens, daß die Darstellung selbst allen Begriff der Schule und der Kunst verloren und die Idee von der Nothwendigkeit eines bis in das Kleinste harmonischen Ganzen kaum noch in der abgeschwächtesten Erinnerung kennt.“

Am 2. April 1877.

Wie bedeutsam und schön ist, wenn Herder sagt: „Nehmet die äußere Hülle weg und es ist kein Tod in der Schöpfung.“

Wir beachten so kostbare Aeußerungen nicht genug.

Am 15. April 1877.

Von der berühmten französischen Schauspielerin Clairon hat mich folgende Mittheilung interessirt, die ich dieser Tage las.

Als sie die Bretter verlassen und angehenden Darstellerinnen dramatischen Unterricht ertheilte, pflegte sie bei der ersten Prüfung ihre Schülerinnen mit einem Faden zu umwickeln. Diejenige, welche einen lebhaften Monolog herzusagen im Stande war, ohne diesen Faden zu zerreißen, vermochte ihr nur wenig Hoffnung auf Erfolg zu geben; dagegen umarmte sie begeistert jede, die von innerer Bewegung ergriffen, der Umwickelung vergaß und im Sturm und Drang der Erregung oder der Leidenschaft jenen Faden unbedacht zerriß.

Dies Experiment hat etwas für sich.

Am 22. Juli 1877.

Am 6. Juli verschied auf seiner Villa Leonie am Starnberger See Friedrich Wilhelm Hackländer. Er war eine leichtlebige Natur, weder besonders geistreich noch anregend, aber immer frisch und munter. Es ließ sich angenehm und gut mit ihm verkehren. In meiner ersten Stuttgarter Zeit traf ich öfter in Hallberger's, seiner eigenen und meiner Häuslichkeit mit ihm zusammen. Früher von König Wilhelm von Württemberg, dessen Gunst er besaß, zum Umgang und Reisebegleiter des Württembergischen Kronprinzen bestimmt, entließ ihn dieser ganz unerwartet bei seiner Thronbesteigung in voller Ungnade aus allen seinen Aemtern. Er war zuletzt königlicher Bau- und Gartendirektor in Stuttgart gewesen. Mag es ihm für diese Stellung immerhin an gründlichen Sachkenntnissen gemangelt haben, so bleibt nichts desto weniger anzuerkennen, daß er sehr Bedeutendes darin geschaffen und gewirkt. Der schöne Schloßplatz, der großartige, sogenannte Königsbau, die Villa in Berg sind, wie ich höre, durch ihn hervorgerufen und aufgeführt worden. Er hätte wohl Anspruch auf Dank gehabt, wenn er auch vielleicht nicht überall streng gewissenhaft verfahren haben sollte. Unter König Wilhelm nahm man die Dinge in Sachen der Kunst ziemlich leicht und forschte der Verwendung der aufgebrachten Mittel nicht immer sorgsam nach. Hackländer mag sein Schäfchen geschoren haben, sicherlich jedoch nicht ungebührlicher als viele Andere an seiner Stelle gethan haben würden. Unter allen Umständen war ein Vorwurf dieser Art kaum wohl genügend, darüber seine unleugbaren Verdienste zu vergessen.

Uebrigens habe ich ihn über königlichen Undank nie klagen hören. Er hatte, wie mir scheint, gar keine Anlage zur Verbitterung. Er blieb immer heiter und vergnügt und es war eine Lust, in seine hellen, blauen Augen zu blicken.

Das Theater liebte er sehr und er war als Abonnent fast jeden Abend darin, auf der Seite der Sperrsitze, auf der sich die königliche Loge befindet, und von der aus der König, wenn er die Vorstellung besuchte, seiner nicht ansichtig werden konnte. Dem hohen Herrn den Anblick in Ungnade stehender Personen möglichst zu entziehen, war ein rücksichtsvoll geübter Gebrauch im Hoftheater geworden. Mir hatte man überdies unterbreitet, kein Stück von Hackländer zu geben und Hackländer selbst hat auch nie gegen mich einen Wunsch nach

dieser Richtung hin geäußert, wie er denn überhaupt über König Karl, seinen Hof und über Alles, was damit zusammenhing, vollständiges Stillschweigen zu beobachten pflegte. Auch über das Hoftheater sprach er zu mir nur ganz im Allgemeinen und meist in freundlichster Weise meine Unternehmungen rühmend.

Jemand, ich weiß nicht mehr wer, sagte mir eines schönen Tages, es wäre Hackländer's Lieblingswunsch gewesen, in Stuttgart Intendant des Hoftheaters zu werden.

Als solcher wäre er ohne Zweifel so gut wie mancher Andere am Platz gewesen. Feinen Sinn und Geschmack besaß er in hohem Grade und daneben große Rührigkeit. Er hätte sicher die Bühne gehoben, aber entschieden nicht gespart. Er war gewohnt, aus einem vollen Beutel zu schöpfen. Und heute steht das Stuttgarter Hoftheater unter einem nothwendigen Sparsystem. Es soll womöglich einbringen, was ehedem verschwendet worden oder wenigstens nie mehr eine Verschwendung begehen können.

Wie mir übrigens Moritz Blanckarts mittheilte, soll Hackländer unter den angenehmsten Vorstellungen eingeschlummert sein: er durchlebte in seinen Fieberphantasien seine gute Zeit und sah sich von lauter alten Freunden umgeben.

Am 5. September 1877.

Am 3. September ist Adolph Thiers gestorben. Mir ist dieser kleine Mann nie groß erschienen und daß er in dem jetzigen Frankreich so wichtig werden konnte, ist mir nur ein Beweis, wie arm dasselbe gegenwärtig an hervorragenden Köpfen ist. Thiers war ein politischer Macher, ein Mensch, der die Gelegenheit wahr zu nehmen und im Sinne des Augenblicks auszubeuten wußte. Er war der Opportunitäts-Staatsmann nach dem Buche. Er erhielt sich nur dadurch immer am Ruder, daß er sich selbst widersprach und gegen seine eigenen Grundsätze handelte. Unter dem Bürgerkönigthum trat er für den Napoleonismus ein, unter dem zweiten Kaiserreich für die Republik, unter der Republik — für was? Kluger Weise für den Frieden. Der Friede mit Deutschland ist sein bestes Werk.

Am 6. Sept. 77.

Ludmilla Assing war jüngst in Paris. Als sie dort mit deutschen Freunden in einem öffentlichen Speisesaal sich deutsch unterhielt, begannen Franzosen sogleich ganz laut auf Bismarck

und die Deutschen zu schimpfen. Ludmilla's Begleitung schlug vor, um sie nicht Unannehmlichkeiten auszusetzen, italienisch oder englisch zu sprechen. Sie weigerte sich dessen aber entschieden, indem sie äußerte: Keine Macht der Erde werde sie jemals veranlassen können, ihre Volksabstammung zu verleugnen, auf die sie stolz sei.

Dieser tapfere Zug soll ihr unvergessen sein.

Am 17. Sept. 77.

„Man mag die Jugend noch so lange festhalten und genießen," hörte ich neulich eine Dame seufzen, „man ist die längste Zeit doch alt!"

Am 30. Sept. 77.

Metz und Straßburg sind die beiden Fäuste, die Deutschland vor die Brust Frankreichs gelegt hat. Frankreich war uns immer ein unruhiger und gefährlicher Nachbar, besonders seit es diese beiden Fäuste in seine Gewalt gebracht und eisern umklammert hielt. Jetzt, da wir sie frei und wieder haben, müssen wir sie unter allen Umständen behaupten, nicht so sehr, um Frankreich zu unterdrücken, als um dasselbe ruhig und uns vom Leibe zu halten.

Am 18. Nov. 77.

Lindau's „Gegenwart" plaudert in einem Aufsatze über Hackländer auch von dessen „Roman meines Lebens" und theilt bei dieser Gelegenheit mit, daß die Auslassungen darin meist nur sehr harmlos seien, und wenn sie hier und da ja einmal die Geißel schwängen, dies nur über ein paar persönliche Feinde, wie der Hofkammer-Präsidenten von Gunzert und Feodor Wehl, der Leiter des königlichen Hoftheaters in Stuttgart, geschähe.

Diesen Geißelhieben sehe ich mit großer Gelassenheit entgegen und kann schon heute, noch ehe ich sie kenne, behaupten, daß sie ungerecht sind. Hackländer hätte die Stuttgarter Verhältnisse wohl kennen und mein Wirken zu würdigen wissen sollen. Wenn er das nicht im Stande gewesen, so erhellt daraus, daß er befangen und irregeleitet war. Er mag wohl immer noch gehofft haben, seine Stücke im Stuttgarter Hoftheater gegeben zu sehen. Mir aber war die Weisung auf mehrfache Anfragen geworden, von denselben Abstand zu nehmen. Das hätte er wissen oder von mir erfahren können. Stand ich doch im Beginn meiner Stuttgarter Stellung in vielfach freundschaftlicher Berührung mit ihm; gab er dieselbe später ziemlich auf, so suchte ich den Grund einerseits in

meiner durch Kränklichkeit bedingten Zurückgezogenheit und in der Verstimmung, die er endlich doch zu Tage zu legen begann, als die Blätter nach dem Sturze Napoleon's und der Plünderung der französischen Staatsarchive sich über sein daraus ersichtliches Bewerben um die französische Ehrenlegion hämisch aufzuhalten Anlaß ergriffen.

Immer aber noch begrüßte mich Hackländer und sprach mich freundlich an, wann und wo ich ihn traf. Seine Geißelhiebe sind also jedenfalls hinterrücks geführt, sollen mir indeß das liebenswerthe Bild nicht verdunkeln, das ich von ihm in der Seele trage.

Am 29. November 1877.

Man klagt jetzt allgemein, daß die heutigen Schauspieler nicht mehr die Kunst der schönen Rede verstünden und das ist leider allzu wahr. Aber woher kommt das? Meiner Ansicht nach daher, weil es nur noch Zuschauer, aber beinahe keine Zuhörer im Theater mehr giebt. Alles Reden auf der Bühne ist den Leuten zu viel, jede Auseinandersetzung, jedes Gespräch, seien sie auch noch so bedeutungsvoll und geistreich, zu lang. Man nimmt nur noch Antheil an der Handlung, den Vorgängen, der Situation, nicht mehr am Vortrag. Der Darsteller, der das instinktmäßig fühlt, hastet nun über den Letzteren hinweg und hält alle Mühe und Sorgfalt, welche sonst darauf verwendet wurden, für verschwendet und weggeworfen. Leider wird er darin von der gegenwärtigen Theaterkritik, wenn man von einer solchen überhaupt noch sprechen kann, bestärkt. Die Zeit der eigentlichen Theater-Rezensionen ist lange dahin und mit unserer sogenannten Belletristik ins Grab gestiegen. Man hat in unseren Preßorganen augenblicklich keinen Raum mehr, künstlerische Leistungen zu beurtheilen und zu erörtern. Dramaturgische Aufsätze, wie noch Zimmermann, Ludwig Tieck, Rötscher, Karl Töpfer und einige Andere sie drucken lassen konnten, finden gegenwärtig in keiner Zeitung mehr einen Platz Ein kurzer, flüchtiger Bericht, der meist noch nach der Vorstellung in rasender Eile in der Druckerei niedergeschrieben wird, bringt am andern Morgen den Lesern eine Meldung des Erfolgs und eine ganz flüchtige und oberflächliche Angabe des Spiels. Von eingehender Betrachtung der Auffassung und Durchführung einer Rolle verräth sich keine Spur. Von der Art, wie gesprochen wurde, verlautet kein Wort. Das muß auf

die Länge natürlich Mime wie Publikum gleichgiltig gegen jeden Werth der Rede machen und realistisch verrohen.

Am 2. Dezember 1877.

Es mag sehr sonderbar klingen, wenn ich die Schuld vom Niedergange unseres Drama's auf die bessere Bezahlung dieser Literaturgattung schiebe und doch bin ich überzeugt, daß ich mit dieser Behauptung nicht ganz im Unrecht bin. Früher war diese Schriftstellerei nur ein armseliges Stück Brot und es erwählten dieselbe einzig solche, die wirkliche Begabung und ernsten Trieb dafür besaßen. Auch damals ward viel darin gestümpert, aber es war eine Stümperei nach hohen Richtungen und idealen Zielen. Seit das Schreiben von Theaterstücken jedoch ein einträgliches Handwerk geworden, seitdem haben sich die literarischen Macher darauf geworfen, welche die Technik des Drama's wesentlich ausgebildet haben und szenisch sehr wirksam zu schaffen verstehen, aber, weil sie Geld erwerben wollen, ihre gesteigerte Fertigkeit fast lediglich anwenden: dem niederen Geschmacke und der Laune der großen und geringdenkenden Menge zu fröhnen.

Am 7. Dezember 1877.

In Frankreich spielt sich ein eigenthümliches Schauspiel ab. Die Volksvertretung schmollt mit dem Präsidenten Mac Mahon und der Präsident Mac Mahon mit der Volksvertretung. Es ist ein äußerst gespanntes Verhältniß, das aber zu keiner Krise kommt. Der Volksvertretung fehlt der Muth den Präsidenten zu stürzen, dem Präsidenten der Muth die Volksvertretung auseinander zu sprengen. Mac Mahon ist ohne Zweifel ein beschränkter Kopf, der sich noch mehr wie Napoleon III. vom Klerus und seiner Frau bestimmen läßt. Beide wagen nicht zu einem Gewaltstreich zu drängen. Aber auch der Gegenpart neigt nicht dazu. Es mangelt ihm ein Haupt. So kühn Gambetta auch auftritt, er fühlt doch, daß er keine Regierung schaffen kann.

Am 8. Dezember 1877.

England mit seiner Politik ist die Kreuzspinne am Giebelfenster Europa's. Sie hat ein kleines Nest, aber ein weites Netz, das sie über alle Länder spinnt.

Am 11. Juni 1878.

Die Berliner „National-Zeitung“ bringt zum Pfingstfest einen beherzigenswerthen Leitaufsatz „Bis in die Tiefe“ betitelt, in dem

sie sich bemüht, ein Bild unserer Tage zu geben. Sie schildert: die Genußsucht, die Jagd nach Erwerb, die oberflächliche Intelligenz, den Hohn gegen alles Edle, gegen alles Ideale, den Hang zum Realismus und Materialismus. Sie sagt unter Anderem: „Der plötzliche, unvermittelte Zuwachs an Bildung erhöht wohl die geistige Kraft und Fähigkeit des Einzelnen, erweckt aber auch zugleich in ihm eine quälende Unzufriedenheit mit seinem Zustande. Vor einem Jahrhundert war die Geniesucht eine Krankheit der Poeten, jetzt leiden alle an der Großmannssucht. Jeder strebt über seine Verhältnisse hinaus, Niemand will sich bescheiden und beschränken.“ Später meint sie: „Nicht das Volk, die Bildung hat sich zuerst von den idealistischen Anschauungen abgewandt. Ist es immer die künstlerische Vollendung seines Werkes — oder ist es oft nur der Erlös, den er dafür erhält — an dem sich der Künstler erfreut? Alles verlachen, bewitzeln, verspotten, was ernsthaft auftritt, was über den augenblicklichen physischen Genuß hinaus nach einer dauernden seelischen Befriedigung trachtet, ist längst bei uns Sache des guten Tons.“ Sie erinnert dann an das Hätscheln der Lassallianer, die Rednerwuth, die Kneipenpolitiker, die Gründer und „wie auch die anständige Gesellschaft sich drängte zu deren Belsazarfesten, während sie doch wußte: mit welchen Mitteln sie ihre Reichthümer erworben.“ Schopenhauer und Hartmann sind unsere Propheten und wir wundern uns, wir wollen uns beklagen, daß die Masse jetzt unsere innersten Gedanken in ihrer Form ausprägt? Prosper war es, der Caliban streichelte. Jetzt hat sich Caliban aufgerichtet und ist riesenstark geworden.“ Wird Ariel ihn bändigen können? fragt sie zum Schluß. Uns dünkt, der gute Geist sollte es wenigstens versuchen und in diesen Versuchen nicht müde werden.

Am 29. November 1878.

Am 27. November starb in Berlin Emil Brachvogel, der sich durch einen dramatischen Wurf einen großen literarischen Ruf erwarb, den er leider durch alle folgenden Würfe nicht zu vermehren, sondern nur zu vermindern im Stande gewesen ist. Das Trauerspiel „Narciß“, das am 7. März 1856 im Berliner Hoftheater zuerst gegeben ward, machte ihn mit einem Schlage berühmt. Er hatte lange mit demselben von Thür zu Thür wandern müssen,

ohne irgendwo Theilnahme und Glauben dafür erwecken zu können. Endlich war Ludwig Dessoir von der Titelrolle innerst erfaßt und der Schildheber des Stücks geworden. Wenn man dasselbe heut zu Tage unbefangen beurtheilt, so wird man zunächst zugeben müssen, daß es ein Werk von zündender Macht und in seiner Erfindung und Durchführung jedenfalls von unbestrittener Wirkung ist. Brachvogel hat, von Diderot's Dialog, den Goethe so liebevoll übersetzt hat, ausgehend, sich eine Handlung von fesselndem Reize ausgedacht und dieselbe mit entschiedenem Geschicke ausgearbeitet. Zwar läßt sich das ganze Stück nicht durchweg fein und geschmackvoll nennen, sondern es muß im Gegentheil in vieler Hinsicht plump und roh geheißen werden, aber es trägt in sich etwas von dem wirklichen Hauche der großen Revolutionsbewegung von 1789, dem nicht zu widerstehen ist und welcher, wenn immerhin zuweilen auch ekelhaft und widerwärtig zum Ausdruck gebracht, doch die Seele ergreifen kann. In Narciß Rameau, den Diderot folgendermaßen schildert: „Er ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durcheinandergehen; denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham." In diesem Narciß Rameau das damalige Frankreich verkörpert hinzustellen, ist zunächst ein genialer Gedanke und ein nicht weniger genialer Gedanke ist, aus seiner ihm davongelaufenen Frau die Pompadour zu machen. Von diesen beiden genialen Gedanken ist der erstere gewagt und der letztere ungeschichtlich, allein was thut das? Sie sind nichts destoweniger dramatisch. Ihre Kühnheit und Verwegenheit setzen von vornherein ebenso sehr in Erstaunen, als sie später durch ihre Verwendung erschüttern. Indem Narciß Rameau sich zuletzt mit dem herabgekommenen, zerlumpten, in Schmach und Elend versunkenen Frankreich vergleicht und über die in königlichen Purpur gekleidete Leiche der sitten- und gewissenlosen Buhlerin, selbst am gebrochenen Herzen sterbend, den Fluch seines entarteten Jahrhunderts schleudert, erlangt die Tragödie eine Größe, die nie ohne Eindruck bleiben wird und bleiben kann. Daß diese Größe mit kleinen, oft geradezu erbärmlichen Mitteln sich aufbaut, in banal-sentimentalen Stimmungen sich breit macht und in der Sehnsucht eines halb verrückten Narren

nach einer großen geschichtlichen That sich gipfelt, ist allerdings für ihren höheren künstlerischen wie moralischen Werth in äußerstem Grade bedenklich. Diese Schauspielerin Quinault, dieser Ritter Lambert und der große Staatsmann Choiseul sind Gestalten von der allergewöhnlichsten Bühnengepflogenheit.

Aber eben deswegen den Schauspielern und der großen Masse der Zuhörer einleuchtend und in ihrer Empfindelei und in ihren übertriebenen Redensarten imposant. Dem „Narciß“ werden seine Vorzüge wie seine Schwächen von den Brettern herab gleich vortheilhaft. Das ist das große Geheimniß seines Erfolges. Grabbe, Georg Büchner, Otto Ludwig und Hebbel haben ungewöhnlich Hervorragenderes geschaffen, als dieser „Narciß“ ist. Aber das Ungewöhnliche ihrer Dramen stößt allzu sehr ab und ist viel zu befremdlich, um der alltäglichen Menge gefallen zu können. Sie läßt sie immer wieder fallen, so oft sie ihr geboten werden, während „Narciß“ sich dauernd auf dem deutschen Schauplatze erhält.

Brachvogel, durch das Einschlagen seines Stückes ermuthigt und gehoben, schuf in rascher Folge noch weitere Schauspiele: „Adalbert vom Babanberge“, „Mon de Caus“, „Der Usurpator“, „Das Fräulein von Montpensier“, „Die Harfenschule“, „Der Trödler“ und andere mehr. Kein einziges hat sich eingebürgert; sie kamen und gingen. „Narciß“ blieb sein einziger dramatischer Treffer, nicht durch seine Kunst, sondern durch seinen Stoff. So strebsam, vom heiligsten Eifer beseelt, das Höchste wollend der Dichter auch war, so eifrig er an sich selber arbeitete und die Technik des Dramas studirte, er ist doch stets nur ein glänzend begabter Dilettant geblieben. Er lernte, aber all sein Lernen nutzte ihm nicht. Der Naturalist brach immer bei ihm durch. Sein Schaffen glückte ihm nur da, wo er sich natürlich gehen ließ; wo er die Regel in Anspruch nahm, ward er stümperhaft gezwungen und hohl. Er hat es nie bis zum Künstler gebracht. Dazu war seine ganze Fähigkeit von Hause aus weder angelegt, noch durch Jugendbildung ausgerüstet.

Er hat früh seinen Vater verloren und an der Seite einer geistig verdüsterten Mutter eine ziemlich elende und trübe Kindheit verlebt. Sehr jung noch, mußte er daran denken, sich seinen Lebensunterhalt durch eigene Thätigkeit zu verschaffen. Seine Biographen lassen ihn bald bei einem Bildhauer, bald bei einem Graveur in der Lehre

sein. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, war er in einer Buchdruckerei in Schlesien beschäftigt, als ich seinen ersten Brief mit einigen Gedichten von ihm zugesandt erhielt. Die Gedichte sowohl wie der Brief waren von sehr aufgeregter und verzweifelter Stimmung. Was ich ihm geantwortet, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls kam ich sehr bald wieder außer Beziehung mit ihm und habe nur noch im Gedächtniß, daß er schon damals mir seine Neigung, für das Theater zu wirken, kund that. Wirklich hat er auch einmal den Versuch gemacht, als Schauspieler aufzutreten, aber mit so wenig Glück, daß er dieser Laufbahn sehr bald ganz entsagte, und sich nur um so emsiger der Literatur zugewendet hat. Als ich ihn einlud, an der „Schaubühne" mitzuarbeiten, befand er sich auf der Höhe seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die er meiner Unternehmung zuzuwenden, sogleich mit wahrhaft liebenswürdiger Begeisterung bereit war. Er schrieb eine Reihe von Aufsätzen, die als durchaus verdienstlich gelten müssen. Allein, da er von Hause aus wenig gründlichen Unterricht genossen, und Alles, was er wußte, sich mühsam auf eigene Hand erworben hatte, so liebte er es, sehr lehrhaft aufzutreten und einen etwas übertriebenen Werth auf die künstlerische Theorie zu legen, bei welcher theoretischen Darlegung ihm doch oft ein zwar gesunder, jedoch ziemlich hausbackener Naturalismus in den Nacken schlug. Dazu kam, daß er heftig und leidenschaftlich in der Empfindung, ebenso rasch zu unbeschränkter Zuneigung wie zu blinder Feindschaft geneigt und aufgestachelt war. Für Dingelstedt, der ihn mit vornehmer Kälte behandelt hatte, war er zu maßlosem Haß entflammt, welcher Haß ihn mir eine Zeit lang entfremdete, dem er im Uebrigen eine schöne und geradezu rührende Freundschaft entgegenbrachte. Bei mehrfachen Besuchen in Berlin und Görlitz hatte ich Gelegenheit, mich daran zu erfreuen und zu erwärmen.

Sein häusliches Leben, sein Verhalten zu Frau und Tochter erschienen liebenswürdig und musterhaft. Er hatte etwas gut Bürgerliches in Charakter und Wesen und neben den Angewohnheiten eines mittelmäßigen Schauspielers, neben lebhaften Gesten und prunkhafter Rede, das beste und hingebenste Herz, das sich denken läßt. Bedauerlich für ihn selbst wie für sein schriftstellerisches Schaffen war dabei: seine große Erregbarkeit und die Neigung immer das Aeußerste anzunehmen. Dadurch ward er leicht und

rasch in einen sehr gereizten Zustand versetzt und zur Empfindlichkeit gebracht. Er fühlte seine ästhetische Unzulänglichkeit im eigenen Innern und es that ihm darum jede Hindeutung darauf bitterlich weh. Um sich gegen den Tadel der Kritik zu wahren und in seinen dramatischen Leistungen würdig empor zu ringen, warf er sich mit einem eisernen Nachdruck auf Studien, die ein schöner Beweis seines Ernstes waren, ihm im Schaffen jedoch nur wenig Vortheil bringen konnten, weil sie immer lückenhaft und äußerlich angeflogen blieben.

Einige Briefauszüge mögen hiervon, wie von seinen durchaus ehrenwerthen Gesinnungen und seinem Feuereifer für die gute Sache Belege liefern.

Sie lauten:

Berlin, den 11. Februar 1860.

Mein hochverehrter Herr!

Angesichts Ihrer gedruckten Zuschrift vom 8. d. M. und des Prospekts der „Schaubühne" will ich keinen Augenblick säumen, Ihnen meinen vollsten Beifall über die vortreffliche Absicht und das edle Ziel Ihres Unternehmens auszudrücken. Beides zu erreichen, ist allerdings Feodor Wehl der Mann. Eine Repräsentation des deutschen Poetenthums, vor Allem des dramatischen, thut Noth und jeder Ehrenmann unter uns ist verpflichtet, die seit der Schillerfeier gehobenere Stimmung zu benutzen, um alle Knospen deutschen Talents für die Zukunft zur Reife zu bringen. Hierzu gebe ich mit Freuden meine Kräfte, ja, hatte mir sogar ein Unternehmen (in anderer Art) auf eigene Hand vorgenommen, das sich dem Ihren vielleicht sehr gut anschließen läßt, so bald die Scenirung meines „Usurpators" mich nicht mehr mit eisernen Klauen festhält. Davon also später. Was ich Ihnen für Ihre „Schaubühne" anbieten kann, sind strenge, wahrheitsgetreue Beurtheilungen der Novitäten des Berliner Hoftheaters, dramatische Charaktere und deren Erklärung, dramaturgische Artikel über Stoffe, Ausrüstung, Inscenirung u. s. w. Allgemein wichtige Kunstfragen, technische Fragen des Theaters, über Verwaltung und dergleichen. Sämmtliche Artikel werde ich mit meinem Namen zeichnen, also durch meine persönliche Ehre verbürgen. Im Uebrigen bin ich bereit, etwaige Wünsche Ihrerseits, so weit als möglich, zu erfüllen, um das Unternehmen nach Kräften zu fördern. Da ich aber kein reicher Mann bin und von der Feder leben muß, kann ich Sie leider

von der Honorirung nicht entbinden, doch will ich für die erste Zeit Ihres Unternehmens so mäßig als möglich sein und sehe Ihren Propositionen entgegen. So sehr ich nun aber Ihr Unternehmen mit Liebe anblicke, verehrtester Herr, bin ich doch zu offen, Ihnen die Schattenseiten zu verheimlichen, welche mir an demselben zu haften scheinen. Wollen Sie nämlich Ihrem Blatte Bühnennovitäten als Beilage geben, gerathen Sie leicht in Gefahr, daß die kleinen Bühnen, besonders Süddeutschlands, mit größerer Umgehung von Dichtern und Agenten als jemals, ihr Räuberhandwerk treiben. Das Blatt kann dadurch auch leicht in Konflikt mit den Agenten kommen und der fernere Verlag dieser Dramen wird ebenfalls benachtheiligt. Endlich, verehrter Herr, haben Sie sich mit dem Anerbieten, diese betreffenden Novitäten bühnengerecht zu machen oder machen zu lassen, unleugbar eine Dornenkrone auf's Haupt gesetzt. Sie, so gut wie ich, wissen gewiß, welch' eitles, oft bornirt-arrogantes Völkchen die dramat. Dichter sind, welch' kleiner Neid, wie Mißtrauen und falscher Stolz, ja, ein verblendender Eigensinn oft in ihnen wogen. Wenn ich vielleicht nicht der Schlimmste unter ihnen bin, kommt es daher, daß ich in herber Praxis mir lange schon die Hörner abgestoßen. Aber können Sie denn glauben, daß irgend ein Musenjünger so vernünftig sein wird, sich von erfahrener Hand Striche, Aenderungen u. s. w. in sein Götterwerk machen zu lassen? Ich kann so ziemlich das Gegentheil versichern. Es verkehrt manch' junges, sehr hübsches Talent in meinem Hause, ich gebe das Beste hin, was ich in mir an Erfahrung und Urtheil auftreiben kann, man hört andächtig zu, ist überzeugt, — thatsächlich zu folgen, fällt keinem ein. Eine hübsche Tirade zu Gunsten der Gesammtwirkung verlieren müssen, ist ihnen Todesnoth, jeder will eben die Wahrheit an seinem eigenen Leibe schmerzhaft empfinden! Autoren von Ruf, oder die ihn zu haben meinen, werden sich selbst für klug genug halten. Ich meinerseits bin indessen gern bereit, Ihren Rath in dramatischen Dingen anzunehmen, darf aber dreist behaupten, daß ich in dieser Hinsicht wenig Genossen haben werde. Glauben Sie nicht, daß ich darum von den andern Dramatikern gering denke, nein, das Gegentheil. Ich bin überzeugt, daß wir leicht eine Aera haben würden, wenn Jeder sich und seine Kraft nur recht erkennen möchte. Hierzu fehlt uns Allen aber eins, Wissenschaftlichkeit! — Jede Kunst hat ihre

Lehre, ihre spezielle, in sich abgeschlossene Wissenschaft, die dramatische Kunst — hat keine. Alles ist da nur stückweise, gleich Perlen, die auf keine Schnur gereiht sind, die Richtschnur fehlt. Die aber kann in Ihrer Weise eben Ihre „Deutsche Schaubühne“ geben und dazu will ich helfen, so lange ich noch den Kiel zwischen den Fingern halten kann. Das Veröffentlichen eines Dramas vor der Aufführung endlich halte ich nie für gut; an dieser Veröffentlichung wird nur unbekannten Talenten etwas liegen, welche dadurch gekannt sein wollen. Hierzu allerdings ist das das beste Mittel, vorausgesetzt, der Autor läßt sich Striche gefallen. — Ach, ich möchte gern noch viel mehr sagen, aber mündlich geht das besser, weil man gleich des Andern Einwand dabei hat; auch könnten Sie denken, ich wolle einen kleinen Radamantus spielen. Rechnen Sie mein Geschwätz der Wärme für die Sache zu, welcher kein Poetenherz heißer schlagen kann, als meines. Geben Sie selbst an, wie weit Sie diese Liebe benutzen wollen. Nehmen Sie sich auch vor Ausbeutung von gewisser Seite in Acht; ich warne Sie vor Dingelstedt. Wollen Sie mehr wissen, ich stehe mit Beweisen zu Gebote. Ihre Antwort erwartend bin ich Ihr treuergebener

A. Brachvogel, Ritterstr. 59.

Berlin, d. 27. Febr. 1860.

Werthgeschätzter Herr!

Daß ich Ihnen nicht eher schrieb, lag an der Aufführung meines „Usurpators“, welche mich in die gewöhnliche nervöse Affektion und den Geschäftstaumel der Bühne warf. Sie kennen das so gut wie ich. Nunmehr aber sende ich Ihnen anbei meinen ersten Beitrag: „Was mangelt der dramatischen Kunst!“ Was ich mir als Aufgabe in Ihrem Blatte gestellt habe, wird Ihnen mein erster Beitrag wohl schon einigermaßen sagen. Meine Sache hierbei soll es sein, alle Fragen zugleich mit Wärme und frei von gelehrtem Bombast zu behandeln, um sie auch anziehend und eindringlich zu machen, denn das Abstrakte allein hilft in unserer Kunst nichts. Daß ich auch, wo es sich thun läßt und von selbst giebt, Künstlernotizen, Biographien, theatralische Erlebnisse u. s. w. bringen werde, versteht sich von selbst.

In Hochachtung Ihr ergebener

A. Brachvogel.

Berlin, den 18. Mai 1860.

Mein geehrter Freund!

Eben im Begriff an Sie zu schreiben, empfange ich Ihr liebes Schreiben vom 16. d. Anbei sende ich Ihnen einen neuen dramaturgischen Aufsatz. Lesen Sie ihn mit recht viel Erwägung durch, ich glaube, er ist wichtig. Mit dieser Arbeit beginne ich in die dogmatische Sauwirthschaft unserer Kunst ein wenig Bresche zu schießen und sie sollen uns endlich schon achten lernen, lieber Wehl, oder es müßte mit dem Teufel zugehen. Ich bitte Sie also, überwachen Sie die Correktur dieses Aufsatzes recht; wo Ihnen zu viel Unterstreichungen (großgedruckte Worte) vorkommen, lassen Sie das weniger Wichtige weg, damit es nicht prätendirt und bringen Sie den Aufsatz in ein Heft, damit er nicht auseinandergerissen erscheint. Sollten auf diesen Aufsatz dramaturgische Anfechtungen kommen, müssen sie erwidert werden. Wo Sie sonst meines Rathes bedürfen können, bin ich natürlich bereit. Lassen Sie sich nicht von gewissen Leuten verstimmen! Mein Gott, weil das Hundevolk selbst nichts zu Wege bringt, meint es, kein Anderer dürfe bestehn. Das ist ja die alte Leier. Wir werden und müssen Einfluß bekommen, denn einmal ist in der gesammten Presse nichts Gescheutes der Art da, andererseits werden sich Ihnen die Besten zuwenden, wenn sie die Würde der Unternehmung dazu zwingt. Das zu ermöglichen, ist unsere Sache, alles Weitere ist dann bloße Lumperei.

Ein Autoren-Cartell!*) Hui, ein großer, schöner Gedanke! Gelingt Ihnen das, Freund, dann haben Sie einen deutschen Eichenkranz und eine Bürgerkrone dazu verdient! Wenn ich mir aber unsre „Couleur" ansehe, o mein Jesus! — Mehrere Male versuchte ich, ob nicht eine kleine Vereinigung möglich wäre! Gott bewahre! Beim Schillerfest hat sich das Nähere recht schlagend gezeigt. Könnten diese Leute jemals hinter das Geheimniß der Bescheidenheit kommen, dann wäre unsrer Zeit wirklich gedient.

---

*) Es lag mir im Sinn, dem Bühnen-Cartell ein Cartell dramatischer Schriftsteller zur Seite zu stellen. Es sind dies die ersten Anregungen, die später zum Shakspeare-Verein in Dresden — nicht zu verwechseln mit der Shakspeare-Gesellschaft in Weimar — und der jetzt bestehenden deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten geführt haben. Diese Anfänge sind in unserer rasch lebenden, wenig Gedächtniß zeigenden Zeit bereits vergessen und mir nie gedankt worden.

Hätten sie einen Begriff davon, daß Einer vom Andern, selbst dem Geringsten, noch immer etwas zu lernen habe? — Ja dann! Hört man Zwei von ihnen mit einander reden, so schwirrt die Luft voll dümmster Fanfaronaden. Einer hört gar nicht auf den Andern, sondern wartet blos, ob er nicht bald zum Reden kommt, um auch ja zu zeigen, welches furchtbare Lumen er ist. Wahre Gluth, Drangabe an die Sache, Herz? — Terra incognita, Utopien! — Vielleicht aber zwingen Sie's, indem Sie die Leute durch den Vortheil an einander binden, dabei findet sich am ehesten der Korpsgeist. — Ich freue mich recht herzlich, Sie im Sommer zu sehen. Sobald Sie den Termin Ihres Kommens bestimmen können, benachrichtigen Sie mich ja, damit ich nicht etwa ausgeflogen bin. Es wäre nämlich möglich, daß ich die Hundstagsferien meiner kleinen Tochter benütze, dem staubigen Berlin zu entrinnen.

Mit freundlichstem Lebewohl Ihr

A. Brachvogel.

Berlin, den 17. März 1861.

Mein lieber Doktor!

Die große Schweigsamkeit, welche in Hamburg betreffs meiner Person eingetreten ist, nöthigt mich doch, einmal anzufragen, ob ich denn vergessen, ganz und gar vergessen bin, oder was ich wohl von der „Schaubühne" halten soll? Wir sind jetzt im März und noch habe ich das Februarheft nicht erhalten, noch ist mein dramaturgischer Aufsatz, den ich bereits vorigen November eingesendet, nicht abgedruckt worden. Daß ich mich von Anfang an am Wärmsten unter Allen vielleicht für die „Schaubühne" interessirt und treulich an ihrem Emporkommen geholfen habe, obwohl mich pekuniärer Vortheil gewiß hierbei nicht leiten konnte, wissen Sie wohl, lieber Freund, am besten. Die Art, wie aber nun über dies, mein Interesse von Seiten der Redaktion hinweg gegangen wird, ja, die ganze Fassung des Unternehmens selbst, das sogar politische Liebäugeleien treibt, hat mich, trotz bestem Widerstreben, sehr abkühlen müssen. Selbverständlich trenne ich die „Schaubühne", lieber Wehl, von Ihrer Person. Unsere persönliche Berührung mit Ihnen, wie Ihrer liebenswerthen Frau wird für mich stets dieselbe Stärke einer freundlichen und lieben Erinnerung behalten und dies bitte ich immer festhalten zu wollen.

Betreffs der Angelegenheit der „Schaubühne" habe ich aber an Sie die Bitte auszusprechen, mir den unbenutzten dramaturgischen Aufsatz zurückzusenden, da ich ihn in anderer Weise verwerthen will. Ich scheide von der „Schaubühne" mit lebhaftem Bedauern, ja mit Trauer kann ich sagen, denn mir ist soviel wenigstens klar, daß das Blatt weder meine wie Ihre Hoffnungen erfüllen, noch so wohlthätig und in's Misére der Zeit heilbringend eingreifen wird, als es konnte und müßte. Vielleicht täuscht Sie eine ziemlich große Auflage, aber das beweist nur, daß die „Schaubühne" ein bloßes oberflächliches Unterhaltungsblatt geworden, wie wir deren bereits genug haben. Man fühlt endlich dem Blatte an, daß sich zwei entgegengesetzte, fast möchte ich sagen feindliche Kräfte, in ihm berühren, Verleger und Sie, Spekulation und Kunst, Nichtigkeit und redlicher Wille, buntes Allerlei und Streben nach Form und Ziel. Seien Sie mir nicht böse, daß ich offen bin; ich denke, das kann mir bei Ihnen nur Ehre bringen, kann Ihnen nur den Beweis geben, daß Sie mir persönlich, als Mensch wie Schriftsteller, lieb und werth sind. Mein Scheiden von der „Schaubühne" soll gewiß keines von Ihnen sein, und es wird mir viel Freude machen, recht oft mit Ihnen plaudern zu können. Vielleicht treffen wir literarisch wieder einmal zusammen, wo Sie freier und ich weniger getäuscht bin. Gott erhalte Sie und Ihre liebe Frau und gewähre uns einst wieder Ihren Anblick. Meine Frau empfiehlt sich gleichfalls. Ihr treuergebener A. Brachvogel.

Berlin, den 6. Oktober 1863.

Mein verehrter, werthgeschätzter Freund!

So eben ist der Historienmaler und Schriftsteller Herr Blanckarts bei mir gewesen, hat mir Ihre lieben Grüße gebracht und mit dem alten deutschen Styl zu reden: „mein Herze merklich vor Euch und unsre alte Freundschaft beweget." — So setze ich mich denn auch sogleich hin, um mit Ihnen pro primo auf's Reine zu kommen über die Frage: was uns so schnöde von einander gerissen hat, damit wir ganz geschwind dahinter kommen: was wohl das Geeignetste sei, uns wieder wie vordem, aber recht dauernd, zu verbinden. Sie haben zu Blanckarts geäußert, daß ich mich von Ihnen gewendet und zu Perels*) hielte. Dies, theuerster Freund,

*) Verleger der „Schaubühne."

ist ein gröblicher Irrthum, aus dem ich Sie, um meiner eigenen Ehre bei Ihnen zu genügen, mit dem Freimuth reißen muß, der unter treuen, strebenden Männern, zumal in unsrer elenden Zeit, das oberste Gesetz sein muß.

Was uns trennte, war grade Perels schmutziger Mißbrauch der „Schaubühne“ einerseits, andererseits, daß Sie — schwach genug waren, sich von einem Klown wie Dingelstedt, den ich stets bis in die letzte Herzensfaser hinein verachtete, mißbrauchen zu lassen. Wenn ich Sie recht kenne, theurer Wehl, haben Sie den einen edlen aber höchst gefahrvollen Fehler, zu arglos liebenswürdig zu sein und sich vom rhetorischen Bombast literarischer Kanaillen betrügen zu lassen. Nehmen Sie alle meine Briefe durch, welche ich an Sie vor meinem Scheiden von der „Schaubühne“ schrieb, wie eindringlich ich bat, warnte, und — vielleicht Ihnen zu schroffe Bedingungen stellte, aber vergleichen Sie dieselben mit meinem heutigen Schreiben und Sie werden finden, daß meine redliche An- und Absicht sich damals wie heute gleichgeblieben. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen erst zu versichern brauche, daß ich mit einem Perels in gar keiner Beziehung stehe. Seit er von Ihrer „Schaubühne“ abging, habe ich nicht eine Zeile mit ihm gewechselt, ihn in den zwei Besuchen, welche er bei mir erzwang, sehr kühl behandelt, und keinen seiner Briefe und Empfehlungen aus Wien beachtet. Wenn das Verbindung heißt, so weiß ich nicht mehr, was Entbindung ist. Was mich mit selbstbewußter Ueberlegung und wahrhaftem Schmerz von Ihnen und der „Schaubühne“ scheiden ließ, auf die ich Hoffnung gesetzt habe, wie nur ein heißes, dem Idealen geneigtes Herz sie hegen kann, will ich Ihnen mit rücksichtsloser Offenheit sagen, die Ihnen ein Beweis meiner persönlichen, wahrhaften Zuneigung sein soll. Perels hat die „Schaubühne“ in das niedrigste und zugleich kurzsichtigste Buchhändlerinteresse aus der reinen, objektiven Sphäre, in welcher sie begonnen, herabgezerrt und zu einer theatralischen Reklamen-Anstalt, zu einem Renommée-Versicherungs-Institut des seichten Komödiantenthums gemacht und Sie, armer Freund, sahen es nicht, oder glaubten die Gefahr solcher Manipulationen zu rechter Zeit beseitigen zu können.

Ihre eigenthümliche Anschauung von Dingelstedt, dieser literarische Phryne, der in Weimar verachtet und gehaßt ist, und seinen Bankerott beim Herzog nur noch mühsam mit der Schillerstiftung

und dem hohlen Blechgerassel des Rosenkrieg-Dramen-Cyklus aufzuhalten sucht, hatte Sie in eine Allianz mit ihm verstrickt, in der Sie — ebenso wie Gutzkow jetzt, unterzugehen, Ihrer künstlerischen Freiheit sich zu entäußern drohten.*) Diese Allianz war für meinen Rücktritt entscheidend. Gott sei Dank, daß Sie zeitig genug sich salvirten, auf neutraleren Boden gingen, denn, glauben Sie mir, es giebt für ein edel Gemüth keinen Kompromiß mit der ausgesprochenen Erbärmlichkeit, ob sie sich auch in die Affenjacke der Impromtus und der Hofgelegenheitsdichterei hülle. So, theurer Wehl, liegen die Sachen und könnten Sie in meine Seele sehen, die in diesem Augenblick die Freudenfeier der Wiedereroberung Ihrer Person für mich feiert, ein Erinnerungsfest der kurzen frohen Stunden unseres Zusammenseins, so würden Sie erkennen, daß ich Sie sehr lieb und hoch halte, daß meine herbe Wahrheit aus der Sehnsucht fließt, in Ihnen einen Genossen im künstlerischen Ringkampf zu finden, der wahrlich in unsern Tagen ein Kampf auf Tod und Leben ist. Was nun meine künftige, erneute Wirksamkeit für die „Schaubühne" betrifft, so stelle ich Ihnen folgende einfache Bedingungen, ohne welche ich, bei meiner angreifenden Thätigkeit, billiger Weise nicht bestehen kann. Ich kann unter 1 Sgr. pro Zeile unmöglich schreiben; Sie wissen selbst, daß meine dramaturgischen Artikel ohne ziemliche Vorarbeiten nicht denkbar sind. Ferner möchte ich wohl die seit meinem Rücktritt erschienenen Hefte der „Schaubühne" haben, um über das bisher Gebrachte eine Uebersicht zu gewinnen. Endlich meine letzte Bedingung, vielleicht die schwerste, ist nur — ein frommer Wunsch. Glauben Sie stets an meinen eisernen, unverbrüchlichen Willen, das Höchste in der Kunst zu wollen und an meine Energie, es, soweit diese triste Zeit es zuläßt, so gut als sonst ein Lebender zu können. Aus diesem Drange fließen meine Rathschläge und glauben Sie mir, sie sind nicht schlecht. Gönnen Sie mir den Einfluß auf Sie, welcher nur der Sache zu Gute kommen soll, nachdem Sie Leuten Einfluß gegönnt, die Ihnen nur geschadet haben, um sich selber zu nützen. Falls Sie, bester Wehl, mit diesen meinen Bedingungen und Bitten

*) Dingelstedt hatte mich, wie er mir schrieb, auf Wunsch des Großherzogs nach Weimar eingeladen und aufgefordert, mit der „Schaubühne" dorthin überzusiedeln. Um vollständig unabhängig zu bleiben, gab ich schließlich dieser Aufforderung kein Gehör, so verführerisch sie Dingelstedt auch zu machen wußte.

einverstanden sind, so will ich meine Thätigkeit mit folgenden dramatischen Artikeln, unter denen Sie die Wahl haben, eröffnen: 1. Wozu soll der Zwischenvorhang? 2. In welchem Kostüm ist „Emilia Galotti", in welchem sind Schiller's „Räuber" zu geben. 3. Was heißt Mis en scene. 4. Ueber Charaktere und ihre Verwendung.— — Vor allen Dingen grüßen Sie mir Ihre liebenswürdige Frau, deren wir, ich und Gattin, uns mit wahrer Freude erinnern. Es giebt so wenig liebe Menschen in der Welt, daß die wenigen, die man selbst nur stundenweise besessen, uns immer gegenwärtig bleiben; zu denen gehören Sie aber und Ihre vortreffliche Frau. Also Gruß und Handschlag. Ihr alter

A. Brachvogel (Ritterstr. 45.).

Am 30. Nov. 78.

Ein Freund, der uns auf der Durchreise besuchte, erging sich in mancherlei Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Nizza. Unter anderen Erscheinungen der dortigen vornehmen Welt zu seiner Zeit erwähnte er auch einer Gräfin Colloredo, die, aus Polen gebürtig und ursprünglich Potocka heißend, durch Schönheit und Geist an vielen Höfen Europas eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Gealtert und in ihren äußeren Reizen bereits sehr verkürzt, zog sie noch immer durch ihre lebhafte Unterhaltungsgabe und ihre guten Einfälle ihre Bekannten an.

Vor einigen Jahren nach Deutschland gekommen und die berühmten Pferderennen in Baden-Baden besuchend, trat ein Herr in bürgerlicher Kleidung an ihren Wagen, reichte ihr die Hand und sprach sie vertraulich an. Sie beachtete ihn wenig, weil die wettlaufenden Thiere ihre besondere Theilnahme in Anspruch nahmen. Als er jedoch daran sich nicht weiter kehrte und fortfuhr gegen sie hinzusprechen, fragte sie ihn endlich ein wenig wegwerfend: „Wer sind Sie, mein Herr?" Und als der so Gefragte hierauf die Antwort schuldig blieb und immer weiter plauderte, frug sie noch einmal und mit nicht zu verkennender Geringschätzung: „Aber wer sind Sie, mein Herr?" „Prinz von Wales, der in Rom so glücklich war, Sie kennen zu lernen", sagte darauf kurz sich empfehlend der Herr.

Der alten Dame fuhr der Schreck, den englischen Thronfolger aus Unkenntniß so respektwidrig behandelt zu haben, so niederschmetternd

in die Glieder, daß sie ohnmächtig zurückfiel, nach Hause gefahren wurde und am anderen Tage eine Leiche war.

Ist dieser Tod nicht wie eine Illustration der unterthänigen Briefunterschrift: „In Ehrfurcht ersterbend?“

Am 18. Dez. 78.

Gestern habe ich die Nachricht von Gutzkow's am 16. erfolgten Tode erhalten. Sie hat mich tief und innerst erschüttert, weil ich aufrichtigen und wärmsten Antheil an ihm nahm und lange Zeit in engster Beziehung zu ihm stand.

Ich lernte Gutzkow kennen, als ich noch sehr jung war und eben angefangen hatte, literarisch thätig zu sein. Zur Einstudierung seines Trauerspiels „Richard Savage“ nach Berlin gekommen, — es wird Anfang der vierziger Jahre gewesen sein — stellte mich ihm ein Oheim von mir, ein Reiter-Offizier und Stallmeister des Prinzen Karl von Preußen, ein großer Theaterliebhaber, eines Abends in den Gängen des Berliner Schauspielhauses vor.

Gutzkow, der in jeder Stadt, in der er lebte oder die er auf seinen Ausflügen und Reisen besuchte, die Zeitungen und schönwissenschaftlichen Blätter emsig einzusehen pflegte, hatte ohne Zweifel in einigen Wochenschriften ein paar kleine Gedichte und Aufsätze von mir zu Gesicht bekommen. Jedenfalls war ihm mein Name nicht ganz unbekannt.

„Feodor Wehl!“ sagte er. „Ach, ich erinnere mich. Der junge Romantiker in Gubitz: „Gesellschafter“ und im „Berliner Figaro“. Es ist erfreulich, das Handwerk in so ansprechender Erscheinung begrüßen zu können.“

Diese Anrede Gutzkow's verletzte mich und mußte mich verletzen, weil sie eine Stelle meines Wesens berührte, die in der That eine Schwäche war. Ich spielte damals den Schriftsteller nach Pariser Muster. Jules Janin und Alphonse Karr waren zu jener Zeit meine Vorbilder. Ich wollte in der guten und vornehmen Gesellschaft gelten, im Salon eine Rolle spielen. Daher legte ich nicht nur auf angenehmen und gefälligen Styl, sondern auch auf weltmännisches und möglichst geschmackvolles Aeußere besonderen Werth. Ich galt deswegen als Aristokrat und mußte mir gefallen lassen mich von solchen, die mich nicht näher kannten, als eine Art von literarischen Gecken behandelt zu sehen. Ernst Dronke, der sich in seinen „Armensünderstimmen“ bemühte, Communismus und

Sozialismus in der deutschen Literatur in jener Periode zu Worte zu bringen, hat in einem seiner Bücher dieser Anschauung Ausdruck gebend, mich bald darnach als den Vertreter der „Literatur des Müßiggangs" hingestellt, eine Hinstellung, die nicht ganz ohne Begründung war und mich deswegen mit Beschämung und Schmerz erfüllte. Ich hatte schon damals ein durchaus ernstes Streben und die beste Absicht. Allein ich meinte der Sache der Literatur in den höheren Kreisen vorzugsweise nutzen zu müssen um sie zu Ansehn und Einfluß zu bringen. Dabei war ich jung und natürlich nicht frei von Eitelkeit. Edelmännisches Wesen und feiner Umgangston erschienen mir als wichtig anzuschlagende Eigenschaften und daß diese Gutzkow sogleich in seinen ersten Worten Anlaß zu einer, wie mich bedünken wollte, spitzigen Bemerkung gaben, berührte mich unangehm. Doch nahm ich sie demüthig und bescheiden hin, denn uns jungen Schriftstellern jener Tage kam ein Literator von dem Rufe und der Bedeutung Gutzkow's, wie ein ehrfurchtgebietendes Oberhaupt vor, dem man sich unbedingt unterwerfen mußte.

Um diese Unterwerfung zu verstehen, hat man vor allen Dingen nöthig, sich die Zustände Deutschlands vor achtzehnhundert und achtundvierzig zu vergegenwärtigen. Die Politik war für uns Deutsche damals ein noch ziemlich unentdeckter Gegenstand. Varnhagen und Gentz erschienen als zwei ziemlich unverstandene Großmeister dieses Ordens und Heine und Börne als deren Jünger, die man zwar anstaunte, aber nur wenig begriff. Ludolf Wienbarg hatte in seinen „Aesthetischen Feldzügen" allerdings ihre Richtung eingeschlagen und neuerdings die Freiheit zum Ideal der Dichtung gemacht, eine Anschauung, der das ganze Junge Deutschland sich anschloß. Dieser Anschluß war indeß in der großen Masse der Lesewelt noch keineswegs zum Durchbruch gekommen. Das rein literarische Interesse wog noch vor und zwar in so Alles bezwingender Weise, daß in Berlin die belletristischen Blätter die vorwiegend gelesenen waren. In den Kaffeehäusern von Stehely, Spargnapani, Kranzler und Anderen fanden der „Telegraph" von Gutzkow, „Die Zeitung für die elegante Welt" von Laube, die „Europa" von Lewald einen so emsigen Leserkreis, daß sie, in mehreren Exemplaren aufliegend, doch Vormerkungen nöthig machten, um erlangt werden zu können. Stundenlang warteten die Geheimräthe, die Ministerialbeamten, die Kunstfreunde, die Journalisten,

die Studenten, bis die Reihe sie traf und das gewünschte Blatt ihnen zu Händen kam. Eine Buchbesprechung von Gutzkow, eine Reiseskizze von Laube, eine Schauspielbeurtheilung von Lewald wurden gierig verschlungen und nachher eifrig besprochen. Die Literatur war damals in Deutschland die Beschäftigung aller Welt und Deutschland dadurch in der That ein hauptsächlich literarisch gebildetes Land, Berlin der Sitz der Intelligenz. Wenn ein Mann wie Gutzkow, Laube oder Kühne darin erschien, so konnte es demzufolge nicht ausbleiben, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und der Löwe des Tages wurde. Man feierte ihn und huldigte ihm von allen Seiten. Selbstverständlich ließ sich ein angehender Schriftsteller auch viel von ihm gefallen.

Gutzkow's Aeußerung verwundete mich also, aber sie hielt mich keineswegs ab, ihm am andern Tage meine Aufwartung zu machen.

Ich traf bei ihm einen Schauspieler Wolmany, der dem Rigaer Theater angehörig, auf der Berliner Hofbühne ein Gastspiel zum Zweck einer Anstellung gegeben hatte. Er war „ein guter Mann, aber schlechter Musikant“ und darum in seinen Bemühungen ohne allen Erfolg geblieben. Mir durch seinen Besuch bekannt und wegen artigen Benehmens immerhin sympathisch, war ich doch kunsteinsichtig genug, ihn als Schauspieler nicht hoch zu stellen. Wie verwundert war ich nun zu sehen, daß Gutzkow ihn mit großer Auszeichnung behandelte und mich ganz unbeachtet ließ. Ich machte durchaus keinen Anspruch auf liebenswürdiges Entgegenkommen, aber diese rücksichtslose Aufnahme war doch so empfindlich und entmuthigend für mich, daß ich, nachdem ich eine Weile zugehört, wie Wolmany begeistert über Gutzkow's Drama gesprochen und Gutzkow ihm dieses warm ans Herz gelegt, mich kurz gefaßt erhob und Abschied nahm.

Ich glaubte für immer mit Gutzkow abgeschlossen zu haben, aber es kam anders. Einige Monate nach dem erzählten Vorgange erhielt der bereits erwähnte Oheim vom Prinzen Karl Befehl, einen Wagen aus England in Hamburg in Empfang zu nehmen und nach Berlin zu bringen. Es gab damals noch keine Eisenbahn zwischen diesen beiden Städten. Die Fahrt mußte also mit sogenannter Extrapost gemacht werden und da es meinem Oheim langweilig vorkommen mochte, allein zu reisen, lud er mich ein, ihn zu begleiten.

In vierunddreißig Stunden waren wir dort, für damals eine geschwinde Unternehmung. In Streit's Hotel abgestiegen, erfolgte die Auslieferung des Wagens ohne Schwierigkeit und meim Oheim, sich und mir überlassen, sann auf Unterhaltung. Er wußte, daß Gutzkow in Hamburg lebte und da ihm meine weitere Begegnung mit diesem in Berlin unbekannt geblieben war, hatte er kein Arg, mich zu einem Besuche bei ihm aufzufordern. Ich ging nicht gern, aber da ich meine Niederlage nicht bekennen wollte, widersprach ich nicht und folgte.

Gutzkow wohnte auf der Esplanade, von der Dammthorstraße aus betreten, links, in einem der stattlichen Häuser, die damals nach dem sogenannten Stadtgraben sahen, jetzt die Gartenanlagen am Eisenbahngebäude vor sich haben, in einem oberen Stockwerke, sehr bescheiden, aber durchaus anständig und anheimelnd eingerichtet.

Er begrüßte uns freundlich, fragte nach unseren Absichten in Hamburg, nach meinen Arbeiten und manchem Andern. Eine halbe Stunde war bald verplaudert und nachdem wir uns verabredet am Abend im Stadttheater zusammenzutreffen, schieden wir.

Nach dem Theater lud mein Oheim Gutzkow ein, uns in's Hotel zu begleiten und hier wurden bei Austern und Champagner ein paar angeregte Stunden verbracht, die mich in eine Beziehung zu dem berühmten Autor setzten, welche bis an sein Ende gedauert hat.

Ehrlich und offen, wie ich es immer gewesen bin, gestand ich ihm ohne Umstände, die mißlichen Eindrücke, die seine erste Bekanntschaft bei mir hinterlassen. Er lachte und entschuldigte sich.

„Wenn meine erste Begrüßung Sie beleidigt hat“, sagte er, „so bedaure ich das und bekenne zugleich, daß, wenn sie ein wenig satyrisch klang, dies daher kam, weil ich, der ich in meinem allzeit arbeitsamen Leben wenig Gelegenheit fand, mich gesellschaftlich auszubilden, eine Art von Neid über Ihr gefälliges Auftreten empfand. So ein junger Mensch, dachte ich, hat von Natur, was du vielleicht durch alle Uebung nicht erreichst. Das mag meinem Ton etwas Bitteres gegeben haben; beabsichtigt oder schlimm gemeint war er jedenfalls nicht. Was aber mein Verhalten gegen Wolmany betrifft, so müssen Sie das auf Rechnung des beginnenden Dramatikers schreiben. Der Dramatiker wünscht seine Stücke aufgeführt zu sehen und erblickt in jedem Schauspieler den Vermittler dazu. Jener Liebhaber von Riga versprach, „Richard Savage“

an seinem Theater herauszubringen und wo möglich auch in Prag, wo er auf Anstellung zu spielen, ebenfalls eingeladen war und mehr Würdigung seiner Begabung als in Berlin erhoffen zu dürfen meinte. Was Wunder, daß diese Aussichten den Neuling im dramatischen Felde in Aufregung versetzten und die Rücksicht vergessen ließen, die er einem angehenden Fachgenossen zu erzeigen gehalten gewesen wäre."

Diese unumwundene Erklärung versöhnte mich und machte mich zum aufrichtigen Freunde Gutzkow's auf Lebenszeit. Ich blieb von da ab in brieflichem Verkehr mit ihm, der zeitweise ein sehr lebhafter und inniger wurde, besonders als ich in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, nachdem er selbst als Dramaturg nach Dresden übergesiedelt war, in dauernder Weise nach Hamburg kam.

Gutzkow hatte von letzterem Orte aus, einige Jahre vorher Frau von Bacheracht, die unter dem Namen Therese schrieb, mir angelegentlichst empfohlen. Dieselbe war eine der liebenswürdigsten, schönsten und reizendsten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe. Eine Tochter des russischen Minister-Residenten in Hamburg, des Geheimrathes von Struve, eines Mannes von Bildung, Geist und feinster Lebensart, der in seinem Hause die beste Gesellschaft und die bedeutendsten Menschen sah, die dauernd oder vorübergehend in Hamburg sich aufhielten, hatte sie eine ausgezeichnete Erziehung genossen, und war durch den Umgang in diesem auserlesenen Kreise zu einer überall sieghaften Erscheinung geworden. Man darf sagen, sie war die Anmuth selbst.

Sie hatte den russischen Konsul, späteren Gesandten in Brüssel, Herrn von Bacheracht geheirathet und nach dem Verluste ihres einzigen Kindes zum Troste begonnen: sich literarisch zu beschäftigen. Dabei sich Rath und Auskunft erbittend, war sie mit Gutzkow bekannt geworden.

Als sie auf einem Ausfluge nach Wien und dem Süden von Europa Berlin berührte, überbrachte sie mir jene Zeilen von Gutzkow, worin er mich aufforderte, ihr Kavalierdienste zu leisten.

Ich habe es in hingebenster Art gethan. Ich führte sie bei der Gräfin Ahlefeldt, bei Varnhagen von Ense, bei Tieck, A. von Sternberg, bei Mundt's, Charlotte Birch-Pfeiffer und vielen anderen hervorragenden Persönlichkeiten ein, begleitete sie in die Museen, die Theater und kurz: ich that, was ihr erwünscht war

und Veranlassung gab, Berlin nach allen Richtungen hin kennen zu lernen.

Es war denn freilich auch eine Lust, ihr gefällig zu sein. Sie erschien immer angeregt, guter Laune und für alles Gute und Schöne empfänglich, dabei wohlwollend, gütig, von wahrhaft bezauberndem Wesen.

Sie war von mittlerer Größe, schlank und dabei doch von einer anmuthigen Fülle. Nichts an ihr ließ etwas Eckiges oder Unebenes wahrnehmen. Ihr edles, ovales Gesicht hatte eine weiche, theerosenartige Farbe, helle, strahlende Augen, üppig wellendes, lichtbraunes Haar, einen feingeschnittenen Mund, eine liebliche Stirn; Hals, Büste, Hände, Füße konnte man für den Meißel bestimmt erklären.

Dazu kam ein sympathischer Ton der Stimme und eine Kunst der Rede, die wahrhaft hinreißend zu nennen waren. Wer sie sah und kennen lernte, war von ihr entzückt.

Auch mit ihr blieb ich von da ab in Beziehung, die eine geradezu freundschaftliche wurde, als ich später in Hamburg meinen dauernden Aufenthalt nahm.

Ehe das geschah, hatte ich eine geraume Zeit in Dresden und im nächsten Umgange mit Gutzkow zugebracht. Ich hatte dort auch seine erste Gattin, Amalie, kennen gelernt, eine Frau, vor der ich bald die höchste Achtung empfand.

Sie war eine hübsche, stattliche Frau von sehr ruhigem und ernsten Wesen, die Gutzkow vortrefflich zu behandeln und zu nehmen wußte. Leicht von Allem, was ihm in den Weg trat, erregt und heftig in seinen Empfindungen, durch beständige geistige Arbeit seelisch überreizt, sprang er rasch von einer Stimmung in die andere über. Eben noch lebhaft und unbefangen im munteren Gespräche tiefsinnige Gedanken um sich streuend, genügte der Umstand, daß die im Nebenzimmer spielenden Knaben, die für den Theaterbesuch geholten Sitzplatzkarten verkramt und man dieselben beim Weggehenwollen nicht finden konnte, ihn in eine äußerst verdrießliche Gemüthsverfassung zu versetzen. Er vermochte darüber in Hitze zu gerathen. Sie aber lächelte ihn gelassen an und sagte seinen Arm nehmend: „Komm nur, Karl. Man kennt uns ja im Theater und weiß an der Kasse, welche Plätze wir erhalten. Die Kinder werden die Billete inzwischen entdecken und uns dahin nachbringen.“

Damit war die Sache glücklich beigelegt und Gutzkow auf dem Wege an ihrer Seite bald wieder in wechselvollem Gespräche.

Solcher kleinen Auftritte habe ich manche erlebt und immer den weiblichen Takt und die entschlossene Art bewundert, mit der die Frau sie zu beschränken oder ganz aus der Welt zu schaffen verstand.

Sie hat ohne Zweifel nicht immer gute Stunden neben Gutzkow gehabt. Gutzkow hat in seinem traulichen Schreiben an seine nächsten Freunde nach ihrem Tode dies selber deutlich genug zu verstehen gegeben. Daher kam wohl auch, daß über ihrem Naturell ein Hauch wie von Trauer lag. Mich rührte ihre Erscheinung, die etwas Schlichtes, Einfaches, Schmuckloses hatte, aber zugleich den Eindruck von Gediegenheit und echt fraulicher Würde machte.

Sie und Therese von Bacheracht bildeten geradezu Gegensätze. Amalie Gutzkow war die echt deutsche, verläßliche, bürgerliche Hausfrau; Therese von Bacheracht, die glänzende Weltdame. Gutzkow befand sich, von seinen Gefühlen her- und hingeworfen, zwischen ihnen. Er hat in seinen Schauspielen und Romanen solche Männer zu oft geschildert, um durch diese öftere Schilderung nicht zu verrathen, daß er selber ihnen zugehörig war. Seine Gattin und jene Weltdame mochten über eine solche Zugehörigkeit in keinem Zweifel sein. Ich glaubte wenigstens dergleichen aus dem Benehmen und Verhalten von Frau Amalie herauszulesen. Das der Frau von Bacheracht ließ mich nicht im Ungewissen.

Sie wußte, daß ich von Dresden kam und viel in Gutzkow's Häuslichkeit verkehrt hatte. Sie wünschte Näheres daraus zu erfahren. „Es ist ein leeres Gewäsch," sagte ich ihr, „wenn man Gutzkow gemüthlos erklärt. Ich habe ihn in seiner Familie gesehen, im Umgange mit seiner Frau und seinen Kindern, am traulichen Mittagstische. Ich hörte das Gebet seiner Knaben vor dem Essen, seine belehrenden Gespräche mit diesen, erfreute mich an seiner Theilnahme für Freunde und Genossen, an seinem biederen hausväterlichen Humore. Mir ist immer wohl bei ihm zu Muth gewesen."

Sie vernahm das Alles mit leuchtenden Augen. „Und seine Frau? Macht sie ihn glücklich?" forschte sie weiter.

„So weit Gutzkow in der Ehe glücklich gemacht werden kann, gewiß!" lautete meine Antwort. „Seine Gattin ist liebevoll, gescheut,

von wahrhaft einnehmenden Wesen: ein vortreffliches Weib, ein Schatz für jeden rechtschaffenen Mann."

Sie sah mich einen Augenblick scharf und prüfend an, gab mir dann ihre schöne Hand und sprach: „Ich erkenne, daß Sie Gutzkow's Freund sind; seien Sie auch der meine, lieber Wehl!"

Ich habe diese Worte nie vergessen und sie stets in Ehren gehalten. Ich bin ihr denn auch ein aufrichtiger, treuer Freund bis an ihren frühen und unerwarteten Tod geblieben, immer bereit, ihren Freuden und Leiden ein theilnehmendes Ohr zu schenken und ihr offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen. Gelegenheit dazu ergab sich genug.

Wie Vieles habe ich mit ihr durchlebt! So oft sie einen Brief von Gutzkow erhielt, ward ich zu ihr beschieden, um zu erfahren, was er thue, treibe, wünsche; so oft mir einer von ihm zukam, mußte ich daraus vorlesen oder mittheilen. Alles, was ihn betraf, erweckte ihre höchste Theilnahme. Ich mußte ihr erzählen, was in den Blättern über ihn, über seine Bücher, seine Stücke geschrieben wurde. Jedes Lob machte ihr Freude, jeder Tadel entsetzte sie. Sie hätte gern alle Welt mit der Bewunderung für ihn erfüllt, die sie für ihn hegte. Sie erblickte in ihm den ersten Schriftsteller Deutschlands und ging völlig in seinen Werken auf. Jedes Wort darin war ihr von Bedeutung und werthvoll. Sie las sie mit Augen der Liebe. Es war mir immer ein Genuß, sie dieselben vortragen zu hören. Sie trug sie mit Geist und Verständniß und mit wohlklingender, zum Herzen sprechender Stimme vor. Las ich sie ihr vor, so lauschte sie achtsam und hingebend. Keine Sylbe entfiel ihr. Sie ging ganz darin auf. Dabei war ihr Urtheil stets fein und sinnig beobachtend und ihr Ausspruch desselben, wenn auch immer anerkennend, doch keineswegs unselbständig. Gar mancher kleine und doch bedeutsame Zug ward von ihr den Arbeiten Gutzkow's einverleibt.

Wie sehr sie sich jede Förderung derselben angelegen ließ, mögen von vielen Blättchen, mit denen sie mich bedachte, die nachstehenden zwei beweisen. Einmal meldet sie:

G. schreibt mir zwar, daß er die zwei letzten Akte des „Wullenweber" umarbeitet, aber die drei ersten können wir doch lesen. Möchten Sie um 7 Uhr kommen?

Herzlichen guten Morgen.

Ein ander Mal:

Lieber Wehl, wenn Sie zurück von Ihrer Reise sind, so wünsche ich Ihnen hiermit ein herzliches Neujahr, recht viel Gutes und Freudiges, das man in dieser traurigen Welt brauchen kann ... Sie werden erfahren haben, daß der „Wullenweber“ am Sonnabend gegeben wurde. Die Darstellung konnte man im Ganzen gut nennen, allein die zwei Damen Huber und Bost störten mich gewaltig. Da ich leider heute nicht in's Theater gehen kann, so thäten Sie mir einen großen Gefallen, nach ihm einen Augenblick bei mir vorzusprechen, um mir zu sagen, wie die Vorstellung ausgefallen.

Einen schönen guten Morgen.

Alles, was er Neues schuf, fand zunächst den Weg zu ihr und da er ziemlich undeutlich zu schreiben pflegte, hat sie das Meiste davon sich nicht nehmen lassen zu kopieren. Sie schrieb sehr schön, klar und leserlich. Es gab Wochen, in denen sie die Feder für ihn fast nicht aus den Händen ließ. Sie konnte stundenlang an ihrem Schreibtische sitzen und ich habe es erlebt, daß sie ruhig schrieb, bis sie, einer Einladung oder sonstigen gesellschaftlichen Verpflichtung folgend, sich, von ihrem Kammermädchen gedrängt, ankleiden lassen mußte. Oft noch, spät nach Hause kommend, abgespannt und ermüdet, ging sie, kaum in ihr Hauskleid geschlüpft, sogleich wieder ans Werk. Viele Theaterbücher hat sie nach seinen späteren Umänderungen eingerichtet. So traf ich hier am Stuttgarter Hoftheater ein Soufflierbuch des „Uriel Acosta“, in dem ich auf den ersten Blick ihre gefälligen, klaren Federzüge erkannte.

Da standen sie wie Hieroglyphen des Glücks, leicht gezogen, anmuthig geschwungen, reizend wie die Hand, die sie auf das Papier geworfen. Regisseur, Szenerie-Inspektor, Darsteller hatten sie gesehen und gelesen und dabei nichts gedacht und empfunden. Mich berührten sie wie ein Gruß aus einer andern Welt und ich mußte mich niederbeugen und sie küssen. Wie Schiller's Luise in „Kabale und Liebe“ fühlte ich mich gedrungen zu seufzen: „Die Buchstaben liegen wie kalte Leichname da und leben nur Augen der Liebe.“ Meinen Augen lebten sie und in ihnen eine ganze Welt von Gedanken, Empfindungen und Träumen im sanften Rosenschimmer der Erinnerung.

Mit einem Schlage that sich die ganze Vergangenheit vor mir auf.

Therese hatte sich endlich in die Umstände gefunden; sie war es zufrieden, Gutzkow als Gatten einer Andern zu denken und seine Freundin zu sein. Da auf einmal raffte ein jäher und unerwarteter Tod Amalie Gutzkow in den furchtbaren Märztagen von 1848 in Berlin dahin.

Gutzkow war auf's Tiefste erschüttert; von angestrengter Arbeit erschöpft, von dem Sturm der Zeit überwältigt, sank er in sich zusammen und mußte Trost und Erholung in dem Badeorte Warmbrunn und auf Reisen suchen.

Spät und wenig aufgerichtet, kehrte er schließlich nach Dresden zurück.

Therese hatte schwer mit ihm gelitten, aber zugleich wohl auch sich allerlei Hoffnungen hingegeben. Sie wollte zu ihm, ihn aufrichten, zerstreuen, pflegen. In ihrem Umgang, meinte sie, ihm Genesung verheißen zu können. Sie sprach mir von ihren Plänen. Ich rieth ihr von der Ausführung ab. Ein paar Zeilen, die ich von Gutzkow erhalten, erschienen mir in Hinsicht auf sie nur kühl. Sie achtete meines Rathes aber nicht und ging mit ihrer Freundin, Fanny Lewald, bald darnach nach Dresden. Hier entschied sich binnen kurzem Alles.

Gutzkow, durch ihren Besuch in Verlegenheit gebracht, bei tausend Gelegenheit erkennend, daß die gehätschelte, von Glück verwöhnte, vornehme und für eine neue Lebensart nicht mehr geeignete Frau nicht an die Seite eines, sein tägliches Brot mühsam verdienenden deutschen Schriftstellers gehöre, zog sich erst bestürzt und ängstlich, endlich aber, gedrängt sich zu erklären, verstimmt und mißmuthig ganz vor ihr zurück. So kam es zum Bruch.

Ich war ungefähr zur selben Zeit, da sie nach Dresden ging, nach Berlin zurückgekehrt. Weder von Gutzkow noch von Therese erhielt ich Nachricht. Aber auch ohne Benachrichtigung wußte ich Alles und war daher keineswegs erstaunt, als ich durch Freunde erfuhr: Therese sei von Dresden zurückgekehrt, von Herrn von Bacheracht geschieden und im Begriffe einen weitläufigen Verwandten, Baron von Lützow, Oberst in königlich Niederländischen Diensten in Batavia, zu heirathen.

Ich hatte Herrn von Lützow öfter im Hause des Herrn von Bacheracht getroffen und dort mit ihm zusammen gespeist. Er gab eine stattliche, männliche Erscheinung ab und wußte des Interessanten

viel zu erzählen. Er kannte die Menschen, das Leben, die Welt von allen Seiten. Therese hatte mir selbst früher einmal vertraut, daß eine romantische Jugendliebe Beide innig verbunden; aber weil Baron von Lützow damals ohne Vermögen und Stellung gewesen, hätte eine Verbindung nicht stattfinden können. So sei er in fremde Dienste und in einen fernen Erdtheil gegangen, jetzt jedoch vermögend und als Gouverneur von Batavia auf längeren Besuch in die Heimath zurückgekommen.

Als ich mich nach etwa einem Jahre wieder in Hamburg befand, sah ich eines schönen Tages zum Dammthor herein eine dicht verschleierte Dame mir entgegenfahren. Als sie meiner ansichtig wurde, bemerkte ich eine lebhafte Bewegung und endlich ein anmuthiges Grüßen mit der Hand. Ich erkannte sogleich, daß es Therese war, denn nur sie besaß diese reizende Art, sich im Sitzen zu verbeugen, den Kopf zu neigen und den Arm auszustrecken.

Ich blieb wie gefesselt stehen und blickte dem dahinrollenden Wagen nach. Niemand hatte mir gesagt, daß Therese in Hamburg sei. Nun war sie an mir vorübergeflogen, geheimnißvoll, unkenntlich gemacht, räthselhaft verhüllt.

Ich zerbrach mir den Kopf, was das zu bedeuten haben könne. Einige Stunden darauf erhielt ich folgende Zeilen:

„Ich wußte nicht, lieber Wehl, daß Sie wieder in Hamburg wären. Kommen Sie nach dem Hotel, dessen Namen auf diesem Blatte steht und nach dem Zimmer von Fanny (Lewald). Es verlangt mich sehr, Sie zu sprechen. Herzlichst T."

Ich ging natürlich sogleich und fand Therese bei ihrer Freundin und mit dieser zusammen. Es war ein gedrücktes, peinliches Wiedersehen. Therese begrüßte mich freundlich und liebenswürdig wie sonst, theilte mir mit, daß sie Hamburg auf immer verlassen habe und nur auf kurze Zeit noch darin weile, um einige Angelegenheiten zu ordnen. Diese Mittheilungen kamen hastig und überstürzt; dann schwieg sie beklommen, während Fanny Lewald das Wort ergriff. Ich betrachtete währenddessen ihre Freundin und bemerkte, daß sie erhitzt und verweint aussah. Gutzkow's Name wurde mit keiner Sylbe genannt.

Das Alles bekümmerte und erschreckte mich. Ich fühlte instinktmäßig, daß etwas Besonderes vorging, und weil mir die Ungewißheit unerträglich und für unsere treue Freundschaft einigermaßen

beleidigend vorkam, platzte ich endlich mit der Frage heraus: „Was haben Sie vor, gnädige Frau? Was bewegt Sie?“

Therese sprang auf; ein Thränenstrom entrollte ihren Augen, und mit einem Blick auf Fanny Lewald, die sich gleichfalls erhoben und sie an sich gedrückt hatte, stöhnte sie schmerzlich: „Das kann ich Ihnen nicht sagen, das müssen Sie errathen.“

Dieser Ausspruch verletzte mich. Ich verbeugte mich stumm und schritt der Thüre zu. Mir nacheilend erreichte sie mich an der Schwelle, ergriff meine Hand und sagte: „Bleiben Sie sein Freund, und wenn Sie können, auch meiner. Sie, der Sie mich, der Sie Gutzkow kennen, werden Alles, wie es gekommen ist, begreifen und verstehen. Leben Sie wohl!“

Ich ging mit einem Wehgefühl, das ich nicht beschreiben kann, rasch von dannen. Wenige Stunden darnach empfing ich nachstehenden Brief:

„Guter Wehl! Sie liefen so schnell fort, daß ich nicht einmal fragen konnte, weswegen Sie so und nicht herzlicher gingen. Nun sind Sie fort und ich werde es so bald sein, daß ich Sie nicht selbst um Vergebung bitten kann, wenn ich Ihnen mit dem „das kann ich Ihnen nicht sagen, das müssen Sie errathen“ wehe that. Denn — meine Abreise ist näher, als die aufhorchenden Freunde denken, und eben deswegen gab ich die wunderliche Antwort. . . . Aber nicht wahr, Sie sind der nun bald Unerreichbaren nicht böse, weil man den Sterbenden nicht zürnt und ich wirklich für lange Zeit sterbe. Möge der Himmel Ihnen Freude geben, guter Wehl, und mir die — Sie ein Mal wiederzusehen. T.

In Fannys Zimmer, am 21. August 1849.“

Von ihrer Hand adressirt ging mir vier Tage später von Schwerin her die goldgeränderte Druckschrift zu:

„Ihre heute auf Großen=Brütz bei Schwerin vollzogene eheliche Verbindung beehren sich bei ihrer Abreise nach Batavia ihren Freunden anzuzeigen

Heinrich Baron von Lützow, Obrist in königl. niederländischen Diensten,
Therese Baronin von Lützow, geborene von Struve.

Großen=Brütz, 24. August 1849.

Aus Surabaya schrieb sie mir 1851 und 1852 gute, zufriedene Briefe. In einem derselben heißt es unter Anderem: „Die Ritter

vom Geiste" hat mir der Herzog Bernhard von Sachsen zum Lesen geschickt. Ich habe sie gleich angefangen und sie haben mir zu denken gegeben. Es ist viel Schönes, viel Gutes darin. Ohne großes Talent läßt sich Dergleichen nicht schreiben. Die Auffassung unserer Zeit muß Gutzkow Freunde erwerben. Was Sie mir über seine häuslichen Angelegenheiten schreiben, freut mich mehr, als ich sagen kann. Niemand kann ihm mehr Glück als ich wünschen und wo das Glück nicht zureicht, da soll wenigstens Frieden sein. Frieden und Glück sind die Höhepunkte unserer Existenz und daß ich die habe, sie im Anblick eines treuen, edlen Mannes und blühender Kinder genieße, das ist ein Segen, den ich nach den vergangenen Schmerzen nie hoch genug anschlagen kann."

Mit diesem Gefühl des Friedens und Glückes ist sie am 16. September 1852 auf dem Schiffe, das sie mit den Ihren nach Europa zurückführen sollte, unerwartet und plötzlich verschieden. Heimkehrend, ist sie heimgegangen. Ein freundliches Geschick ersparte ihr, Zeuge des Trauerspiels zu werden, das im Leben Gutzkow's sich noch ereignen sollte. Ihm ward Frieden und Glück nur auf Augenblicke gegönnt. Sein Weg war vorwiegend ein Dornenpfad. Ich habe viel mit ihm und um ihn gelitten. Schildern läßt sich dies nur dürftig.

Nach dem Tode seiner ersten Frau und der Entzweiung mit Therese war zwischen uns keine eigentliche Entfremdung, aber doch ein Moment der Erkühlung eingetreten. Er selber hatte mich zum Vertrauten Theresens gemacht und diese von ihm veranlaßte Vertrautenstellung belästigte ihn nun. Düster sehend und mißtrauisch, wie er war, mochte er sich seltsame Vorstellungen von den Mittheilungen, die mir Therese über ihre Dresdener Erlebnisse gethan, in seiner Seele ausbrüten. Was er mir über diese ganze Begebenheit schrieb und was ich hier glaube unbeanstandet zur besseren Erkenntniß der Vorgänge niederlegen zu sollen, ist sehr eigenthümlich, oft hart und schroff, aber in seiner Lage wohl entschuld- und erklärbar. In einem Briefe vom 29. Januar 1849 läßt er sich aus wie folgt:

Sie erwähnen das Verhältniß zu Theresen. Schrieb ich Ihnen nicht schon früher, daß das das Ende eines großen, vielbändigen Romans ist. Ich fühlte eine Art von sittlicher Nothwendigkeit, nach dem Tode meiner Frau Theresen nicht mehr zu gehören, als schon

seit drei Jahren früher. Sie hatte zuviel, zuviel gethan, mir das schmerzliche Gefühl, zwischen zwei mich liebenden Wesen zu stehen, zur Hölle zu machen.

Mir lag das Glück der Verbindung mit Theresen nur in der Verschwiegenheit; sie wollte sie öffentlich. Darin lag der tiefe Conflikt zwischen uns Beiden schon seit Jahren. Was ich mir, meiner Frau, meinen Kindern schuldig war, wurde immer von ihr als Null geachtet. Das Geheimniß hätte mich fesseln können, die Publizität erkältete mich. Als meine arme Frau so jammervoll starb, entstand in Theresen erst der Gedanke des nun endlich sichern Alleinbesitzens, bald aber die Furcht, eine jüngere Erscheinung würde mich fesseln, ich würde mich zum zweiten Male verheirathen. Sie war hier, um über unsere Zukunft bestimmte Erklärungen zu verlangen; sie sprach von einer Trennung von Bacheracht, von einer Hochzeit mit mir — Alles das überstürzte sich, war mir unheimlich, und ich lehnte alle diese Auswege ab.

So haben wir uns getrennt. Glauben Sie mir, lieber Freund, mein Herz ist oft voll Verzweiflung, immer voll Wehmuth. Die Thränen, die ich oft im Stillen weine, versteht wohl nie ein Herz, wenige werden daran glauben, daß ich eine düstere, schwermuthvolle Innerlichkeit habe. Wie steh' ich einsam! Und doch kann ich mir in Nichts, was mich soweit führte, Unrecht geben. Wonach ich ewig strebte, war die Wahrheit! Daß ich mit Theresen brach, war eine Wahrheit.

Mit den wärmsten Wünschen für Ihr Wohl und wie immer treu und aufrichtig Ihr Gutzkow.

Ich habe ihm darauf einfach meine letzte Begegnung mit Therese mitgetheilt und ihr Benehmen als rechtschaffner Freund vertheidigt. Sie befand sich in schwierigen Verhältnissen und der Eifer theilnehmender Umgebung verschlimmerte sie, indem er sie mit einem Schlage zu heben suchte. Beide Parteien waren in gereiztem und wehleidigem Zustande. Jede Berührung mußte sie schmerzen. Der gute Genius der Menschen, die Zeit, wenn man sie ihnen gelassen, würde sie zwar freilich kaum wohl vereinigt, aber sicherlich beruhigt und versöhnt haben auseinander gehen lassen. In vieler Beziehung ergänzten sie sich: wie Gutzkow in seiner Stimmung finster, scheu, ablehnend war, war Therese erheiternd, entgegenkommend und anziehend; wie er schneidend und verwundend, war sie vermittelnd

und mildernd, wie er geistig hochbedeutend und einsamer Denker war, war sie liebenswürdig und gesellig. Aber doch schied sie etwas von einander. Wie nenne ich es? Ihre Lebensgewohnheiten, ihre Vergangenheit. Er kam aus dem Volke, sie aus der Aristokratie. Sie hatte ihr Schicksal weich gebettet, ihn das seinige äußerst hart. Er bedurfte nicht blos hingebender, schönthuender Liebe, er bedurfte unermüdlicher Pflege, ausdauernder Aufopferung, eines selbstlosen Aufgehens in sein Naturell und Temperament. Konnte Therese ihm das Alles bieten? Ich glaube nicht. Dazu reichten auf die Länge ihre Eigenschaften und Fähigkeiten nicht aus. Sie wäre entschieden bald erlahmt und an seiner Seite zusammengebrochen.

Das ahnte er und das fühlte sie, und aus dieser Ahnung und diesem Gefühl heraus entspann sich das Fatum ihres Seelenbundes, der auseinander splitterte und zerfiel, als ihn geschäftige Hände enger zu schließen und in den Augen der Welt zu besiegeln beflissen waren. Getreu ihrem beiderseitigen innersten Wesen vollzog sich dieser Zerfall und diese Auseinandersplitterung bei ihr sanft und wehmüthig, man darf sagen, im harmonischen Sylbenmaß einer Elegie, bei ihm schrill und mißtönend mit dramatischer Schürzung. Sie litt dabei vielleicht mehr, aber ihr Leid verwand sich; er ward augenblicklich wahrscheinlich nicht so tief davon betroffen, allein es blieb ein Widerhaken in seinem Herzen, der bohrend darin riß und wühlte, und mit vielem Anderen, das über ihn kam, ihn seelisch verwüstete.

Wie wunderbar es in seinem Herzen über Therese später aussah, belegt ein Brief, den er mir nach ihrem Tode schrieb und worin es heißt:

Lieber Freund!

Ich kann und mag über Theresens Tod nichts schreiben. Daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilt, scheint gewiß zu sein. Jener Dr. Bürger kann doch unmöglich eine Fiktion sein. Brockhaus hat mit ihm literarische Verbindung.

Für mich lebte sie seit drei Jahren nicht mehr. Sie war exzentrisch in Liebe und Haß. Ich glaube, daß sie mich seit diesen drei Jahren gehaßt hat, trotzdem, daß sie, wie ich höre, nach Dresden ziehen wollte. Was ich über ihr Leben und ihren Tod empfinde, wird einmal gesagt werden, wenn meine Lebensparze mir den Faden nicht zu früh abschneidet. Einiges, was Sie zu einem Nekrolog brauchen dürften, finden Sie in Th. Hell's „Penelope“ auf 1847.

Jede Leihbibliothek in Hamburg wird diesen Almanach haben. Man schreibe auf ihr Grab: Denen, die sie liebte, war sie die Liebe!

Gehe es Ihnen wohl! Herzlichst Ihr Gutzkow.

Gutzkow war so glücklich, eine zweite Frau, eine Verwandte seiner ersten, zu finden. Sie war jung, voll Anmuth und Reiz, eine frische, lebensmuthige Erscheinung, die mit einem unbefangenen, fast kindlichem Sinne ein fraulich umsichtiges und entschlossenes Wesen verband. Sie hat sich bald in ihre schwierige Aufgabe gefunden, und Gutzkow's Lebensabend so glücklich wie möglich gestaltet. Aber um ihr zu dieser Möglichkeit Gelegenheit und Mittel zu schaffen, mußte er angestrengt und sauer arbeiten. Eine Erleichterung in dieser Arbeit zu erhalten, hatte er eine Stelle als General-Sekretär bei der Schillerstiftung angenommen, mit der er 1860 nach dem zum Vorort derselben bestimmten Weimar übersiedelte.

Hier war Franz Dingelstedt als Intendant des dortigen Hoftheaters und als Günstling des regierenden Großherzogs ein nach vielen Richtungen hin maßgebender Mann. Dingelstedt, ein geistreicher und witziger Kopf, der, je nachdem es ihm passen konnte, den Demagogen oder den Hofmann spielte, hatte sich auch im Schillerstiftungsvorstande eine einflußreiche und gebietende Stellung zu verschaffen gewußt, derart, daß er die Mehrzahl von dessen Mitgliedern so zu sagen nach seiner Pfeife tanzen ließ. Auch Gutzkow sollte das thun. Es kitzelte Dingelstedt, der sich gern als Machthaber fühlte und aufführte, den berühmteren Kollegen in Abhängigkeit gebracht zu sehen. Wenn Gutzkow in den Vorstandssitzungen ihm widersprach und Einwendungen gegen seine Vorschläge erhob, wußte der zungengewandte und jederzeit schlagfertige Dingelstedt dem widerhaarigen, empfindlichen und leichtgereizten, im Solde der Stiftung stehenden Generalsekretär seine untergeordnete Stellung mit vornehmer Gönnermiene merkbar zu machen.

Gutzkow empörte eine solche Demüthigung. Unwillkürlich verglich er sich mit Dingelstedt. Dieser ehemalige Kasseler Schullehrer hatte als Demagoge und Umsturzpoet begonnen, dann eine reiche Sängerin geheirathet und endlich durch vornehme Schützer das Amt eines Hoftheater-Intendanten erlangt. Er ließ sich gern Baron nennen, spielte den Kavalier und war mit Orden und Würden bedeckt. Und wofür? Für einen Band bei Cotta erschienener Gedichte, einige artige Novellen und Reiseskizzen und ein Trauerspiel. Und was hatte

Gutzkow dagegen geleistet? Er hatte auf allen Feldern der Literatur gewirkt und eine Reihe von Werken geschaffen, in denen der Geist seines Jahrhunderts seine weitgreifenden Kreise zog. Er war das Haupt und der Führer des Jungen Deutschlands gewesen, der Winkelried der Presse, der mit dem Herzblute seiner Ueberzeugung die Gasse der modernen Freiheit getränkt hatte. Ihm war nie die Gunst der Großen und Mächtigen geworden, keine hohe Stellung, kein einträglicher Gehalt, kaum irgend eine bescheidene Auszeichnung. Er mußte tagelöhnern und frohnen um das tägliche Brot, und dies armselige tägliche Brot noch durch kritische Anfechtungen und Klopffechtereien, durch Klikenfeindschaft und niedrige Schmähsucht sich begeifern und vergiften lassen. Dazu kam die geistige Ausmergelung durch Ueberanstrengung und ein von Hause aus zur Schwermuth neigendes Gemüth, belastet von Sorgen, Mißtrauen und eigenen Verschuldungen — kein Wunder, daß er unter solchen Umständen, im Tiefsten verletzt und verödet, 1864 dem Verfolgungswahn anheim fiel,von Stadt zu Stadt umher irrend, in Friedberg sich den Tod zu geben versuchte.

Ich habe in jenen Tagen Entsetzliches erduldet. Der literarische Verein in Dresden hatte sein Mitglied, den Rechtsanwalt Edmund Judeich, einen vertrauten Freund aus Gutzkow's Umgang in Dresden, nach Friedberg abgeschickt. Er war auch mir ein werther Freund und berichtete mir umständlich über des Kranken Zustand. Die Schilderung war nahezu herzbrechend. Gutzkow selbst fürchtete in geistige Umnachtung zu versinken. „Ich fange ja schon an, so stark zu essen, wie Lenau!“ rief er einmal, durch seine Eßlust erschreckt.

In jedem Winkel sah er Spione, Verfolger und Angreifer. In seinem Bett fand man sorgfältig eine Gabel versteckt und aus Handtüchern gedrehte Stricke. „Es ist nur für den Nothfall, wenn man mir gar keine Ruhe giebt“, sagte er mit listigem Lächeln, als man diese Dinge entfernte.

Es hat lange gedauert bis er genas. Erst 1866 kehrte er zu seiner Familie zurück, ein Adler mit gebrochenen Schwingen. Er hat noch gedichtet, noch Dramen, Romane und andere Werke verfaßt, aber sie trugen nicht mehr den vollen, unverwischten Stempel seines Geistes. Alles, was er bot, war angekränkelt, unklar in den Zügen, mehr oder weniger aus den Fugen gebracht. Seine Schrift:

„Dionysius Longinus oder: Ueber den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur" ist der Weheschrei eines rasenden Aias der Literatur, eines Dichters, der, in tiefster Seele verwundet, seinen Schmerz in alle vier Winde austoben läßt. Dieser Schmerz kennt keine Rücksicht, keine Schonung. Er ist wie das Geheul eines sich verblutenden Kämpfers, der am ganzen Leibe geschunden, zerstochen, zerfleischt, sterbend seine Verwünschungen über die Häupter seiner höhnenden Feinde hinweg schleudert. Es liegt eine elementare Wuth in diesem Buche, eine Wuth, die den ruhigen Leser mit Grausen und Schrecken erfüllen muß, weil sie etwas vom Berserker hat. Sie deckt Schäden in unserer Schriftwelt auf, die übertrieben und aufgebauscht hingestellt, dennoch manches Wahre und Zutreffende enthalten und uns einen Abgrund erkennen lassen, vor dem wir zurückbeben müssen. Hebbel und seine Verehrer, welche die geschworenen Gegner von Gutzkow sind und ihn mit Ruthen gezüchtigt haben, werden mit Skorpionen gegeißelt. Gutzkow schildert ihre Verlogenheit, ihre Unsittlichkeit, ihren ästhetischen Schwulst und schont dabei weder den Cotta'schen Verlag noch Schiller, Goethe oder Shakespeare. Alles muß bei ihm über die Klinge springen, darunter auch die Juden und die ganze österreichische Presse.

„Dionysius Longinus" ist ein in der That furchtbares Buch und wenn es in unseren Zeitungen und Tagesblättern beinahe todtgeschwiegen worden ist, geschah es, weil man von ihm geradezu verblüfft war und jedermann fühlte, daß nur ein zum Tode Getroffener es abgefaßt haben konnte.

Und so war es in der That; als ich Gutzkow zum letzten Male in Stuttgart kurz vor seinem Hinscheiden sah, machte seine Erscheinung einen tief ergreifenden Eindruck auf mich.

Von einer Ferienreise zurückgekehrt, hörte ich: Gutzkow sei in unserer Wohnung gewesen und habe nach uns gefragt. Ich schickte sogleich ins Hôtel und vernahm: er befinde sich nicht mehr dort.

Wir bedauerten es schmerzlich.

Am Nachmittage auf einem Spaziergange mit meiner Gattin nach den Schloßanlagen sah ich in der Parkstraße in der Ferne jemand auf uns zukommen, in dem ich auf den ersten Blick Gutzkow erkannte. Wir warteten, bis er uns nahe trat und da ich wußte, wie kurzsichtig er war, rief ich ihn mit seinem Namen an.

Er stand und spähte nach seinem Rufer aus.

„Wehl und seine Mathilde!“ sagte er, als er uns erkannt hatte mit freundlichem Tone. „Es ist mir lieb, daß ich Sie noch treffe; ich will in diesen Tagen, morgen oder übermorgen wieder fort.“

Ich erzählte, daß ich nach ihm geforscht.

„Ich wohne mit meiner jüngsten Tochter bei meinem Sohne Emil. Im Hôtel hielt ich's nicht aus. Die Wirthshausbetten sind Marterbänke für mich. Ich kann keine Ruhe, keinen Schlaf darin finden. Ach, wo finde ich die überhaupt!“

Ich schaute ihn betroffen an. Sein blondes Haar war dünn und ergraut, sein Auge noch zusammengezogener und stumpfer als sonst, seine Nase, sein Kinn spitzer, denn je. Eine aschgraue Farbe ließ sein Gesicht wie Pergament erscheinen. Seine Stimme klang tonlos und müde.

Er bemerkte, daß ich seine Erscheinung musterte.

„Wie ich da vor Ihnen stehe, lieber Freund“, fuhr er fort, „bin ich eine menschliche Ruine, in der ein gequälter Geist umgeht, dem Hamlet sein: „Schaudervoll, höchst schaudervoll!“ zurufen würde. Ich bin ein aufgeriebener, zermalmter Mann, der wie ehedem Heine seine Schmerzen in eine Weltausstellung schicken könnte. Ich lerne täglich neue kennen und auch sie sind von einer Künstlichkeit der Mechanik, die jede fühlende Seele in Verwunderung setzen muß. Sie spielen und fibriren in Theilen des Körpers, die man für ganz unempfindlich hielt und an welche man sonst gar nicht gedacht hat.“

Eine nähere Schilderung seiner Leiden war geradezu grausenvoll. Er trug einen breiten ledernen Gurt um den Leib, eine Art Mieder, das durch seinen Druck und Zwang den Eingeweiden des Unterleibs eine wohlthätige Gewalt anthun mußte. Ohne diese, wie er meinte, wären sie nicht im Zaume zu halten und auch so ließen sie ihn in keiner Lage ausharren und Stätigkeit gewinnen. Immer in Bewegung und Rumor, beraubten sie ihn jeder Gelassenheit und Sammlung.

„Und dabei arbeiten müssen!“ stöhnte er. „Es ist noch so viel zu thun und ich möchte die Meinen möglichst versorgt wissen. Man hat in Deutschland auch für mich gebettelt“, fügte er bitter hinzu. „Aber Gutzkow ist kein Freiligrath, kein Dichter, dessen Verse man auswendig lernt, sondern nur ein Prosaist, den die neuesten Mundt's in ihrer Kunst der deutschen Prosa nicht einmal gelten

lassen wollen. Kein Wunder, daß der Ertrag der Bettelei nur kärglich ausgefallen ist.“

Diese Aeußerungen schnitten mir ins Herz. Sie waren ganz Gutzkow'sch und aus dem Grunde unserer literarischen Zustände geschöpft, übertrieben und verbittert, aber bis zu einem gewissen Grade doch wahr. Ein bedeutender, Ton und Richtung angebender Schriftsteller, ein Schriftsteller, der in seinen zahlreichen Werken die literarischen Stempel seines Jahrhunderts gleichsam in allen Spielarten ausgegeben hat, hat er dennoch nie eine volle Anerkennung und ebensowenig den verdienten Lohn davongetragen. Sein ausdauernder, eiserner Fleiß schaffte ihm den nothwenigen Lebensunterhalt, nicht mehr; keine fürstlichen Ruhegehalte, keine großmüthigen Gönnergeschenke verscheuchten die Sorge aus seiner Häuslichkeit. Und was seinen Ruhm betrifft, so hat er eigentlich niemals seine Süßigkeit gekostet, niemals seinen berauschenden Zauberduft geathmet, sondern stets mehr seine Dornen gefühlt. Man hat immer daran gemäkelt, gerissen und gezaust. Gutzkow's Muse war so zu sagen, mit dem bösen Blick behaftet. Sie erkannte rasch und scharf alle Mängel und Fehler anderer Musen. Das zog ihr Feindschaft und Erbitterung zu. Unter der Gegnerschaft von Gustav Freytag und Julian Schmidt hat Gutzkow unsagbar gelitten. Von Emil Kuh und Adolf Stern Hebbel gefeiert und Otto Ludwig gepriesen und sich selbst verketzert und verleumdet zu finden, hat ihn im Tiefsten entrüstet.

Die Bühne war ihm überdies durch das schließliche Unberücksichtlassen der Mehrzahl seiner Stücke gründlich verleidet worden. Er besuchte kein Theater mehr.

„Geht mir mit Eurem Brettergerüst!“ rief er mir zu. „Ihr habt Euren Laube, Euren Freytag, Euren Benedix, habt jetzt Eure Lindau's, L'Arronge's und Moser's, was gilt Euch da das Drama Gutzkow's? Ich habe Bahn gemacht. Ich fand den Weg verriegelt und verrammelt, mit Plunder und Unrath verbarrikadirt, den Weg in einen Augiasstall. Jetzt ist er glatt und eben und die Stätte rein und sauber. Das ist zum größesten Theil mein Werk. Es hat Mühe und Schweiß gekostet. Nun, da es gethan, zuckt man die Achsel über den dramatischen Herkules. Nun ist er ein Schwächling, ein Stümper. Die Spatzen pfeifen es auf den Dächern und die Direktoren und Intendanten — Feodor von Wehl an der Spitze — sind überzeugt davon.“

Dieser Vorwurf schmerzte mich; er war leider nicht unbegründet und das Von so absichtlich vor meinen Namen gestellt, erinnerte mich an seine Bemerkung bei unserer ersten Begegnung in Berlin. Es klagte meine Vornehmheit an.

Eine solche war aber in der That niemals meine Schuld gewesen und am Wenigsten Gutzkow gegenüber. Ich habe mich ihm immer demüthig untergeordnet und bewundernd zu ihm emporgesehen, allerdings stets mit dem Vollbewußtsein einer eigenen Gesinnung, mit Liebe, aber ohne Liebedienerei.

Ich habe nie, um ihm zu schmeicheln, Andere verkleinert, nie, wenn er, durch erbärmliche Zuflüsterungen aufgestachelt, gegen Mitgenossen wetterte, diesem Wettern ein Echo in den mir zu Gebot stehenden Blättern gegeben; ich habe auch nie seinem späteren Groll gegen Therese das Wort geredet, sondern ehrlich und offen ihm bekannt, daß ich immer der Ansicht geblieben: er habe ihr vielfach Unrecht gethan, und sie, gewissermaßen in Nothwehr gegen sich selbst, falsch beurtheilt. Aber trotz alledem war ich ihm unwandelbar ergeben geblieben und treu aus mannhafter Verehrung mit unabhängigem Geiste.

Aber an der Bühne, die ich leite, hätte ich allerdings ihm mehr Vorschub leisten sollen. Ich hatte „Uriel Acosta“, den „Königslieutenant“ und „Das Urbild des Tartüffe“ spielen lassen. Ich hatte „Zopf und Schwert“ und „Herz und Welt“ wieder hervorgesucht. Ich hätte mehr thun sollen, ich fühlte es. Ludmilla Assing, von einem Besuche Gutzkow's aus Kesselstadt zu mir kommend, hatte mir von „Ottfried“, als einem Lieblingsschauspiel von ihm gesprochen. Ich erinnerte mich dessen und fragte, ob ihm ein Gefallen geschehen würde, wenn ich es aufgriffe und einige Aenderungen darin in Vorschlag brächte.

Wir waren während alledem langsam weiter gegangen. Jetzt stand Gutzkow lächelnd still und murmelte: „Ottfried!“ Auch ein Stück meiner Leiden. Sie wissen, wer Sidonie und wer der Ottfried ist. Sie verstehen diese Leute. Aber das heutige Publikum, die heutige Kritik? Ich fürchte ein Mißlingen, Lieber!“

Ich beschwichtigte seine Besorgnisse.

„Es enthält, so weit ich das Schauspiel im Gedächtniß habe,“ entgegnete ich, „einen vorzüglichen stimmungsvollen ersten Akt, eine anziehende und fesselnde Entwickelung in den folgenden und nur

die eigentliche Katastrophe will mir zu breit, zu zerfahren und zu wenig dramatisch wirksam scheinen. Hier wäre nach meinem Dafürhalten nachzuarbeiten, zu kürzen, zu schürzen."

Wir machten ab, daß ich das Stück noch einmal lesen und Gutzkow meine Gedanken auf frischer That mittheilen sollte.

Es geschah. Ich entwickelte dem Verfasser am andern Tage meinen Plan zur Umänderung und er billigte ihn vollkommen. Er bat um eine schriftliche Aufsetzung und Nachsendung desselben. Auch dies wurde ausgeführt, allein einige Zeit darnach langte ein Brief von Frankfurt a. M. von ihm an, worin er über seinen körperlichen Zustand jämmerlich klagte und mir auftrug: die vorgeschlagenen Änderungen selbst vorzunehmen.

Ich war kaum fertig damit, als mir die Kunde von seinem Hinscheiden kam.

Ich meines Theils kann nicht umhin zu erklären, daß in ihm ein großer Geist zu Grabe gegangen. Er war für uns Deutsche eine Art Diderot und Voltaire in einer Person, aber ohne ihre Frivolität. Er besaß etwas von ihrer Verstandesschärfe, ihrem Witze, ihrem Wissensschatze, etwas von ihrer Spürkraft für den Sinn und das Wesen seines Jahrhunderts, etwas von ihrem zermalmenden Style und ihrem heiligen Eifer für die ewigen Rechte der Menschheit, der leidenden Menschheit vor Allem.

Seine literarische Erscheinung wird wachsen mit der Zeit. Nach langen, langen Jahren werden aus der Literatur unserer Tage zwei Charakterköpfe emporragen, ein lachender und ein ernst und trübe blickender: der Kopf Heinrich Heine's und der von Karl Gutzkow: Poesie und Prosa von 1830 bis 1860.

Am 18. Januar 1879.

Über das traurige Ende Gutzkow's schrieb mir seine Wittwe:

Sachsenhausen, 16. Januar 1879.

Hochverehrter Freund!

Der Schicksalsschlag hat mich so hart getroffen, daß ich mich noch kaum von der Erschütterung erholen kann. Ein solch tückischer Zufall, ein glimmender Funke mußte seinen Tod herbei führen! Und grade in einem Augenblick, wo wir uns alle, Er selbst am lebhaftesten der schönsten Hoffnungen auf sein Besserbefinden hin-

geben durften. Seit lange war er nicht so heiter wie vor dieser Unglücksnacht — mit Scherzen ging er zu Bett und neckte mich, daß ich vor ihm müde geworden sei, sodaß ich ihm noch liebkosend über die Stirne fuhr und sagte: so habe ich Dich gerne, so lieb und freundlich hat Dein Gesicht lange nicht dreingeblickt, jetzt bist Du wieder ganz mein Alterchen!

Es sollten meine letzten Worte zu ihm sein, denn als er später noch einmal an meine Thüre kam, wollte er nur wissen, ob ich ihm auch das warme Plümeau hingelegt.

Lassen Sie mich abbrechen, es zerreißt mir das Herz, wenn ich an unser Erwachen denke – Sein Antlitz sah wohl noch friedlich heiter aus, aber es war schon der Todeskuß, der die edele Stirne berührt –– die treuen guten Augen blieben für immer geschlossen.

Daß Sie ihm ein treues Andenken bewahren, glaube ich überzeugt sein zu dürfen — erhalten Sie auch eine wohlwollende Gesinnung uns armen Hinterbliebenen!

In aufrichtiger Ergebenheit grüßt Sie hochachtungsvoll

Bertha Gutzkow.

Die Urtheile, die über Gutzkow's Grabe laut geworden sind und die ich zu Augen bekommen habe, erscheinen mir alle mehr oder minder unbedeutend. Einen gewichtigen Ausspruch fand ich nirgend. Unsere Zeit hat noch kein rechtes Maaß für ihn und am wenigsten haben es Diejenigen in der neueren Literatur und Presse, die so zu sagen: auf ihm fußen und die Wege wandeln, die er entdeckt und gangbar gemacht hat. Er, der so kurzsichtig und zugleich so weitblickend war, ist der eigentliche Pfadfinder für die ganze moderne Schriftwelt gewesen. Mehr als alle anderen Schriftsteller unserer Epoche gab er ihr Richtung und Ziel; wer ihm geistig folgte, trat immer dicht an das verschleierte Bild von Saïs, das die Wahrheit des Jahrhunderts zwar nicht aufdeckt, aber immer erahnen läßt. Er war der literarische Seher eines Menschengeschlechts, ein halb blinder Teiresias, der klar in die Zukunft sah. Wie oft bin ich über seine prophetischen Voraussagungen erstaunt, erstaunt über das Zutreffende seiner Vorherverkündigungen, die immer den Kern großer Menschen und Sachen trafen, und wenn auch oft durch Leidenschaft und Verstimmung getrübt, doch mit wunderbarer Zuversichtlichkeit die Stelle ausfindig machten, an der ein innerer Zusammenhang

des Einzelnen mit der Gesammtheit stattfand und sich sein Schicksal mit dem allgemeinen Weltschicksal verknüpfen mußte.

Seine Werke sind reich an solchen Orakeln, die sich zum Theil erfüllt und zum Theil noch erfüllen werden. Seine großen Romane „Die Ritter vom Geist“ und „Der Zauberer von Rom“, seine „Oeffentlichen Charaktere“, „Die Briefe eines Narren an eine Närrin“, seine „Philosophie der That und des Ereignisses“, sein „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“, sein „Mahu Guru“ und sein „Blasedow und seine Söhne“ sind immer Schöpfungen, die auch heute noch, so vornehm man zuweilen die Nase darüber rümpfen mag, unüberholt und unveraltet, mit gewaltigem Schlage an das Gewissen der Gegenwart klopfen.

Unsere jüngeren Geister sollten sie nicht gar so sehr vernachlässigen, sondern aus ihnen lernen, einen Schriftsteller wieder etwas zu lieben und zu verehren, der ihrer Liebe und Verehrung durchaus würdig ist. Man hat so oft an Gutzkow's Herz und Gemüth gezweifelt und doch sprechen sie auf allen Seiten seiner Schriften, nur nicht immer hätschelnd und liebkosend, sondern oft in einer strengen Zucht der Idee und des Styls. Er befand sich stets im Dienst einer Sache und meinte dieser auf Kosten seiner Gefühle Vorschub leisten zu müssen. Nicht auf Rührung kam es ihm an, sondern auf Erfolg. Seine literarischen Arbeiten sollten wirken. Die Empfindsamkeit behielt er für sich, für einsame Stunden, seine Familie, seine nächsten Freunde. Da konnte er unbefangen plaudern, scherzen, lachen; aber auch weinen. Seine Seele hatte einen stillen Winkel, in den er nicht jeden hinein blicken ließ. Wer jedoch dazu kam, den überraschte eine tiefe, eine weiche Innerlichkeit, in der Liebe und Freundschaft und alle guten Genien traulich zu Hause waren. Er konnte opfermuthig, hingebend und zart sein, wie es nur ein echter Poet zu sein vermag.

Ich wäre im Stande hundertfältige Beweise dafür zu stellen. Ein paar mögen genügen. Gutzkow's erste briefliche Anknüpfung mit mir, welche noch aus Frankfurt a. M. vom 26. Oktober 1843 stammt, war ein Liebesdienst, den er einem Künstler erwies. Da dieses Schreiben noch außerdem manches Bedeutsame enthält, so mag dasselbe hier seine Stelle finden. Es zeigt genugsam, daß Gutzkow durchaus kein kalter Selbstsüchtler, sondern ein Mensch war, der jedem redlichen Streben gerne die Wege ebnete und nach Kräften Beistand leistete.

Mein verehrter, lieber Freund, Sie werden erstaunen, wie Sie heute zu einem Briefe von mir kommen. Ich will Ihnen daher erzählen, was es damit auf sich hat.

Mein vieljähriger Freund, Riefstahl, ein vortrefflicher Virtuos, hat sich endlich entschlossen, einmal vor die Schranken der Berliner musikalischen Kritik zu treten. Nicht um das Urtheil zu bestechen, sondern um die Schreibenden in sein Conzert einladen zu können, bittet er mich, ihm an Berliner kritische Notalitäten Empfehlungen zu geben. Sie wissen, daß ich mit den Rellstab's, Rousseau's, Gubitzen's keine Verbindung habe und da ich mit Vergnügen sehe, wie thätig Sie seit längerer Zeit geworden sind, so schicke ich meinen Freund an Sie und bitte, wenden Sie ihm Ihre Protektion zu.

Vorm Jahre hat mich eine Notiz meines Hamburger Stellvertreters über Sie sehr verdrossen und ich fürchtete, Sie würden die Verhältnisse nicht kennen und mich für das Schirges'sche Mißwollen verantwortlich machen. Immer wollte ich schreiben, aber eine Last der mannigfachsten Verpflichtungen liegt so schwer auf mir, daß die Bedürfnisse des Herzens in den Hintergrund treten. Wie lebhaft gedenke ich unserer Hamburger Wanderungen, Ihrer tugendhaften Enthaltsamkeit unter geschminkten Verführungen, der freundlichen, heitern Laune Ihres Onkels, des Champagnerspenders, den ich Sie bitte, herzlich zu grüßen.

Ich lese alle Ihre Berichte in den „Jahreszeiten" sowohl, wie in der „Eleganten" und Ihre „Wespen" halte ich mir selbst. Es ist mir Bedürfniß, hier in der Ferne dem Gange der Berliner Dinge und Menschen zu folgen, die Unnatur und Affektation, die dort als Modesache sich jetzt auf der Bühne so breit macht, aus den Berichten Derer kennen zu lernen, die keine gemietheten Schmeichler sind, sondern über diesem Unwesen stehen, und so sind mir Ihre Berichte, besonders aber die „Wespen", ein wahres Labsal. Eine kleine empfehlende Notiz in Nr. 164 des „Telegraphen" wird Ihnen nicht entgangen sein.

Sehr wahrscheinlich, daß ich im Frühjahr auf einige Zeit nach Berlin komme und mir jene gemachte Bühnenwelt selbst mit ansehe. Freude kann es dem strebenden Sohn der Gegenwart nicht gewähren, das Alte doch im Grunde nur darum wiederbelebt zu sehen, weil man das Neue haßt, oder wie Tieck sagen würde, verachtet.

Nochmals! Seien Sie meinem Riesstahl ein klippenkundiger Pilot und bleiben Sie gut

Ihrem herzlich grüßenden Freunde

K. Gutzkow.

Frankfurt a. M., den 26. October 1843.

Als meine Frau auf unserer Hochzeitsreise in Dresden ihn um eine Zeile für ihr Album bat, schrieb er ihr stehenden Fußes folgenden Vers hinein:

„Wunderbare Kunst des Weibes,
Das gepaart mit einem Dichter —!
Steigt der Freund in seinen Himmel,
Wo der Aether licht und lichter,
Wird sie ihm die Erde sichern
Und sein menschliches Behagen;
Hemmt den Flug die Erdenmühe,
Wird sie ihn zum Himmel tragen."

Am 12. April 79.

Von der diesjährigen General-Versammlung des deutschen Bühnen-Vereins in Frankfurt a. M. bin ich wiederum sehr unbefriedigt heimgekehrt. Die Intendanten und Direktoren tagen darin wie Polizeibüttel der Kunst; ihre Berathungen und Beschlüsse gelten fast einzig nur Strafbestimmungen für durchgehende Chormitglieder und widerwillige Sänger und Sängerinnen. Ueber eigentliche Kunstfragen wird wenig verhandelt. Baron Perfall und ich versuchten dergleichen anzuregen, fanden aber gar keinen Anklang. Herr von Hülsen, der Vorsitzende, ist alt und stumpf geworden und kann keine Theilnahme mehr für Erörterungen gewinnen, die nicht auch sofort greifbare Ergebnisse bieten. Alle weitläufigeren Verhandlungen ermüden ihn und machen ihn ungeduldig. Die anderen Bühnenvorstände aber fügen sich willig und ohne viel Ueberwindung. Nur sehr wenige sehen in der Kunst die Kunst.

Am 14. April 79.

Am 10. April starb in Wien Karl Beck, mit dem ich ehedem in Berlin im angeregtesten Verkehr gestanden habe. Er war ein sieben Monat Kind, zart und schmächtig von Körper, blauäugig, mit blondem Haar und Bärtchen, eine echte Dichtererscheinung. Er hielt sich meist einsam und für sich, immer wortkarg und still. Man sagte von ihm: er achte jedes Wort für verschleudert, das

nicht für einen Vers benutzt werde. Seine Verse, so begeistert und schwungvoll hingeworfen sie erschienen, waren ihm eine schwere Arbeit; er schuf sie so zu sagen atomweise, jede Sylbe wägend und messend. Und wie er sie schuf, messend, wägend, atomweise, so berechnete er auch ihren Ertrag. Er verkaufte sie gleichsam nach Elle und Gewicht. Hierin erwies er sich als Kaufmann, der er eine zeitlang im Geschäft seines Vaters in Pesth gewesen war. Sonst aber hatte er etwas durchaus Adliges und Feines. Er sah sich wie Tasso „gern geputzt“ und konnte „unedlen Stoff an seinem Leibe nicht dulden.“

Umgang zu haben war ihm kein besonderes Bedürfniß. Er saß und ging gern allein, seinen Gedanken überlassen, die langsam entstanden, aber sich gigantisch auszugestalten pflegten. Er rauchte unausgesetzt und stark; im Uebrigen bedurfte er nicht viel zum Leben. Was er aß, war gering und noch geringer, was er trank. Er wußte sich mit Wenigem einzurichten.

Wenn ich zu ihm kam und ihn bei der Arbeit fand, wies er schweigend auf einen Stuhl oder das Sofa und fuhr dann ruhig im Nachdenken und Schreiben fort. Oft verließ ich ihn nach halbstündlichem Warten leise und geräuschlos, ohne daß er es merkte.

Traf ich ihn abgespannt und müde von der Arbeit, so begleitete er mich bei gutem Wetter unter die Linden und in den Thiergarten und dann konnte es geschehen, daß wir eine Stunde lang kein Wort zu einander sprachen. Sein Gang war unregelmäßig, bald langsam, bald rasch, zuweilen mit hüpfendem Schritt und dann wieder wie von Fesseln behindert.

Man behauptete in Berlin: er ginge auf seinen Versfüßen d. h. je nach den Rhythmen, die er gerade im Sinne hatte.

Er wurde nicht leicht warm im Gespräch, aber, wenn er es wurde, konnte sein Gespräch gradezu hinreißend werden. Noch heute habe ich lebhaft die Schilderung im Gedächtniß, die er mir in einer traulichen Unterredung von einer Mondnacht machte, die er auf dem Landsitze eines ungarischen Magnaten zubrachte, dessen reizende Tochter seinem Herzen nicht gleichgültig war. Er hatte dieser und der Mutter aus seinen Gedichten vorgelesen und nachher mit den Damen zu Abend gespeist. Eine heiße, schwüle Sommernacht und sein in Wallung versetztes Blut ließen ihn auf seinem Schlafzimmer nicht Ruhe finden und so trat er noch spät nach

Mitternacht in den Hausgarten hinaus und unter das Fenster der Stillgeliebten, das der Hitze wegen hinter niedergelassenen Vorhängen geöffnet geblieben war. Dem Strahl des Mondes folgend, glitt sein Blick in das dämmerige Gemach hinein und gewahrte darin bald die holde Gestalt wie sie züchtig im flatternden Nachtgewande nach einem hüpfenden Flohe suchte.

Diesen Auftritt ihn beschreiben hören, war von entzückendem Reize. Nur ein Dichter konnte denselben so gegenständlich und zugleich mit so viel poetischer Anmuth vor die Sinne des Hörers zaubern.

Karl Beck hat übrigens in Berlin wohl seine beste Zeit gehabt. Er fand dort in den literarisch gebildeten Kreisen Anerkennung und Verehrung, einen unternehmenden Verleger und anständigen Verdienst; sicherlich würde er haben glücklich sein können, hätte er sich nicht immerdar in sein geliebtes Oesterreich zurückgesehnt, in welchem das Metternich'sche System ihn nicht dulden wollte. Nach dem Sturze desselben, kehrte er 1849 freudig dorthin zurück, um vereinsamt und vergessen nach langen Jahren der Trübsal und des Schmerzes daselbst zu sterben. Er hatte in Wien geheirathet, aber seine Frau, nach kaum verlebten Flitterwochen, wieder verloren. Von Natur ungesellig, zog er sich nun vollends von allen Menschen zurück und versank mehr und mehr in Traurigkeit und Melancholie. Sein Ende soll ein durchaus kummervolles und trübseliges gewesen sein.

Unsere Beziehungen waren leider zuletzt ganz erloschen. Briefschreiber ist er nie gewesen.

Am 30. Mai 79.

Am 27. Mai hat in Veytaux-Chillon am blühenden Gestade des Genfer Sees Hermann Uhde seine Augen für immer geschlossen. Dieser leider in seinen besten Jahren dahingegangene Schriftsteller hat keine irgendwie epochemachenden Werke hinterlassen wie denn überhaupt eine eigentliche dichterische Schöpferkraft nicht seine Sache gewesen ist. Seine besondere Begabung und Neigung bestand in einer überaus liebreichen und verständnißvollen Betrachtung und Pflege künstlerischer Leistungsfähigkeit und kunstgeschichtlicher Thatsachen. Er verfaßte ein sehr dickleibiges und gediegenes Werk „Das Stadttheater zu Hamburg von 1827—1877“ gab „Die Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirektors

Friedrich Ludwig Schmidt", „Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler" und Karl Toepfer's gesammelte dramatische Werke heraus.

Sein Sammelfleiß war außerordentlich und die Sorgfalt, mit der er das Leben und die Arbeit berühmter Künstler durchforschte und auch in dem scheinbar Unwichtigsten verfolgte und für die Kunstgeschichte auszubeuten, sich angelegen sein ließ, geradezu rührend und Achtung gebietend. Das Theater war seine Leidenschaft. Wenn ich recht unterrichtet bin, so hatte er auch versucht, Schauspieler oder Sänger zu werden und in Folge dieses Versuchs eigenmächtig und vorschnell die akademische Laufbahn verlassen, zu der er von Hause aus bestimmt war.

Der Sohn eines Schullehrers und Organisten zu Braunschweig, erblickte er am 26. Dezember 1845 das Licht der Welt, erhielt eine sorgsame Erziehung und Ausbildung, nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in der Musik und studierte in Berlin und Kiel. Sein Vater wollte einen gediegenen Philologen aus ihm machen. Hermann Uhde vermochte jedoch für diesen Beruf keine besondere Neigung zu fassen, sondern wendete sich schon früh dem Schriftthum und der Bühne zu. Nachdem er 1866 kaum zwanzigjährig die Hochschule verlassen, folgt in seinem Daseiu eine etwas dunkle Stelle, in welche ohne Zweifel sein schauspielerischer Versuch gefallen ist, über den er selber gern mit Schweigen hinweg zu gehen pflegte. 1867 aber befindet er sich bereits schriftstellerisch thätig an der in Hannover erscheinenden „Zeitung für Norddeutschland" und bald darnach an der „Neuen Hannoverschen Zeitung", an der er den unterhaltenden Theil selbständig zu leiten die Verpflichtung übernahm. Als 1870 der große Krieg mit Frankreich begann, den mit den Waffen in der Hand mitzumachen, ihm der bedenkliche Zustand seiner Gesundheit verbot, ruhte er indeß nicht, als bis es ihm gelang, wenigstens als Kriegskorrespondent der „Hamburger Nachrichten" in's Feld geschickt zu werden. In dieser Eigenschaft erwies er sich so tüchtig, umsichtig und verdienstlich, daß der Eigenthümer dieser bedeutenden Zeitung nach Robert Heller's inzwischen erfolgten Tode ihn an dessen Stelle zum Leiter des Feuilleton's berief.

Die Regsamkeit und geistige Frische, die er darin entwickelte, werden immer anerkennenswerth und in hohem Grade zu achten

bleiben. Ich lernte ihn, bei einem Besuche in Hamburg, persönlich gerade in dem Augenblick kennen, als er im Begriffe stand, sich mit einer angesehenen reichen Patriziertochter Hamburgs zu vermählen. Er kam eines schönen Tages unerwartet und unangemeldet in das Haus meiner Schwiegereltern vor dem Dammthor, in dem ich mit meiner Frau vorübergehend Aufenthalt genommen. Ich trat eben aus der Thür, um meinen vormittäglichen Spaziergang zu machen, als ich einen schlanken, hochgewachsenen jungen Mann mir entgegen kommen sah, der rasch den Hut ziehend, mir lebhaft zurief: „Sie sind ohne Zweifel Marr's Feodor, von dem mir dessen Frau so viel erzählt und gesprochen hat. Ich erkenne Sie nach der mir gewordenen Schilderung und bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich Sie auf Ihrem Ausgange begleite. Ich bin Hermann Uhde und Ihnen nicht ganz unbekannt, wie ich hoffe."

Frau Marr hatte mir mehrfach über ihn geschrieben und ich einige seiner Aufsätze gelesen. Mit Vergnügen nahm ich seine Begleitung an und wir hatten kaum hundert Schritte in der schattigen Dammthor=Allee gethan, als wir uns auch bereits in ein höchst lebhaftes und anziehendes Gespräch verwickelt sahen.

Hermann Uhde, eine angenehme und gefällige Erscheinung mit edlen Gesichtszügen und dunklen geistsprühenden Augen, war eine lebhaft erregte, schwunghafte Seele. Er hatte in seinem Wesen noch etwas vom flotten, burschikosen Studenten, aber dabei zugleich eine Hingabe und Wärme für die Kunst und namentlich für das Theater, die von gradezu hinreißender und zündender Wirkung waren. Wir waren nach zehn Minuten der Unterhaltung, als hätten wir seit Jahren im innigsten und vertrautesten Verkehre gestanden. Er schüttete sein ganzes Herz vor mir aus mit allen seinen Plänen und Wünschen. Er war bis dahin ziemlich auf sich selbst angewiesen gewesen, in freudloser Junggesellenwirthschaft, arm, vom Verdienst seiner Felder lebend. Jetzt sollte er in den Schooß einer begüterten, einflußreichen Familie, in geregelte, glückliche Verhältnisse und in den Bund mit einem weiblichen Wesen treten, das ihm mit seiner Liebe nicht nur eine selten geistige Uebereinstimmung, sondern auch die Aussicht auf eine sorgenfreie, ausschließlich der Literatur und Kunst gewidmete Zukunft eröffnete.

Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, der sich in einem Zustande so völliger Zufriedenheit und Dankbarkeit mit seinem

Geschicke befand wie Hermann Uhde damals. Wenn je irgend jemand, wie es im Volksmunde heißt, den Himmel voller Geigen sah, so war das zu jener Zeit bei ihm der Fall. Er jauchzte und jubelte im wahren Sinne des Wortes. Was wollte er nicht Alles schaffen und unternehmen, anbahnen und fördern, zu Stande bringen und durchführen! Es war ergötzlich, ihn seine Luftschlösser bauen zu hören, die alle nur den einen Zweck hatten: der deutschen Literatur und Kunst zum Schauplatz und Tempel der reinsten Bethätigung zu dienen.

Seit dieser ersten Begegnung bin ich mit Hermann Uhde bis an sein leider so frühzeitiges Ende in geistiger Berührung geblieben. Die nachfolgende Auswahl von Briefen an mich mag das belegen und zugleich einen Einblick in seinen Charakter und sein bewegliches, immer rastlos strebsames und nach zusagender Beschäftigung suchendes Naturell erschließen. Er hatte sein Auge überall, und nirgends kam ein Kunstereigniß oder eine Kunsterscheinung in Sicht, dem oder der er nicht auch sofort seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Es war, als wenn er ahnte, daß sein Lebensweg nur kurz sein würde und daß er sich daran halten müßte, um etwas zu beschicken. Er arbeitete unausgesetzt und zuweilen in beängstigender Hast. Er mußte immer etwas zu sammeln, zusammenzustellen, zu ordnen haben. Er war ein durchaus expeditiver Kopf und wer gemeint hatte, er werde nach seiner Verheirathung und bemittelt geworden, die Hände in den Schooß legen und ausschließlich an die Erstarkung seiner Gesundheit und sein leibliches Heil denken, der hatte sich gründlich in ihm geirrt. Kaum verheirathet und glücklich auf sich selbst gestellt, war sein Erstes, sich nach einem neuen Wohnort umzusehen, der ihm einen womöglich erweiterten Wirkungskreis bot. Er dachte an Stuttgart, Leipzig und Weimar. Ueber Stuttgart schrieb er an mich und sein Schreiben ist zu bezeichnend für ihn, als daß ich mich entschließen könnte, es nicht wenigstens auszugsweise hier einzufügen. Es heißt darin unter Anderem:

Hamburg, 8. April.

Ich denke an drei Orte: an Stuttgart, Leipzig und Weimar. Zuerst nach Ihnen werfe ich meine Angelhaken aus. Wir haben — nehmen Sie dies nicht als Arroganz von mir, obwohl sie es vielleicht ist — so viel Berührungspunkte, daß ich Ihnen von Herzen gern zurufe:

„Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund —!" wofern Sie mir — nicht die ganze Hand, denn die brauche ich gar nicht! — nur einen kleinen Finger, nur einen halben kleinen Finger reichen könnten und wollten. —

Ist es denkbar, daß ich mich — wenn wir nach Stuttgart zögen — in irgend ein festes Verhältniß zum Theater setzte? Als was Sie wollen: als Sekretär, eine Art von Dramaturg — mit so viel, mit so wenig Gehalt Sie wollen. Daher die Betonung des Reichthums meiner Frau. Wenn ich ca. 1200 Thaler dazu verdiene, so können wir brillantest leben — wie leicht mache ich mir mit der Feder 600, 800 zusammen — können Sie mich nicht als irgend was gebrauchen? — Ich nehme mit einer Choristengage fürlieb! Das Geld spielt gar keine Rolle.

Ich weiß nicht, wie weit Sie souverän mit Engagementsabschlüssen sind. Ich dachte früher, Sie wären Intendant; nun haben Sie noch einen „Cavalier wie andere Cavaliere." Auskommen würden wir, glaube ich, brillant. Ich könnte der begeisterte Rhapsode des Theaters sein, Stücke in der Presse vorbereitend einführen, aufgeführte wohlwollend besprechen (in und außerhalb Stuttgarts) — kurz, könnte gewiß Gutes wirken und — hätte ehrlichen Willen, Riesenlust und auch gewiß Begabung dazu. Sie haben ja Dramaturgisches von mir gelesen. Meine Belesenheit und Kenntniß von tausend Dingen ist groß. Das Fehlende ließe sich lernen, irgend welche peinigende Sorge ist nicht denkbar. Und welch herrlicher Umgang zwischen uns. Doch dies ist Egoismus; Sie würden ja doch der Gebende, ich der Empfangende sein. Und — ich käme für eine Choristengage!

Ich würde arbeiten, was, und wie viel Sie mir auftrügen. Ermüdung kenne ich nur da, wo das Herz nicht bei der Sache ist; aber das hätten Sie nicht zu fürchten. Ueberlegen Sie sich's — ich kann ja die Verhältnisse dort absolut nicht beurtheilen. Ich dachte zuerst an Sie: ist es ein schöner Wahn, dann bleibt unsere Herzlichkeit natürlich unverändert die alte. Meinen Doctor würde ich auch noch vorher machen: es ist doch ganz gut.

Nach diesen inhaltschweren Zeilen nur kurz noch der Hinweis, daß ich Frechling Ihnen (vergl. letzte Nr. — erste Quartalsnummer — der J. J. Weber'schen Illustrirten Zeitung) einen Gedanken gestohlen habe aus Ihrem Briefe; aber er gefiel mir so gut!

Ihr „Literaturleben“ kannte ich längst! — Habe es selbst antiquarisch erstanden; bin ein Bischen Sammler, habe namentlich einige famose Ifflandiana; Ifflands Stammbuch ist in meinem Besitz! — Beneiden Sie mich nur darum!

Mit dem Theater hier bleibt's ewig nur halber Kram; das Stadttheater ist ganz veraltet: Maschinerien klapprig, Dekorationen schlecht, Zuschauerraum schmutzig 2c. —

Ueber Laube — Wort für Wort meine Idee! — Und. wofür ich Sie küssen könnte: Ihre Wärme für Fritz Schiller! Jeden 10. Novbr. so lange ich die Feder führe, habe ich irgendwo irgend etwas über ihn drucken lassen: am 10. November 1870 sogar am Kriegsschauplatze Schiller als Heros des einigen Vaterlandes gepriesen. Wer Schiller nicht liebt, hat kein Herz, kein Gefühl in der Brust; Lessing ebenso!

Antworten Sie bitte bald, falle ich bei Ihnen ab (ach, ich fürchte es fast, es wäre zu schön! so wohl will mir das Glück nicht!) so gehe ich nach Weimar, es ist doch andere Luft dort!

Wie immer herzlich Ihr getreuer

Uhde.

Dieses Schreiben giebt Uhde ganz und gar wie er gewesen ist, im Sturm und Drange seiner Empfindung, voll Enthusiasmus für das Theater und einen Beruf, der mit diesem zusammenhing, lüstern nach Arbeit, Kampf und nutzbringenden Studium, bereit der Sache und mir zu dienen, weil er sie bei mir in reinen Händen wußte.

Ein Zusammenwirken mit ihm wäre sicher ersprießlich gewesen! Aber in Stuttgart war es unmöglich. Mir fehlten auch die bescheidensten Mittel für seine Anstellung und hätte ich diese gehabt, selbst dann wäre seine Berufung hierher nicht am Platze gewesen. Was würde die schwäbische Presse zu einer solchen gesagt haben? Sie hielt mir schon bei jeder Gelegenheit Moritz Blanckarts vor, jenen bescheidenen Historien- und Pferdemaler, der aus eigenem Antriebe und lediglich in Rücksicht seiner Gesundheit von Düsseldorf nach Stuttgart übersiedelte und zuweilen ein paar kurze und nüchterne Worte über das Hoftheater und meine Absichten und Bestrebungen in die Zeitungen bringt. Welchen Lärm würde der mir feindliche Theil dieser schwäbischen Presse erhoben haben, wenn ich mir hätte einfallen lassen, mir in Hermann Uhde einen literarischen

und dramaturgischen Parteigänger anzustellen? Schon der Gedanke an eine solche Anstellung mußte mir Schreck einflößen.

Ich theilte Uhde sogleich meine Bedenken mit, und er ging, diese würdigend, dann nach Weimar, wo er mehrere Jahre blieb, bis ihn sein immer bestimmter auftretendes und mehr und mehr Besorgniß erregendes Brustleiden nach der südlichen Schweiz, vornehmlich nach Veytaux-Chillon trieb, wo er im fünf und dreißigsten Lebensjahre mitten in literarischen Arbeiten, Entwürfen und Plänen langsam dahin gesiecht ist.

Möge das ehrende Andenken ihm werden, das er verdient und seine eigenen hier mitgetheilten Briefe ein wenig dazu beitragen, es wach zu erhalten.

Sie lauten:

Hamburg, den 24. Januar 1872.
(160. Geburtstag Friedr. d. Gr.)

Hochverehrtester Herr Hofrath!

Welche große, innige Freude haben Sie mir durch das was und dadurch wie Sie es mir geantwortet haben, bereitet. Wäre ich dem Zuge meines Herzens gefolgt, so hätte ich Ihnen sofort ein Schreiben von dithyrambischem Schwunge gesendet. Allein, was hätten Sie wollen mit dem jugendlich schwärmerischen Enthusiasmus anfangen? Ich überlegte mir, daß Sie mehr zu thun haben, als dergleichen entgegen zu nehmen, und beschloß, zu warten, bis ich Ihnen das praktische Resultat unserer ersten Korrespondenz zugleich mit vorlegen konnte. Dies erfolgt nun mit meinem Artikel über „Sara Sampson“. Die Wahrheit zu gestehen, ist Ihr Brief mit das Interessanteste daran, und ich habe Ihnen viel, viel zu danken. Wie ich den Aufsatz, der wegen des so sehr beliebten „Raummangels“ erst heute in unserem Feuilleton beginnt, überlese, finde ich schon jetzt Manches drin, was ich lieber anders hätte. Wenn ich Sie also bitte, mir, wenn es Ihnen bei all' Ihren Sorgen irgend möglich ist, Ihre Meinung über die Skizze zu schreiben, so dürfen Sie wirklich so aufrichtig, so scharf sein, als der Gegenstand erfordert. Ich möchte Sie direkt um Tadel bitten, denn nur der belehrt. Wie soll ein 26jähriger Mensch vorwärts kommen, wenn keine Kritik ihm seine Fehler zeigt! Wie gesagt, das Alles nur, soweit es Ihre Zeit erlaubt, soweit Ihr Interesse durch die Arbeit bezw. deren Gegenstand angeregt und betheiligt ist. In letzter

Instanz habe ich ja nur gesammelt; aber ob ich mit den aus den Zusammenstellungen entfließenden Schlüssen immer Recht habe, das sieht ein fremdes Auge am allerersten. Um Sie, in gewissem Sinne zur Milde zu bewegen, erinnere ich daran, daß der Aufsatz mitten unter literarischer Holzhackerei entstand. Dazu rechne ich Kritiken über italienische Kling-klangopern, miserable Tenoristen, schlechte Primadonnen, Empfehlungen und Anpreisungen von Benefizen — ungerechnet die Bücherscharteken, die einlaufen.

Ein höchst ernster Punkt in Ihrem Briefe war für mich die Notiz, daß in Stuttgart die Presse für Sie gar nichts thue. Das ist nun freilich kläglich. Ich bin nichts weniger als ein Schwärmer für die heutigen deutschen Theaterzustände, aber wie man Ihr Institut ignoriren kann — das begreife ein Anderer. Abgesehen davon, daß man Experimente, wie Sie z. B. mit „Sara Sampson“ machen, ganz besonders zu introduciren, kritisch zu fördern die Pflicht hat. Doppelt unbegreiflich also die Theilnahmlosigkeit gegenüber Ihrer Leitung, welche (nehmen Sie dies ja für keine schmeichelhafte Wendung, welche mir diplomatisirende Artigkeit ablockt!) doch unsere Aufmerksamkeit hier im Norden auf sich zieht. Man kann sich diese Kälte nur erklären, indem man sie auf die leider unter den deuschen Journalisten grassirende Ignoranz zurückführt. Nicht, als ob ich z. B. meinem Wissen hier indirekt durch dieses Wort eine Lobrede halten wollte — alles Wissen ist Stückwerk —, aber ein bischen bekümmert haben muß man sich doch um die Sache. Wäre nicht auf einem Umwege, über Hamburg, etwa zu erreichen, was direkt nicht zu machen ist? Jede Korrespondenz aus Stuttgart aus guter Feder, ist von mir so gut als aufgenommen, wenn freilich unsere eigenthümlichen Verhältnisse mir positiv verbieten, irgend welches Honorar dafür in Aussicht zu stellen. Hier sind die Grenzen meiner Macht — aber sollte sich denn Niemand finden, der für eine gute Sache um Ihrer selbst Willen wirkte?

Ich schreibe über dies Alles sehr offen, denn das ist merkwürdig, ich habe ein großes Vertrauen zu Ihnen und kann auch wohl deshalb offener sein, weil ich sozusagen zu dem verflossenen journalistischen Kollegen spreche. Sie recurriren außerdem auf den guten Heller, und gewiß übertragen Sie gern und leicht ein Häkchen Ihres Wohlwollens für den Seligen auf den, welcher nach ihm den Thron einnimmt. Ein gutes Theil meiner — darf ich's

sagen? — Herzlichkeit, die mich in Gedanken an Sie anwandelt, liegt übrigens in der ganzen Art und Weise Ihres Wirkens begründet. Laube z. B., so sehr ich ihn bis zu einem gewissen Grade schätze, würde mir die gleiche Wärme nicht einflößen. Sie fühlen, was ich sagen will, besser, als ich's ausdrücken könnte.

NB. Sie kennen unzweifelhaft Laubes „Norddeutsches Theater." Ich habe eine lange Kritik des Buchs gegeben, die ich Ihnen doch schicken will, vielleicht finden Sie einen Moment Zeit dafür.

Mit nochmaligem Dank Ihr treu ergebener

Hermann Uhde.

Hamburg, 7. März 72.

Hochverehrtester Herr Hofrath!

Für welchen Schlingel müssen Sie mich halten, daß ich auf solchen Brief, wie Sie mir geschrieben, nicht in äußerster Eile geantwortet habe! Aber ein flüchtiges Billet mag ich Ihnen nicht schicken, und zu einem rechtschaffenen Briefe ist nicht immer Zeit — Was habe ich gearbeitet! Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen, und Frau Elisabeth (Marr), die Herrliche, Vortreffliche, wird Ihnen gewiß bestätigen, daß ich fleißig bin.

Zur Sache! Immerwährend habe ich mich mit Ihnen beschäftigt und denke oft an Sie; wie ein Hamster habe ich für Sie gesammelt, was Sie behalten können nach der Lectüre; — ganze Nummern konnte ich nicht schicken, hätte ich Ihnen nicht eventuell die Weitläufigkeit einer Rücksendung machen wollen: — eine Nummer der Zeitung wird von der Expedition für etwas so Kostbares gehalten, daß sie sehr geizig damit ist; ich führe dies als Entschuldigung an, daß ich so unanständig sein muß, Ihnen von der Besprechung des Laubeschen Norddeutschen Theaters einen gemeinen Abklatsch zu schicken, allein ein Schelm giebt mehr wie er hat.

Was haben Sie zu dem Erfolg der „Sara Sampson" in Dresden gesagt? Wie stehen wir da? Statt daß nun Maurice das Stück giebt — läßt er — lachen Sie nicht — Hübner zum Benefiz (schreckliche Bettelei) den Hamlet spielen. Da hört doch am Ende Alles auf — diese braven Mimen mittelmäßigster Gattung sich an Shakespeare versündigen zu sehen. „Sara S." oder „Em. Galotti" hat Sinn — das sind Conversationsstücke und die gehen zur Noth auf dem Th. Th. aber Hamlet? — Wer lacht da! —

Morgen schicke ich Ihnen per Band meine Artikel über „Emilie Galotti" — ich hoffe auf gütige Kritik und glaube, die von Ihnen mit Recht gerügten Fehler des Essays über „Sara S." vermieden zu haben, überhaupt sehr kurz gewesen zu sein; alles neue Daten. — Selbst Danzel hat sie nicht. Und nun die Bitte: ist es Ihnen nicht möglich, eine kurze Notiz hierüber (weil es doch lauter unbekannte Daten sind!) in Gottschall's „Blätter für literarische Unterhandlungen" zu schmuggeln? NB. Wenn es Ihnen nicht paßt, so alterirt das natürlich meine Gefühle für Sie um kein Bischen!

Ich wäre auf diese Idee nicht gekommen, sähe ich Sie nicht unter den Mitarbeitern der „Bl. f. L. U." — Dort haben Sie (NB. sehr liebenswürdig! Sie müssen ein sehr sanfter und nachsichtiger Mann sein!) Wolzogen's Bearbeitung des „Wallenstein" besprochen. Ob Ihnen die anliegend von mir übersendete Bearbeitung aus dem Jahre 1802 ganz nach den Ideen, die Wolzogen geleitet haben, angefertigt, bekannt ist, geht aus der Kritik nicht hervor; ich sende Ihnen also die Broschüre mit, ersuche aber, sie mir gelegentlich wieder zuzustellen. —

Gestern Abend habe ich Frl. Marianne Winter, die nächstens zu Ihnen geht, kennen gelernt: ein charmantes Geschöpf, gar keine Komödiantin, wohlerzogen. Cosa rara bei den p. t. Bühnenmitgliedern, die ich mir auch krampfhaftigst vom Halse halte. Unter R. Heller waren diese Bettelvisiten zu einer Kalamität angewachsen — etwas grassiren sie noch, aber meine Sprödigkeit scheucht viele zurück, schon ehe sie meiner Schwelle (wo ihnen kein Salve winkt) nahen! —

Ich schreibe Ihnen Alles durcheinander, wie es mir beifällt; für was für einen konfusen Menschen werden Sie mich halten! — Aber ich hoffe einmal Gelegenheit zu finden, Sie vom Gegentheil zu überzeugen: viel nachdenken, über das was ich Ihnen schreiben will, kann ich nicht erst; ich zähle auf Ihre Nachsicht. Sie sind mir, durch Briefe und Tradition, wie ein herzlicher Freund!

Was ich zu kämpfen, manchmal auch zu leiden habe, dadurch daß ich mit einer gewißen studentischen, übermüthigen Jugendlichkeit hier mit gleichen Füßen in die Arena gesprungen bin — spornklirrend, säbelrasselnd, wenn Sie wollen — ist arg. Mein lieber, trefflicher Kollege, Dr. Schäffer, total das Gegentheil von mir; die übrige

Presse, ohnehin voll Galle auf die hervorragende Position der „Hamb. Nachrichten“; mein geliebter Chef, Dr. Hartmeyer, ein Anhänger der Theorie, daß „Clavigo“ usw. veraltet sei, daß es nur für wenig Leser Interesse habe, wenn man die „alten Schinken“ auf der Stadtbibliothek durchstöbere, daß uns „Emilie Galotti“ und dessen Aufnahme hier vor 100 Jahren gar nichts anginge ꝛc., daß Alles zu eingehend sei, was ich da geschrieben, was mich Alles natürlich dann und wann zum Diplomatisiren und zum Umschiffen der Hemmnisse zwingt — aber meine Grundsätze und Anschauungen nicht erschüttern kann. Und ein Brief wie Ihr letzter herrlicher stützt mich in meinen redlichen, ernsten Entschlüssen. — Die Kritik über „Clavigo“ (ich empfehle sie Ihrer Lectüre) hatte das allerhöchste Mißfallen des geliebten Chefs (dies natürlich ganz unter uns), der der beste, liebenswürdigste und herzlichste Mensch unter Gottes Sonne ist, der sich aber jeglicher Entschiedenheit abgeneigt zeigt. Vielleicht hat er recht und meine Weise führt vielleicht zur Einseitigkeit; unter allen Umständen habe ich ihn lieb, er schätzt mich wie ich glaube, doch und so werden wir gut mit einander fertig. Darin freilich hat er recht: wollte ich über's Stadt- und Thalia-Theater schreiben, wie man müßte — die Herren könnten ihre Bude nur zuschließen.

Etwas Jammervolleres wie jetzt dies Th.-Th. ist nicht zu denken. Heruntergekommene Größen, sogar das Ensemble lahm, matt; das geistige Princip in der Leitung Null, Frivolitäten, Demimondekomödie, fast nur Pariser Nachwerke, geile und zotige Stücke — gräßlich!! Keine Regie, Alles mangelhaft, der Schatten von ehedem. —

Und das Stadttheater?? — Ehe es nicht auf Stadtkosten übernommen ist — kein Heil!! Ueberall brennen die alten Buden ab, nur der schändliche (obwohl inwendig nicht üble) Kasten hier nicht. Die Maschinerie klapprig, die Dekorationen schäbig, der Zuschauerraum schmierig, die Parquetloge unbequem, der Fußboden mit gespaltenen Dielen, das Orchester zu klein — und die Kunst? „geht nach Brot!“ Schmachvoll. Herrmann ist gewiß ein guter Buchführer, die „Kunst“ ist ihm Wurst. Was ist ihm Hekuba!! Das darf man natürlich nicht drucken lassen, denn vor allen Dingen muß à tout prix das Thalia erst einmal bankerottlos durch den Winter; das bildet dann ein Fundament, auf dem sichs weiter

bauen lassen muß. — Ja, Sie hier! Feodor Wehl Schröder's Nachfolger und Hermann Uhde der Feuilletonist des leitenden Blattes! Wir Beide rissen ästhetisch Bäume aus der Erde; die kleine Musterbühne in der Westentasche, kurze Anleitung für Institute, die es werden wollen, aber ach — „sie bleiben Traum," diese schönen Träume!! Was würde ich Ihnen die Menschen in die Bude peitschen — mit der Gewalt müßte das Theater besucht sein, es wäre herrlich! Aber unter dem Druck dieses Kontraktes mit Herrn Sloman ist es freilich nicht zu machen. —

Eines habe ich doch schon durchgesetzt, was noch vor halbjähriger Frist unmöglich gewesen wäre: in den Philharmonischen Konzerten spielen sie jetzt, die noch vor Kurzem perhorrescirten Wagner, Berlioz, Liszt und Genossen. Für diese Menschen hörte bis dahin die Musik bei Bach und Händel so ziemlich auf, allenfalls noch einen „gewissen" Beethoven ließ man gelten, mais voilà tout.

Doch ich bedenke nicht Ihre Zeit, ich werde zur geschwätzigen Elster. Verzeihen Sie es mir; Gott, wenn man sich doch einmal gründlich aussprechen könnte; nun hoffentlich ist aufgeschoben nicht aufgehoben! —

Nun nochmals Pardon für die anspeiende Unart meines langen Schweigens (8 Tage war ich auch krank!) und lassen Sie mich nennen Ihren herzlich ergebenen

Uhde.

Weimar, 1. Mai 1873.

Verehrtester Herr!

„Lang lang, ist's her", daß ich von Ihnen nichts direkt vernommen, obwohl ich viel an Sie gedacht, viel von Ihnen gesprochen habe und auch etliche Male entschlossen war, mit Vergnügen die Feder zu ergreifen, um mit Ihnen zu plaudern. — Ich würde mit Ihnen alle Fühlung verloren haben, hätte nicht bisweilen der L. Korrespondent der „Hamburger Nachrichten" aus Stuttgart über Sie berichtet — „aus guter Quelle!" — So erfuhr ich denn, daß Sie leben, gesund sind und thun, was wir alle müssen, wenn wir nicht auch unter die Sozialdemokraten gehen und striken wollen: Sie arbeiten! Das kann man bekanntlich nicht von Jedem sagen!

Sie thun es hoffentlich unter körperlicher Gesundheit, sowie unter günstigen Verhältnissen im Schooße Ihrer lieben Familie!

Viele Grüße auf alle Fälle an Gemahlin und Sohn; meine bessere Hälfte schließt sich diesen Grüßen wärmstens an.

Denn — me voilá marié! — Am 28. August v. J. geschah der Schritt in der St. Petrikirche zu Hamburg, 14 Tage später zogen wir als Herr und Fr. Dr. — Doctor —! hier ein, blieben bis Mitte December und gingen dann bis vor 14 Tagen wieder wochenlang nach Hamburg, wo wir aßen und tranken und es uns wohl sein ließen!

Nun wieder hier, ist es mein Herr Verleger Duncker-Humblot, der durch einen Wink mit dem Zaunpfahl den lang gehegten Wunsch zur That werden läßt — ich greife mit Vergnügen zur Feder!

Nämlich die neue Ausgabe von Toepfer's Werken. „Dies Kind, kein Engel ist so rein! Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!“ In Ihrer 3fachen Eigenschaft, als Autor, Bühnenleiter und Kritiker, lege ich Ihnen, bester Herr und Freund, die Edition ernsthaft an's Herz. Sie erinnern sich vielleicht unseres Gesprächs darüber, welches wir, mit würdevoll abgemessnem Schritte umwandelnd einst des Grasflecks Rund, in Hamburg führten; ich war (und bin) der Ansicht, daß eines oder das andere dieser Stücke entschieden zwischendurch noch zu geben ist, namentlich „Incognito“, „Laßt mich lesen“, „Der reiche Mann“, „Schein und Sein“ und das Pagenstückchen. — Sie sehen sie sich vielleicht darauf hin an und ergreifen auch mit Vergnügen die Feder, um zur Verbreitung und Aufnahme der neuen Edition beizutragen, denn wieviel Ihr Name bei der Sache nützen muß, liegt auf der Hand. — Handelt es sich um Gegendienste, so wissen Sie ohnehin, daß ich für meine Freunde zu jeder Schandthat fähig bin —

Soviel als Opfer dem Moloch, Verleger genannt, — nun wieder zu Persönlichkeiten. — Da interessirt uns zuerst der Stand der Stadt-Theateraffaire in Hamburg. Sie wissen vielleicht, wie mächtig ich dafür agitirt habe, und, Gottlob, ja nicht ohne Erfolg. Wenn die Bürgerschaft Ja und Amen spricht, so steht die Sache auf den Füßen. Das ist allerdings noch problematisch, aber man muß hoffen und ich glaube selbst an einen Erfolg. Die Frage ist nur, was dann? — Rudolf Gottschall in Leipzig sprach ich neulich; er fragte mich natürlich sofort über die Sache aus und sein Refrain war: Da kann ich mich ja auch einmal melden! — Er ist mit Senator Hayn verwandt, was immerhin eine, wenn auch kleine

Chance ist. — Aber was meinen Sie zu dem Adressaten dieses Briefes? Mir wenigstens würde Feodor Wehl reichlich so gut gefallen wie jeder andere mais — lui même —?!

Qu 'en dites vous? —

Meinen Doctor habe ich mit der Abhandlung: „Ueber die Stellung der Musik in der Wissenschaft der Aesthetik" in Kiel fertig gebracht, auch das Examen — passabel rigorosum! — ging noch leidlicher, als ich gedacht; ich mußte meinen alten Aristoteles und andere Schinken und Schwarten wieder hervorsuchen und diese ehrwürdigen, längst vermoderten Herren mußten sich mir nichts dir nichts aus den Bücherschränken heraus- und auf's Neue in meinem Schädel bemühen — und nun gefällt mir die Arbeit doch recht gut und thut wohl!

Auch die Kriegsdenkmünze habe ich inzwischen bekommen — natürlich am Nicht-Combattantenbande.

Ein Aufsatz, der Sie sicher sehr interessirt: „Aus dem Komödiantenleben des vorigen Jahrhunderts" wird von mir enthalten sein im nächsten Raumer'schen historischen Taschenbuche (W. Riehl). Es sind dies die Memoiren jener Karoline Schulze, welche durch ihre Stänkereien mit der Hensel indirekte Ursache war, daß 1767 das Nationaltheater in Hamburg gegründet wurde — „gegründet" ist das rechte Wort! — Das kleine Ding, so wie es gedruckt wird, den Worten nach ganz mein Geschöpf, ist mir, vielleicht über Gebühr, an's Herz gewachsen, aber lesen Sie es doch, es ist ein zu merkwürdiger Einblick in die alte Zeit!

Der größte und entscheidendste Schlag aber geschieht im October mit der Edition von „Louise Seidler, die Malerin, ihr Leben und ihre Erinnerungen." Der Verleger ist Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung) — also first rate! — Die Zeit von 1786—1830 etwa ist darin äußerst lebensvoll, noch von der Seidler selbst erzählt: Erinnerungen an Goethe und Thorwaldsen die Hülle und Fülle!

In Hamburg haben wir, meine Frau und ich, denn nun auch Richard Wagner kennen gelernt. Aber Liszt, sowie Cosima sind doch liebenswürdiger! Die Jachmann war auch mit da und agitirte für Bayreuther 300 Thalerscheine, auf die aber die Hamburger nur sehr theilweise anbissen. Auch bei meiner Schwiegermama agitirte die Jachmann ziemlich dreiste, aber sie fiel ab. Die Schwester,

welche Sie kennen, wie sie sagte, ist liebenswürdiger als die Jachmann selbst, so schien es mir.

Felicitas von Bestvali gaukelt ihren Hamlet 2c. jetzt auf Carl Schulze's Vorstadtbühne — auch eine schöne Gegend.

Und somit hab' ich ausgeleert der Worte Köcher, bis auf die Bitte, mir — auch wenn ich nicht mehr das Feuilleton redigire — ab und zu doch einmal ein Lebenszeichen in Gestalt einer Korrespondenz privatim zu schicken, womit ich bleibe herzlichst der Ihre.

Uhde.

Weimar, 21. Mai 73.

Verehrtester Herr Hofrath,
Herzlicher Gönner und Freund!

Zuerst tausend Dank für die Zusage in Sachen Toepfer, die mich begreiflicher Weise froh und gespannt macht! — Dann aber eine ganze Reihe „thatsächlicher Berichtigungen", nämlich über Ihre Anschauung der Stadttheaterfrage in Hamburg.

Als ich im Dezember vorigen Jahres hinkam, stand die Sache so, daß das ganze Projekt der Aktionäre total eingeschlafen war. Drei nahe Verwandte von mir, deren einer sogar Sekretär des Comité's war, sagten: die Sache sei gescheitert, man sei verstimmt über die Haltung der Presse, des Publikums, wolle sich injuriösen Artikeln Seitens der „Tribüne", des „Fremdenblatt" 2c. 2c. nicht aussetzen u. s. w. Vergebens versuchte ich durch neuerliche Agitation das total erloschene Feuer wieder anzublasen und ein 4facher Millionär, den ich sprach, freute sich sogar unverholen des Scheiterns der Sache, denn dadurch seien ihm 5000 Thlr., die er gezeichnet, nun wieder zurückgegeben.

Da kommt Dr. Hartmeyer und sagt zu mir: ob ich geneigt wäre, einen Lobartikel über Herrmann loszulassen. Der Alte — dessen Verdienste ich absolut sehr gering anschlage — ginge fort, de mortuis nil nisi bene 2c. Ich sagte deshalb zu, weil ich diesen bestellten Artikel ganz anders zu drehen beabsichtigte — in der That lieferte ich den Aufsatz, welcher dann auf mein Betreiben in den Sprechsaal kam, zunächst ohne jegliche Erwähnung, ja, ohne Namensnennung Herrmann's, denn mir war nur an der Sache, dem Theater, gelegen. Das aber wollte Dr. H. nicht — natürlich unter uns — er hatte Herrmann einen freundlichen Nachruf zugedacht, und —

wie ich geneigt war, um den Preis des Durchsetzens meiner übrigen Ansichten etwas zu räuchern, so war H. geneigt, um desswillen eben meine andern Pläne zu begünstigen. Sie wissen, wie difficil die Faktoren sind, mit denen man dort rechnen muß.

Ich flickte also in meinen Artikel noch die Bemerkung ein: Herrmann sei es gelungen, einzelne gute Kräfte zu engagiren u. s. w. Das ist wahr und meine Ueberzeugung. Ich bewies es aus den glänzenden Offerten, die das Gros der Hamburger Mitglieder erhalten hat, die theils nach Hannover, theils nach Amsterdam &c. gerufen wurden. Nie und nirgend habe ich gesagt, die künstlerischen Prinzipien Hermann's (der Alte hat gar kein Genie!) seien zu billigen &c. — obwohl mich Herrmann selbst hernach 4 mal flehentlich bat, für ihn aufzutreten.

Mein Artikel hatte die gute Folge, daß die öffentliche Meinung sich der Sache wieder bemächtigte; das Comité ging in sich, that Buße und — heute vor 8 Tagen ist in der Bürgerschaft die Gewährung von Gas und Wasser, sowie von 5000 Thalern Pensionszuschuß an das Theater beschlossen; ich kann dreist sagen, daß mein Artikel der Schneeball war, der die Lawine in's Rollen brachte. Sie kennen die Wirkung der „Hamb. Nachr."

Aber Sie wissen auch, wie die Hamburger sind. Daß sich Jemand unintereſſirt für etwas begeistere, begreifen diese Zahlenmenschen nicht. Kaum war also mein Artikel losgelassen (in welchem übrigens Niemand die paar Zeilen über Herrmann beachtet hat, sondern dessen Schwerpunkt ganz wo anders lag) so rief man: „Aha, der will sich zum Direktor schreiben — wie weiland Löwen." Sofort hieß es nun, ich und mein „Freund Stockhausen" (mittlerweile sind wir uns absolut fremd!!) wir wollten Schauspiel und Oper leiten — ein Duumvirat! Ich mußte mir nichtswürdige Witze von der „Tribüne" und Genossen gefallen lassen — diesen Dank hatte ich! Seien Sie froh, bester Freund, daß man Ihren Namen dabei nicht genannt hat. Der von Stockhausen verscholl — aber diese Leute haben ihr Pulver völlig nutzlos verpufft, denn selbst jetzt ist die Frage nach dem künftigen Leiter sehr viel verfrüht!!! Erst soll das Haus umgebaut, dann soll beschlossen werden, ob man überhaupt in diesem Winter spielen kann oder ob nur gebaut werden kann — dann sollen Architektenkonkurrenzen ausgeschrieben werden — also „noch brennt's zu früh und macht die Nachbarn

stutzig!“ — Jedes Interesse wird geschwächt, wird jetzt schon öffentlich ein Name genannt.

Daß ich aber privatim und gerade privatim kann ich sehr viel thun! — dringendst schon auf Sie hingewiesen, darauf mein Ehrenwort; an wen hätte ich denn denken sollen, als an Sie? Gerade heraus: ich habe sogar an eine Zusammenspannung unserer Interessen gedacht, denn so weit ich davon entfernt bin, die verantwortliche Leitung zu übernehmen — (die Zeitungsnotiz, die Sie gelesen, ist einfach blödsinnig; „bewerben“ kann man sich bekanntlich nicht um eine Sache, die bis vor 8 Tagen noch gar nicht auf den Füßen stand!) so sehr wäre ich zur Uebernahme des Sekretariats, richtiger, der Dramaturgenstelle, bereit gegen fixen Gehalt. Meine Chancen als Direktor zu riskiren, danach bin ich gar nicht situirt. Aber als rechte Hand — das fühle ich — könnte ich einem ehrlichen Menschen sehr nützlich sein, namentlich auch mit meiner Kenntniß in der Musik.

Eben sehe ich, liebster Herr, daß ich in des Herzens Drang einen unendlichen Brief georgelt habe — nun, Sie verzeihen's und lesen hoffentlich meine guten Gesinnungen und meine aufrichtige Ergebenheit für Sie heraus.

Da ich nun doch 20 Pfennige verausgaben muß (welche dépense!), um diesen Brief an seine Adresse kommen zu lassen, so lege ich die Korrekturen zu „Kummerfeld“ bei, verzeihen Sie das malpropre Aeußere der Bogen, aber der Reindruck ist noch nicht vollendet und scheint auch noch auf sich warten lassen zu wollen, und Sie sind ja auch lange genug „vom Handwerk“ gewesen, um solche „Korrekturbogen“ zu würdigen!

Leben Sie wohl und lassen Sie bald von sich hören, daß ich nicht wieder zu einem schmerzlichen „Bist untreu, Wilhelm?“ gezwungen bin. Und — vergessen Sie den von mir neu eingekleideten Toepfer versprochenermaßen nicht! — Meine Frau läßt vielmals grüßen, dito ich — Gemahlin und Söhnchen nicht zu vergessen!

Von Herzen Ihr

Uhde.

NB. Aber bitte ohne den Ritter ꝛc. auf der Adresse; ich bin beinahe darüber umgefallen!

Weimar, 31. December 73.

Hochverehrtester und werther Freund!

Wie alle Ihre lieben Briefe, so hat mir auch der letzte vom 3. d. M. aufrichtige Freude gemacht; er enthielt ja auch gottlob nur gute Nachrichten. Von uns kann ich Ihnen heute nur gleiche vermelden: mir geht es ganz wohl wieder, die Frau ist munter und das Kind gedeiht zum dicken fetten Menschen — Christen darf ich jetzt schon sagen, denn am 2. Weihnachtstage ist er auf den Namen Hermann getauft.

Neugierig bin ich doch, ob denn keine einzige Bühne einmal ein älteres Stück von Toepfer wieder zu bringen wagen mag — namentlich „Schein und Sein" halte ich doch für lebensfähig, ebenso den netten Schwank „Laßt mich lesen." — Die neuesten Berliner Erzeugnisse „Lucinde vom Theater", „Comtesse Helene" und wie die braven, von dem würdigen Thaliatheater in Abwechslung mit Goethes Faust (!) gegebenen Machwerke heißen, müssen denn doch, den Berichten zufolge, recht heiter sein. Wie lange dies Wesen dauern kann, bin ich nur begierig zu sehen —! Und dann schimpft der biedere Deutsche noch mit dem Brustton der Ueberzeugung auf die „verderbten Franzosen!" Denen ist doch die Frivolität wenigstens natürlich und sie stellen sie noch graziös dar, aber im Deutschen ist es ja gar ein Graus zu sehen. Doch — genug davon. Mit dem Stadt-Theater ist es ein Jammer — ein wahrer Jammer; da sieht man wieder: was ist Tradition, was gutes Beispiel und was eine rühmliche Vergangenheit? — Hatte doch der alte Herr Schmidt noch bis anno 40 — das sind nun 34 Jahre und nicht länger! — wirklich gewissenhaft Komödie spielen lassen, wie aus seinen Büchern (die ich jetzt unter der Mache habe) hervorgeht. — Aber — Alles umsonst. — Diese Publikation (die Memoiren des alten Schmidt) wird Sie, glaube ich, auch sehr interessiren. Für meine „Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler" (Berlin, W. Hertz) hat mir die Kaiserin (der das Buch gewidmet ist weil die Seidler ihre Zeichnenlehrerin war) eine pompöse Tuchnadel übersandt. — Doch nun adieu — unter Wiederholung allseitiger herzlichster Wünsche von uns an Sie Alle bleibe ich Ihr

aufrichtig ergebener
Uhde.

Montreux, Schweiz 18. Mai 1874.
Pension Von Port.

Hochverehrtester Herr Hofrath! Werthester Freund und Gönner!

Sie glauben es nicht und Sie ahnen es nicht, wie außerordentlich mich Ihre freundlichen Zeilen überrascht und erfreut haben. Ich fürchtete mich schon ausgelöscht aus Ihrem freundlichen Gedächtniß und zauderte, den Versuch zu wagen, mich wieder in Erinnerung zu bringen: ich würde ihn aber ganz sicher unternommen haben — nun belehren mich Ihre lieben Zeilen, daß meine Voraussetzung, erfreulicher Weise, falsch war; — tausend Dank dafür!

Ich will denn auch nicht lange mit einer Rückantwort zaudern! Anregend wie immer war Ihr Brief; hier eine doppelte Wohlthat, denn er traf mich bereits in der Schweiz, wo wir jetzt seit etwa 6 Wochen hausen. Weimar sehen wir für's Erste nicht wieder, denn nach dem Votum der Aerzte, unter denen Traube aus Berlin, den ich als Consiliarius zugezogen, soll ich diesen Sommer und nächsten Winter in der Schweiz resp. Italien (vielleicht, sonst wieder Montreux) zubringen. Wir haben daher unsere Möbel in eine kleine Wohnung aufeinander gepackt, eine Einhüterin dabei gesetzt, die von uns inne gehabte Wohnung vermiethet und Krähwinkel, genannt Ilm = Athen, den Rücken gewendet — for ever. Denn entweder, ich sterbe, dann hört die Sache von selbst auf, oder ich bleibe leben und werde wieder völlig gesund; dann will ich mich nicht lebendig begraben, wie man es in Weimar so ziemlich ist. Es ist ein zu kleinstädtisches Nest; der Großherzog ist die Centralsonne: „Aller Augen warten auf dich, oh Herr und du giebst ihnen Speise zu seiner Zeit!“ Ach, Jedermann, der nicht auf großherzogliche Speise zu warten braucht, sondern als freier Mann thun und lassen kann, was er will: welcher Gegenstand kleinlichen Neides ist der! — Passons là dessus; bei vielem Schatten war ja auch manches Licht, und es wäre undankbar in höchstem Maße von uns, das zu verkennen. Hat doch auch der Allerhöchste noch in den letzten Tagen meiner Weimarischen Existenz mich durch Sein Falkenorden=Ritterkreuz erfreut — ja wirklich erfreut, denn ich gehöre zu den großen Kindern, die für solche Spielsachen empfänglich sind — und schäme mich nicht einmal dies einzugestehen! Welche Ruchlosigkeit, nicht wahr? —

Aber wozu sind die kindlichen Vergnügen da, wenn man sich nicht daran ergötzen soll? —

Unser Sproß ist, während wir gen Süden zogen, mit der treuen Großmutter, welche ihn wirklich sorglichst pflegt, nach Hamburg gegangen. Unwillkommene Trennung! Doch sie war nothwendig; bei dem Nomadenleben, welches wir, wenigstens für die nächste Zeit, zu führen gezwungen sind, wäre das arme Wurm doch oft zu kurz gekommen, und da entschlossen wir uns zu dem schweren Schritt. Führt Sie, wie ich voraussetze, Ihr Weg in diesem Sommer nach Hamburg, und Sie haben Muße und Lust, die Alster-Terrasse Nr. 1 aufzusuchen, so würden Sie meiner Schwiegermutter, die sich Ihrer stets mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnert hat, eine große Freude machen, und sicher würden Sie den kleinen Uhde besehen können, falls er nicht grade promeniren getragen würde oder schliefe. In diesem Falle würde der große Uhde sehr neidisch auf den kleinen sein, denn ich zehre öfters noch an der angenehmen Erinnerung unserer lebhaften Unterredungen gelegentlich unserer peripatetischen Umschreibungen der Bürgerweide. Damals sagten Sie mir gleich: „In Weimar halten Sie es nicht aus!“ — Bene locutus est.

Auch von Dresden sprachen wir damals — ich habe viel an Sie gedacht, als ich las, der Advokat Siegel habe die „Constitut. Ztg.“ eingehen lassen! Schade; — wieder ein anständiges Blatt weniger — während der Schund blüht. Doch wo ist es nicht so, daß die Honettität immer gegen die Lumperei zurückstände! —

Was nun meinen Toepfer anlangt, muß ich bekennen, die deutschen Bühnen haben die Ausgabe einfach ignorirt und wenn ich dies nun auch, nach allem Vorangegangenen, und wie ich das Gros der Theater ansehe (das Komischste unter der Sonne ist, in der Nähe besehen, die Weimarische Musterbühne, was jedoch nicht hindert, daß die Presse großes Geschrei davon macht!), gar nicht anders erwartet habe, so hat doch auch der Verleger vielleicht Manches unterlassen, wozu ich ihm gerathen habe, so z. B. sagte ich ihm er möge dem Wochenlappen, den die deutsche Bühnengenossenschaft druckt, und Ledeburs Autorenblatte Prospekte beilegen und zwar zu Anfang der Saison. Ersteres Blatt hat diese Maßregel nicht gebracht. Auch rieth ich ihm, sich mit Haase in Verbindung zu setzen; ich schilderte Sie und Ihr Wohlwollen für die Sache — aber anscheinend Alles umsonst. Nun — habeat sibi. „Ich kann's

nicht helfen", sagt der Hamburger; wirklich nicht — bitte Sie aber herzlichst, da Sie ohnehin entschlossen sind, ein Exemplar Toepfer für die Theaterbibliothek zu erwerben, sagen Sie, mir persönlich zu Gefallen, einige Worte, wenn es Ihnen möglich und nicht gegen Ihr Innerstes ist, darüber in den „Bl. f. lit. Unt." Wie werthvoll mir Ihr Urtheil ist, wissen Sie — und nicht nur das gedruckte; zum Beweise dessen erlaube ich mir, Ihnen heute ein Exemplar meiner Seidler, und zwar nicht mit dem egoistischen Hintergedanken einer Besprechung zu senden! Nehmen Sie es, ich bitte herzlich, gütig auf und ersehen Sie daraus, wie sehr gern ich alle meine Arbeiten in Ihrer treuen Hand, in der eines wahren Freundes und treuen Berathers, allezeit weiß!

Was nun die Auswahl aus Toepfer betrifft, so werden Sie, wie ich fest überzeugt bin, dort gewiß noch manches des Neustudirens werthe Stück finden. — Haben Sie einen gewandten Bonvivant und eine geistvolle erste Konversationsschauspielerin, so wird an erster Stelle „Schein und Sein", wenngleich nicht ohne Kürzungen, die der Regisseur machen darf, der Herausgeber aber nicht machen durfte, zu empfehlen sein. Ferner berücksichtigen Sie vielleicht das vielfach komische „Laßt mich lesen!" — Sehr niedlich ist als Nachspielchen „Ein Stündchen Incognito"; sind einigermaßen Sympathien für den alten Fritz da, so wäre (neben dem noch nicht vergessenen „Königsbefehl") das Pagenstückchen gewiß aufzuführen. „Tagesbefehl" wird weniger machen; „Empfehlungsbrief" ist total unbrauchbar. Hat, wie dies in Braunschweig z. B. sehr auffallend der Fall ist, Ihr Publikum Vorliebe für historische Sachen, so könnte man als packendes Sonntagsstück, das mit großem Pomp und Spektatel zu insceniren ist, einmal den „Böttcher, Goldmacher" versuchen. Wäre ich Dresdener Intendant, das Stück müßte mir jährlich einmal heran — am Sonntag wie gesagt. — Dies so ein paar Gedanken, die mir gerade beifallen und die ich so hinkritzle. „Prüfet Alles und behaltet das Beste", um abermals biblisch zu zitiren; glauben Sie aber nicht, daß ich während der Krankheit fromm geworden bin.

Wirklich neu und verdienstlich finde ich den Gedanken, eine Saison nur mit Deutschen Stücken auszufüllen. Da habe ich ein paar alte Steigentesch's im Auge, die Sie gewiß auch nicht übersehen: „Mißverständnisse" und „Zeichen der Ehe", deren dritter

Akt freilich schwach ist, aber am Ende ganz gestrichen werden kann; und Iffland bringen Sie am Ende da auch wieder etwas zu Ehren. Bei solcher Sachlage, wo doch Etwas geschieht, bedauere ich nur immer, wie abgelegen Stuttgart, und wie wenig lokale Federn (trotz Hallberger's und der andern Entreprisen) sich finden, die dann doch dem theuren Vaterlande auch gelegentlich kund thäten, was geschieht! Aber das scheint in Stuttgart nicht nur sein Häkchen, sondern seinen Haken zu haben; — wenn man dagegen sieht, wie Weimar in der Presse aufragt — und hier nun noch dazu auf Kosten der Wahrheit! — so bedauert man es doppelt, daß über Stuttgart so oft geschwiegen wird!

Von Hamburg weiß ich nichts, als daß ich bisweilen die Aufforderung, einen weiteren Bruchtheil auf die gezeichneten Actien zu zahlen, in den Inseraten der „Hamb. Nachr." lese. Im Uebrigen ist meine Kunde auf die Namen Pollini und Hock beschränkt. Ich wundere mich dort auch über garnichts! Durch meine Schwiegermutter, die einen Platz im ersten Range abonnirt hat, erfuhr ich nur, der Rang sei nahezu ausabonnirt. Wenn man die Zahlen der Eintrittspreise und das ganze Verhältniß überhaupt mit Dem vergleicht, wie es zur Zeit des alten Schmidt war, dann stehen Einem freilich die Haare zu Berge. Die Memoiren des alten Knaben („Friedr. Ludw. S. eine Selbstbiographie") habe ich noch glücklich in Weimar, eben vor Thorschluß vollendet; vor Kurzem hat mir denn auch Hartmeyer geschrieben, daß er das sehr umfangreiche Manuscript im Juli, August ff. drucken will. Ich habe die Arbeit mit ganz speciellem Hinblick auf Hamburg, das dortige Publikum und das lokale Interesse daselbst — sogar das augenblickliche lokale Interesse — redigirt; ich fürchte, viel mehr wird nicht daraus zu machen, namentlich in weiteren Kreisen, etwa durch ein Buch, schwerlich Interesse für das Ding zu erwecken sein. Deutsche Bühnen und deutsche Mimen würden es a priori ignoriren, für den gemeinen norddeutschen Leser aber ist der Stoff nicht durchweg ausgiebig, die Form nicht immer pikant genug. Es ist immer der brave, lederne Schmidt, tugendhaft, aber oft langweilig, der durchguckt und den ich nicht ganz habe loswerden können. Indessen, man muß sehen. Sie sind doch sicher auch in Stuttgart ein Abonnent der „Nachrichten"; der Juli oder Anfang August, wo der Druck beginnen soll, sähe Sie am Ende wohl gar noch in

Hamburg. Dort würden Sie dann die Lectüre um so weniger versäumen. Thun Sie es ja nicht, sondern lesen Sie die Feuilletons; glaube ich Ihnen doch nach bestem Gewissen rathen zu dürfen. Vieles darin ist doch sehr interessant, und dann möchte ich gerade in diesem Falle Ihr Urtheil um so minder entbehren, als Sie mit frischen Augen sehen, meine Zweifel: „ob Buchausgabe oder nicht?" siegreich und competent lösen, mir überhaupt in jeder Weise rathen können und gewiß gern werden. Ich stehe einigermaßen zweifelhaft in dieser Frage da; lassen Sie mich daher an Ihre bewährte Einsicht nicht vergebens appelliren; Ihre Mühe dabei ist ja nicht groß!

Daß Ihnen wieder einmal eine Krise gedroht, war mir überraschend; die asini sollen doch zufrieden sein, wenn sie einmal einen Menschen haben — oder wollte Monsieur Köberle vielleicht Ihr Nachfolger werden?? — Ich freue mich, daß Sie dem Wirkungskreise erhalten geblieben sind; träfe sich, früher oder später, unsere Rückreise nach Deutschland so, daß wir Sie in Stuttgart wissen, so machen wir Halt und sagen guten Tag.

Neulich entdeckte ich auf seltsame Art, daß Charlotte Birch-Pfeiffer viel von Ihnen muß gehalten haben. Ich erhielt, im Interesse eines Handschriftensammlers, einen Brief von ihr geschenkt, den ich aber gleich weiter gab; ich sammle nicht. Der Brief war aus dem Anfang der vierziger Jahre (dächte ich) und anscheinend an Putlitz gerichtet gewesen; genau war es nicht zu ermitteln. Es war von Ihnen und in der herzlichsten Weise, darin die Rede. Auch sonst sind Sie mir nahe gewesen. Das von mir früher immer nur nachgeschlagene, nie systematisch gelesene „Hbg. Literaturleben" habe ich durchstudiert, und wurde sehr ärgerlich auf Sie, weil Sie mir einmal mit wenig Wärme von diesem Werke geschrieben haben: „Es sei unreif; es sei ein Jugendwerk." — Bester Freund, da thun Sie dem Buche unrecht. Ich halte es für sehr gut, und die betreffende Epoche, in gleicher Zusammenhängigkeit (muß ich schlecht, aber treffend sagen) und Uebersichtlichkeit, ist nicht wieder geschildert zu finden. Ich kenne nur Ein Seitenstück zu Ihrem Buche: Schillers (C. W. glaube ich, oder C. G.) „Braunschweigs schöne Literatur 1750—1800." — Auch vortrefflich! — Also ehren Sie mir künftig, ich bitte sehr, Ihr opus mehr; und damit Sie sehen, daß ich wirklich nicht etwa blind bewundere, weil ich Sie von Person verehre, oder damit Sie nicht etwa gar an Weihrauch-

wolken denken, die ich scharwenzelnd streuen möchte, so will ich auch gleich offen sagen, daß 2 oder 3 kleine faktische Berichtigungen zu dem Buche zu machen wären, von denen die hauptsächlichste mir, als höchst auffallend, im Gedächtnis geblieben ist. Sie lassen nämlich Schrödern (ein Paar Mal) in Hamburg geboren sein. Unbegreiflich bei Ihrer sonstigen Genauigkeit! Er ist kein Hamburger — und damit fallen auch die Betrachtungen weg, die Sie an diesen vermeintlichen Umstand knüpfen — sondern in Schwerin geboren. Meyer erzählt die näheren Umstände, namentlich auch die seiner Erzeugung, wie der Vater von Berlin aus seine Frau, die er lange nicht gesehen, besuchte, und sich so, bei dieser Gelegenheit, das Verdienst erwarb, Fr. L. Schröder zu erzeugen u. s. w. Es ist mir völlig räthselhaft, wie Sie den beregten Irrthum stehen lassen konnten, auf den natürlich nur in den Augen Eines etwas ankommt, der peinvoll genau, wie ich, und zugleich in alle Details eingeweiht ist. Im Uebrigen kann ich mir sehr wohl denken, daß Jemand z. B. einen sehr geistvollen Essay über einen Dichter pp. schreiben, und doch seine Lebensdata und Zahlen nicht conversationslexikalisch genau mittheilen könnte. Den Franzosen begegnet dies öfters, und doch war mir die Lectüre manches Aufsatzes aus der Revue des deux mondes oft ersprießlicher, als das Durchkauen bändereicher, mit Details überladener Deutscher Biographieen.

Nun schelten Sie mich dreist, daß ich so von Ihrem „Hbg. Literaturleben" gesprochen; aber ich mußte Front machen gegen Ihren generellen Tadel und wollte doch zeigen, daß ich dabei völlig unbefangen bin.

Ist Ihre Geduld noch nicht gerissen? Ich fürchte beinahe — darum in Hast adieu. Nur noch die wichtige Adressenfrage. Bis 30. Mai sind wir hier; dann, im Juni: Gersau am Vierwaldstädter See, Pension Müller. Dann? Unbestimmt. Immer treffen mich Briefe durch Mutter Rübke. Doch schreiben Sie, so hoffe ich, noch eher, als bis wir Gersau verlassen! Tausend herzlichste Grüße Ihnen und den lieben Ihrigen von meiner Frau und Ihrem Ihnen wärmstens ergebenen

H. Uhde.

Luzern, Villa national, 29. August 79.

Hochverehrtester Herr und Freund!

Herzlichen Dank für Ihre lieben, lieben Zeilen. — Sie haben Recht; was übt nicht alles seinen Einfluß aus auf das mechanische Schreiben! Daß aber meinerseits nicht minder die Anhänglichkeit die alte bleibt, dürfen Sie mir schon glauben. Viel denken wir an Sie und sprechen von Ihnen, namentlich wenn die Zeitungen Ihren Namen nennen und über Ihre Verhältnisse in Stuttgart Berichte bringen, denen ich den Unsinn entweder gleich ansehe, oder die ein paar Tage später dementirt werden. Da regt sich denn wohl der Wunsch, aus authentischer Quelle Genaues über den lieben Freund zu erfahren — aber es ist schon Etwas, wenn man weiß, daß er wohl, daß es ihm gut geht; vielleicht kommt doch ein mal ein freier Augenblick zu breiterer Mittheilung. Diese adressiren Sie dann, bitte, nach Montreux, Pension Bon Port, wohin wir in vier Wochen wieder in die Winterquartiere gehen, ich kann, gottlob, sagen, mit neu belebten Hoffnungen und schon in fast völliger Wiederherstellung. Wohin ich s. Z. mich wende, hängt wohl meistens von klimatischen Bedingungen ab; Stuttgart könnte mich schon locken, denn Leipzig wird mir als rauh verschrieen und auch Dresden soll zu wünschen übrig lassen, wenn man nicht in Hosterwitz oder Blasewitz oder einem dieser -witze wohnt, was ja aber denn doch wieder nicht Dresden wäre. Aber Sie haben auch darin recht, „kommt Zeit, kommt Rath."

Gottschall hat den Toepfer wirklich sehr anerkennend und schön besprochen; es ist die erste eingehende, wirklich liebevolle Rezension, die ich gelesen habe; die politischen Blätter haben alle nur mein Vorwort ausgenützt. Und das nennen sie „Rezensiren!"

Aber fast sollte ich böse sein, daß Sie die Zusendung meiner Seidler so auffassen können, als hätte ich von Ihnen eine Rezension herauskitzeln wollen! Doch nein, das thun Sie ja nicht; nur Ihre Liebenswürdigkeit offerirt mir eine solche! Erwartet habe ich sie wahrlich nicht, brauche aber wohl nicht zu sagen, daß sie, wenn erscheinend, mich immer nur mit Freude und Stolz erfüllen kann, daß auch Sie sich der Sache angenommen haben und noch dazu trotz mancher Last auf Ihren Schultern. Was nun meinen Fr. L. Schmidt betrifft, so erscheint er eben jetzt und ich höre erfreulicher Weise, daß er den alten Hamburgern sehr vielen Spaß macht.

Freilich ist denn auch viel Partikularismus bei diesem Interesse und ich hörte gern ein unbestochenes gerades Urtheil, wie Sie es mir geben können, denn Dr. Hartmeyer, dem ich Ihren Wunsch mittheilte, hat mir sofort zugesagt, Ihnen nach vollendetem Erscheinen im Feuilleton ein Exemplar zuzustellen; ich erwarte, daß er nichts dafür berechnet. Ob das Werk in den Buchhandel kommt — wer weiß es? Dramaturgie ist kein gangbarer Artikel und die Herren Verleger sind gute Rechner. Jedenfalls habe ich für die armen Schmidt's (die Schwiegertochter des alten Autobiographen — sie lebt wirklich in Dürftigkeit) ein Erkleckliches herausgeschunden, und das ist mein ganzer Stolz. Bald wird auch Herr Herzfeld in Mannheim den Nachlaß seines Großvaters bringen, und Frau Marr muß doch endlich einmal mit den Memoiren ihres Mannes fertig werden!

Ich habe in letzterer Zeit außerordentlich viel Dramaturgie gelesen, indem ich eine wirklich hübsche Sammlung solcher Schriften in Wien als Gelegenheitskauf erwerben konnte und es that. Auch von Ihnen ist ein Bändchen „Didaskalien" dabei, das mir aber als kundigem Thebaner insofern nichts Neues bringt, als ich die Aufsätze schon aus der „Schaubühne" kenne, wo sie zuerst erschienen sind — nicht wahr, ich habe Recht? So gesammelt macht sich freilich Alles konsequenter, mehr organisch! Besonders froh bin ich über die Erwerbung einzelner Seltenheiten, und meine Bibliothek ist in Sachen Dramaturgie jetzt fast schon so reich, wie Devrients „Quellenverzeichniß" in seiner Geschichte der Schauspielkunst.

Sehr erfreut haben Sie meine gute Schwiegermama durch Ihren Besuch und Ihre Bemerkung über unsern Sohn hat meine Frau ganz stolz gemacht. (Doch damit ist nicht gar gesagt, daß ich mich nicht auch außerordentlich darüber gefreut und ergötzt hätte.) Und nun tausend Lebewohl. Herzlichste Grüße von Haus zu Haus und behalten Sie lieb Ihren treu ergebenen

Uhde.

Am 31. Mai 1879.

Prof. Wilhelm Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte", der jetzt bereits in sechster Auflage erschienen ist, wurde von zwölf oder dreizehn Verlegern abgelehnt, ehe sich einer entschloß, ihn zu drucken. Der Verfasser hat mir das selbst erzählt.

Am 1. Juli 1879.

Wenn die Kaiserin Eugenie in den Tagen ihres Glücks gesündigt hat, so muß sie jetzt in der Zeit ihres Unglücks entsetzlich dafür büßen. Sie verlor rasch nach einander Thron, Gemahl und Sohn. Der Tod des Letzteren ist wohl der härteste Schlag, der sie treffen konnte. Mit ihm verlor sie ohne Zweifel den letzten Anker vom Schiff ihres Lebens.

Die Hinschlachtung des Prinzen durch die Zulukaffern erregt übrigens den Unwillen von ganz Europa über das englische Heerwesen. Die deutschen Zeitungen führen das rühmliche Verhalten eines preußischen Generals in einem ähnlichen Falle an. „General von Schmidt rekognoszirte bei Spicheren mit seinem Adjutanten. Sie wurden dabei von Franzosen überrascht und des Letzteren Pferd beim Zurücksprengen ihm unter dem Leibe erschossen. Als General von Schmidt dies inne ward, wandte er im Infanteriefeuer sein Pferd, ritt zu dem Liegenden zurück und ließ ihn hinter sich aufsitzen." So handelte ein Soldat, der von echt militärischem Geiste beseelt, es gegen seine Ehre hielt, einen Kameraden in Stich zu lassen. Für das hasenfüßige Benehmen des englischen Kapitäns giebt es keine Entschuldigung.

Am 9. August 1879.

Der bekannte Münchener, Herr von Dönniges, Vater der noch bekannteren Geliebten Lassalle's, um deren willen er im Zweikampf sein Leben ließ, hatte sich in seinen jungen Jahren um ein Fräulein Leßmann, eine Verwandte Daniel Leßmann's, jenes unglücklichen Schriftstellers, der sich aus räthselhafter Ursache erhing, beworben und einen Korb erhalten. Nach langer Zeit traf er zufällig mit der Dame in Gesellschaft wieder zusammen, erkundigte sich nach ihrem Schicksal und sagte, als er erfuhr, daß sie unverheirathet geblieben, halblaut und spöttisch: „Noch immer Mädchen!" Fräulein Leßmann, die diese Aeußerung vernahm, entgegnete schnell gefaßt und ruhig: „Wer kann besser wissen, daß das zu bleiben von jeher mein Wunsch gewesen, als Sie, Herr von Dönniges."

Am 24. November 79.

Frau Leonore Wahlmann, die nun über vierzehn Jahre in Stuttgart am Hof-Theater angestellt und wahrhaftig doch eine bedeutende Künstlerin ist, erzählte mir, daß sie, vor einiger Zeit

in Gesellschaft einem hohen Stuttgarter Postbeamten vorgestellt, von diesem gefragt wurde: ob sie zum bloßen Besuch in Stuttgart sei oder gastiren wollte. Ist das nicht bezeichnend?

Am 27. November 79.

Was ich schon längst behauptet, behauptet Karl Frenzel bei der Besprechung eines Trauerspiels in der Berliner „National-Zeitung“ nun auch, nämlich, daß dem deutschen Theaterpublikum die Empfindung für das Tragische vollständig abhanden gekommen sei. „Es sind nicht Einzelheiten,“ schreibt er, „welche ein modernes Publikum abstoßen oder befremdlich berühren, es ist die romantische Tragödie an sich, die kein Echo im großen Publikum mehr findet.“

Am 24. December 79.

Das Bedeutsamste, was über Gutzkow nach seinem Tode gesagt worden ist, ist nach meiner Ansicht die kurze Darstellung, die der Schriftsteller von sich selbst giebt und welche Karl Goedeke, an den sie für dessen Literaturgeschichte auf seinen Wunsch eingesendet ward, in Nr. 51 der „Gegenwart“ vom 20. December 79 veröffentlicht. Sie beweist, daß Gutzkow sich sehr richtig zu beurtheilen verstanden hat und richtiger, als die meisten seiner Beurtheiler es vermocht haben.

Am 10. Januar 1880.

Auerbach erzählte mir heute, daß er der Familie Cotta vor Ablauf des Verlags-Privilegiums bezüglich der Schiller'schen Werke eine Volksausgabe und von jedem verkauftem Exemplare derselben eine Abgabe von 10 Pfennigen für die Schillerstiftung in Vorschlag gebracht habe, aber höhnisch damit abgewiesen worden sei.

Wohl zu merken!

Am 24. Januar 1880.

Auerbach kam gestern nach dem Theater mit mir nach Hause, aß ein bescheidenes Butterbrot und trank ein Glas Wein dazu. Er hatte eine neue Verlagsvereinbarung mit der Cotta'schen Buchhandlung abgeschlossen und war in Folge dessen gut aufgelegt und sehr gesprächig. Er erzählte uns Manches aus seiner Jugend, unter Anderem, daß er als Student in Heidelberg ein „Leben Friedrich des Großen“ für einen Verleger in Stuttgart geschrieben, ein „Schandwerk“, wie er sagte, daß ihm aber 300 Gulden eintrug.

Fünfzig davon beschloß er auf einen Ferienausflug zu verwenden. Er ging nach Neckar-Gmünd, dessen schöne Lage man ihm gerühmt hatte. Dort traf er eine Schauspieler-Gesellschaft, mit der er herumzog, bis der gesammte Verdienst verthan war.

Am 14. Februar 1880.

Am 11. Februar Abends verschied in Breslau Karl von Holtei, mit dem mich eine lange und innige Freundschaft verband. Er war eigentlich der erste hervorragende Schriftsteller, der sich mir freundlich näherte. Ich hatte eben meine ersten Gedichte und anderes unreifes Zeug drucken lassen, als er mich im Berliner Schauspielhause eines schönen Abends gütig ansprach und als „Schlesinger" landsmannschaftlich begrüßte.

Von da ab blieben wir in Beziehung und Verkehr, also wohl vierzig Jahre hindurch.

Wer Holtei nicht persönlich gekannt hat, kann sich keine Vorstellung von seiner Liebenswürdigkeit machen. Er hatte etwas Bezauberndes in seinem Wesen, das aus munterer Laune und Weinerlichkeit wunderbar gemischt war. Immer aber behielt der Humor die Oberhand. Auch in den traurigsten Umständen schlug ihn der Schelm in den Nacken. Er konnte mit seiner eigenen Verzweiflung Scherz und im höchsten Schmerz noch Possen treiben. Er war wie eine Shakespeare'sche Narrengestalt in das moderne Dasein versetzt. Ich habe viel Sonderbares mit ihm erlebt und bedaure sehr, daß ich darüber keine Aufzeichnungen gemacht habe. In Berlin, Hamburg und Magdeburg sah ich ihn fast täglich. In letzterer Stadt verweilte er lange Wochen, um mich in der Festungshaft, die mir wegen einer satyrischen Schrift zuerkannt worden, zu trösten. Jeden Nachmittag kam er mit einer großen Kuchenschachtel zum Kaffee, den ich selber braute und den er mit den köstlichsten Einfällen und Anekdoten würzte. Oft kam Gustav zu Putlitz mit ihm, der damals als Assessor beim dortigen Stadtgericht beschäftigt war. Auch die jüngeren Offiziere der dortigen Garnison sprachen ab und an zu. Es gab immer eine muntere Unterhaltung und die tollste bot Holtei.

Niemand wußte, wie er, durch drollige Einfälle und lustige Schwänke eine Unterhaltung anziehend und lebhaft zu machen. Er hatte sich viel in der Welt umgesehen und eine große Menge

Menschen kennen gelernt. Selten aber wird ein Sterblicher den Blick für das Komische in Welt und Menschen so sehr sein Eigen nennen können, wie das Holtei zu thun im Stande war. Sein Gespräch sprudelte von den Ergebnissen dieser Eigenschaft völlig über. Man durfte ihn den unerschöpflichen Anekdotenerzähler nennen, der seine Hörer nicht aus dem Lachen kommen ließ. Und doch war er im Grunde durch und durch eine sentimentale Natur, die nach seinem eigenen Ausspruche alle Schlesier zu sein pflegen. „Wehmuth ist unser Kopfkissen und Thränen unsere Bettdecke“, liebte er zu sagen.

An manchen trüben und traurigen Regentagen erschien er allein, dann wechselte das Bild und dann saß er melancholisch in der Sofaecke und erzählte aus seinem vergangenen Leben furchtbare und schreckliche Dinge. Alles, was seine „Vierzig Jahre“ später nur andeuteten oder errathen ließen, sprach er offen und unverschleiert aus. Ich habe mit Grausen zugehört und konnte manche Nacht davor nicht schlafen. Er wußte von den edelsten Männern und von den liebenswürdigsten Frauen Dinge zu berichten, welche die Seele mit Schauder erfüllten. Wenn er sah, daß ich davon verstimmmt und elend wurde, schlug er eine helle Lache auf und sang aus dem „Bauer als Millionär“ von Raimund:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!“

„Es ist nur, Ihnen Erfahrung zu geben, junger Freund“, sagte er. „Unser ganzes Leben geht zwischen lauter Abgründen hin und jeder Mensch, der uns nahe tritt, trägt einen solchen für uns in seinem Herzen. Meine Geschichten sind Warnungstafeln mit der Inschrift: Hier ist Jemand hinabgestürzt.“

Wer ihn so sprechen und berichten hörte, mußte versucht sein: ihn für einen Verächter und Feind der Menschen zu halten. Und doch war er nichts weniger, als das. Nur wenn er einsam und ihnen fern war, grollte er ihnen und verlästerte sie aus seinen allerdings ziemlich unseligen Erfahrungen heraus, die er mit und unter ihnen gemacht hatte. Sobald er sich wieder zwischen ihnen und sich ihrem Einflusse ausgesetzt fand, war sein Widerwille und Zorn auch sofort dahin und Holtei wieder der alte anthunliche, entgegenkommende Holtei, Holtei, der alle Welt durch seine Freundlichkeit, Güte und Liebenswürdigkeit bezaubernde und einnehmende Holtei.

Gesellschaft und Umgang übten gleichsam eine berauschende Wirkung auf ihn aus. Er war allein ganz anders, als unter Leuten. Leute versetzten ihn so zu sagen außer sich, machten ihn auf Alles, was er erlebt und erlitten, vergessen; seine Eindrucksfähigkeit und Empfänglichkeit waren stärker als sein individuelles Bewußtsein.

Es ist außerordentlich schwer über Holtei ein bestimmtes und erschöpfendes Urtheil abzugeben. Auch ein aufmerksames Lesen seiner „Vierzig Jahre" erleichtert diese Aufgabe nicht.

Sie schildern sein abenteuerliches und bewegtes Leben mit viel Offenheit und Wahrheit; sie bieten aufrichtige Geständnisse über ihn selbst und seine Zeitgenossen, aber sie sind weit davon entfernt, Bekenntnisse eines Jean Jacques Rousseau zu sein. Dazu mangelte es Holtei an moralischer Tapferkeit und psychologischer Stärke. Er wagte nicht sich und noch weniger Andere bloß zu stellen. Er wollte anziehend und fesselnd unterhalten und dabei gegen alle Welt sich möglichst dankbar zeigen.

Wäre es ihm darauf angekommen: über sich selbst und Alles, was er mit Andern erlebt hatte, hüllenlos und ohne Rückhalt zu berichten, so müßten, nach dem, was er dann und wann mir mündlich mitgetheilt hat, seine Denkwürdigkeiten Anderes enthalten, als sie enthalten. Sie wären alsdann ein hochbedeutendes und epochemachendes Werk geworden, allerdings zugleich ein Werk, das erschütternd und zermalmend gewirkt und den Abscheu aller sogenannten edlen Gemüther herausgefordert hätte.

Ich bekenne gern: ich bedaure nicht, daß Holtei es ungeschrieben ließ. Was hilft es uns: die Menschen hassen lernen, wenn man doch mit ihnen leben muß?

Soll ich selbst nun aber mein Urtheil über Holtei zusammenfassen, nach Allem, was ich von ihm kenne und weiß, so möchte ich von ihm behaupten: er war ein Mensch mit verderbtem Geiste, aber einem goldenen Herzen. Sein Herz ist jedenfalls kein Abgrund für mein Leben geworden. Es war mir zugethan und ergeben bis zum Tode, wie seine vielen Briefe an mich beweisen können, in denen er mir in Rath und That immer treu zur Seite gestanden hat.

Nie ist unsere lange Freundschaft auch nur auf einen Augenblick ernstlich gestört gewesen oder zweifelnd in Frage gekommen. Sie ist unwandelbar geblieben, was sie war. Ob er als Dramenleser ganz

Deutschland durchfuhr, oder ob er in Graz oder Breslau stille im Winkel saß, mir blieb er stets der alte, liebe, gute Holtei, den ich mittelgroß, schlank gewachsen noch immer vor mir sehe mit seinen offenen, treuherzigen blauen Augen und dem lang und voll niederhängenden lichtbraunem Haar. Seine klangvolle, schöne Stimme zu hören, war ein Genuß. Es lag etwas wie ein Glockenläuten der Seele darin: ihr Ton ging bis in's Innerste. Und lachen konnte er, wie Niemand sonst: so herzlich und ansteckend, daß es unmöglich war: nicht mit einzustimmen. Es gab eine Zeit in Hamburg, in der die Schauspieler des Thalia-Theaters erklärten: sie vermöchten nicht gut zu spielen, wenn sie nicht Holtei und Wehl um die Wette lachen hören könnten.

In Berlin habe ich manche Auftritte mit ihm erlebt, die mir unvergeßlich geblieben sind.

Eines Abends kam ich zu ihm in die Dorotheenstraße, wo er damals wohnte, um ihn in die italienische Oper im Königstädtischen Theater abzuholen.

Ich fand ihn trübsinnig und verstimmt. Ein armer Schauspieler war bei ihm gewesen und hatte ihm sein Elend erzählt. Holtei hatte ihm gegeben, was er an Geld eben entbehren konnte. Durch die Erzählung zu düsteren Gedanken veranlaßt, vermochte ich ihn nur mit Mühe zu bewegen, mich zu begleiten.

Kaum aber in den Sperrsitzraum des Theaters eingetreten, sehe ich Holtei hastig wieder aus demselben hinaus in die Gänge stürzen. Ich eile ihm verwundert nach und finde ihn draußen einen jungen Menschen schütteln, dem er donnernd zuruft: „Du verfluchter Halunke! Mir lockst Du mit Deinen Hungerliedern das letzte Geld aus der Tasche und hier finde ich Dich Kuchen im Theater fressen. Gieb heraus, was Du noch hast und dann scheer' Dich zum Teufel und seiner Großmutter, die Deine Verwandschaft sind!"

Der Gepackte, ganz blau im Gesicht, gab ihm zitternd eine Hand voll Silbergeld hin und verschwand.

Holtei ging mit mir ihm nach auf die Straße und spuckte verächtlich hinter ihm her. Dann erzählte er mir: dieser Strolch sei derselbe Kunstjünger, der heut bei ihm gewesen und ihm das Herz mit seinem Jammer so schwer gemacht habe, bis er sein letztes Geld mit ihm getheilt. Hier in's Theater getreten, habe er den

Burschen breit und munter im Parterre stehen und ein großes Stück Torte verzehren sehen. Der Schelm hätte auch ihn gewahrt und sich davon schleichen wollen; er aber sei ihm zuvorgekommen und habe ihn noch vor dem Entwischen gepackt.

Beim Nachhausegehen theilte Holtei das wieder erlangte Geld an arme Bettler aus, die er auf der Straße fand.

Ein anderes Mal, als ich Holtei besuchte, fand ich ihn in Thränen aufgelöst. Auf meine Frage, was es denn gäbe, erzählte er mir Folgendes: Es wäre Vormittag ein Student bei ihm gewesen, der ihn um zehn Thaler gebeten. Wenn Sie mir diese Kleinigkeit verweigern, erschieße ich mich, habe er gesagt und zwar in einer so unverschämten und zudringlichen Weise, daß er ihn für betrunken gehalten und ihm deswegen die Thür gewiesen.

Wenige Minuten darnach habe er sich unten auf der Treppe wirklich erschossen.

Holtei war außer sich. „Nie in meinem Leben wieder versage ich einem Bittenden meine Hülfe!“ stöhnte er ein Mal über das andere Mal. „Der Tod dieses Unglücklichen wird mir ewig auf der Seele brennen!“

Bei Theodor Mundt traf Holtei eines Abends mit der Gräfin Hahn-Hahn zusammen. Mundt's Gattin beschwor ihn in deren Anwesenheit sein Schimpfen und Fluchen zu lassen, mit dem er gotteslästerlich um sich zu werfen pflegte.

Holtei saß den ganzen Abend stumm wie ein Fisch. Endlich redete ihn die Gräfin an und fragte: warum er so schweigsam sei. „Erlauben Sie, Frau Gräfin“, sagte Holtei, erhob sich ernst und würdevoll, ging zur Thür, machte sie auf und rief eine Fülle von Schelt- und Schimpfworten hinaus, schloß sodann die Thür wieder zu, kam auf seinen Platz und fuhr in seinem gefälligsten Tone fort: „Fluchen ist die Thürklinke zu meiner Unterhaltung. „Das ist unser Herrenrecht zu Arras!“ Nun, Gnädigste, stehe ich zu Dienst.“

Die Gräfin Hahn-Hahn war ganz erschrocken und rückte verlegen von ihm fort. Aber Holtei, der sich „Holteiisch“ Luft gemacht hatte, begann nun so komisch von seiner übelen Angewohnheit und Mundt's Verlegenheit und Angst ihn in Gegenwart der Gräfin derselben verfallen zu sehen, zu erzählen, daß die aristokratische Dame dadurch versöhnt und heiter gestimmt, nicht

lange dem sonderbaren Kauze abhold blieb, sondern bald zu seinen wärmsten Verehrerinnen zählte.

Er hat in seinen „Vierzig Jahren“ bekannt, daß er sich vor „dieser gräflichen Schriftstellerin“ anfangs „gefürchtet“, sie nachher aber als „einen edlen, rein weiblichen Charakter liebgewonnen habe.“

Ueber sich selbst hat er sehr richtig gesagt: „Vielleicht gefalle ich den Leuten, die mich kennen lernen, gerade deshalb, weil ich mir niemals Mühe gebe, gefallen zu wollen, weil ich, meiner Natürlichkeit mich überlassend, nie daran denke, anders scheinen zu wollen wie ich bin, auch dann nicht, wenn durch Zurückhaltung oder Verstellung Vortheile zu gewinnen wären.“

Er war eben ein ganz eigenthümliches Naturell und man wird eines Gleichen so bald nicht wieder haben.

Von den vielen Briefen, die mir von ihm geworden sind, lasse ich alle die flüchtigen Zeilen bei Seite, die er auf seinen Reisen oder in einer und derselben Stadt mit mir lebend an mich geschrieben hat. Ich füge nur die hier an, die er aus Graz und Breslau, also aus seinen letzten Jahren mir sendete und die so ganz seinen Charakter und sein Wesen zu Tage legen.

Dieselben lauten nachstehend:

Graz, den 25. Jan. 1857.

Ihr Beitrag*), mein guter Wehl, war mir zwar sehr willkommen, aber noch mehr hat mich Ihr freundliches Gedenken erwärmt, und daß Ihre lange nicht gesehene Handschrift gerade gestern meiner sechszigsten Geburtstagsfeier in den heitern Abend guckte.

Ich gebe viel auf solche omina. Da ist man denn wirklich so alt geworden! Was man doch Alles erleben kann! Nun aber hätte ich des Guten fast genug, und wenn ich nach Ablauf der nächsten Monate, meinen Versprechungen gegen Kober in Prag und Trewendt in Breslau genügend, die beiden Romane abgeliefert habe, zu denen ich verpflichtet bin, so hätt' ich weiter nichts einzuwenden, wenn es hieße: Bis hierher und nicht weiter! Aber, wie Gott will!

Ich habe vorgestern und gestern vielerlei Geburtstags-Genüsse zu erdulden gehabt, die, weil sie, aus Nähe und Ferne wohl gemeint an mich drangen, dem alten Herzen zwar unendlich wohl thaten,

*) Für ein Buch zum Besten einer Friedhofs-Anlage in Graz.

aber den alten müden Mann doch sehr „kaput" machten (wie man in Hamburg sagt). Dazu die „Friedhofs"-Plackerei, die jetzt gegen Ablauf des Termins alle Beschreibung übersteigt, und ein seit acht Tagen vorwaltendes rheumatisches Fieber, schwache Augen, kalte, neblichte, kurze Tage . . . Das ist just nicht zu wenig auf einmal.

Mit Ihrem Briefe zusammen kam auch einer von Putlitz. Da stand Magdeburg deutlich vor meinem innern Auge. Das ist nun zehn volle Jahre her.

Daß Sie mir von Buek's sprechen, lohne Ihnen Gott. Es giebt mir den Muth, Ihnen die innigsten Versicherungen meiner unwandelbaren Anhänglichkeit für diese edle Familie in den Mund zu legen.

Wie gern schriebe ich ein paar Zeilen. Aber du mein Gott, wer halb blind vom Schriftstellern leben muß, — wo bleibt der mit der Korrespondenz der Dankbarkeit und Freundschaft? Es erscheint in den nächsten Monaten in Berlin (artistische Anstalt) ein Bändchen: „Bilder aus dem häuslichen Leben." Das hab' ich Denen gewidmet, die ich meine Gläubiger nenne! Möchten auch Buek's sich dazu zählen! Daß ich sie dazu zähle, weiß der Himmel!

Gott mit Ihnen, lieber Wehl. Bewahren Sie mir ein wohlwollendes Gedächtniß und seyn Sie glücklich.

Seit acht Tagen ist Louise Neumann als Gräfin Schönfeld hier. Unverändert das alte, treue Lorle. Sie wird sich sehr freuen, wenn ich ihr morgen sage, daß Sie meiner gedacht haben.

Ihr
alter Holtei.

Mein geliebter Freund!

Ich bin erkenntlich für Ihre wohlwollende Gesinnung und Ihr mich ehrendes Andenken. Vorräthig habe ich nichts und sitze so tief in der Arbeit, die mir mein, um ein volles Jahr verspäteter, neuer Roman macht, daß ich vor Beendigung des dritten (gestern erst begonnenen) Bandes, keine neue Verpflichtung eingehen darf, ohne zu windbeuteln. Aufrichtig gesagt, bin ich auch von der zersplitternden Thätigkeit für kleinere Erzählungen ganz abgekommen; so zwar, daß ich sogar den Verkehr mit meiner alten guten „Bohemia" abbrechen mußte. Die zwei oder drei Bücher, die ich etwa noch auszuführen gedenke (wofern Gott mich nicht früher vom Erdenleben erlöset), nehmen das ganze Aufgebot meiner geistigen Kräfte

in Anspruch und ich darf mich nicht viel zerstreuen. Auch will ich nicht ableugnen, daß mir die bandwurmartige Erscheinung abgerissener Kapitel in Zeitungen peinlich ist. Dazu gehört eine gewisse drastische Gedrungenheit, die mir, dem alten breiten Schwätzer, mangelt. Ich glaube nicht, daß meine Plauderei in einem Blatte, wie die „Reform" günstig wirken würde. Ich brauche ruhige Leser.

Mit Emil Devrient, der eine Woche hier zubrachte, habe ich viel von Ihnen geredet. Auch Luise Schönfeld, gedenkt Ihrer mit wahrer Herzlichkeit. Sie fühlt sich glücklich als Mutter und stillt ihr kleines Mädel selbst.

Mosenthal hat ihr nach der (sehr schwierigen) Entbindung untenstehende Verse gesendet, die ich reizend finde.

Grüßen Sie Alle, die meiner gütig erwähnen, vor Allen die theuern edlen Buek's, und behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Graz, 9. Mai 1859. Carl Holtei.

Zwei Jahre sind's, daß zu der Musen Gram
Von unsrer Bühne schied Luise,
Und keine zweite kam wie diese.
Ich weiß, warum sie ihren Abschied nahm.
Sie hat das Fach der Mütterrollen
Durchaus nicht übernehmen wollen.
Jedoch der Himmel sprach: O nein,
Wie sollt' ich nicht der sinnigsten der Frauen
Das sinnigste der Fächer anvertrauen?
Sie wird darin nicht minder glücklich sein.

Liebster Wehl!

Ich zweifle gar sehr, daß Baron Cotta den Abdruck des von mir für die Bühne eingerichteten Faust-Manuscriptes gestatten würde. Die von Ihnen vorgeschlagene „Angabe der Scenerie" ist nicht möglich, weil das Hauptverdienst der Bearbeitung (wofern sie überhaupt ein solches besitzt) in einzelnen Uebertragungen und Zurichtungen besteht, die verbotenus mitgetheilt werden müßten. Uebrigens wäre die Veröffentlichung des Manuscriptes jetzt doch nur moutarde après diner. Oder sind Sie noch so kindlich-naiv zu wähnen, daß nur eine einzige Direktion sich die Mühe geben würde, meine concentrirte, dramatisch und theatralisch geordnete Einrichtung nur zu vergleichen mit dem Monstrum, welches jetzt gespielt wird?

Wozu denn? Es ist seit dreißig Jahren gegangen — weshalb sich derangiren?

Ich bin so theatermüde, daß ich meinem Schöpfer danke, wenn nichts davon zu mir dringt.

Kränklichkeit und fleißige Beschäftigung fesseln mich an mein Zimmer. Kaum erfahr' ich, was in der Welt geschieht.

Die Raupe hat sich satt gefressen; die Puppe träumt jetzt von besserer Zukunft. Bald wird Psyche als Abbild hervorkriechen — und wenn's auch nur ein geringer Kohlweißling ist, er flattert doch hinüber, einem höheren Dasein entgegen.

Auf Wiedersehen! Ihr alter

Graz, 18. Juni 1860. Holtei.

Breslau, 5. April 1871.

Lieber Freund!

Als wir vor beinahe dreißig Jahren beisammen saßen in meinem Dorotheenstraßen-Stübchen, hätten wir Beide nicht gedacht, daß ich dereinst an Sie als den Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters schreiben und überhaupt noch leben würde zu dieser Zeit. Letzteres thu' ich nun allerdings, wenn auch nur so so, und weil ich es nicht ändern kann, werden Sie mit meiner schlechten Handschrift belästiget.

Nehmen Sie den Gruß des müden Urgroßvaters freundlich auf, um der Erinnerungen willen an Berlin und Hamburg.

Ich soll Ihnen ein Breslauer Kind an's Herz legen — (in so fern Theaterdirektoren berechtiget sind noch Herzen zu haben!) — welches aus günstigen Verhältnissen von Paris vertrieben in ihrer — oder muß es heißen: seiner — weil vom „Kinde" die Rede ist? Deutsch zu schreiben ist eine Viecharbeit — Vaterstadt ankam und einstweilen hier gastirte, während Mobilgarden in den Räumen hauseten, welche Fräulein Schroeder dort inne gehabt. Die junge Dame hat sich hier tüchtig bewährt und auch neben der Artôt ihre Rolle mit Ehren zu behaupten gewußt. So hör' ich allgemein von Kunstverständigen. Ich selbst vermag kein Urtheil zu fällen, da meine Kränklichkeit mir höchst selten gestattet, in's Theater zu gehen.

Ich bin sehr alt geworden. Nicht allein an Jahren; auch an Lebenskraft, -Lust, -Muth. Bringe denn auch fast nichts mehr zu Stande, wobei ich mich rechtschaffen langweile, was doch das Gute

hat, daß ich Andere weniger langweile wie früher, wo ich noch Bücher zu schreiben versuchte.

Sie schaffen fleißig und haben gewiß viel zu thun, wie's eine solche Stellung mit sich bringt. Das ist recht schön, wenn Einer das Talent besitzt, sich nicht zu ärgern, sondern Alles möglichst leicht zu nehmen. Mir ist zu Muthe, als besäßen Sie dieses Talent und deshalb hab' ich mich gefreut, als ich vernahm, daß Sie die Berufung gen Stuttgart erhielten. Möchten Sie sich fortdauernd wohl und zufrieden fühlen, trotz allen Komödiantenstreichen.

In dieser Welt werden wir uns nicht mehr sehen. Ich nehme Abschied von Ihnen, bis in eine andere.

Ihr alter
der Beiliegende.
(Es lag Holtei's Bildkarte bei.)

Breslau, 24. April 1871.

Ihr Schreiben, guter Freund, hat mich tief bewegt — und beschämt. Meine alte Pflegemutter, wenn wir ein Scharmützel gehabt, sagte vor Schlafengehen immer: „man muß seinen Groll nicht mit ins Bette nehmen.“ Hab' ich nun auch niemals G r o l l gehegt wider Sie, so bin ich doch seit einigen Jahren ein bischen verstimmt gewesen, wenn ich Ihrer gedachte. Und da ich nun auf dem Sprunge stehe, zum letzten Schlafe zu gehen, um mich in's wahre Bett legen zu lassen, so gilt mir der liebevolle Brief, den Sie mir gönnten, wie eine höchst erwünschte Aufforderung Ihnen ein Bekentniß abzulegen. Ja, ich will es ehrlich eingestehen: es hatte mir wehe gethan, in Ihrem Aufsatze über mich, meine fleißigen Bestrebungen im Gebiete der Romanschreiberei so gänzlich mit Stillschweigen übergangen und auch nicht einen meiner dahinschlagenden Versuche erwähnt und anerkannt zu finden. Mögen Sie mich eitel schelten — ich kann's nicht leugnen. Das war vor zwei Jahren. Seitdem bin ich von allen Ansprüchen (hätte ich jemals deren ungerechtfertigte gemacht) gänzlich befreit. Ich habe gelernt, mich fast ignorirt zu sehen, von Vielen, die Vieles loben ... und ich bin ein ruhig Entsagender geworden.

Nun versichert mich Ihre liebevolle Zuschrift, daß Sie's nicht übel gemeint und die letzte Spur von Kränkung ist verschwunden.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen deß zum Zeichen ein Büchlein schicke, welches wenigstens den Werth für den Sammler behaupten darf, daß es nie in den Buchhandel kam und sonst nirgends zu haben ist. Für Sie wird es, dessen bin ich gewiß, auch noch einigen Werth gewinnen, weil sein Inhalt an manche mit Ihnen verlebte Stunde erinnert, und weil es im Ganzen dem altermüden Urgroßvater gilt, den Sie noch als umhergetriebenen Zigeuner kannten. Es ward gedruckt für Diejenigen, welche mein dramatisches Autorenjubelfest (schöner Jubel das!) 1869 feiern halfen.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin, küssen Sie Käthchen und Achim für mich, und behalten Sie lieb bis an sein Ende den langsam abwelkenden Cadaver, der sich von Herzen nennt

Ihren

Holtei.

Breslau, 5. Juni 1871.

Wie kommt es, theurer Freund, daß wir so oft zögern, gerade diejenigen Briefe zu erwidern, die uns die werthesten sind? — Doch nur deshalb, weil wir gern die Stimmung abwarten möchten, die unsern Gefühlen entspricht. Seitdem ich Ihre Zuschrift vom 15. Mai empfangen, bin ich mit meinen Gedanken und meiner Theilnahme stets bei Ihnen gewesen und fast täglich hab' ich mir gesagt: Morgen! Jedesmal jedoch, wenn es dazu kommen sollte, dacht' ich: nein, heute nicht; 's ist mir nicht um's Herz danach, einem Trauernden heit're Worte zuzurufen und ihn von seinem gerechten Schmerze abzulenken!

Genauer betrachtet . . . wer vermöchte das auch? Und endlich: Wer will sich seinen Schmerz nehmen lassen! Entspringt er nicht aus Liebe? An der Liebe für sein Kind hält ein Vater treulich fest, auch über's Grab hinaus. Folglich schreib' ich nun endlich doch oder kritzle ich vielmehr diese Zeilen, sei's auch nur um Ihnen Dank zu sagen für Ihren herzlichen Brief.

Von mir weiß ich nicht viel Gutes zu berichten. Daß ich fortwährend leidend bin und auch nicht eine Minute lang das Behagen körperlichen Wohlseins mehr empfinde, darüber darf ich keine Klage führen, denn über die 73 hinaus hat man keinen Anspruch auf Gesundheit, und ich, der ich nichts unterlassen habe, diese zu zerstören, weder im bösen noch im guten Sinne, am

21*

allerwenigsten. Ich würde, was auch über mich verhängt ist, geduldig tragen, stürbe nicht mit der körperlichen zugleich die geistige Kraft zusehends ab; ich habe also nichts entgegen zu stellen. Ich freue mich auch an nichts mehr, was die eigene armselige Persönlichkeit betrifft. Höchstens an dem, was den Meinigen, oder was meinen Freunden Günstiges geschieht; das erwärmt und belebt mich noch . . . auf Momente. Da lauscht man denn still ergeben auf den Schlag der letzten Stunde, wünscht sie bisweilen recht sehnsüchtig herbei — wenn man freilich schon zugleich jenen menschlich-eingeborenen Schauer spürt vor dem Tode. Bei mir mischt sich auch etwas Neugierde dazwischen: wie das Ding vor sich gehen soll?

Sie drehen sich nun wohl in einem Strudel verworrener Geschäfte herum, bei denen es Ihnen an Verdrießlichkeiten gewiß nicht fehlt. Wie ich Sie zu kennen glaube, halten Sie sich den Aerger vom Leibe und nehmen die Sachen nicht allzuschwer. Darauf kommt beim Theater Alles an. Und diese Eigenschaft war es hauptsächlich, die mir so gänzlich fehlte. Deshalb gedenk' ich mit Grausen jener Zeit, wo ich, an solche Galeere geschmiedet, rudern mußte. Es träumt mir noch manchmal davon, wo ich dann in Angstschweiß gebadet erwache. Jetzt geschieht das selten, weil ich eben selten schlafe. Die Schlaflosigkeit ist meine schwerste Prüfung!

Gott mit Ihnen! Behalten Sie mich lieb, wie ich Sie, bis ans Ende!

Ihr

Holtei.

Breslau, 25. November 1871.

Theurer Freund!

Mit mir geht's schwach. Schwach an Leib, Seele, Geist. Die 74 macht sich geltend.

Wahrscheinlich lesen Sie bald einmal: „Da ist endlich auch der alte H. drauf gegangen!“

Wär's nur schon überstanden! Aber der Teufel traue, wie man sich noch wird abquälen müssen!?

Na, wie Gott will!

Denken Sie meiner und leben Sie glücklich.

Ihr

Holtei.

Breslau, 3. Juli 1871.

Lieber Freund!

Eine kurze Anfrage, die Sie noch kürzer mit Ja oder Nein beantworten können:

Stehn Sie in irgend einer näheren Beziehung zu der Verwaltung des Cottaischen Buchverlags? Ist das nicht der Fall, dann sind Sie vor ferneren Belästigungen sicher. Kennen Sie jedoch den resp. die Herren persönlich, welche das Geschäft leiten, dann würden Sie sich meinen Dank erwerben, wenn Sie gelegentlich nachforschen möchten, ob man dort geneigt wäre, eine Sammlung zu drucken, welche unter dem Titel: „Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten" das Licht der Welt ersehnt.

Besagte Sammlung ist entstanden, als ich mich entschlossen hatte, — id est: entschließen mußte! — meine nicht unbedeutende Collection werthvoller Handschriften zu verkaufen, unter der Bedingung: aus derselben vorher auszuziehen, was mir, aus verschiedensten Gründen, mittheilungswerth erschien. Ich habe ein Jahr und länger damit hingebracht. Dennoch würden die von mir zu stellenden Honorarbedingungen sehr gering sein; denn ich würde für den ganzen Kram in Bausch und Bogen 200 Thaler verlangen. Es ist mir hauptsächlich um anständiges Erscheinen bei einer großen Firma zu thun. Zwei starke Bände in großem, resp. deren vier in kleinerem Formate scheinen mir dadurch nicht zu hoch bezahlt. Was mich auf die Cottaische Firma führt, ist die Erinnerung an jene ausführlichen und wiederholten Besprechungen, welche die A. Allgemeine Zeitung den von mir edirten Briefen an Ludw. Tieck damals vergönnt hatte.

Was ich in letztere nicht aufnehmen konnte: z. B. sämmtliche Briefe Tieck's an Wackenroder, viele Briefe A. W. Schlegel's an Friedr. Tieck, und außerdem andere, dem Verhältniß zu T. gänzlich fern liegende Sachen, haben hier Platz gefunden. Es ist ein wunderliches Durcheinander, das nicht bloß Literarhistoriker interessiren, das auch simple Leser amüsiren dürfte. Ein Katalog liegt zur Absendung und Einsicht bereit. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre amtlichen Geschäfte durchmeine Zudringlichkeit vermehre. Für's Erste genügt ein Ja oder Nein. Ihr alter Holtei.*)

*) Cotta lehnte ab. Die zwei Bände: „Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten" erschienen bei Karl Rümpler in Hannover 1872.

„Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauerzeichen
Erblichner Freuden, die den Freuden nach-erbleichen.
Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
Hab ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.
Hier hängt der Freundschaft Laub und hier der Liebe Flitter,
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunklen Schnitter.
Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm und hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Rest von Leben.
Wer nach mir übrig bleibt, wenn ich geschieden bin,
Häng' einen letzten Kranz aus dunklen Blumen hin.
Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
Ihr welken Kränze sagt: So geht die Welt vorbei!"

Laß' ich das eine Wort Ruhm, als auf mich nicht anwendbar weg, und vertausch' ich's mit irgend einem, auf meine geringe Bedeutung passenden Ausdruck, dann bilden obige Verse unseres großen Friedrich Rückert den zweckmäßigsten Eingang zu nachstehender Bitte, womit ich Abschied zu nehmen denke von Allen, die mich seit langen Jahren durch schriftliche Grüße beglückten, und denen ich bisher immer noch, wenn schon sehr unregelmäßig, mit alljährlich matter werdender Hand, schriftlich zu danken liebte. Auch dieser letzten Lebensfreude muß ich nun entsagen. Denn ich darf nicht fernerhin empfangen wollen, nachdem ich unfähig geworden zu geben. Wie viel ich dadurch verliere, ahnen wahrscheinlich diejenigen kaum, deren nachsichtige Huld mir unerschütterlich treu geblieben war. Weder Zeit, noch Raum, noch meine Versäumnisse konnten ihre Geduld erschöpfen.

Von nun an darf ich aber nichts mehr in Anspruch nehmen, als gütige Verzeihung. Der düstere November-Monat ist so recht geeignet, diese letzte Bitte auszusprechen. Wird sie mir gewährt, dann will ich entsagend des „dunklen Schnitters" harren, der jeden Zweifel friedlich löset, der jeden Groll versöhnt.

Wer mich ein Bischen lieb gehabt, gönne mir dann auch ein Blümchen zu jenem „letzten Kranz für die leere Siedelei!"

Breslau, im November 1874. Holtei.

Breslau, 29. April 1875.

Beiliegendes Blatt, hinter welchem ich meine geistige und körperliche Niederlage zu verstecken suche, mag Ihnen, theurer Freund, andeuten, wie es mit mir steht. Ich schleppe ein elendes Dasein hin, führe ein Leben, welches Ableben heißen muß, finde jedoch,

daß es damit gar langsam geht und sehne mich nach dem Tode, wobei ich mich allerdings nicht frei fühle, von einiger Angst, vor dem eigentlichen Sterben, was bei meiner zähen Natur wahrscheinlich schwere Kämpfe herbeiführen wird. Unterdessen suche ich mich durch möglichst geduldiges Ertragen vielfacher Qualen und Schmerzen an's Unvermeidliche zu gewöhnen.

Haben Sie herzlichsten Dank für Ihren liebevollen Brief und die meiner schon vergessenen Arbeit gewidmete Theilnahme! —*)

Ja wohl, auch ich sehne mich in leichteren, schmerzfreien Stunden voll Wehmuth nach der Vergangenheit. Nicht nach der meinigen, an welcher niemals viel gewesen ist, vielmehr nach derjenigen des jetzt immer tiefer sinkenden Theatertreibens.

Wo sind sie hin, „die alten Zeiten und die alte Schweiz?" Deshalb auch ertrag' ich's mit Gleichmuth, daß mein körperlicher Zustand (taub werd' ich nebenbei) mir den Besuch der Schauspielhäuser untersagt. Man entbehrt nicht viel dadurch; wenigstens hier nicht, wie ich mir erzählen lasse.

Mög' es bei Ihnen besser sein!

Den Tod unserer guten, aufrichtig verehrten Freundin hatte Buek mir gemeldet. Ich bin jetzt schon völlig abgehärtet gegen solche Nachrichten: vergeht doch fast keine Woche ohne schwarzgeränderte Blätter. Ich sage dann nur: Wohl ihnen; sie haben's überstanden!

Sie, lieber Wehl, sind so viel jünger denn ich; Sie werden von Todesanzeigen ferner Freunde gewiß noch ergriffen.

Gönnen Sie mir ein herzliches Angedenken, wenn die meinige an Sie gelangt.

Ihr alter
Holtei.

Am 5. März 1880.

Nichts sobald erscheint mir ergreifender und rührender als die Weise wie Goethe und Schiller gegenseitig über einander urtheilen. Schiller schreibt: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie, als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art

---

*) Ich hatte sein Schauspiel „Shakespeare in der Heimath" auf dem Stuttgarter Hoftheater spielen lassen.

geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Und Goethe: „Schiller ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein echter Mensch, und so sollte man auch sein." Und ein ander Mal: „Alle acht Tage war er ein Anderer und Vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urtheil." Noch volle zehn Jahre nach Schiller's Tode war Goethe's Verehrung und Liebe zu dem hingeschwundenen Freunde so groß und mächtig, daß er in seinem „Epilog zu Schiller's Glocke" dessen Natur und Wesen so frisch begeistert und lebendig schilderte, als geschähe es unter dem unmittelbaren Eindrucke derselben. Entzückt hat mich von dem großen Olympier in Weimar, was Dorothea Schlegel in ihrem Tagebuche von ihm mittheilt. Als man eines schönen Tages in seinem Beisein über Schiller sprach, rief er mit der vollen Gewalt seiner Stimme und indem er in ganzer Stattlichkeit sich erhob: „Ich weiß wohl, es giebt jetzt einige Leute, die behaupten: Schiller wäre kein Dichter. So lange ich aber lebe, soll in meiner Gegenwart sich gewiß Niemand unterstehen, es zu sagen."

Für diese Aeußerung küsse ich noch heute Goethe die Hand.

Register.

Druck von Paul Schettler's Erben in Göthen.

Zeit und Menschen.

II.



Zeit und Menschen.

Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884

von

Feodor Wehl.

Zweiter Band.

Altona.
Verlag von A. C. Reher.
1889.

Am 27. März 1880.

Am 25. März ist Ludmilla Assing in Florenz verschieden. In ihr verliere ich mehr als eine Freundin, einen guten Kameraden.

Sie hatte wenig von Dem, was ein Weib reizend macht; sie war klein von Gestalt und mager, hatte einen großen Mund und kleine, wenn auch sehr lebhafte Augen, eine gewöhnliche Stirn und ein spitzes Kinn. Die Anmuthsgöttinnen hatten jedenfalls nicht bei ihr zu Pathen gestanden. Sie war ohne irgend wie häßlich zu sein, doch ohne jede körperliche Schönheit; aber geistig sehr hervorragend: immer angeregt und belebt, voll trefflicher Gedanken und schlagender Einfälle. Sich mit ihr mündlich oder schriftlich zu unterhalten, ist stets ein wahrhafter und lohnender Genuß gewesen.

Sie sprach mit angenehmer Stimme, sehr rasch und lebendig; ihre Handschrift durfte geradezu schön genannt werden und was sie schrieb, bedeutend.

Von äußerer geistiger Unscheinbarkeit, zog sie alle Welt durch ihre Frische und Regsamkeit wunderbar an.

Durch ihren Oheim, Varnhagen von Ense, bei dem sie in Berlin gewohnt hat, genoß sie den Umgang und die Freundschaft vieler ausgezeichneter Menschen. Eine scharfe Beobachtungsgabe und ein richtiges Urtheil, unterstützt von einem starken Gedächtnisse befähigten sie besonders zu einer genauen und oft überraschenden Auffassung von Personen und Umständen. Allerdings konnte sie dabei zuweilen sehr leidenschaftlich und heftig werden, allein sie war im Grunde ihres Wesens zu gewissenhaft und wohlwollend, um irgend wie und wo ungerecht zu verfahren. Der Freiheit zugethan und eine ausgesprochene Freundin des Volks, vermochte sie doch zugleich mit hochgestellten und vornehmen Leuten zu verkehren und Gesinnungen zu ertragen, die nicht die ihrigen waren, wenn man nur diese ebenfalls gelten ließ. Ein Hehl machte sie nie aus ihnen; aber sie drang sie auch niemanden auf. Streiten that sie gern, doch der

Streit mit ihr war immer voll Feinheit und Maaß. Sie verletzte nicht leicht einen Andersdenkenden mit ihrer Gegnerschaft.

Ich lernte sie, als ich noch sehr jung war, bei Theodor Mundt in Berlin kennen und befand mich bald mit ihr auf vertrautem Fuße. Wir hatten über Zeit und Menschen so ziemlich dieselben Ansichten, dieselben Sympathien und Antipathien, dieselben Erwartungen und Träume von der Zukunft. Dazu kam ihre warme Empfänglichkeit für Poesie.

Unser erstes Zusammentreffen steht noch frisch in meinem Gedächtniß. Ich hatte an einem schönen Frühjahrstage 1842 Mundt und seine Frau zu einem Spaziergange abgeholt und bei ihnen Ottilie und Ludmilla Assing, die Töchter von Rosa Maria, gefunden.

Die unter diesem Frauennamen bekannte Dichterin, war die Schwester Varnhagen von Ense's, welche längere Zeit als Erzieherin thätig, in Hamburg den jüdischen Arzt J. D. Assur heirathete, der sich, zum Christenthum übertretend, Assing nannte. Gutzkow hat im sechsten Bande seiner „Gesammelten Schriften" über beide geschrieben und sie ihrem Wesen nach geschildert. Sie waren ganz eigenartige Menschen. Assing, eine einsame, philosophische Natur, durfte ein Original genannt werden. Das Studierzimmer war seine Welt und wenn er im eigenen Hause in Gesellschaft erschien, sah es aus, als ob er durch irgend einen Zufall in diese hineingerathen wäre. Er verhielt sich meist schweigsam und ohne Theilnahme für das, was von Andern verhandelt wurde. Ergriff ihn jedoch etwas, so blieb sein Geist meist daran hängen und während seine Umgebung zehn Mal den Gegenstand ihrer Unterhaltung wechselte, konnte er unabläßig, in tiefes Nachdenken versunken, vor sich hinmurmelnd, wiederholen: „Der Arzt sieht nur das Grauenhafte", oder: „Und es hat doch einen Homer gegeben."

Dabei war er nicht ohne gesellige Begabung und einen glücklichen Humor. So las er z. B. komische Gedichte ganz vorzüglich und in höchst wirksamer Weise vor; von Laune und Witz vermochte er zuweilen völlig überzufließen. Goethe's Schriften liebte er über Alles und die Literatur der alten Griechen und Römer stand ihm besonders hoch.

Von Rosa Maria sagt Gutzkow: „Versöhnend, vermittelnd waltete sie zwischen entgegengesetzten Persönlichkeiten; peinliche Stimmungen wußte sie auf eine gewandte Art in Behaglichkeit

aufzulösen. Verstand und Gemüth waren bei ihr in einer so schönen Harmonie, daß niemals der eine Theil den andern fortriß. Nur in ihren Erinnerungen war sie unbedingte Schwärmerin."

Rosa Maria sowohl als Assing dichteten und die älteren Musenalmanache von Schwab und Chamisso enthalten manches sinnige Gedicht von ihnen. Sie gehörten beide der romantischen Schule an und Uhland, Chamisso, Schwab, Kerner, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Tieck waren ihre Vorbilder und Meister. Ludmilla konnte mit rührendem Entzücken von einer Reise erzählen, die sie als Kind mit ihrer Mutter nach Schwaben gemacht und von den Eindrücken, die sie von den dortigen Poeten empfangen.

Ludmilla und Ottilie waren gleichsam im Banne der Musen erzeugt und herangewachsen. Sie hatten feinen Sinn und zartes Verständniß für Alles, was dichterisch veranlagt war. Ich erfuhr das sogleich bei unserer ersten Begegnung.

Von unserem Spaziergange zurückgekehrt, luden Mundt's uns ein, bei ihnen zum Thee zu bleiben und da die Letzteren schon lange gewünscht hatten, etwas von meinen poetischen Versuchen kennen zu lernen, schlug man vor, daß ich einige derselben holen und vorlesen möge.

Ich war natürlich gern bereit, diesem Vorschlage zu genügen, ging eilig davon und kam noch eiliger wieder, eine Handvoll Gedichte in der Brusttasche mit mir tragend.

Nach dem Thee begann ich sie vorzulesen. Mundt's beide besaßen wenig Sinn für Verse. Mundt brachte schwer einen Reim zu stande und sah alles Heil unserer Literatur nur in der „Kunst der deutschen Prosa", welches anmuthige und verdienstliche Buch er damals eben geschrieben hatte und in neuer Auflage vorbereitete. Er hörte mit halbem Ohr und seine Gattin, die für allen lyrischen Ausdruck ohne jede tiefere Empfindung war, nahm nur an dem stofflichen Inhalt Antheil, indem sie sich immer in ihrem schaffenden Geiste beflissen zeigte: daraus sogleich eine Novelle zu gestalten.

Ganz anders die beiden Schwestern Assing. Sie lauschten mit angehaltenem Athem und mit gerötheten Wangen meinen Jugendliedern, deren romantische Fassung ihnen von den dichterischen Erzeugnissen ihrer Eltern her vertraut und sympathisch waren.

Von diesem Augenblicke an, war zwischen uns eine Art Bund geschlossen, der mit Ottilie weniger fest und innig wurde, weil sie

sich mit ihrem Oheim Varnhagen auf die Länge nicht vertragen konnte und nach Hamburg zurückkehrte; mit Ludmilla aber, die in Berlin verblieb, bis an ihren Tod gedauert hat.

Es ist ein aufrichtiger und echter Freundschaftsbund gewesen, wie er zwischen Mann und Weib wohl selten vorkommen mag; das Geschlecht sprach zwischen uns so gut wie gar nicht mit. Wir hatten kein Geheimnis vor einander und theilten uns gegenseitig offen und ehrlich unsere Erlebnisse, unsere Gefühle und Gedanken mit. Besonders seit Ludmilla mich bei Varnhagen eingeführt und dieser einiges Interesse für mich an den Tag zu legen begonnen hatte, war unser Verhältniß ein geistig sehr nahes geworden.

Varnhagen von Ense war in jener Zeit gleichsam der Meister vom Stuhl in der Literatur. Er besaß ein ungemeines Ansehn und übte eine weitgreifende Macht aus.

Sein Lebensgang ist ein sehr eigenthümlicher gewesen. In Düsseldorf geboren, einer unbegüterten Familie entstammend, war er entschlossen, Arzneikunde zu studieren. In Berlin, Halle und Tübingen lag er dieser Wissenschaft ob, als er 1809 durch den Krieg Oesterreichs mit Frankreich zu den Waffen gelockt, als Freiwilliger in das österreichische Heer eintrat und nach der Schlacht bei Aspern zum Offiziere befördert wurde. Bei Wagram verwundet und zur Ausheilung nach Wien gebracht, kam er dort durch seine Kenntnisse, seine Bildung und früh gepflegte literarische Begabung bald in sehr einflußreiche Beziehungen. Diese Beziehungen wurden erweitert und bestärkt durch Rahel Levin, jene geistvolle berliner Jüdin, welche in der Gesellschaft und Literatur zu Anfang unseres Jahrhunderts eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Anmuthig und anziehend in ihrer äußeren Erscheinung, war sie durch wahrhaft glänzende Vorzüge des Geistes vor Vielen ausgezeichnet. Sie hatte Ideen und Einfälle von geradezu überraschender und epochemachender Bedeutung. Theodor Mundt hat sie mit Recht „eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken“ genannt und von ihr gemeint, daß sie „wie eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele wälzte und daraus in das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen hersagte.“

Dadurch wurde sie in Berlin ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung. Die Künstler, die Schriftsteller und Gelehrten, die Leute von Welt und Ruf sammelten sich um sie und lauschten

ihren Orakelsprüchen. Selbst der geniale Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, der später bei Saalfeld fiel, ergötzte sich an ihrem Umgange, freilich in Gemeinschaft mit einem weiblichen Wesen, das außer dem Genuß ihrer körperlichen Reize ihm nichts als ihre leichtsinnige Gutmüthigkeit zu bieten hatte.

In den Anfang dieses Jahrhunderts spielten in die große und hohe Gesellschaft Deutschlands noch die Lebensgewohnheiten und moralischen Anschauungen der französischen Ludwige herüber. Die Maitressenwirthschaft war eine wohl gelittene und keineswegs in all zu schroffem sittlichen Verrufe stehende Sache. Rahel Levin nahm keinen Anstand mit Personen dieser Art intimen Verkehr zu haben. Die Begriffe von Ehe, weiblicher Tugend und bürgerlicher Ehre waren sehr locker und lose, und dieser Umstand erleichterte vornehmlich eine äußerst gemischte Geselligkeit.

In dieser gemischten Geselligkeit kam damals auch zuerst das moderne Judenthum zur allgemeinen Geltung durch seinen einschneidenden Witz, seinen zündenden Geist und die ungemeine Schlagfertigkeit seiner Unterhaltung. Besonders schöne Frauen zeichneten sich dadurch aus, wie z. B. Henriette Herz, Friederike Robert und vor allen Andern Rahel Levin.

Zu dieser hatte Varnhagen eine tiefe Neigung gefaßt, die sie, die vierzehn Jahre älter war als er, erst zaghaft, später aber mit Wärme erwiederte. Sie rief damals, als er verwundet in Wien lag, alle Freunde dort zu seinem Beistande auf und er war in Folge dessen bald aufgesucht, gehegt, gepflegt und mit einer Menge hervorragender Leute in Beziehung gebracht. Als er zu seinem Regimente zurückkehrte, waren die Augen seines Obersten, des Prinzen von Bentheim, auf ihn gelenkt und er bald darnach dessen Adjutant. Als solcher ist er später, als Prinz Bentheim General geworden, mit diesem nach Paris und an den Hof Napoleon's in besonderer Mission gesendet worden. Seine Berichte und Denkschriften fanden Beachtung und zogen die Blicke des Ministers von Stein in Preußen auf sich. Nachdem er noch als Hauptmann die Kriegszüge des russischen General von Tettenborn mitgemacht hatte, trat er 1814 in den preußischen Staatsdienst und begleitete den Staatskanzler von Hardenberg zu dem Kongresse nach Wien.

Bevor das jedoch geschah, vermählte er sich mit Rahel Levin, die inzwischen zum Christenthum übergetreten war. Sie folgte ihm

natürlich nach der österreichischen Hauptstadt, wo für Beide ein bewegtes und reiches Leben begann. Varnhagen selbst entwickelte eine große Thätigkeit und lieferte zu den Berathungen der hier versammelten Staatsmänner Unterlagen und Vorschläge, welche vielfach nicht ohne Beachtung blieben, wenn sie auch freilich zu seinem großen Aerger den mächtigen Einfluß Talleyrand's nicht genügend zu beschränken und keineswegs zu verhindern vermochten, daß Preußen bei den Verhandlungen wesentlich zu kurz kam. Sicher jedoch ist, daß Varnhagen auf dem Wiener Kongresse sich als bedeutende politische Fähigkeit hervorthat und die Aufmerksamkeit der damaligen Staatslenker auf sich zog. Vornämlich Fürst Metternich, zu jener Zeit der Dalai-Lama der europäischen Staatskunst, zeichnete ihn aus und liebte es vorkommenden Falles seine Ansicht und Meinung zu hören. Metternich's rechte Hand war in jener Epoche Friedrich Gentz und dieser, ein Freund von Varnhagen, versäumte selbstverständlich nicht, denselben mit dem Fürsten in Beziehung zu bringen.

Diese Beziehung ist eine langdauernde und über die Lebenszeit des Gentz (derselbe starb am 9. Juni 1832) hinausreichende geblieben. Ich erinnere mich aus Varnhagen's eigenem Munde vernommen zu haben, daß Metternich in verschiedenen Angelegenheiten ihn um Rath angegangen hat; eine davon ist mir besonders gegenwärtig.

Als im Jahre 1835 der Lärm wegen des sogenannten Jungen Deutschlands aufkam, schrieb der Fürst von Metternich über die neue Erscheinung an Varnhagen von Ense und ersuchte ihn um einige Auskunft; er selbst wisse nicht recht, was er aus der Sache machen solle. Varnhagen entsprach diesem Vertrauen mit freimüthiger Wahrhaftigkeit und versicherte dem Fürsten, vor allem sei an nichts Politisches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem jungen Italien; die Sache sei rein literarisch, und sogar auf diesem Gebiete ohne eigentlichen Zusammenhang. Was aber das Moralische betreffe, so habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu schütteln; indeß erinnere er sich seiner Jugendjahre, wo die berüchtigte „Lucinde“ von Friedrich Schlegel erschienen sei, die ebenfalls großen Lärm gemacht, doch keine Verfolgung erlitten habe; gegen diese „Lucinde“, sei die jetzt getadelte „Wally“ von Gutzkow aber nur ein unschuldiges Kind, und wenn er bedenke, daß er den Verfasser der „Lucinde“ später als k. k. österreichischen

Legationsrath in Frankfurt beim Bundestage und mit dem päpstlichen Christus-Orden geschmückt gesehen habe, so dürfe er mit gutem Fug hoffen, daß die Mitglieder des Jungen Deutschlands, bei ihren entschiedenen Talenten, auch ihrerseits in der Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden.

Der Fürst war damals mit dieser Auskunft sehr zufrieden und hielt alles zurück, was zur Verfolgung der Bedrängten schon von anderer Seite war eingeleitet worden.

Daß der Bundestag zu Frankfurt a. M. deren Schriften später dennoch verbot und Gutzkow wegen seiner „Wally“ in's Gefängniß stecken ließ, ist das Werk anderer Mächte gewesen, denen Metternich Widerstand zu leisten in seiner Neigung zur Hemmung und Niederdrückung jeder freiheitlichen Regung natürlich nicht der Mann war. Auch konnte die Ungnade, in welche Varnhagen von Ense nach kurzer Wirksamkeit im preußischen Staatsdienste verfiel, selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Gesinnung von Metternich bleiben.

Der Fürst hatte in dem Freunde von Gentz ein ebenso gefügiges Werkzeug der Regierung vermuthet, wie er es in diesem gefunden. Gentz war in seine politische Laufbahn mit einem „Schreiben an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bei dessen Thronbesteigung“ eingetreten und hatte darin dem Wunsche nach einer Verfassung einen ziemlich beherzten Ausdruck gegeben. Nach und nach im Dienste Oesterreichs und unter dem Regimente Metternich's war er zum eifrigen Vertheidiger des konservativen Prinzips, fast des Absolutismus geworden. Varnhagen, von jeher freisinnig, aber mit bedeutsamen konservativen Anklängen, bildete sich im Umgange mit süddeutschen Gesinnungsgenossen, namentlich Uhland's und Rotteck's, mehr und mehr zum Verfassungsmanne aus. Als daher in Baden die Bewegung dafür in Gang kam, leistete ihr Varnhagen geflissentlich Vorschub und mußte glauben: es liege im Sinne seiner Regierung, wenn er das thue. In Preußen war ja ebenfalls eine Verfassung verheißen worden und Friedrich August von Stägemann, damals der leitende Vorstand der eben begründeten „Staatszeitung“ in Berlin, schrieb ihm unter Anderem einmal: „Sorgen Sie nur auch, daß aus der Badischen Ständeversammlung etwas Rechtes werde, ein Vorbild für die anderen.“

Allein diese Verfassungsideen und Bestrebungen fanden in Preußens Regierungskreisen selbst manchen Widerstand und als bald

darnach Karl Ludwig Sand im mißleiteten Freiheitseifer August von Kotzebue in Mannheim erdolchte, weil man meinte, in diesem einen Söldling Rußland's entdeckt zu haben, der allen Liberalismus in Deutschland an die Knute dieses Staates verrathe, und außerdem sich geheime Verbindungen vermuthen ließen, die auf Hochverrath und Mord gegen die Inhaber der Fürstenthrone gerichtet zu sein schienen, schlug der Sinn der herrschenden Gewalt in Preußen vollständig um und eine allgemeine Reaktion griff Platz, die den ängstlichen König Friedrich Wilhelm III. in Schrecken versetzend, es nicht nur für bedenklich, sondern geradezu für gefährlich erklärte: das Volk durch eine Verfassung in Regierungssachen ein Wort mitsprechen zu lassen.

Unter so veränderten Verhältnissen konnte es selbstverständlich nicht fehlen, daß Varnhagen's Verhalten in Karlsruhe mißliebig und mit scheelen Blicken betrachtet wurde. Man rief ihn in Eile von seiner Stellung ab und trug ihm den Botschafterposten in Washington an, weil man ihn dort im Schooße der jungen amerikanischen Freistaaten am Unschädlichsten untergebracht vermeinte. Varnhagen, der Absicht und Ursache dieser Botschaftsertheilung wohl erkannte, lehnte indessen dieselbe kurz entschlossen ab und zog es vor, sich auf Wartegeld setzen zu lassen. Sollte er einmal in die Verbannung gehen, so schien ihm eine solche in Berlin, das inzwischen der Sammel- und Tummelplatz der erleuchtetsten Geister geworden, am Leichtesten zu ertragen.

Er befand sich damals auf der Höhe seines Lebens und seines politischen Wirkens. Man kann sich daher wohl vorstellen, daß es ihm schwer wurde, seiner diplomatischen Laufbahn zu entsagen. Sie war mit viel Arbeit und großen Anstrengungen erworben worden. Er hatte sein Blut für sein Vaterland vergossen, mit Minister Stein und Hardenberg, so wie mit Wilhelm v. Humboldt zusammen politisch gearbeitet; manche Denkschrift, manches diplomatisch wichtige Aktenstück war aus seiner Feder geflossen; besonders, wie ich schon erwähnt, auf dem Wiener Kongresse hatte er für manche Fassung und Wendung der Verhandlungen das rechte Wort gefunden. Er galt fast allgemein für einen bedeutenden staatsmännischen Kopf und er selbst durfte sich nach seinen seitherigen Erfolgen dafür halten. Seine Außerdienstsetzung konnte daher nicht verfehlen: ihn sehr unmuthig und verdrossen zu machen. Natürlich meinte er, daß sie nicht dauernd sein würde und überdies bot sich ihm zunächst in Berlin

auf literarischem Gebiete ein glücklicher Ersatz. Er und Rahel schwärmten für Goethe, der damals noch keineswegs das Ansehn und den Ruhm besaß, die sein Name heute durch die ganze Welt genießt. Sie Beide fingen begeistert an ihn zu preisen und die erste Goethe-Gemeinde zu bilden. Aus dieser Goethe-Gemeinde entwickelte sich später — seltsam genug, mehr als aus dem Schiller-Kultus — das Junge Deutschland, welches Rahel und Varnhagen, seiner freiheitlichen Richtung wegen, besonders unter ihre Fittiche nahmen. Heinrich Heine wurde ihr hauptsächlicher Schützling.

Ludmilla Assing hat aus Varnhagen's Nachlasse Heine's Briefe an ihren Oheim, ihre Tante und von Andern aus deren Kreise an diese 1865 im Verlage von F. A. Brockhaus („Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim") veröffentlicht, die ein höchst bezeichnendes und ergötzliches Licht auf jene ganze Zeit und Bewegung werfen. Heine zeigt sich in diesen Briefen in seiner vollen Liebenswürdigkeit und Frische. Bei jeder Gelegenheit nimmt er Varnhagen's vermittelnde und schützende Feder in Anspruch und droht artig und übermüthig, wenn dieser ihm ja etwa den Dienst verweigere, „gegen Goethe rebelliren zu wollen". Diese Rebellion zu verhindern, hat jener, wie Heine selber eingesteht, aufgefordert und unaufgefordert viel für Heine's Bücher gethan und Heine, dadurch selbstbewußt und stolz gemacht, erklärt am Ende von einem seiner Schreiben ganz unumwunden: „Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine."

Zu dieser unumwundenen Erklärung ermuthigte ihn damals lediglich Rahel's Lob und Varnhagen's tapfere Unterstützung. Varnhagen und Rahel, mit ihrem gesunden Instinkte für Freiheit und ihrem „expeditiven" Drange: derselben, Raum und Geltung zu verschaffen, warfen sich gleichsam mit offener Brust dem Jungen Deutschland entgegen und sahen in Heine den Thronfolger Goethe's, dem sie um seiner großen poetischen Begabung wegen alle Jugendthorheiten und tollen Streiche vergaben, die er unter ihren Augen beging.

„Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende," schrieb Heine 1846, als seine unheilbare Krankheit bereits begann seinen Körper in die „Krümpe" zu nehmen, „und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig."

Daß er es wurde, dazu haben Rahel und Varnhagen wesentlich beigetragen und der Letztere fand in dieser und anderer literarischen Thätigkeit für die unfreiwillige diplomatische Muße, die ihm auferlegt worden war, eine Art von Beschwichtigung und Schadloshaltung. Der Tod Rahel's, der am 7. März 1833 erfolgte, riß ihn freilich unliebsam daraus empor. Er entzog ihm die immer hellauflodernde Seele, welche ihn mit der modernen Literatur verband und lenkte ihn wieder mehr auf seine staatsmännischen Beziehungen zurück. Allmälig richtete sich seine Erwartung auch auf einen neuen Thronwechsel. Von Friedrich Wilhelm IV. glaubte man sich großer Dinge versehen zu können. Varnhagen gab sich ebenfalls sehr ausschweifenden Voraussetzungen in dieser Hinsicht hin.

Kaum hatte 1840 dieser Monarch die Zügel der Regierung übernommen, so tauchten auch sofort die Gerüchte einer zu erlassenden Verfassung auf. Das war so zu sagen: Wasser auf Varnhagen's Mühle. Alle seine alten Gedanken, Pläne und Wünsche erwachten mit einem Male und regten ihn in seinen politischen Grundsätzen auf. Er besprach sich mit seinen alten Freunden und Gesinnungsgenossen, schrieb für die „Allgemeine Zeitung" und wirkte auf die öffentliche Meinung, wie er es ehedem in Karlsruhe auch gethan. Seine Wohnung wurde zum Taubenschlage der politischen Geister. Sie flatterten aus und ein: Alexander von Humboldt, Minister von Bülow, Bettina von Arnim mit ihren abenteuerlichen sozialistischen Problemen, die Generale von Willissen, von Rühle und von Pfuel und viele, viele Andere; man sah ihn bereits leibhaftig im Ministerium sitzen.

Es ließ sich etwas der Art in Wirklichkeit auch erwarten. Humboldt hatte Varnhagen noch kurz vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Vierten gemeldet, daß er dem Kronprinzen aus seinen Schriften vorgelesen und derselbe über die freimüthigen Stellen darin seine besondere Genugthuung ausgesprochen. Als er vernahm, daß Varnhagen einen interessanten Brief von Metternich erhalten, worin dieser Varnhagen's Darstellung des wiener Kongresses gerühmt und dazu einige wenige Berichtigungen geliefert, ließ er sich diesen Brief durch Humboldt zum Lesen ausbitten und nach genommener Einsicht dafür danken.

Nach dem Tode Heinrich von Bülow's (am 6. Februar 1846), der ein liberaler Staatsmann und ein Freund Varnhagen's gewesen,

war der König eigentlich mit keinem seiner Minister zufrieden, wie Humboldt oft erzählte und da dieser selbst ein in hohem Grade frei gesinnter Mensch, das Ohr des Monarchen in ziemlich unbeschränkter Weise besaß, so ließ sich wohl erwarten, es werde Varnhagen dem Throne näher treten.

Einmal schien es in der That, als ob man sich bei Hofe seiner erinnere. Es war 1857 während der Neuenburger Lossagungsverhandlungen. Man las damals, wahrscheinlich um den aufgeregten Monarchen von der unliebsamen Angelegenheit abzulenken, einige seiner Schriften vor und eines schönen Tages kam ein Abgesandter des Königs zu ihm. Alle Welt spitzte die Ohren und wähnte: es handle sich um eine Berufung. Aber die Sendung galt nur einem Gedichte Varnhagen's, für welches Friedrich Wilhelm IV. dem Verfasser einen veränderten Schluß in Vorschlag bringen ließ.

Dies blieb die einzige Berührung, die man von höchster Stelle aus zu ihm fand, und daß diese ihn verdrießen mußte, liegt auf der Hand. Varnhagen von Ense stand mit der Mehrzahl der damaligen Regenten in Beziehung. So oft er auf seinen Ausflügen einen Badeort oder eine Residenz berührte, ward er zu ihnen gerufen oder von ihnen aufgesucht. Man liebte es, seine Ansichten und Meinungen über den Lauf der Dinge zu erfahren. Nur in Berlin, wo man es so bequem gehabt hätte, vermied man es ängstlich, ohne alle Ursache, denn Varnhagen war von Wien und seinen früheren diplomatischen Stellungen her mit der großen Welt bekannt und sehr geschickt und bewandert in dem Verkehre mit ihr. Er zeigte sich dabei in hohem Grade höflich und zuvorkommend, ohne kriechend oder unterthänig zu erscheinen.

Sein Freimuth und seine politische Entschiedenheit, die sich in manchen schwierigen Verhältnissen bereits erprobt hatten, trugen Nichts an sich, was an einem Hofe nicht hätte gelitten werden können. Er, der von König Friedrich Wilhelm dem Vierten in sein Tagebuch schrieb: „Kunst und Phantasie auf dem Throne, fanatische Gaukelei umher und heuchlerischer Mißbrauch bis zur Spielerei! Und dabei der Mensch wahrhaft geistreich, wahrhaft liebenswürdig, vom besten Willen beseelt“ — er würde vielleicht im Stande gewesen sein, den romantischen Herrscher auf die richtigen Wege zu leiten, ihn der großen Aufgabe der Zeit entgegenzuführen. Varnhagen besaß starke Willenskraft und Ueberredungsgabe und dabei sehr einnehmende Formen.

Vornehm und gewinnend durfte man sein ganzes Wesen nennen. Seine Gestalt war ziemlich hoch und schlank, sehr biegsam, doch voll feinen Anstandes und bescheidener Würde. Sein volles blondes Haar war früh ergraut; sein rundlich geformter Kopf offenbarte eine hohe Stirn, kluge, lebhafte blaue Augen, hinter einer goldenen Brille verschanzt und einen edel geschnittenen, lächelnden Mund, den ein leiser Zug von Ironie gefällig umspielte.

So fand ich ihn, als Ludmilla mich ihm vorstellte. Es war Anfang der vierziger Jahre. Seine Nichte hatte ihm von mir erzählt und ihm einiges von mir zu lesen gegeben. Es trug die Farbe der Zeit und war durchtränkt von jenem waghalsigen und kecken Geiste des Liberalismus, der damals, von Heine und Börne erweckt, sich besonders gern in prickelnden Einfällen und witzigen Wendungen ausgab. Ich hatte mit Gedichten im Geschmack der romantischen Schule angefangen. Aber nachdem ich mit den Mitgliedern des Jungen Deutschlands in nähere Beziehung getreten, hatte ich begonnen mich in die Bewegung der Zeit zu mischen und an den politischen Vorgängen Antheil zu nehmen. Noch ziemlich unreif in der Sache, verfehlte ich doch nicht in der Gewohnheit der Jugend das große Wort zu ergreifen und meine Meinung auf dem offenen Markte auszusprechen.

Varnhagen mißfiel das nicht eben und er brachte mir infolge dessen eine freundliche Theilnahme entgegen.

Ich erinnere mich noch heute ganz deutlich meines ersten Besuchs bei ihm.

Ich fand den berühmten Mann mit einem untergelegten Beine auf einem Stuhle sitzen und mit einer feinen Scheere aus buntem Papier allerlei artige Sachen, wie Bäume, Blumen, Vögel oder phantastische Arabesken schneiden, eine Kunst, die er mit seiner Schwester Rosa Maria gemeinsam inne hatte und von der ich noch heute einige allerliebste Proben besitze.

Er reichte mir freundlich die Hand, indem er sagte: „Ich denke, wir sind einander nicht mehr fremd. Meine Nichte Ludmilla hat mir so viel von Ihnen und Ihnen ohne Zweifel so viel von mir erzählt, daß wir uns wohl einigermaßen wie alte Bekannte ansehen können. Lassen wir also alle Förmlichkeiten und behandeln wir uns gegenseitig als solche.“

Dieser Empfang entzückte mich. Varnhagen galt uns jungen Schriftstellern damals als was ihn Heinrich Heine in einem Briefe aus Paris feierlich bezeichnet hatte, nämlich als „Statthalter Goethe's auf Erden.“ Wir staunten seinen Styl, seine staatsmännische Bedeutung, seine gesellschaftliche Stellung an. Er war in Berlin eine überaus angesehene Person und seine Wohnung in der Mauerstraße, gerade gegenüber der Einmündung der Französischen Straße, ein Wallfahrtsort aller Berühmtheiten, aller Menschen von Geist und hervorragendem Ansehn. Es kam Niemand von Namen und Ruf nach der preußischen Hauptstadt, der nicht Varnhagen besucht hätte. Varnhagen, der im Verein mit Rahel soviel gethan hatte, um Goethe Anerkennung und Verehrung zu schaffen, hatte nun selbst etwas von dessen Ruhm erlangt. Er bildete einen Mittelpunkt für alle Intelligenz der Hauptstadt und in diesem Mittelpunkte so zu sagen den Seher und das Orakel der Zeit. Alle Welt wollte von ihm die Räthsel der Gegenwart und den Gang der Zukunft gedeutet haben. Es war, als ob der Webstuhl der Geschichte in seiner Stube schnurrte. Nicht nur die Minister, die Diplomaten, die Politiker kamen, ihn um Auskunft und Rath zu fragen, auch die Künstler, um nach seinem Urtheil zu forschen, die Schriftsteller, sein Lob und seine Zustimmung zu erwerben. Das Junge Deuschland, dem Rahel soviel Antheil und Zugeneigtheit bewiesen hatte, übertrug seinen Dank auf ihren überlebenden Gatten. Heine behielt ihn bis an sein Ende tief in's Herz geschlossen, Wienbarg nannte ihn mit Ehrfurcht, Mundt und Laube saßen demuthsvoll zu seinen Füßen und Kühne ließ es an keiner Huldigung fehlen, zu der sich Gelegenheit bot. Gutzkow war der einzige, der ihm nicht näher trat. Er gehörte in Hamburg zum freundschaftlichen Umgange von Rosa Maria und ihrem Gattin und leugnete keineswegs Varnhagen's weitgreifenden Einfluß und große Kunst. Aber er vermochte keine Bewunderung zu empfinden. Nicht einmal seine Schreibart ließ er ungetadelt, die doch sonst überall als Muster aufgestellt wurde. „Varnhagen“, meinte er in seinem Buche: „Götter, Helden, Don-Quixote“ (1838 erschienen), „schreibt einen hochwohlgeborenen Periodenstyl mit sechs Pferden lang“.

Uns jüngeren Schriftstellern erschien dies damals wie eine Art Gotteslästerung und wir entsetzten uns darüber. Varnhagen selbst indeß nahm diese Aeußerung, wie manche andere ähnliche ohne

Empfindlichkeit hin. Er wußte, daß Ludmilla und ich in naher Beziehung zu Gutzkow standen und hieß sie gut. Gutzkow gehörte doch immer zum Jungen Deutschland, also zu derjenigen literarischen Richtung, welche Rahel besonders begünstigt hatte und durch die die Idee der Freiheit und der politischen Bewegung neuerdings in die Literatur gebracht worden war, ein Umstand, den Varnhagen hoch anschlagen und als ganz in seinem Sinne erachten mußte.

Varnhagen hatte, wie fast alle deutschen Schriftsteller, mit lyrischen Gedichten und mit dem Ehrgeiz begonnen, seinen Namen in einem Musenalmanache gedruckt zu sehen. Aber eine große und gewaltige Zeit entrückte ihn bald diesen friedsamen Anfängen und riß ihn auf Bahnen, in denen Kriegsberichte und diplomatische Aktenstücke seine tägliche Beschäftigung wurden. So zu sagen im Handumdrehen war er ein Staatsmann geworden, und zwar ein Staatsmann, dem der Instinkt und die Neigung zum Liberalismus gleichsam im Drange der Umstände eingeimpft worden war. Rahel lebte und webte in diesem Liberalismus und der ganze Aufstand und Krieg gegen Napoleon entzündete sich in und von seinem Geiste aus. Es kann darum auch als kein Wunder erscheinen, daß Varnhagen von ihm erfüllt und in Baden gleichsam als sein Schildträger aufgetreten war.

Daß er in Ungnade dort abberufen und in Berlin in den Winkel gestellt worden, vermochte natürlich seinen Eifer nicht abzudämpfen, sondern nur anzuspornen: er glühte förmlich davon, was ich sogleich bei unserer ersten Begegnung gewahren konnte.

„Sie haben wohl gethan“, hub er an, „sich dem Jungen Deutschlands anzuschließen. Es ist das Heerlager des Fortschritts; Deutschland Zukunft steht unter seiner Fahne und diese Fahne ruht in dem Zelte Preußens. Preußen ist zu wichtigen Dingen ausersehen und wird sie eines schönen Tages ruhmreich vollbringen.“

Ich wagte schüchtern einzuwerfen, daß das noch Weile haben dürfte.

„Was thut das?“ rief er lebhaft aus. „Wenn man die unerschütterliche Ueberzeugung hat, daß eine geschichtliche Herrlichkeit sich unbedingt endlich doch vollziehen muß, was macht es dann aus, wenn man Jahrzehnte darauf warten muß oder sie garnicht mehr erlebt! Die zuversichtliche Gewißheit, daß sie kommt, hebt über den Schmerz des Harrens und selbst des für uns vergeblichen Harrens

hinaus. Man genießt im Voraus die volle Freudigkeit der unausbleiblichen Begebenheit. Und das ist bei mir der Fall. Ich bin nicht im Stande zu sagen: wann Preußen sich erhebt und seine Großthaten verrichtet; aber daß es sie verrichtet und wie es sie verrichtet, das wäre ich jeden Augenblick in der Lage deutlich kund zu thun. Ich könnte wie Goethe's Oranien behaupten: „Ich stehe immer wie über einem Schachspiele" und habe die Züge des Weltgeistes beobachtet. Aus dieser Beobachtung zog ich meine Kenntniß der nothwendigen Zeitläufe. Die Schleier der Zukunft sind mir gelichtet und ich erblicke Preußen in seiner ganzen künftigen Größe."

Heut ist so etwas leicht auf das Papier gebracht und gar Mancher, der es liest, wird meinen, es sei nicht schwer, geschehene Dinge zu prophezeien. Aber ich kann versichern: sie wurden prophezeit, als noch Niemand eine Ahnung davon hatte, daß sie sobald geschehen würden. Auch Varnhagen wohl selber nicht. Die Erwartung aber, daß sie geschehen müßten, gab seinem Wesen eine eigene Weihe, die sich in seinen Schriften wie in seiner Person bedeutsam wahrnehmen ließ.

Man hat einen Theil seiner Werke und namentlich seine „Tagebücher" für feindlich und gehässig für Preußen und ihn auch selbst zuletzt für das Haupt einer preußischen Fronde angesehen. Allerdings sprach und schrieb er bittere Dinge am Schluße seines Lebens, aber alle diese bitteren Dinge galten nur Menschen und Zuständen, welche nach seiner innersten Ueberzeugung Preußen abhielten, seine geschichtliche Sendung in Vollzug zu setzen. Sicher ist manches in seinen Auslassungen zum Theil ungerecht, zum Theil unrichtig. Allein das kann durchaus nicht in Erstaunen setzen, wenn man die Stellung in's Auge faßt, die er einnahm. Seine Wohnung war wie ein Zelt im Kriegslager der Zeit. Alle freisinnigen Elemente, die unzufrieden mit der Regierung und dem politischen Zustande Preußens waren, suchten ihn auf, um ihre Befürchtungen und Klagen in sein Ohr zu schütten; aber auch ein Theil der am Ruder befindlichen Staatsbeamteten und Diplomaten stand noch aus früheren Tagen her im Verkehr mit ihm und hatte seiner Ansichten und Meinungen vor ihm kein Hehl. Varnhagen erhielt in Folge dessen Gelegenheit, allen Parteien in die Karten zu sehen und ihr Spiel zu beobachten. Anfangs blieb er ruhig und besonnen und gab jeder Partei ihr Recht. Aber nach und nach ward er erregt und mehr und mehr

leidenschaftlich. Die politische Unthätigkeit und Zurückhaltung, zu denen er dauernd verurtheilt war, machten ihn zuletzt gereizt und wild. Er konnte am Ende geradezu tobsüchtig werden. Ich war zugegen, als er mit Mundt und später mit Laube und Kühne wegen der Gothaer in Zerwürfniß gerieth. Alle drei hielten zu jener Mehrheit der deutschen Nationalversammlung, welche nach dem Scheitern der in Frankfurt beschlossenen Verfassung den von Preußen angebotenen Entwurf vom 28. Mai zu unterstützen und sich an den Wahlen zum nächsten Reichstag zu betheiligen beschlossen hatten. Ihm genügte jedoch der Entwurf in keiner Weise. Er verlangte offene Auflehnung dagegen und schalt Alle, die eine solche nicht ins Werk setzen mochten, verblendete Thoren und Abtrünnige von der Sache der wahren Volksfreiheit.

In dieser Zeit verlegte er sich aufs Schimpfen und Zetern. Er sah überall Halunken, Niederträchtige und eine blutige Revolution im Anzuge. Seine Vorstellung war fieberhaft erhitzt. Aber auch in dieser Erhitzung brach überall noch seine Liebe zu Preußen durch. Mir zeigte er dieselbe bei unserer ersten Unterredung in wahrhaft rührender Weise, wie ich schon berichtet habe. Doch blieb er dabei nicht stehen. Scheere und Papierausschnitte endlich von sich schleudernd, richtete er sich so lang er war in die Höhe, um mir zuzurufen: „Sie sind jung, lieber Freund, und ein unabhängiger Mensch. Sie suchen kein Amt, keine Staatsanstellung, keine Beförderung bei Hofe. Sie haben sich mit Ihrer Feder in den Dienst der Volkswohlfahrt und nationalen Sache gestellt. Sie schwärmen für ein einiges großes Deutschland. Vergessen Sie nie, daß das Alles nur durch und mit Preußen zu erreichen ist. Die Wiege Deutschlands steht in Berlin; das preußische Volk ist die Amme, die es mit ihrer Milch nährt und groß zieht. Preußens Ruhm sind seine Ammenlieder."

Die Begeisterung und Wärme, womit Varnhagen diese Worte sprach, ergriffen mich so sehr, daß ich sprachlos wurde und in meiner gerührten Stimmung nichts anderes zu thun vermochte, als ihm mit stummer Erregung die Hand zu drücken. Am Liebsten hätte ich sie ihm geküßt.

Er bemerkte meine Erregung und um die seinige zu bemeistern, ging er an's Fenster, um einen Augenblick auf die Straße zu sehen. Dann trat er wieder zu mir und begann von Rahel zu sprechen.

„Ich bedaure“, sagte er, „daß Rahel nicht mehr da ist. Sie würde ohne Zweifel Theilnahme für Sie empfinden und Ihnen manche Anregung geben. Sie besaß einen großen Geist und ein noch größeres Herz. Ich vermiße sie überall, obschon ich dankbar fühle, wie sehr sich Ludmilla angelegen sein läßt: sie mir zu ersetzen. Sie theilt meine Anschauungen und Grundsätze, meine Hoffnungen und Wünsche. Sie lebt sich in mich ein, wie ich mich in Rahel eingelebt hatte. Wir sind vollständig Eins. Rechnen Sie deswegen bei mir auch auf dieselben Gesinnungen gegen Sie, auf die Sie bei Ludmilla rechnen.“

So verlief unsere erste Begegnung, der noch manche andere, nicht weniger interessante und lebhafte folgte. Ich besuchte zuweilen Varnhagen, um mir in literarischen Dingen Rath und Beistand zu holen oder um ihm die Handschrift irgend eines hervorragenden Menschen zu bringen. Er war ein leidenschaftlicher Sammler. Er las keine Zeitung, ohne sich Ausschnitte zu machen, kein Buch, ohne sich Stellen daraus abzuschreiben; er hörte keine Anekdote, ohne sie aufzuzeichnen; jedes beschriebene Blättchen hatte Werth für ihn. Alles, was ihm zugetragen wurde, ward sorglich in eigenen Schubladen und bereit gehaltenen Kästchen aufbewahrt. Von allem, was sein war, führte er ein genaues Verzeichniß, und da er nichts verschmähte, was ihm zu Händen kam, so tauchte fast niemals ein Name auf, ohne daß er etwas von dessen Träger in Verwahrsam hatte und über ihn mitzutheilen wußte.

Er besaß eine eigene Kunst, die Menschen auszuforschen, oder von ihnen geheim gehaltene Schriftstücke in seinen Besitz zu bringen. So lebt noch frisch in meinem Gedächtniß die Art, mit der er Fanny Elßler Aufzeichnungen von Gentz entlockte.

Friedrich von Gentz hatte in seinen letzten Lebensjahren zu der schönen und anmuthigen Künstlerin in Wien in innigster Beziehung gestanden. Ihr Liebreiz, ihre kindliche Hingabe, ihr Tanz entzückten ihn und ließen ihn Tausende verschwenden, um sie mit dem ausgesuchtesten Luxus der damaligen Zeit zu umgeben. Der schwelgerische Verehrer von Goethe und Heine, der Thränen vergießen konnte, wenn er „Iphigenie“ oder „Tasso“ las und über die „Reisebilder“ und deren sinnberauschende Lyrik in laut aufjauchzende Bewunderung ausbrach, genoß in vertrautestem Umgange mit dieser unwiderstehlichen Bühnenerscheinung seine glücklichsten Lebenstage.

Von dem, was er in diesen in Brieschen und Tagebuchblättern schriftlich niedergelegt, besaß sie einen guten Theil. Varnhagen, der davon Kenntniß hatte, wünschte sehr, diese Dokumente zu erlangen. Er kannte Fanny Elßler persönlich. Gentz hatte sie, als sie zuerst nach Berlin kam, um hier auf dem Hoftheater zu tanzen und durch ihren Tanz und ihre hinreißende Mimik alle Köpfe zu verrücken, an Rahel empfohlen und Rahel mit offenen Armen sie empfangen.

Nun waren allerdings inzwischen viele Jahre vergangen und Gentz und Rahel gestorben, Varnhagen alt geworden und Fanny Elßler vom Schauplatze ihrer Triumphe abgetreten. Sie lebte damals mit ihrer Tochter und einer Anverwandten in Hamburg, wo ich die Freude hatte, Verkehr mit ihr zu pflegen und manche Parthie Grabüge mit ihr zu spielen.

Als Varnhagen durch Ludmilla Kunde davon erhielt, spann er sogleich seine Pläne. Er ließ durch seine Nichte bei mir anfragen, ob Fanny Elßler nicht einmal wieder nach Berlin kommen und ihn mit ihrer Gegenwart erfreuen möchte. Natürlich trug ich bei nächster Gelegenheit Varnhagen's Wunsch Fanny Elßler vor und fand sie demselben geneigt. Ein Bruder von ihr war als Chordirektor an der Berliner Hofoper angestellt, und ihre ältere Schwester Therese morganatisch mit Prinz Adalbert von Preußen daselbst vermählt. Auf einem Ausfluge nach Wien wollte sie ihre Geschwister in Berlin besuchen und bei diesem Besuche sich auch gern von mir bei Varnhagen wieder einführen lassen.

Wie gesagt, so gethan. Ich ging einige Tage früher nach Berlin als Fanny Elßler, holte sie zur bestimmten Stunde bei ihrem Bruder, wo sie Wohnung genommen, ab und führte sie zu Varnhagen. Die Wiederbegegnung war lebhaft und herzlich. Ein Umstand dabei ist mir unvergeßlich geblieben. Bei Varnhagen befand sich noch die Haushälterin Dore, die mit Rahel in's Haus gekommen war. Diese, die Fanny Elßler ebenfalls von früher her kannte, ließ es sich nicht nehmen, uns mit Chocolade zum Frühstück zu bewirthen. Sie reichte sie uns selbst herum, und nachdem Fanny Elßler sie gekostet, fragte sie dieselbe, wie sie ihr munde.

„Oh, ganz vortrefflich!“ lautete die Antwort, worauf Dore freudestrahlend ausrief: „Kein Wunder, gnädige Frau! Es ist die Chocolade, die Sie vor siebenundzwanzig Jahren der Frau

Geheimrath von Varnhagen selber aus Wien zum Geschenk mitgebracht haben."

Ein lautes Gelächter war die verlegene Antwort auf diese Enthüllung.

„Dore! Dore!" sagte Varnhagen, ihr mit dem Finger drohend, „wer wird schönen Frauen von so alten Zeiten sprechen!"

Fanny Elßler aber, liebenswürdig wie immer, ging mit ihrem holdseligsten Lächeln, schnell gefaßt, auf die erschrockene Dore zu und, sie umarmend und küßend, sprach sie: „Ich danke Ihnen, liebe Dore, für die treue Aufbewahrung meiner geringfügigen Gabe. Ich trinke sie heute mit Rührung und in dankbarer Erinnerung an die alten Zeiten, die meine schönsten waren und meine glücklichsten, weil sie die Freundschaft und Güte einer Frau von Varnhagen verklärte."

Feinsinniger und zarter, als es so geschah, ließ sich entschieden über eine Verlegenheit nicht weghelfen. Aber freilich konnte sich auch nicht leicht eine andere Frau wie Fanny Elßler an längst vergangene Zeiten gemahnen lassen. Sie strahlte noch damals, obschon bereits mehr als vierzigjährig, in fast unberührter Jugendlichkeit und Schöne.

Selbstverständlich bot dieser Vorgang Anlaß von Rahel, von Gentz und den Beziehungen zu reden, in denen beide zu einander gestanden. Nicht lange währte es, so hatte Varnhagen klug das Gespräch auf den schriftlichen Nachlaß seines alten Freundes gelenkt und Fanny Elßler mit einer wahrhaft siegenden Beredsamkeit zu dem Versprechen bewegt: ihm eine Auslese dessen zu geben, was sie von Aufzeichnungen ihres ehemaligen Gönners ihr Eigen nannte.

Varnhagen hat einen reichen Schatz von allerlei solchen Aufsammlungen hinterlassen, die Ludmilla Assing als ihr Bergwerk zu bezeichnen pflegte, und aus denen sie gar manches an das Licht der Oeffentlichkeit geschafft hat. Nach ihrem Tode ist das noch Unbenutzte an die Staatsbibliothek in Berlin gekommen. Und dort ist in der That auch sein Platz, denn dort ist es in lebendiger Rücksicht auf Preußen entweder entstanden oder aufgestapelt worden. In Preußen ging Varnhagen vollständig auf. Das belegte mir nicht nur meine erste Unterhaltung mit ihm, sondern auch alle ferneren Gespräche, die ich im Laufe der Zeit mit ihm hatte. Ich kam freilich nicht gerade oft unmittelbar zu ihm selbst. Er sah viel Besuch bei sich und meist Personen, die so zu sagen politisch etwas auf dem

Herzen hatten. Ich war das bald inne geworden und zog es deswegen vor, vorzugsweise bei Ludmilla vorzusprechen. War ich doch gewiß, daß er, wenn er wieder allein war, nicht leicht versäumte, zu dieser, die ein paar Zimmer entfernter wohnte, herüberzuschreiten.

Er pflegte sich dann gewöhnlich nach der Stimmung in der Stadt, nach literarischen Vorkommnissen, nach den Dingen in den Theatern, nach Nachrichten von Gutzkow, Laube und anderen Schriftstellern zu erkundigen, von denen er wußte, daß ich mit ihnen in Beziehung stand. Auch das Geringste hatte Interesse für ihn. Rührend an ihm war mir immer seine Theilnahme für die Jugend. Er setzte alle seine Hoffnungen für die Zukunft auf sie und wurde darin selbst dann nicht irre, wenn deren Gebahren und Verhalten ihn zuweilen befremden und zum Kopfschütteln veranlaßen mußte.

„Die Jugend eines jeden Menschengeschlechts", hörte ich ihn einmal bei einer solchen Gelegenheit sagen, „hat ihre eigene Art, sich dem Genius ihrer Zeit zu stellen. Diese Art mag den Alten der voraufgehenden Generation oft unverständlich, ja manchmal geradezu sinnlos erscheinen, am Ende zeigt sich doch, daß sie selbst im Irrthum und in der Thorheit noch „in ihrem dunklen Drange des rechten Weges sich wohl bewußt war." Wie bunt und kraus es die jungen Leute von jetzt zuweilen auch treiben mögen, ich lebe der festen Zuversicht, daß sie unter sich diejenigen Organe und Werkzeuge führen, die berufen sind, die aus den Fugen gerathene Welt wieder einzurenken. Es bekümmert mich dabei garnicht, daß ich sie dann und wann in ihrem Thun und Lassen nicht begreife, ja sogar in einzelnen Augenblicken davor erschrecke, denn ich erinnere mich, daß es hervorragenden älteren Geistern in meinen Jünglingsjahren mit uns ganz ähnlich gegangen ist. Die Jugend ist der naturgemäße Gegensatz und Widerpart des Alters. Jene lebt in die Zukunft und dieses in die Vergangenheit; in der Gegenwart stehen sie sich Rücken gegen Rücken und nur die großen geschichtlichen Ereignisse und Wendungen sind es, die es veranlaßen, daß sie sich plötzlich kehren und sich Auge in Auge sehen.

„Es ist dann immer ein großer nationaler Gedanke, der sie verbündet und einig macht. Wir haben das 1813 herrlich erlebt und dieses Erlebniß wird sich im geeigneten Augenblicke wiederholen, dessen bin ich gewiß."

Bei einer andern Gelegenheit, als er auf's Neue die Jugend pries und in ihr den idealistischen Sturm und Drang des Fortschritts rühmte, hörte ich ihn sagen: „Je mehr ich mich umsehe in der Welt, je mehr glaube ich, daß der eigentliche Schwerpunkt im Leben mehr im Streben nach dem Ziel, als im Ziele selbst liegt. Im Streben liegt Alles! Der Erfolg steht bei den Göttern. Nur wer im Streben erschlafft, der ist verloren, dem hilft nichts mehr. Davor also nur, davor vor Allem, wollen wir uns in Acht nehmen".

Er hat's nachdrücklich und vollauf gethan; er blieb ein Strebender all' sein Leben lang, und noch als Greis war sein ganzer Grimm und Groll nur der Ausdruck seines ungestümen Vorwärtsdringens in freiere und menschenwürdigere Staatszustände. Rahel's „expeditive Natur" war ihm von ihr vererbt worden. Er hatte lange Geduld gehabt und in ruhiger Stimmung predigte er sich dieselbe unausgesetzt. Aber zuweilen riß sie mitten im Gespräch oder im Schreiben ihm morsch entzwei, und dann brauste er wild empor und verlor darüber fast die Besinnung. In solchen Augenblicken konnte er geradezu tobsüchtig werden, wie ich es mehrfach erlebt. Dann war er nicht mehr Diplomat, dann war er Revolutionär.

Allein dergleichen Anfälle kamen selten, und um ihnen möglichst auszuweichen, versenkte er sich gern in seine Jugendzeit, in die Jahre, in denen Dichtung, Liebe und vaterländische Begeisterung sein Herz erfüllten.

Er besaß aus jener Periode ein eisernes Gedächtniß für die geringfügigsten Vorgänge, die er gehabt oder für Aeußerungen, die er vernommen. Gern und immer liebevoll sprach er von Chamisso. Einmal erzählte er, daß, als der Herzog von Bordeaux geboren wurde, Chamisso damals geäußert: „Wenn ich Frankreich kaufen sollte, so würde ich es doch lieber vom Herzog von Reichstadt als vom Herzog von Bordeaux kaufen!" — Die Folge hat ihm Recht gegeben! —

Als in Preußen der Befreiungskrieg gegen Frankreich ausbrach, sah Chamisso, der ehemalige preußische Lieutenant, mit Schmerz auf die Rüstungen und die Kampflust seiner Freunde. Ritterlich und tapfer wie er war, trieb ihn doch eine heilige Empfindung gegen sein früheres Vaterland nicht die Waffen zu ergreifen.

„Diese Zeit hat kein Schwert für mich" lauteten die Worte, die er ihnen bei ihrem Abschiede zurief.

Varnhagen hat sie immer in Ehren gehalten und wenn er sie erwähnte, leuchteten seine Augen. Chamisso blieb eine seiner liebsten Erinnerungen. Auch für Uhland hat er immer warm empfunden und er glühte, so oft er seiner und der Tage gedachte, die er mit ihm verlebt. In den Namen dieser beiden Männer lag seine Jugend, die Jugend, in der er mit ihnen gemeinsam nach dem Lorbeer des Dichters strebte, den er ihnen später neidlos allein überließ, um sich ganz der Prosa zuzuwenden, in welcher er so bedeutend ward. Aber Sinn und Verständniß für Poesie ist ihm immer und bis in sein Alter geblieben. Ueber Goethe's Dichtungen wußte er zu sprechen, wie Keiner sonst. Und Heine erkannte er früher, als alle Welt. Doch litt darunter seine Verehrung für die vorgenannten Romantiker in keiner Weise. Es war eine Lust seine Mittheilungen über sie zu vernehmen, die er bis ins Innerste kannte und von denen er auch die kleinsten Züge in liebevollster Erinnerung aufbewahrte. Mit welchem hinreißenden Humore wußte er das wortkarge Wesen Uhland's und doch zugleich dessen Gemüthstiefe zu schildern! Die Eigenart des Schwaben verstand er in allerlei Anekdoten trefflich ins Licht zu stellen. Mir fällt folgende bei: In einer Gesellschaft ward über Trinkwasser gesprochen. Man stritt darüber, wo es in Deutschland am Besten sei. Uhland, der zugegen war, schwieg wie immer. Endlich gefragt, wie das Wasser seiner Heimath beschaffen, nahm er eine nachdenkliche Miene an und antwortete endlich zögernd: „In meiner Jugend hab' ich's wohl trunke, aber nun schon so lange nit mehr, daß i nit sage kann, wie es sich trinke läßt."

Derlei kleine Geschichten trug er mit einer rührenden Liebenswürdigkeit und einer so lebhaften Geistesfrische vor, daß sie alle Hörer entzückten. Seine Erinnerungen waren wie ein Jugendbrunnen, aus dem er beständig wie ein Jüngling hervorging. An dem Tage, an dem er siebenzig Jahr alt geworden, sagte er lächelnd: „Ich kann mich noch gar nicht vertraut damit machen, als Greis zu gelten. Man wird da so hinein geschoben, man weiß nicht wie. Ich bin bisher immer gewohnt gewesen, ein junger Mensch zu sein und nun soll ich plötzlich ein alter Kerl sein!"

Aber er war es nicht und ward es nicht. Er blieb bis an

sein Ende so voll Empfänglichkeit, Gedankenkraft und Lebenslust, daß Ludmilla nach einem großen Nachmittagskaffee mir mittheilen konnte: „Denken Sie sich, nach Ihrem Fortgehen gestern redeten wir von einem jungen Manne, dem es immer sehr gut gegangen war. „Ich möchte doch nicht mit ihm tauschen!“ rief der Onkel. „Nicht einmal seine Jugend möchtest Du haben?“ fragte ich verwundert. „Nein, auch die nicht“, sagte er. „Wenn man es so weit gebracht hat, möchte man nicht wieder von vorn anfangen müssen!“ — Und das sagte er so froh. Es machte einen seltsamen Eindruck auf mich. Man denkt sich das Alter immer wie eine Winterlandschaft, und nun sieht man wie der Onkel in dieser Winterlandschaft so über alles Erwarten zufrieden und jugendlich umherläuft. — In einem Briefe, den ich neulich von straßburger Verwandten bekam, wurde der Onkel immer mein „ehrwürdiger Onkel“ genannt. Ich zeigte ihm das. „Ach was, das Wort „ehrwürdig“ hat der Teufel erfunden“, sagte er lachend. — Das sind nur einzelne Züge; ich schreibe sie Ihnen aber, weil sie zusammengesetzt, ein Bild geben.“

Dieses Bild steht noch genau vor meiner Seele und namentlich in dem vertraulichen Umgange, der mir gewährt ward.

Dieser vertrauliche Umgang war das Element, in dem sich der Geist und das Wesen Varnhagen’s recht eigentlich erschlossen. Obschon er vollkommen den Mann der feinen Gesellschaft abgab und in allen ihren Umgangsformen bewandert war, suchte er sie doch eigentlich nicht. Er hatte nie ein sogenanntes Haus gemacht und nie Sinn für die Genüsse der Küche gezeigt. Von einem Feinschmecker besaß er keine Spur. Auch zur Zeit, da Rahel noch lebte, waren seine Mahlzeiten und seine Weine so wenig für verwöhnte Zungen eingerichtet, daß oft und noch vor meinen Ohren darüber gespöttelt wurde. Nach Rahel’s Tode lud er keinerlei Gesellschaft mehr zu sich ein und erst als seine Nichte Ludmilla Assing zu ihm übergesiedelt war, fing er allmälig wieder an, gesellig zu werden. Aber ein Kaffee mit Kuchen und einem späteren Glase süßen Weins war Alles, zu dem man sich dabei aufschwang.

Ich habe manchen davon mit erlebt. Ich traf dort, in bunter Reihe genannt, Fanny Lewald und Adolf Stahr, A. v Sternberg, Hermann Grimm, Fräulein Solmar, Max Ring, Julius Rodenberg, Bettina von Arnim, Fräulein von Crayen, Professor Neander und seine Schwester, Gräfin Klotilde von Kalkreuth, Frau von

Treskow und deren Tochter Ada, Dr. Vehse, Fürst Pückler, die schöne Frau von Uttenhoven, General von Pfuel, den französischen Schrifsteller Crépet, die stattliche Bildhauerin Elisabeth Ney, die Wittwe von Henrik Steffens und deren Tochter Klärchen, Jegor von Sievers, Frau von Nimptsch, Gottfried Keller, Fanny Tarnow, Emil Palleske und viele, viele Andere.

Die Unterhaltung war stets, wie man sich denken kann, eine ungemein angeregte und zündende. Was in einer solchen an bedeutenden Aussprüchen und Bemerkungen, an launigen Einfällen und Schlagwörtern geboten wurde, ist man kaum im Stande sich vorzustellen. Nur in Berlin war eine solche Unterhaltung möglich, so voll Geist, Witz und überraschende Abwechslung.

Varnhagen erschien gewöhnlich, wenn die Eingeladenen alle versammelt und die Gespräche im besten Flusse waren. Er setzte sich bald zu diesem, bald zu jenem, warf hier und da eine Äußerung ein, um endlich, wenn ein Gegenstand ihn besonders in Anspruch nahm, in einer längeren Rede alle Anwesenden zu fesseln.

Sehr wirksam erwies er sich in scharfen Aussprüchen oder in munteren Scherzen. So gedenke ich mit Vergnügen der Bemerkung die er hinwarf und später in einen Brief an Humboldt einflocht, als man ihm meldete Herr von Manteuffel sei 1856 zu den Friedensverhandlungen nach Paris gereist. „Es geschieht das,“ meinte er, „um aus seiner märkischen Streusandbüchse den Sand drauf zu streuen.“

Mit Bettina von Arnim neckte er sich unausgesetzt sehr artig. Als sie ihn einmal quälte, er solle an den Psychographen glauben, rief er lustig: „Sie sind so geschwind, so rasch, Frau von Arnim, das kann ich nicht; ich bin langsamer. Während Sie jetzt beim Psychographen sind, bin ich erst eben beim Tischrücken angelangt!“ — Natürlich mußte Bettina lachen.

Am Glücklichsten war dabei Ludmilla. Sie liebte ihren Oheim abgöttisch und es war die höchste Genugthuung für sie: ihn bewundert und verehrt zu sehen. Sie lauschte seinen Worten wie Evangelien und weidete sich an dem Eindrucke, den sie hervorzubringen pflegten.

Sie selbst klärte sich im Umgang mit ihrem Oheim immer freier und reiner ab. 1857 ließ sie sich folgendermaßen aus:

„Sagen Sie nichts vom Aufhören der Jugend; wie kann die aufhören? Jeder neue Tag, jeder neue Sonnenstrahl giebt sie

einem ja schön und frisch auf's neue wieder. Mir ist es, als wäre ich nie jünger gewesen, als eben jetzt, und zugleich sehe ich, da ich mich durch den Onkel, durch die Mutter, durch die Großmama eigentlich schon in die älteste Vergangenheit eingelebt habe, ein ganzes reiches Jahrhundert an mir auf und niedergleiten; so bin ich sechszehn Jahre und hundert Jahre zu gleicher Zeit, was meinem Leben einen ganz eigenthümlichen, phantastischen Reiz verleiht. So sehr wie ich wünsche, daß die allgemeinen Zustände sich in allem verändern möchten, so sehr wünsche ich für mich, daß alles unverändert so gut und schön bleibe, wie es jetzt ist."

Wie ihre Handschrift sich nach der Varnhagen's bildete und sich ihr ähnlich machte, so auch ihr Geist und ihre Gesinnung. Sie ging ganz in ihn auf und verlor unendlich durch sein Hinscheiden. Über seinen Tod meldete sie mir unter dem 18. Oktober 1858 Folgendes:

„Mich freut es, daß Sie den geliebten Onkel noch einmal in in dem vollen Glanze seines Wesens gesehen haben; er war nie heiterer und lebensfrischer, als gerade in der letzten Zeit. Wie begeistert betrachtete er noch mit mir den Kometen, wie freute er sich noch zwei Tage vor seinem Tode an schönen Proträts, die wir bei Eduard Magnus besahen! Den 9. ging er morgens noch zwei Stunden mit mir vergnügt in den Straßen spazieren und den Abend brachten wir bei Bettinen zu, wo er fortwährend so lebhaft und anziehend erzählte, daß wir ihm alle mit eifrigster Freude zuhörten. Zu Hause plauderten wir dann noch allein und der Onkel hatte eine gute Nacht. Am 10. war er auch vollkommen munter, und wir blieben nur zu Hause, weil das Wetter nicht sehr gut war. Zufällig kam kein Besuch, wir verlebten den ganzen Tag in gewohnter traulicher Gemeinsamkeit, unter abwechselnden frohen Scherzen und auch ernsten Gesprächen. Um 8 Uhr tranken wir Abends den Thee, wobei er wie immer auf dem Sopha lag; dann plauderten wir noch lange, lange, und begannen zuletzt etwas Schach zu spielen, unter beständigen heitern Reden. Da, es mochte etwas nach zehn Uhr sein, bekam er plötzlich einen Hustenanfall mit heftigen Beklemmungen. Ach, es war ein Brustkrampf! Ohne helfen zu können, nur tröstend und ihm zusprechend, stand ich ihm zur Seite in der Angst und Noth! Er verlangte einen Arzt, der unverzüglich herbeigeholt wurde und einen Aderlaß anordnete. Das Blut floß zuerst, aber dann nicht mehr. „Nun ist alles vorbei!"

sagte der Arzt. Ich begriff nicht, was er meinte. „Er lebt nicht mehr," fügte er hinzu. Ein Lungenschlag hatte ihn betroffen. Es war höchstens halb elf Uhr; in kaum einer halben Stunde war all dies Schreckliche vorgefallen. Mir war es wie ein Traum und ich konnte es um so weniger glauben, da kein Kampf die geliebten Züge entstellt hatte. Einen raschen Tod hat er sich immer gewünscht, aber daß er uns so bald entrissen werden mußte, das dachte ich nicht! Ich hatte gehofft, er könne ein Alter wie Humboldt erreichen! — Ich sage Ihnen nichts von meinen Empfindungen; Sie wissen, daß er mein ganzes Glück war. Bei der Frische seines Geistes und der schönen Wärme seines Herzens fühlte ich niemals, daß er alt war. Welche beseligende Gemeinsamkeit!'

Seinem Wunsche gemäß wurde er, obgleich katholisch, auf dem protestantischen Dreifaltigkeitskirchhofe, wo Rahel — und auch unsere Gräfin Ahlefeldt ruht, bestattet; ebenfalls seiner Verfügung gemäß war das Begräbniß einfach und folgte kein Geistlicher dem Zuge. Nicht wie einige Zeitungen irrthümlich vermuthen lassen, hat ein Geistlicher verweigert zu kommen, sondern es wurde gar keiner verlangt. Aber eine zahlreiche Schaar trauernder Freunde, unter denen der tiefbewegte, beinahe neunzigjährige Humboldt, hatte sich eingefunden, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Es waren Menschen aus den verschiedensten Ständen und Lebenskreisen, und auch hierin prägte sich rührend das Wesen des geliebten Onkels ab — wie unendlich viele Freunde er hatte, kommt jetzt recht wehmüthig wohlthuend zu Tage."

Nach diesem großen Verluste schloß sie sich nun um so inniger an mich an. Sie nannte uns selbst „alte Kameraden und literarische Geschwister". Und obschon dieses literarische Geschwisterverhältniß und diese Kameradschaft nicht ohne harte Kämpfe blieben oder gerade, weil diese nicht ausblieben, haben sie sich innig und treu und für die ganze Dauer des Lebens gefestigt.

Manche Schwankung und Trübung hat besonders im Anfang stattgefunden, wo wir uns vor eigenen und vor Mißdeutungen Anderer nicht immer zu schützen vermochten. In einem ihrer Briefe aus dem Jahre 1852 treffe ich auf folgende Auslassung:

„Ich finde, wir sind ziemlich schnell mit einander bekannt und befreundet worden; ich war ganz unbefangen Ihnen gegenüber, ganz vertrauensvoll, ganz sicher, daß Sie die Art meiner Zuneigung

richtig verständen, ganz erfreut über unsere gegenseitig anregende Freundschaft. Da ich immer mehr nach den paar Menschen gefragt, denen ich zugethan bin, als nach der Masse der Gewöhnlichen, so habe ich bei manchen einfältigen Neckereien und falschen Auslegungen der Leute, wenn ich guter Laune war, gelacht, daß sie in ihrer geringen Denkungsart und Beschränktheit nicht verstehen, daß ein Mann und ein Mädchen blos einfach herzlich und uneigennützig befreundet sein können; zuweilen, oft auch, habe ich gelitten unter solchem Mißverstand, aber ich hielt unsere Freundschaft immer für viel zu schön und gut, um sie durch dergleichen Gerede stören zu lassen, und ich hörte gar nicht darauf. Als Sie selbst mir aber im Herbst 1847 nach vielen mir damals unbegreiflichen vorhergegangenen Unliebenswürdigkeiten schrieben: „Man soll niemals das Stückchen Liebe zurückweisen, was einem zugetragen wird. Das darf nur ich thun, mit dem Sie und einige andere Damen einen so lächerlichen Kultus treiben, daß Sie jede Albernheit geistreich und jeden Fehler liebenswürdig finden. Ich kann mich dagegen nur mit Grobheit vertheidigen. Verzeihen Sie also die conversationellen Püffe, die Ihnen oft meine Unterhaltung gegeben; ich mußte sie ertheilen, um die Andern nicht glauben zu machen, ich hielte mich des Enthusiasmus werth, den Sie mir bezeugen. Also nichts für ungut.“ Als Sie mir dies schreiben konnten, da mußte ich zu meinem schmerzlichen Schrecken die Entdeckung machen, daß auch Sie meine Zuneigung durchaus verkannten, daß Sie sich in Bezug auf mich durch das Gerede der Gewöhnlichen hatten beirren lassen, wie ich es doch in Bezug auf Sie nie gethan. Damit haben Sie mir alle heitere Unbefangenheit genommen, alle freundschaftliche Hingebung halb erfrieren gemacht. Die Freude, einen Freund zu besitzen, dem ich, ohne Furcht verkannt zu werden, alle Regungen meines Innern erschließen konnte, hatte ein Ende. Seitdem mußte ich es für nothwendig ansehen, alles mich persönlich Betreffende aus unserem Umgang zum großen Theil zu entfernen, aber ich nahm mir vor, Ihnen nach wie vor so viel zu helfen, als in meiner Macht stände, und ich glaube, ich habe es auch gethan, wenig zwar, aber doch am Ende nach besten Kräften. Wie Recht ich hatte, diesen Entschluß zu fassen, sah ich daran, daß Sie diese Veränderung meines Betragens kaum zu bemerken schienen, ja, mir sogar mitunter sagten, daß Ihnen in meinen Briefen Berichte, Notizen und

dergleichen lieber seien, als persönliche Erlebnisse. Von da an aber ist etwas Fremdes, Gespanntes, Unklares in unsre Freundschaft gekommen, sie ist aus dem Gleichgewicht gerathen; es gab wohl hin und wieder etwas bessere Zwischenzeiten, aber im Ganzen bin ich fremder gegen Sie, Sie aber gegen mich oft bitter, gereizt, unfreundlich, und wenn Andere gegenwärtig waren, häufig geradezu kränkend geworden. Dadurch tritt man sich nicht näher, und dadurch wird man sich nicht lieber. Sie haben oft so sehr etwas darin gesucht, unliebenswürdig gegen mich zu sein, daß ich mir sagen mußte: was ist das für eine wenig süße Freundschaft, die, anstatt wie sonst zu erfreuen und anzuregen, nur immer wehe zu thun sucht und die so anders sein könnte! Daß ich Sie das nicht habe weiter entgelten lassen, nicht wenn wir allein waren, nicht vor den Andern, ist weiter kein Verdienst, weil es einmal nicht in meiner Natur liegt, mich zu rächen. Nachdem die Dinge auf diesem Wege weitergegangen, schien mir endlich, ich weiß nicht wie es kam, in den letzten acht Tagen in Hamburg etwas von dem ehemaligen unbefangenen freundschaftlichen Einvernehmen wieder aufzuleben, und ich freute mich dessen herzlichst; aber Sie haben seitdem durch Ihre Briefe es schon wieder auf jede Art auf's Neue zu zerstören gesucht. Ach, das gelingt nur allzu leicht! Wollen Sie das wirklich und durchaus, so bitte ich Sie: zum Wenigsten zerstören Sie unsere Freundschaft schnell und nicht langsam; es ist das besser für uns beide zu ertragen."

Als ich darauf herzlich schrieb und sie beschwor mein Benehmen und meine Worte nicht schlimmer zu deuten, als es damit gemeint sei, sie dabei meiner aufrichtigen und besten Freundschaft versichernd, antwortete sie sofort:

„So wollen wir denn unsre Freundschaft mit erneutem Eifer fortsetzen, als wenn sie von Vorn wieder anfinge. Mir soll es lieb sein, wenn sie unser ganzes Leben aushält, und länger. Aber dann müssen Sie auch, anstatt mich immer für gar nichts zu quälen, mich zu stützen suchen. Sie wissen es nicht, und die wenigsten Männer wissen es, wie auch die stärksten Frauen — und zu denen gehöre ich nicht einmal — gar so sehr der Stütze bedürfen. Übrigens, das muß ich Ihnen noch sagen, damit nicht ein neues Mißverständniß entsteht: nicht wenn Ihnen weh zu Muthe war, haben Sie mir weh gethan; gehört es doch zur Freundschaft das gemeinschaftlich

zu ertragen, sondern im Gegentheil recht im Übermuth und wenn Andre dabei waren. Auch scheint es mir, daß Sie nicht noch besorgter um Ihren Ruf zu sein brauchen, als ich um den meinigen. Was Fräulein von M. betrifft, so hat diese gar keine Schuld, denn es ist nicht „eine Wahrheit, daß man zwei weibliche Wesen, auch die besten, nicht in's Vertrauen ziehen darf, ohne Mißverständnisse hervorzurufen," sondern die Sache liegt daran, daß es immer bedenklich, mit einer beinahe ganz Fremden, wie dies Ihnen Fräulein von M. ist, in solcher Weise, wie Sie es gethan, über seine Freunde zu sprechen. Ich thue das niemals und sage Ihnen lieber zehnmal wenn wir allein sind, alles in's Gesicht, was ich an Ihnen auszusetzen habe, anstatt es gegen Entferntstehende zu äußern. Zuletzt noch wollte ich, ich dürfte Ihnen verbieten, immer von meinem Geiste und nun gar von meinen Talenten zu reden. Die Talente sind das Allerunwesentlichste an den Menschen, auf die es am wenigsten ankommt; und wenn Sie Katzenaugen hätten, wie ich, die im Dunkeln gut sehen können, so würden Sie neben dem vielleicht etwas hellen, aber jedenfalls zu sehr gepriesenen Geiste noch manche andre Eigenschaften entdecken, die nicht schlechter sind. Die Männer, auch die klügsten, sind alle etwas schwerfällig von Begriffen und von langsamer Beobachtungsgabe, und so mag es denn kommen, daß auch Sie, wie ich neuerdings bemerkt habe, mich noch lange nicht ganz kennen."

Hierin lag gewiß manches Wahre, und daß ich es erkannt, stärkte unsre Freundschaft derart, daß ähnliche Mißstände nicht mehr eintraten oder, wenn sie ja einmal wieder zum Vorschein kamen, zwischen uns nur noch in scherzendem Tone behandelt wurden, so z. B. als sie mir schrieb:

„Wie ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich Ihren ziemlich verspäteten Brief vom 23. der mir Vergnügen machte, quoique oder parceque, wie Sie es nehmen wollen. Am Liebsten hätte ich Ihnen gleich mündlich geantwortet und auseinandergesetzt, was ich nun als Osterfeiertagsunterhaltung mit der Feder thun muß. Wie seltsam sind Sie! Sie hätten sich „Ihrer Haut wehren müssen!" Gegen mich! Als wenn das je gegen mich nöthig wäre! Bin ich doch so gut, so außerordentlich gut, was ich Ihnen sagen muß, da Sie es sonst leider nicht merken. Freilich bin ich wie jede Frau eine Katze — was ich mir sehr zur Ehre anrechne — und habe

die so nothwendigen Krallen von der Natur erhalten; aber wer geschickt ist, nimmt eine Katze so auf den Arm, daß sie einem gar nichts thut und die Krallen einzieht. Diesmal aber hatte ich Ihnen noch gar keine Krallen gezeigt und zeigen wollen, diesmal war ich die Güte und Sanftmuth selbst. Zweitens: wie können Sie mich so mißverstehen in Beziehung auf die Todten und die Lebenden! Bin ich es denn nicht gewesen, die Ihnen hundertmal gesagt hat, Sie seien gegen viele Ihrer Bekannten zu freundlich, zu nachsichtig, zu liebevoll, zu aufopfernd? Wie kann ich da wohl meinen, daß Sie die Lebenden auf Kosten der Todten vernachlässigen? Wo Sie also glauben, daß ich Sie an unrechter Stelle tadle, hat Sie ein Bischen Mißtrauen dazu gebracht, sich einzubilden, daß ich Sie tadle, wo es mir nicht einfiel. Ich schrieb das nur, um meine eigenen Urtheile über Kopisch und Giseke, die Sie angegriffen hatten, zu motiviren, und dann machte ich die Sache persönlich und bat mir für mich alle die Zuneigung und Freundlichkeit und Freundschaft, die Sie für mich haben könnten, bei Lebzeiten aus. Ist das denn etwas so Schlimmes, ist das eine so böse Zumuthung? Ich fürchtete, Sie verwahrten mir sonst den größten Theil davon bis nach meinem Tode, und das schien mir noch etwas zu lange hin zu sein. Ärgert Sie das auch? Muß darüber auch durchaus „etwas Zank“ sein? —

Dazwischen wurden wir nicht müde gegenseitig uns anzuspornen, zu bilden, zu ermuthigen. Als ich ihr einmal geklagt, daß ich mit meinem Dasein und Schaffen unzufrieden, weil mir eine recht gediegene klassische Bildung nicht zu Theil geworden und das Gesellschaftsleben in Berlin mich in der Jugend übermäßig zerstreut, schrieb Sie mir:

„Die Empfindungen, die Sie zuweilen haben, begreife ich vollständig und viele davon habe ich selbst hier gehabt, besonders früher, wo sich mir der Onkel noch nicht so herzlich angeschlossen hatte, und ich mich oft sehr vereinsamt fühlte. Ich habe im Stillen ganze Tage verweint und mich oft gefragt, was ich mit einer solchen Jugend anfangen solle. Es ist eine traurige Wahrheit, daß jedes Menschenleben fast, welches man näher betrachtet, auch bei scheinbar günstigen Verhältnissen doch wenigstens zur Hälfte in Leid, Entsagung und Herzenseinsamkeit vorüberrauscht. Jeder fast ist ganze Zeiten allein für sich, voll Verlangen nach Glück und Zuneigung,

und was einen befriedigen könnte, ist vielleicht ganz nah, aber man erreicht es nicht, oder weiß vielleicht nicht einmal von seinem Dasein. Aber dies alles, eben dies allgemeine Menschenschicksal können Sie doch Berlin nicht zur Last legen. Berlin hat gerade das Gute, daß seine geistige Strömung in alle Schichten der Gesellschaft dringt, daß es einen klug, wenn auch nicht immer glücklich macht. Sie klagen darüber, was vieles an Ihrer Ausbildung und Leitung versäumt worden sei. Lesen Sie doch einmal in des Onkels Denkwürdigkeiten nach, wie viel auch an ihm in der Art versäumt worden ist, wie spät er das Griechische lernte, so vieles nachholte in später Zeit und so schön nachholte. Das können Sie auch jetzt noch, lieber Freund, jetzt, da Sie noch jung sind und es nur auf Willen, Muth, Entschlossenheit, Fleiß, Ausdauer ankommt, und auch manche Zeit wird sich neben den Jahreszeitengeschäften finden, wenn Sie es nur wollen. Noch dazu ist das Lernen so schön, daß ich glaube, daß man fast in jedem Zweige desselben, wenn man sich nur mit Eifer darauf legt, seinen Genuß, seine Erhebung, seine Anregung und Freude finden kann. Sie haben so manches Gute, das sich nicht lernen läßt, schaffen Sie sich noch jetzt das andere dazu, streben Sie es zu erreichen!"

In diesem Streben mich zu ermuthigen und zu fördern, ist sie nicht müde geworden, und um zu beweisen, daß sie nicht Alles an mir gut und liebenswerth finde, ist sie gar oft mit dem von mir Geleisteten streng ins Gericht gegangen. So schrieb sie mir unter Anderem über mein kleines viel gegebenes Lustspielchen „Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet":

„Als ich den ersten Bogen Ihres Lustspiels zur Durchsicht erhielt, erschien es mir etwas hübscher als die andern, der Dialog frisch und lebendig und nicht so aus lauter herkömmlichen Theaterphrasen zusammengesetzt, wie sie sich Michaelson*) zuweilen bei Ihnen bestellt; aber nachher kam die andre Hälfte nach, um mein eben erwachtes Vergnügen zu zerstören. Die Idee ist hübsch, das Stückchen hätte sehr artig werden müssen, wenn Sie sich nur ein klein wenig Mühe damit gegeben hätten, aber — Sie haben sich gar keine Mühe gegeben! Sie sind ganz einfach zu bequem gewesen, sich den Zusammenhang und Verlauf der Geschichte natürlich und

---

*) Theateragent.

graziös auszudenken; Sie dachten wahrscheinlich gar nicht nach, Sie waren mit dem Ersten, Besten, was Ihnen in den Sinn kam, schon zufrieden, und daher die mancherlei Unmöglichkeiten und Übertreibungen, die zur Karikatur werden ohne die komische Wirkung irgend zu verstärken. Vor allen Dingen hätten sich Emil und Pauline mehr als bloß auf dem Dampfschiff gesehn haben müssen, wo ja, da noch obendrein gesagt wird, er habe sich scheinbar wenig um sie bekümmert, beinahe nur der gegenseitige Anblick übrig bleibt. Ein Mann mag vielleicht solch eine tolle Laune haben, aber welche Frau verliebte sich wohl so geschwind in den Ersten, Besten, der ihr in den Weg gelaufen kommt? Jedenfalls könnte nur eine wahnsinnige Theaterprinzessin oder fahrende Abenteurerin solch thörichter Liebe in sich Raum verstatten. „Mein Gemüth, meine ganze Seele flog Ihnen entgegen,“ sagt Pauline. Ja, als wenn das nur so flöge! — Dann ist sie gering genug, sich von ihrem Kammermädchen bedauern zu lassen und diese zur Vertrauten ihrer Thorheit zu machen. Danach darf man sich freilich denn nicht mehr allzusehr wundern, daß sie sich auf die ihr von einem ihr ganz fremden, zudringlichen, studentisch wilden jungen Menschen zugeflüsterte Aufforderung hin sogleich zu einem Rendezvous mit Emil hergiebt, und so leichtsinnig in eine Entführung willigt, als gälte es nur ein Engagement zu einem Walzer. Hätte sie Emil schon früher gekannt, Zeit gehabt, Zutrauen zu ihm zu fassen, sich für ihn zu interessiren, so wäre sie weit eher entschuldigt und das Ganze weit natürlicher. Emil brauchte nur durch irgend einen Zufall ihren Familiennamen nicht zu kennen. Zum Schluß brauchen Sie das Paar noch einmal auf der Bühne, und Emil sagt, er sei wieder umgekehrt, als er erfuhr, daß Pauline die Georg verlobte Braut sei. Das ist aber doch eine zu schlimme Beleidigung gegen Paulinen! Wer sich wirklich einmal liebt, durchaus heirathen will, entflohen ist und damit alle Brücken hinter sich abgebrochen hat, der kehrt auch wahrlich nicht wieder um, damit ein Freund eine ganz dumme Convenienzmariage nicht versäume. Dieser ungeheure Edelmuth Emils ist eine tiefe Kränkung für Paulinen, die sie freilich für ihr Betragen reichlich verdient hat. Aber stellen Sie sich doch einmal solch eine klägliche Rückreise vor! — Übrigens kommen mir solche Dörfer, in denen man sich so willkürlich trauen lassen kann, etwas böhmisch vor! — Was Emil Paulinen von seinem Vermögen und seiner Stellung sagt, hätte,

wie ich finde, Georg sprechen müssen, denn es nimmt sich doch gar zu komisch aus, wenn einer das alles in seine Liebeserklärung einmischt. — Dann sagt einmal Georg: „Ich hörte unten von einem Bräutigam sprechen, der eben angekommen sei.“ Diese Phrase ist doch gar zu unwahrscheinlich! Sie thun ja, als wenn das ein Titel wäre, mit dem man einen anredet, oder eine Toilette, an der man zehn Schritte weit erkannt wird! — Nun bin ich mit meinem Tadel fertig. Sie sehen, daß alles ganz leicht nach meinem Sinn hätte geändert werden können, und das ist es eben, was mir dabei so leid thut.“

Ich führe diese Auslassung nur an, um darzuthun, daß wir uns keineswegs mit Sammethandschuhen anfaßten, wo es galt über unsere Arbeiten ein Urtheil abzugeben. Es war immer grad und unumwunden. Ludmilla besonders besaß den richtigen feinen Takt und Geschmack dazu. Ich verdanke Ihrer Einsicht manchen guten Rath, und was mich betrifft, so befleißigte ich mich, ihr solchen bei ihrem literarischen Schaffen nach Kräften ebenfalls zu ertheilen. Mit der Zeit verlernten wir auch alle Empfindlichkeit und lebten uns nach und nach so in einander ein, daß uns nichts in unserem gegenseitigen freundschaftlichem Verhältnisse irre oder schwankend machen konnte.

So kam es, daß sie nach meiner Verheirathung nachstehende Zeilen an mich gelangen ließ:

„Darauf dürfen Sie sich fest verlassen, daß ich, wenn Sie derselbe bleiben, und das werden Sie, Ihnen immer treu zugethan sein werde. Mögen sich Ihr Umgang, Ihre Beziehungen verändern, wie dies das Leben mit sich bringt, ich bleibe immer Ihre Kameradin im Guten, und mögen wir uns nun einmal kürzer oder länger nicht sehen, das soll uns niemals entfremden und niemals unsere Intimität vermindern.“

Und in der That ist das auch nie geschehen. Die nachfolgenden Briefstellen mögen dies in aller Kürze beweisen. 1865 lautet eine:

Lieber, guter Wehl, ich denke an unsere ganze Vergangenheit, an unsere gemeinschaftlichen Bestrebungen in Berlin und Eimsbüttel! Wie die Zeit unheimlich schnell vorüberrauscht! Aber im Innern bleibt man unverändert, die Jugend bleibt im Herzen wie eine verborgene Blume und der Strom der Empfindungen wallt unaufhaltsam weiter, ohne sich abzukühlen. Jetzt weiß ich es gewiß:

wer einmal wahrhaft jung war, wird nicht alt. Aber ernster wird man und traurig, wenn man so mit jedem Schritte vorwärts neue und andere Schmerzen kennen lernt."

In einer andern desselben Jahres heißt es:

„Ja wohl ist unsere Freundschaft wohlthuend und beglückend und unzerstörbar für alle Zeiten. Ich habe immer gefunden, daß wir viele Aehnlichkeit mit einander haben, weniger vielleicht in den Charakteren, als in der Art zu fühlen; unsere Gefühle sehen sich ähnlich wie Geschwister, und darum kann unsere Seelenverwandtschaft nie aufhören. Auch — ich darf es sagen — in der Treue sind wir uns ähnlich, und da diese leider so selten ist, sind wir allein übrig geblieben zwischen all jenen scheinbaren Freundschaften und Beziehungen, die sich in jener vergangenen Zeit um uns herbewegten. Wie Sie sich des Abends bei Mundt's erinnern, so gedenke auch ich noch seiner; wie Sie die langen Locken vor sich sehen, so sehe ich deutlich Ihren grauen Paletot und erinnere mich Ihrer Verse, die mir so gut gefielen, und die ich noch heute schön finde. Es mag eine rechte Herzenscaprice gewesen sein, daß die Worte „ihr Kranz, der raschelt wild!" es mir ganz besonders angethan hatten, und es half gar nichts dagegen, daß Clara (Mundt) wunderbar philisterhaft mir nachher auseinanderzusetzen suchte, es schicke sich gar nicht für mich, daß solch ein Gedicht mir gefiele! — Wie harmlos waren wir damals zwischen den vielen Intriguen die uns umgaben!"

Eine dritte von 1876 besagt:

„Wir sind im wahren Sinne des Wortes Zeitgenossen, ja in der Vergangenheit Minutengenossen, so empfanden wir die Pulsschläge der Zeit gemeinschaftlich."

Dies Alles muß man kennen, um Ludmilla selbst und ihr Verhältniß zu mir zu verstehen. Sie war kein weibliches Wesen der gewöhnlichen Art. Sie besaß einen lebhaften Geist und feinen Sinn zugleich mit großer Charakterstärke und entschiedener Tapferkeit der Gesinnung, wie bereits im Eingang meiner Auslassung angedeutet worden und wie sich für jeden Einsichtigen aus dem seither Mitgetheilten nothwendig ergeben muß. Sie zeigte sich in jeglicher Lebenslage zugleich beherzt und klug. Sie verstand sich vortrefflich in die Menschen und Verhältnisse zu schicken und ihre

Angelegenheiten in Ordnung zu halten. Sie war vor allen Dingen eine gute Wirthschafterin und äußerst haushälterisch.

Bei mir fand fast überall das Gegentheil statt. Meine Seele hatte einen etwas langsamen und schweren Flug. Sie entwickelte sich umständlich und ohne jeden Schimmer. Ein eifriges Studium der französischen Schreibweise verlieh ihr allerdings im Ausdruck und Styl ihrer Auslassungen ein wenig Reiz und Schmelz, allein, wie es bei Nachahmungen ziemlich immer zu geschehen pflegt, überbot ich mich darin und that des Guten zu viel. Namentlich liebte ich, mich in originellen Einfällen und Redensarten zu ergehen. Börne und Heine wurden meine Vorbilder; ich balanzierte literarisch auf dem Phrasenseil und glaubte alle Wirkung in der sogenannten Pointe suchen zu müssen. Dabei war ich gutmüthig, vertrauensvoll, ohne jede Menschenkenntniß und in Geldsachen fahrlässig und sorglos. Alle Augenblicke gerieth ich in Verlegenheit mit meinen Bekanntschaften und Unternehmungen, mit meinen Einnahmen und Ausgaben.

Da war es denn immer Ludmilla, die sich in's Mittel schlug. Ich ließ sie um Alles wissen, was ich that und sie ließ sich keine Mühe und Sorge verdrießen, mir darin beizustehen. Ihr guter Rath und ihre Unterstützung kamen mir überall zu passe. Sie ordnete meine Geschäfte, regelte meine Thätigkeit und fand immer eine Auskunft aus meinen Verlegenheiten. Wir hatten eigentlich kein Geheimniß vor einander. Wir theilten uns rückhaltlos mit, was wir empfanden und dachten. Jedem von uns war es bekannt, wie es um dem Andern beschaffen; wir wußten um unsere gegenseitigen Sympathien und Antipathien. Bei Ludmilla, die ein artiges Porträttalent besaß, ging das so weit, daß sie mir die Bildnisse derjenigen weiblichen Wesen malte, für die ich eine besondere Theilnahme blicken ließ, während ich als Erwiederung in scherzhaften Versen zuweilen die Männer besang, denen ihre Geneigtheit zuflog.

Aus diesem Allen entspann sich zwischen uns ein Verkehr von entschiedenster Offenheit, die sich am deutlichsten zu Tage gelegt in den Mittheilungen zeigt, die sie, nachdem ich aus Berlin verwiesen worden, an mich nach Hamburg schrieb.

Durch ihren Oheim in einen Mittelpunkt der Berlinischen Gesellschaft und in den Kreis bedeutender Menschen gebracht, erlebte und erfuhr sie Vieles, was auch heute noch von einigem Interesse sein dürfte und ich deswegen glaube hier auszugsweise niederlegen

zu sollen. Manches davon wirft auf Zeit und Menschen Lichtblicke von nicht zu unterschätzendem charakteristischem Werthe, wie ich mir einbilde.

Den 29. Oktober 1850.

„Am 17. wurde hier auf dem Sophienkirchhof die Leiche von Heinrich Stieglitz neben dem Grabe seiner Frau in die Erde gesenkt. Es war das schönste Herbstwetter. Auf Charlottens Grab steht ein großer Lebensbaum. Von Mundt, der dort war, ließ ich mir alles genau beschreiben. Ungefähr sechzig Freunde von Stieglitz hatten sich eingefunden, darunter Rauch, Diesterweg, Johannes Schulze. Derselbe Prediger Jonas, der auf Charlottens Grabe die Rede hielt, hielt sie auch jetzt. Und mit pastörlicher Hartnäckigkeit sprach er dieselben Worte, die er damals sagte, und die Mundt später zu einer Entgegnung veranlaßten, nämlich daß es ein Frevel von Charlotte gewesen, so willkürlich der Hand des Schicksals vorzugreifen. Von Stieglitz bemerkte er unter Anderem, was ihn eigentlich so unglücklich gemacht, sei, daß er ein Dichter gewesen und darüber die christliche Lehre vergessen habe: im Kleinen groß zu sein. Dieser Pastor ist jedenfalls im Großen und im Kleinen klein; wenn es auch von höherem Gesichtspunkte aus eine Wahrheit ist, daß es ein Unglück ist, Dichter zu sein, wie auch ein Glück, so ist diese Betrachtung von seinem niederen pastörlichen Standpunkte aus doch nichts als fromme Beschränktheit und Albernheit. Uebrigens scheint mir, war es vielmehr Stieglitzens Unglück, daß er kein rechter Dichter war.“

Den 2. December 1850.

Fanny Lewald hat Heine oft gesehn; sein Zustand sei trostlos, aber sein Geist ungebrochen und frisch wie immer. Einmal sprach er davon, wie er gern fortdauern möchte nach dem Tode, das aber vertrauensvoll Gott überlasse, wie alles andre; „nur“, fügte er lächelnd hinzu, „meine Geldangelegenheiten besorge ich lieber selbst!“ — Ist das nicht echt heinisch? Zur Pflegerin hat er eine Mulattin.

Wie ich neulich mit Sternberg*) sprach, suchte ich ihm Gottschall dadurch zu empfehlen, daß ich ihm sagte, das wäre einer der jungen Schriftsteller, die noch keine Zeile gegen ihn geschrieben. „Oh, das

*) Alexander v. Sternberg, Verfasser zahlreicher Romane: „Die Zerrissenen“, „Molière“, „Galathee“, „Psyche“ u. s. w. u. s. w.

sind ja gerade die Allerschlimmsten," rief Sternberg, „denn die thun es noch!

„Sternberg ist übrigens, seit er wieder in der Stadt wohnt*), auch wieder ein getreuer Besucher von Frl. Solmar, ohne mehr durch die Omnibusstunde früh hinweggescheucht zu werden. Er ist immer voll schmeichelhafter Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gegen mich. Neulich hat er bei sich einen kleinen Thee gegeben, zu dem er auch seine Frau einlud. Zuvor hatte er aber zu Fräulein von Crayen gesagt: „Ich bitte Sie, kommen Sie recht früh zu mir, damit ich nicht mit meiner Frau allein zu sein nöthig habe!" Natürlich trägt Fräulein von Crayen, der Wiedererzählen um jeden Preis nothwendiger als das Athmen ist, dieses Wort in der ganzen Stadt umher.**)

---

*) Er hatte eine Zeitlang in Charlottenburg Aufenthalt genommen.

**) Alexander von Ungern-Sternberg war einer der sonderbarsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Groß und stattlich gewachsen, von angenehmen Gesichtszügen und gefälligem Wesen, legte er großes Gewicht auf alles Aeußere. Er ließ gern seine schön geformte Hand sehen, die, weiß in der Haut zu erhalten, er zuweilen, wie man erzählte, in heißen Leim steckte. Sicher ist, daß er stundenlang an seinen Nägeln schneiden, feilen und glätten konnte. „Die Hand ist immer das Erste, wonach ich bei einem Menschen zu sehen pflege", sagte er mir einmal. „Eine nicht soignirte Hand stößt mich ab". Man meinte auch, daß er, nur um seine Hand zeigen zu können, Zeichnen gelernt habe. In dieser Kunst war er sehr geschickt und besonders im Karikiren. In Gesellschaften saß er stets mit dem Griffel in den Fingern, um auf kleinen Blättern allerlei Phantasie- und Zerrgebilde während der Unterhaltung zu entwerfen. Er selbst sprach nicht viel, doch zeigte sein Gespräch immer Geist und viel gute, treffende, meist äußerst beißende Einfälle. Er beobachtete scharf und urtheilte ziemlich schonungslos, meist indeß nur im vertrauten Kreise und später erst in seinen „Erinnerungsblättern" auch öffentlich, nachdem die scharfe kritische Abfertigung seiner „Braunen Märchen", in denen, wie Gottschall bezeichnend sagt: „die nackten Alräunchen der Phantasie eine barocke Orgie feiern" ihn gereizt und erbittert hatte. Er ist jedenfalls eine aus seltsamen Gegensätzen gemischte Erscheinung gewesen. Aristokrat vom Kopf bis zu den Füßen, konnte er zuweilen demokratische, ja sogar geradezu revolutionäre Anwandlungen haben. Arm wie er war und auf den Ertrag seiner literarischen Arbeiten angewiesen, schalt er auf Staat, Kirche, Gesellschaft, so lange er arbeiten mußte, um Geld zu verdienen. Hatte er es verdient und Fluth in seiner Kasse, gleich ward er wieder vornehm und hochmüthig. Ich habe diese Wandlungen mehrfach mit durchgemacht, denn eine Zeitlang verkehrte er gern mit mir und liebte es, meine jugendlichen Plaudereien zu hören, indeß er sich meist in Schweigen hüllte. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Spazierganges an einem trüben Herbsttage im Berliner

Den 24. Oktober 1851.

„Abends liest mir der Onkel jetzt mitunter aus seinen Tageblättern vor; wir sind einige Abende dabei bis 1 Uhr zusammengeblieben. Gestern citirte er im Gespräch einen Ausspruch von Diderot, der mich so frappirte, daß Sie ihn auch hören müssen. Diderot rief nämlich, als einmal vom Glück die Rede war, aus: „Qui est-ce qui est heureux? quelque miserable!“ — Der Onkel stellte damit ein Wort der Tochter des Prinzen von Ligne zusammen, welche bei Gelegenheit eines Streites, ob die Männer oder die Frauen bevorzugter seien, nachdem Jemand ihr bemerkt, es gäbe doch Beziehungen, in welchen die Frauen günstiger gestellt seien, ausrief: „Ah, vous voulez parler de ce triste amour!“ — Welch ein schmerzlicher Witz in diesen beiden Aussprüchen!

An einem der letzten schönen Herbsttage gerieth ich mit dem Onkel auf einem Spaziergange auf den Kirchhof vor dem Oranienburgerthore, ich glaube, der Friedrich-Wilhelmstädtische und Dorotheenstädtische heißt er. Mein Gott, ein wahrer Père Lachaise! Eine ganze Reihe Berliner Berühmtheiten liegen hier neben einander, mehr gewiß, als noch am Leben sind. Da ist das Grab von Fichte mit einer eisernen Säule, auf der sein Portrait und ein schöner Spruch von Daniel; gegenüber das Monument von Hegel, welches von Granit nur einfach seinen Namen als Inschrift enthält. Dann Eduard Gans, Amalie von Helvig mit ihrer Tochter, Schadow, Schinkel, Franz Horn, Hufeland, Osann, Hitzig, Langbein, Krüger, die beiden Eunicke's, Biester, Bernhardy u. s. w. Mehrere schwarze Kreuze mit der Aufschrift: „Wir sehn uns wieder, geliebte Mutter!“ hatten mir etwas Rührendes. Auch einem Scharfrichter hatte seine Familie ein Denkmal mit preisender Inschrift gesetzt; doch war die Seite, die seinen Namen und Stand enthielt, sehr künstlich den

---

Thiergarten mit ihm, auf dem er lange Zeit still neben mir herging, endlich, plötzlich stehenbleibend, mit der Hand nach der Stirne fuhr und in schwerem Tone sagte: „Wehl, wenn es plötzlich hier einmal stockt, was dann?“

Dieser unerwartete Ausruf erschreckte mich und ich mußte traurig seiner eingedenk werden, als ich ihn etwa zwölf Jahre darnach in Dresden auf der Brühl'schen Terrasse gebrochen, schlaff und verglaseten, stieren Blicks an mir vorüberschlürfen sah, ohne, daß er mich erkannte.

Er hatte ziemlich spät noch ein Fräulein von Waldow geheirathet und lebte eine Zeitlang mit dieser und ihrer verwittweten Mutter ein höchst abenteuerliches Eheleben, von dem in den Briefen Ludmilla's öfter die Rede ist.

Augen des Beschauers abgewandt. Ueberall schöne Blumen, Bäume, Sonnenblicke. Der Onkel sprach mit einer Heiterkeit vom Sterben, die mir immer etwas Beängstigendes hat. Sie wissen, ich kann wie Bellini nicht vom Sterben reden hören! — Genug davon!

Frau von Goethe*) ist hier auf einige Tage zum Besuch und geht von hier nach Wien. Ich war mit dem Onkel bei ihr und war auch einen Abend bei Frl. Solmar mit ihr zusammen. Man hatte sie mir so oft als häßlich geschildert, daß ich sie nun viel besser aussehend fand, als ich erwartet hatte. In der schwarzen Kleidung — sie trauert um ihre Mutter — mit den weißen Haaren und den bedeutenden Augen nimmt sie sich ganz interessant aus; nur der untere Theil des Gesichts ist häßlich, weil sie sich vor langer Zeit durch einen Sturz mit dem Pferde die Lippe zerschlagen. Sie hat ein sehr angenehmes Wesen, ein liebenswürdiges Gemisch von Ruhe und Lebhaftigkeit, von Weichheit und Festigkeit. Sie war im „Prinzen von Homburg" gewesen, meinte aber, nachdem sie Madame Hoppé als Natalie gesehen, wenn man in Berlin so frostig liebe, könne man gar nicht hier bleiben. Auch klagte sie über den Mangel an Beifall, welchen das Stück gehabt und fragte, ob denn die Berliner ohne Hände geboren seien?"

Den 8. Januar 1852.

„Der Artikel von Auerbach im „Deutschen Museum" ist mit ziemlicher Eitelkeit geschrieben und giebt dabei ein ganz falsches Bild von Lenau; jeder Zug ist unrichtig, Sie können es mir glauben. Lenau war in seinen bösen wie in seinen guten Seiten weit interessanter, als ihn Auerbach beschreibt, der zumeist dabei an sich gedacht zu haben scheint. Der Verkehr zwischen beiden scheint auch gar nicht so intim gewesen zu sein, wie das Auerbach sich und Anderen einbilden möchte, die Vertraulichkeit nur eine äußerliche, zu der Auerbach durch seinen Ton und sein Wesen leicht fortreißt. Wenn Auerbach an Lenau's Werken manches tadeln wollte und ihm Letzterer darauf erwiederte: „Laß nur gut sein, Du magst Recht haben, es bleibt aber doch so; reden wir lieber nicht weiter davon!" oder ähnliche Worte, so ist das sehr stolz abweisend und eben nicht schmeichelhaft für Auerbach, und er hätte klüger gethan es zu ver-

*) Ottilie von Goethe, die Wittwe von Goethe's Sohn, welche die letzten Jahre des großen Dichters mit ihrer Liebe und Verehrung verschönte.

schweigen, als sich etwas darauf einzubilden. Daß er glaubte, sein holder Anblick könne eher als der eines Anderen auf den Wahnsinnigen Eindruck machen und zu seiner Heilung beitragen, ist doch auch sehr selbstgefällig. Daß er mittheilt, daß Lenau ihm vertraute, er fühle sich nicht behaglich bei Reinbeck's, ist eine große Indiscretion, die der armen Madame Reinbeck, die für Lenau das tiefste Interesse hatte, sehr wehe thun muß. Daß Auerbach aber so sehr imponirte, daß Lenau sich vom Kellner keine kleine Münze herausgeben ließ, hat mich lachen gemacht."

Den 28. Febr. 1852.

„Daß Gottschall's „Rose vom Kaukasus" gefallen hat, freut mich sehr. Ich habe das Stück nun auch gelesen und zähle es zum Schönsten, was Gottschall geschrieben hat. In jeder Szene, in jedem Wort ist die bezaubernde Macht des genialen Dichters. Nur der Schluß leuchtet mir nicht ganz ein: daß Sarema noch zuletzt zu ihrem feindlichen Geliebten zurückkehrt und nicht endlich ihre Liebe zu ihm auslöscht, nach allem Vorhergegangenen, glaube ich nicht recht. Wie kann diese Heldin zuletzt noch dem schlechten Dscherikoff ihr Bestes, ihre Seele schenken? Aber vielleicht hält Gottschall das an einer Frau nicht für das Beste. Die Gräfin Ahlefeldt hat übrigens die „Rose" auch sehr schön gefunden, und bittet, es ihm gelegentlich zu sagen. — Einen Abend war ich mit dem Onkel bei Frau von Bock.*) Sie trug eine ganze Reihe von Liedern vor, wobei sie Herr von Bock accompagnirte. Wie sie nur anfängt zu singen, ist es mir, wie wenn man eine Fackel anzündet; diese Gluth, diese Leidenschaft, diese Feuerseele macht einen ergreifenden Eindruck. Dieser Gesang ist immer wie eine Flamme, die bald leise erzittert, bald wild auflodert. Ihre Declamation ist wunderbar. Der Onkel sagte, sie erinnere ihn an ihre Mutter, die Sophie Schröder; sie sänge, wie diese sprach. Sie begann mit dem von Schubert componirten „Erlkönig", von dem ich jeden Ton noch höre: dann kam von Heine: „Das Meer erglänzte weit hinaus", „Die Lotosblume", und „Aus meinen großen Schmerzen", Goethe's „Rastlose Liebe" und noch vieles Andere. Der Abend verging sehr schön und das liebenswürdige geniale Wesen der Schröder-Devrient interessirte mich fortwährend."

---

*) Schröder-Devrient.

Den 13. März 1852.

„Ich hatte gestern ein Billet zu „Romeo und Julia“ genommen. Es hat mich sehr bewegt und angeregt das geliebte Stück auf der Bühne zu sehen, aber die Darsteller haben mich sehr wenig befriedigt. Erstens, sie waren alle Deutsche, Deutsche vom liebenswürdigen Hendrichs an, der seinen Romeo zu einem herzgewinnenden, sanften, von ahnungsvoller Wehmuth angehauchten deutschen Liebhaber machte, bis zu Herrn Crüsemann herab, der den witzigen, ritterlichen Mercutio zu einem gemeinen Gassenbuben herabwürdigte. Wenn ich doch in einem einzigen südliches Feuer gefunden hätte! Die Gewalt der Leidenschaft, sie fehlte Romeo wie Julien. Der Beste war Hendrichs, bis auf den Grundfehler, daß er Romeo statt eines heißblütigen, überschwänglichen Italieners zu einem träumerischen Deutschen machte. Dadurch kamen die heftigen Uebergänge von Hoffnung und Verzweiflung in ihm ganz unverständlich zum Vorschein und es erschien wie ein unbegreiflicher Paroxismus, als er bei der Nachricht von seiner Verbannung plötzlich sich das Leben nehmen will. Aber seine Zärtlichkeit war so liebenswürdig, sein Ton so weich, empfindungsvoll und schmelzend, so aus der Seele kommend, jede Stellung und Bewegung so graziös, edel und plastisch und schön, daß es eine Freude war. Nur zwei geradezu schlechte Szenen hatte er: erstens als ihm die Amme Botschaft von Julien brachte, hörte er ganz phlegmatisch ohne alle Spannung zu, als wenn es ihn gar nichts anginge, — und dann als ihm im fünften Akt Balthasar Juliens Tod berichtet, rief er ganz sinnlos laut, schrie komödiantenhaft die Worte: „Ist es denn so? Ich biet' euch Trotz, ihr Sterne!“ — Aber das Publikum ist so schlecht, es applaudirt gewiß am Sichersten, wenn der Schauspieler einen Fehler macht und übersieht die guten Momente, wenn sie nicht kraß aufgetragen sind. — Nun kommt Fräulein Fuhr! Schöne Persönlichkeit, schwache Kunst! Ihre Stimme ist angenehm, und in den ersten Szenen hatte sie einen Ton der Innigkeit, der mir sehr wohl gefiel, aber dieser Ton, scheint mir, kommt nicht rein heraus, er ist wie eingewickelt in einen gezierten Diskantton, der nur auf den Brettern zu finden ist. Ich fürchte, man hat ihr zu viel anerzogen und in ihr selbst ist nicht viel Innerlichkeit. So gab sie denn auch die Rolle gar nicht aus einem Guß, sie schien nicht aus einer bestimmten Auffassung hervorgegangen: Einheit des schönen Gesichts,

aber nicht Einheit des Charakters. Julia wird durch ihre Liebe zu einer Heldin; im Anfang mädchenhaft, beinahe kindlich, entwickelt sie sich vor unsern Augen, gereift durch die Gewalt der Leidenschaft. Bei Fräulein Fuhr war keine Entwickelung, sie blieb dieselbe, von Anfang bis zu Ende und die Leidenschaft ersetzte sie durch einen gemachten theatralischen Affekt. In solchem sprach sie denn auch ihre Furcht vor dem Schlaftrunk aus, wonach sie aber applaudirt und gerufen wurde. Die Schlußworte dieser Szene: „Ich komme, Romeo! Dies trink' ich Dir" sagte sie mit demselben Grausen, welches sie im Vorhergehenden angewandt, während ich mir diese Worte ganz mit den vorigen contrastirend denke, mit aller Gluth und begeisterten Ueberschwänglichkeit der leidenschaftlichsten Liebe ausgerufen. Am Besten gefiel sie mir in zwei stummen Bewegungen: erstens, als sie sich einmal vom Balkon zu Romeo hinabneigte und dann, als ihr Vater sie zwingen will, Paris zu heirathen, wo sie sich zuerst stumm vor ihm niederwirft. Ich fürchte, sie hat keinen Geist für so bedeutende Rollen. Das Haus war ziemlich leer, aber man rief sie nach dem vierten Akt und nach dem fünften Akt mit Hendrichs, der es mehr als sie verdiente. Daß man fast nie mehr echte Wahrheit auf der Bühne sieht! — Herr Rott war Capulet und sagte ganz gleichgültig: „All' meine Hoffnungen verschlang die Erde; mir blieb nur dieses hoffnungsvolle Kind!" Und das ist ein denkender Schauspieler! Es ist, als ob die Meisten mitunter ganz vergäßen, was sie darzustellen haben und nun zerstreut neben ihrer Rolle hergingen, wie ein Reiter, der vom Pferde geglitten ist und nun nebenher läuft, bis er den Augenblick geeignet findet, sich wieder aufzusetzen."

Den 20. November 1852.

„Als Sie mir zuletzt schrieben, schienen Sie noch nicht die traurige Kunde von dem Tode Theresens erhalten zu haben. Ich kann Ihnen meinen Schreck nicht beschreiben, als die Blätter die Unglücksnachricht brachten! Die arme, schöne Therese! Ich kann es mir eigentlich gar nicht vorstellen, daß sie nicht mehr da ist. Dieses reizende Lächeln, das sie so freundlich über Gerechte und Ungerechte leuchten ließ, sah es nicht aus, als müßte es ewig leben? Wie graziös, wie weich und liebenswürdig, wie geschmackvoll und gutmüthig war sie, die schöne, arme, liebe Frau! Auch das kleine Mädchen thut mir leid, das nun so allein — denn ohne Mutter

ist immer allein — aufwachsen und in der Welt umherlaufen muß. Wie anmuthig, wie liebenswürdig Therese war zeigt eigentlich auch schon ihre Stellung in der Literatur, denn wenn man genau zusieht, so hat sie ihre unbedeutenden Bücher doch eigentlich nur in die Literatur hineingelächelt, mit diesem süßen Lächeln, dem niemand und natürlich auch die Kritik nicht, widerstehen konnte."

Den 4. Dezember 1852.

„Mir ist es lieb, daß wir doch über Theresen einer Meinung sind und fast möchte ich hinzufügen: freuen wir uns, daß wir mit andern unserer Freunde hier nicht harmoniren, denn sonst wären wir wie sie, die uns nur zeigen, wie man nie werden muß. Daß Fanny Lewald Theresen beinahe für ein Buch ansieht, das sie geschrieben, gefiel mir so gut, daß ich nicht umhin konnte, es dem Onkel vorzulesen, der es auch sehr treffend fand. Daß aber auch Gutzkow's Brief bei diesem Tode nicht wohlthuend war, überrascht mich. Wollen Sie recht liebenswürdig sein, so schicken Sie mir diesen Brief zum Lesen, der mich im höchsten Grade interessiren würde.

Mit Mühe und Arbeit habe ich denn nun auch endlich den „Onkel Tom" gelesen, da er so unabweislich seine Hütte in der Literatur aufgeschlagen hat. Ich verkenne nicht, daß die Verfasserin ihr Werk in der Leidenschaft eines edlen, von Menschlichkeit erfüllten Herzens geschrieben und daß ihr deshalb einige, wahrscheinlich mit eignen Augen gesehene Szenen aus dem Sclavenleben, besonders die ergreifende Flucht Eliza's mit ihrem Kinde über den Strom, sehr wohl gelungen sind, aber dies einmal abgerechnet, ist der Roman als solcher sehr schwach, breit und fast ganz ungenießbar durch den dunkeln und bornirten Pietismus, mit dem er förmlich zusammengekleistert ist. Mistreß Beecher-Stowe ist eine Pastorentochter, Pastorenfrau, die ganze Familie predigt, daran liegt das Uebel. Eine Frömmigkeit, die so weit geht, daß die Sclaven ihren Herren, die kleinen Kinder sogar ihren Eltern aufpassen, ob sie auch Sonntags in die Kirche gehen und gute Christen sind, ist wahrlich schwer zu ertragen. Daß das Buch in Bezug auf die Sclavenfrage eine gute Wirkung haben mag, bezweifle ich nicht, aber damit ist es eben nur als Medizin und noch nicht als Roman gelobt; und wie man denn sehr viel Gifte zu Arzeneien anwendet, hat auch die Verfasserin solches in ihre Medizin gethan, und dieses

Gift ist ihre vorurtheilsvolle Frömmigkeit, ihre beschränkte Kirchlichkeit, ein Gift, ohne welches ihr Rezept besser geworden wäre. Komisch ist es übrigens, wie der arme Onkel Tom, der im Sterben sagt: „Gott hat mich nun gekauft!" nach seinem Tode in den verschiedensten Ausgaben zu allen Preisen zu Kauf angeboten wird und so den Markt noch immer nicht verläßt. Die außerordentliche und unverhältnißmäßige Berühmtheit des Buches kann ich mir nur dadurch erklären, daß jeder unserer Leser, in dem Bewußtsein keine Sclaven zu haben, sich schmeichelt ein vortrefflicher Mensch zu sein.

Der Onkel ist acht Tage lang unwohl gewesen. Gestern war er zuerst wieder aus und wir den Abend bei Fräulein Solmar, wo unter anderen Fanny Lewald, Stahr, Sternberg, Sivers und der Franzose Rio waren. Ein paarmal kam ich gegen meinen Willen etwas mit Stahr aneinander. So lobte er zum Beispiel die Illustrationen*) von Hauenschild, den er auch gern für sich pachten, als einzig seinen Mann gelten lassen möchte. Ich stimmte in das Lob ein und erwähnte auch die Verzierung zur „Göttin". Oh, meinte Stahr darauf etwas höhnisch, mit den lose flatternden Blüthen, die er darauf angebracht, habe sein Hauenschild, wie er ihn kenne, seine Kritik über die Göttin ausgesprochen, und Stahr schien das eine ganz allerliebste Malice finden zu wollen. Ich habe soviel Schönes und Gutes von Hauenschild gehört, erwiderte ich ihm darauf, daß ich es danach für ganz unmöglich halte, daß er bei der Illustration, die er für das Gedicht seines besten Freundes machte, eine maliciöse Nebenabsicht gehabt haben könnte. Uebrigens hat sich ja Hauenschild sehr günstig über die „Göttin" ausgesprochen, ich habe selbst die Briefe gelesen, in denen er das gethan, und sollte er nun die Kritik, die er in diesen Briefen nicht auszusprechen den Muth gehabt, in die goldnen Blüthen versteckt haben, das glaube ich nicht! — Als Stahr mich so genau orientiert sah, wurde er etwas verduzt und erwiderte: wenigstens glaube er nicht, daß Hauenschild die „Göttin" für so vollendet halte, als dies Gottschall selbst thue? — Gottschall, fragte ich, soll „die Göttin" für „vollendet" halten? Das thut er gewiß nicht. Das macht ihn grade so anziehend, daß er ein immer Strebender, Fortschreiten-

*) Titelblattbildchen, die Hauenschild (Max Waldau) allerliebst entwarf.
**) Göttin der Vernunft.

der ist, und, nie mit dem Geleisteten zufrieden, einen immer höheren Schwung nimmt. Gottschall hält seine „Göttin" gewiß nicht für vollendet. — So, sagte Stahr, ich kann das freilich nicht wissen, denn ich habe Gottschall nur einmal gesehen. — Warum behauptete er denn aber erst, was er nicht wußte? Haben diese Reden wohl Hand und Fuß? Ich hätte vielleicht die Sache still hingehen lassen, wenn nicht Herr von Sivers zugehört hätte, und da wollte ich doch nicht, daß man unserem Gottschall zu nahe träte, was mir ohnehin immer wie ein Stich in's Herz ist."

Den 11. Dezember 1852.

„Hier erfolgt mit vielem Dank der Gutzkowbrief zurück, der mich sehr interessirt hat, und den ich doch eigentlich für diese Verhältnisse und Umstände ganz hübsch finde. Er ist einfach, natürlich und, wie es scheint, ganz wahr und mir darum viel lieber als alle Fanny Lewald'schen Reden und aller Stahr'scher Gefühlsüberschwang. Nur darin täuscht sich Gutzkow gar sehr, wenn er voraussetzt, Therese habe ihn gehaßt: ich glaube im Gegentheil, daß sie ihn immer noch liebte, was er freilich wohl nicht um sie verdient hat, wenn ich auch nicht Stahr's Ausspruch: er habe zehnmal um sie den Strick verdient, richtig finden kann. Wie die Entfernterstehenden sich über dergleichen Dinge ein so hartes, schonungsloses Urtheil herausnehmen können, ist mir nicht möglich zu begreifen."

Den 18. Dezember 1852.

„Nun noch einmal der Brief von Gutzkow. Die Stelle: „Für mich lebte sie seit drei Jahren nicht mehr", klingt freilich hart, aber seit der Zeit liebte er sie eben nicht mehr und jedes Nichtmehrlieben, lieber Freund, ist das nicht immer eine Art Tod, wenn man sich früher liebte? Vielleicht zeigen grade diese harten Worte, daß er sie früher ernsthaft liebte. Da giebt es denn nachher keine Accomodation, und wenn die Leute auch versuchen so eine arme Liebesleiche nachher in kühle Freundschaft einzubalsamiren, es geht niemals recht. In dem was Sie von der Eitelkeit Gutzkow's sagen, haben Sie vollkommen recht, und dieser Scharfblick verdient bei einem Manne bewundernde Anerkennung. Aber freilich, so etwas sieht Einer nur am Andern, und doch ist diese Sorte Eitelkeit ein allgemeiner Charakterzug fast aller Männer, die mich auch darum nicht überraschte, weil ich nie daran gezweifelt, daß Gutzkow

davon sein volles, geschütteltes und gerütteltes Maaß von der Natur zugetheilt erhalten.“

Den 23. Dezember 1852.

„Das Leben ist wie ein Flasche, die geschüttelt wird; bald sind die heitern, bald die traurigen Stimmungen oben, je nachdem aber wie es einmal ist, kann man es nicht ändern. Der Verstand kommt dann wohl gelaufen und sagt der Empfindung: fasse Dich, morgen bist Du wieder gestählt und froh! aber die Empfindung kehrt sich nicht daran und weint weiter. Auch der Geist kommt und zeigt wie viele reiche Quellen das Leben besitzt, aber die Empfindung fragt auch danach nichts, bis sie von selbst oder durch irgend ein glückliches Geschick wieder zufrieden lächelt. — Aber was schreibe ich Ihnen da. Ich wollte Ihnen einen heitern Weihnachtsbrief schreiben. Anlaß ist genug da. Die überraschende Erscheinung von Gottschall's war eine glänzende Freude, die nur gar zu kurz gedauert hat. Ich saß am Sonntag Abend ruhig in meinem Zimmer, als ich plötzlich ein wohlbekanntes, allerliebstes Lachen an der Thüre hörte, an dem ich die Doktorin Gottschall erkannte. Und nun Gottschall mit dem frischen Humore und dem interessanten genialen Übermuth und Scherz! Wir gingen dann zusammen zur Gräfin Ahlefeldt, wo Palleske's, der General Palm und Sagert's waren. Der Abend war allerliebst, und die Doktorin Gottschall bedauerte, daß Sie nicht dabei waren. Palleske las sehr schön ein paar Szenen aus „Heinrich dem Vierten“ und „König Johann“ vor, und er selbst, sowie sein Lesen gefielen Gottschall sehr gut. Während des Lesens hatte sich Gottschall neben seine Frau gesetzt. Etwas im Hintergrunde, war er fast ganz beschattet, während seine Augen aus der Dämmerung hervorblitzten; auf seine Frau dagegen fiel das hellste Lampenlicht, so daß ihre frischen, hellen Farben sich allerliebst von der pikanten Finsterniß seines Kopfes abhoben; so stellten die theuren Freunde zusammen ein hübsches Bild dar, das anzusehen ein wahres Vergnügen war. — Am andern Tage besuchte ich die Doktorin Gottschall Morgens und am Nachmittag wurde in der Eile ein Kaffee improvisirt, zu dem ich Fräulein Solmar, Ring und Sternberg einlud, wo Palleske noch hinzukam. Das war nun alles gut, aber mein Kummer dagegen groß, daß der Onkel, den Gottschall unglücklicherweise beinahe

immer unwohl findet, wohl erschien, aber sich angegriffen fühlte, und früher als die Andern sich zurückziehn und hinlegen mußte, was er um so mehr bedauerte, da er sich so sehr für Gottschall interessirt. Unser Freund gefällt überall, und Sternberg, mit dem er sich viel unterhielt, hat mir nachher noch besonders gedankt, daß ich ihm diese angenehme und liebenswürdige Bekanntschaft verschafft. Gottschall's waren den Abend noch mit dem Onkel Eichborn bei Frau von Heß, und so gingen sie mir schnell davon, viel zu schnell!"

Den 15. Januar 1853.

„Lange hat mir nichts solche Freude gemacht, als die Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus, und ich bitte Sie sehr, sie zu lesen. Es ist vortrefflich wie Gervinus so ruhig, klar und besonnen, so einfach und unwiderleglich die Strömung der Geschichte nachweist und zeigt wie die Zukunft der Demokratie angehört. Man wird getröstet und beruhigt wenn man diese Schrift liest. Mit ihr hat Gervinus den Standpunkt der Gothaer überwunden; übrigens handelt es sich in ihr bis jetzt nur um jene ersten Grundpfeiler der Gesinnung, auf die sich Alle stützen, denen nicht die Reaktion gänzlich die Augen geblendet hat.

Um vom Guten zum Schlimmen überzugehen, da las ich neulich in der Preußischen Zeitung abgedruckt, was Mundt in seiner neuen Literaturgeschichte über den Onkel sagt. Wie finden Sie das? Ein kleines Meisterstück der Bosheit und der Unredlichkeit, denn Mundt weiß sehr wohl, daß alles anders ist, als er es hier sagt. Man sieht, er wollte dem Onkel schaden und zwar am Liebsten nicht bei einer Partei, sondern bei allen; zu diesem Zwecke konnte man die Wahrheit nicht geschickter verdrehen, als er es hier versucht hat. Und wie schlägt er sich selbst, wenn man dieses Urtheil von ihm über den Onkel mit seinem in der vorigen Ausgabe der Literaturgeschichte befindlichen und mit seiner begeisterten Zueignung des ersten Bandes der „Dioskuren" vergleicht! Dabei ist das Ganze so gemacht, daß vielleicht unbewanderte und harmlose Leser nur Lob in dem Artikel sehn. Mundt weiß gewiß, daß der Onkel ihn geradezu vernichten könnte, wenn er nur einfach Stellen aus Mundt's ehemaligen Briefen an ihn abdrucken ließe, aber er weiß auch, daß der Onkel dazu zu großmüthig ist und schweigen wird. Daß ein ehemals so edler und liebenswürdiger

Mann so herabkommen kann! — Ich möchte gern das Grab dieser Freundschaft nur mit Zypressenzweigen bedecken, aber es giebt keine, die so groß wären, daß nicht immer neue Nesseln und Disteln sich an der Seite wuchernd hervordrängen könnten. Vorbei!“ —

Den 13. Februar 1853.

„Daß Sie sich Moritz Hartmann's gegen Kühne angenommen, ist sehr gut und brav von Ihnen. Daß Ersterer sich mit unter den am 9. in Paris Verhafteten befindet, hat mich sehr erschreckt und beunruhigt. Der schneidende Kontrast der ausführlichen Berichte über die Bälle und Hoffeste in Paris, neben den kurzen Angaben über diese Verhaftungen hat etwas Widerliches und Abscheuliches. Wenn auch keine von den vielen Frauen, die dem liebenswürdigen und tapfern Dichter zugethan sein mögen, die Macht hat, ihm die Kerkerthüren aufzuschließen, so sollte man meinen die Musen und Grazien müßten das für ihren Freund thun können; aber vielleicht sind auch diese den Polizeikreaturen Louis Napoleons gegenüber nur schwache Frauen!

Therese Milanollo hat mich nach langer Zeit einmal wieder in's Theater gelockt. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch zum Erstenmale den „Tartüffe“ von Molière spielen. Ich war dabei über zwei Dinge verwundert, einmal über die schwerfällige Darstellung und zweitens über die Gleichgültigkeit, mit der das Publikum dem Stücke zusah. Diese haarscharfen Pointen, diese schneidenden Wahrheiten, die wie gezückte Dolche zwischen den Versen hervorblitzen, gingen oft ganz lau vorüber. Das Haus müßte ja beben vor Beifall, wenn Tartüffe entlarvt wird. Oder war das Publikum nur still, weil es sich beschämt fühlte, weil es zum großen Theil der jetzt sehr verbreiteten Familie der Tartüffe selbst angehört? Ich glaube fast. Döring gab den Tartüffe mit vieler Mäßigung und hatte einige hübsche Momente, aber ich hatte mir die glänzende Rolle doch weit charakteristischer und pikanter vorgestellt. Madame Hoppé paßte recht gut für die überlegende, nur zu einem wohlthätigen Zwecke kokette Elmire. Ein junger Anfänger, der den Damis spielte, zeigte wenigstens eine natürliche Entrüstung, die mir gefiel. Alle waren aber ohne französische Verve, deutsch schwerfällig und die andern Nebenrollen so schauderhaft besetzt, wie es an der hiesigen Bühne nicht vorkommen dürfte, und kaum für

Kiritz oder Treuenbriezen angemessen gefunden werden kann. Valer, ein Stock, Marianne, die eckige Madame Hiltl, die hübsche Dorine die alte, derbe Madame Lavallade und so weiter.

Habe ich ihnen geschrieben, daß ich die neuen „Dorfgeschichten" von Auerbach gelesen? Die erste — dem Inhalt nach konnte sie mich gewiß nicht bestechen, denn ich gestehe, daß mich eine hübsche Liebesgeschichte weit mehr interessirt, als so ein alter Bauer, der Wolle und Schafe verkauft und endlich sein Haus anzündet — aber trotzdem muß ich sagen, diese erste Geschichte „Diethelm von Buchenberg" ist vortrefflich; so treu und wahr aus dem Leben, so fein und psychologisch scharf entwickelt, daß es mir immer war, als stiege dieser Bauer plötzlich aus dem Buche heraus und schritte auf mich zu. Und so spannend ist die Geschichte, daß ich sie gar nicht aus der Hand legen mochte. Das ist wahr, auf diesem Gebiete ist Auerbach ein Meister. Auch ist er in diesem „Diethelm" fern von aller Süßlichkeit und gesuchten Naivetät geblieben. Sehr schön hat er durchgeführt, wie das Gute mit dem Bösen in dem alten Bauern gemischt ist und miteinander kämpft. Auch alle andern Personen, die darin vorkommen, sind von vollendeter Lebenswahrheit. Die zweite in dem Band enthaltene Geschichte „Brosi und Moni" ist weit schwächer. Da hat, unter uns gesagt, Auerbach in dem etwas eitlen Bauern Brosi unbewußt etwas seine eigene Eitelkeit geschildert". —

Den 28. März 1853.

„Es ist diesen Winter hier ein junger Maler, Leist mit Namen, gestorben, der eine Frau und viele Kinder in dürftigen Verhältnissen hinterläßt. Viele Künstler vereinigten sich, ein schönes Album zu malen, dessen Ertrag zum Besten der Hinterbliebenen verwandt werden sollte. Man wußte die Gräfin Brandenburg für die Sache zu interessiren, die, wie es heißt, versprach, der König werde das Album kaufen. Da dies jedoch nicht geschah, veranstaltete man eine Lotterie mit Loosen zu einem Thaler das Stück, deren Vertheilung die Gräfin Brandenburg in wahrhaft außerordentlichem Maßstabe übernahm, was für ihre Bekannten oft um so bedenklicher war, da niemand wagte, der hochgestellten Frau die Annahme der Loose zu verweigern. Unter Anderen schickte sie an Herrn von Olfers fünfzig Loose und an Frau von Olfers ebensoviele. Der Schreck von Frau von Olfers war natürlich nicht gering. Was

mit den hundert Loosen anfangen? An ihre Bekannten konnte sie sie um so weniger vertheilen, da diese zum großen Theil auch die Bekannten der Gräfin Brandenburg und von Letzterer bereits im Uebermaß versorgt worden waren. Da die hundert Thaler doch einmal ausgegeben werden mußten, so wollte wenigstens Frau von Olfers ein Vergnügen davon haben. Sie dramatisirte deshalb mit ihrer Tochter Marie ein Märchen, welches sie mit ihren Töchtern, ihrem kleinen Sohn und noch einer Anzahl junger Damen bei ihr aufführten und wer von ihren Bekannten die Vorstellung sehen wollte, mußte als Entree ein solches Thalerloos nehmen. Berechnet man die Bewirthung und die Proben, so scheint die Ökonomie der Frau von Olfers nicht eben gut dabei gefahren zu sein. Natürlich sprach Alles von dieser Theatervorstellung. Da gab es Unzufriedene die behaupteten, Frau von Olfers habe die guten Rollen für sich und ihre Töchter allein behalten und den Anderen die schlechteren gegeben. Der kleine Sohn dagegen hatte feierlich erklärt, er würde garnicht mitspielen, wenn man seinen Kameraden nicht auch Rollen einlege, und er bestand hierauf so fest, bis man ihm nachgab. Die Gräfin St.-M., Tochter der Frau von H., eine schlanke, hochgewachsene Dame von dreistem, zuweilen jungenhaftem Wesen, war die einzige, der man eine Männerrolle zugetheilt; sie hatte einen jungen Bauernburschen zu spielen, und als sie in der letzten Probe in ihrem Kostüm erschien, wurde dieses, ich weiß nicht, ob mit Unrecht oder mit Recht, von den andern anwesenden Damen so anstößig gefunden, daß es ein wahres Entsetzen erregte und Frau von Olfers vor Schreck die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Unterdessen war die Mutter auf dieses Kostüm ihrer Tochter ganz besonders eitel und hatte schon zuvor mehreren bekannten Herren mit verheißendem Lächeln angekündigt: „Morgen werden Sie etwas Reizendes sehen, Clara in Männertracht!“ und die Herren belustigten sich denn in der That mehr, als es angenehm war, darüber. Gespielt wurde nicht besonders; eine junge Dame hatte die Lorelei vorzustellen und sollte mit den Worten auftreten: „Ich bin die Lorelei!“ Unglücklicherweise versprach sie sich und sagte: „Ich bin nicht die Lorelei!“ und, was noch schlimmer war, spielte ihre ganze Rolle so, daß man ihren ersten Worten vollkommen Glauben schenken mußte. Sehr dagegen wurde Gisela Arnim, die jüngste Bettinentochter, als eine „Salamandra“ gerühmt. Diese aber hatte mit echt

arnimschem Leichtsinne erst im letzten Augenblicke an ihre Toilette gedacht. „Aber Mutter, was soll ich denn eigentlich morgen anziehen?“ fragte sie endlich Bettinen. Bettine sann einen Augenblick nach, warf dann einen prüfenden Blick auf ihre feuerfarbenen Gardinen, nahm sie herunter und rief: „Das wird passen!“ Dazu wurden Fransen von einem Fußteppich abgetrennt, die Messingrosetten der Gardinen als Verzierungen benutzt und das Gewand, geschickt drapirt, war fertig. Amüsant war es, den Fürsten Pückler, den ich seitdem beim Onkel wiedergesehen habe, über diese Komödie reden zu hören. Als artiger Gast wollte er nicht geradezu tadeln und sagte deshalb mit feinem Lächeln: „Nein, es war gar nicht schlecht, es war ganz charmant, es war allerliebst! Die Damen sprachen alle ganz andere Verse, als sie einstudirt hatten, es war reizend!“ —

Ich schreibe Ihnen nur deshalb alle diese kleinen Geschichten, weil sie die Gesellschaft schildern. Haben Sie genug davon, oder wollen Sie noch mehr?“

Den 30. April 1853.

„Der Tod Tieck's ist mir doch nahe gegangen, wenn man ihn auch schon so lange erwartet hat. Es ist mir lieb, daß ich noch vor einigen Wochen mit dem Onkel bei ihm gewesen bin, wo er, wenn auch zu Bette liegend, noch ziemlich wohl war; die schönen Augen hatten noch ihren Glanz, das freundliche Lächeln war wohlthuend und alles was er sagte, zeigte seinen durchaus nicht vom Alter geschwächten Geist; nur seine Hände hatten mir eine unheimliche Todtenfarbe; es war als wenn an diesen der Tod ihn schon gefaßt gehabt hätte und nur noch zögerte, ihn zu entführen. —

Gottschall ist denn richtig zu meiner Freude hier eingetroffen und kam grade noch zur rechten Zeit, um zu einem Kaffee angeworben zu werden, bei dem Frau von Nimptsch, Frau von Treskow und Tochter, Arminella Joy und deren Mutter, Fräulein Solmar, Gräfin Kalkreuth, die Doctorin Ascherson, Vehse und Ring waren. Mit der hübschen Nichte der Frau von Nimptsch, einem Fräulein Witte aus Halle, Tochter des einstigen Wunderkindes Witte, einer jungen Fanatikerin, die mit Leo und Tholuck verkehrt, hatte Gottschall einen höchst amüsanten heftigen Streit erst über Richard Wagner und dann über den persönlichen Gott,

der von beiden Seiten so heftig geführt wurde, daß die junge Dame endlich aufsprang und von Gottschall fortlief. Nachdem der Kaffee zu Ende, fuhren wir noch mit Gottschall zu Fräulein Solmar, wo nur noch Sternberg hinzukam und der Abend recht hübsch verlief. Ehe Sternberg da war, sprach Fräulein Solmar von seinen Romanen und tadelte daran, daß, obgleich er die gute Gesellschaft doch so genau kenne, es überall langweilig würde, wie er einen Salon beschriebe. Der Onkel versetzte hierauf rasch, doch ganz ruhig: „Aber das ist ja ganz richtig!" was sich außerordentlich komisch und pikant machte. Mit Gottschall gab es dann auch manchen hübschen Scherz; es ist so angenehm mit ihm zu sein."

Den 14. Juli 1853

„Wir sind hier neulich durch die Ankunft Uhlands überrascht worden. Der Onkel hatte ihn in sechsunddreißig Jahren nicht gesehen, erkannte ihn aber doch gleich wieder, als er zufällig im Flur ihm selbst die Thüre aufmachte. Sie wissen, Uhland ist eigentlich häßlich und nicht sehr leicht zum Gespräch anzuregen, aber ich finde, schon der Gedanke an alles das, was in ihm lebt, macht, daß man ganz mit dem zufrieden ist, was er zeigt; ich habe mich sehr gefreut, ihn wiederzusehen. Auch ist seine ächte, heitere Schwabengemüthlichkeit sehr angenehm ebenso wie seine brave politische Gesinnung, in der er sehr von Kerner absticht. Uhland ist hier, um die Meusebach'sche Bibliothek zu benutzen zu seiner altdeutschen Volksliedersammlung und wird wohl deshalb noch etwas verweilen. Seine Frau ist eine ganz nette Schwabenfrau, die mit Uhland sehr glücklich zu sein scheint. Wir hatten sie einmal zum Kaffee hier mit Fräulein Solmar, der Gräfin Kalkreuth, Frau von Nimptsch, Fräulein von Schlichtkrull, Doctor Frank, Max Ring und Sternberg.

Jüngst war ich auch einmal wieder im Theater, um die erste Aufführung der „Lady Tartüffe" zu sehen. Das Stück ist interessant, aber nicht befriedigend. Die Idee, daß die ganze Tartüfferie der Heldin an einer wirklichen Liebe, die sie ergreift, scheitert, daß die, die immer heuchelte, plötzlich wahr und aufrichtig wird, ja, wahr und aufrichtig bis zum Wahnsinn, diese Idee finde ich ganz hübsch und richtig, aber die Ausführung ist oft outrirt und theilweise in einer Art unfein, wie man es von einer Frau nicht erwarten

sollte. Wie Lady Tartüffe Hector von Renneville ihre Liebe ins Gesicht wirft, obgleich er diese Liebe nicht im Geringsten erwidert, gut, ich will diesen Wahnsinn der Leidenschaft noch für möglich halten, obgleich ich dabei, gewiß sehr gegen den Willen der Verfasserin, mich vor Lady Tartüffe entsetze und diesen Hector wegen seiner fast beleidigenden Kälte, wegen seiner hölzernen Gleichgültigkeit, die die arme Frau ganz entwürdigt dastehen läßt, grimmig hasse; wenn aber diese Szene sich später wiederholt und ihm die Lady wieder ihre Liebe entgegenschleudert, so wird das geradezu unnatürlich und verletzend. Ferner begreife ich nicht, wie Madame de Girardin neben so vielen anderen Feinheiten im Dialoge Lady Tartüffe zum alten Marschall kann sagen lassen: Heirathen Sie! So plump kann eine Lady Tartüffe nicht sein; umgekehrt müßte sie sagen: Heirathen Sie nicht, zwar Alle lieben Sie, u. s. w. Das Feine und Grobe ist in diesem Stücke seltsam gemischt. Vortrefflich ist dagegen der Schluß, wo sie sagt: die Gräfin Clairmont hat an ihrer Tochter erfahren, wie leicht der Ruf einer Frau ungerechterweise verläumdet wird; so geht es mir jetzt. Schade, daß diese Tochter etwas albern gezeichnet ist. Es ist schlimm, wenn sich in so einem Stück die Tugend und Unschuld immer ein wenig dumm und uninteressant ausnimmt. Die Geschichte mit dem Hund ist auch etwas lächerlich, doch wurde gerade diese vorzugsweise applaudirt, während es am Schlusse ganz still war. Trotz der vielerlei Fehler ist das Stück übrigens doch mit Geist geschrieben und die Schlechtigkeit der Gesellschaft gut geschildert. Madame Hoppé spielte die Lady Tartüffe mit Verständniß; daß sie aber zuletzt in der Aufregung der höchsten Leidenschaft, indem sie ausruft: „Er hat mich gerettet," immerfort ihre rosa Hutbänder zuband und sich den Schleier arrangirte, daran allein konnte man merken, daß sie keine Rachel ist. Ich möchte die Frau sehen, die in solchem Augenblicke an ihre Toilette denkt! Fräulein Arens, die ich zum Erstenmale sah, gefiel mir als Jeanne recht wohl; Dessoir als des Tourbières hatte lauter falsch gesuchte Manieren." —

Den 14. Oktober 1853.

„Frau von Suckow, die in Paris die Sand und die Gräfin d'Agoult kennen gelernt, hat dem Onkel ihren „Lenau in Schwaben"

geschickt. Wie das Buch für Fremde sein mag, weiß ich nicht, mich hat es lebhaft interessirt, da jener ganze schwäbische Dichterkreis darin vorkommt, den ich als Kind gesehen und mit so viel Liebe und Verehrung betrachtet habe. Frau von Suckow hat einen sehr kleinen und schwachen Geist, der sich unter anderem darin äußert, daß sie gerne mit Gewalt nachweisen möchte, daß Niembsch Anfälle von religiöser Gläubigkeit gehabt habe, weil sie es bedenklich findet, einen Ungläubigen so zu verehren; dann hat sie einen durchaus incorrecten Styl, eine durchaus dilettantenhafte Darstellungsweise, aber dabei besitzt sie eine so liebenswürdige Güte und Empfänglichkeit für alles Schöne und einen so richtigen Takt des Herzens, daß man ihr zugethan sein muß. Diesen letzteren beweist sie auch darin, daß sie nie verurtheilen, sondern nur immer Antheil nehmen mag; sie fühlt ganz richtig, wie selten ein Mensch das Thun und Wesen eines Anderen ganz zu übersehen und zu beurtheilen vermag. Eine Masse Material ist in dem Buche zusammengehäuft, an Notizen, kleineren Geschichten, Bemerkungen und Aussprüchen, Unbedeutendes zwischen Bedeutendem, aber alles hübsche Kräuter.

Einen schönen Ausflug machte ich mit der Gräfin Ahlefeldt und Sagert*) nach Tegel, wo ich zum Erstenmale das Humboldt'sche Schlößchen sah, das in seiner künstlerischen Einfachheit mitten in der herbststrahlenden Waldeinsamkeit einen eigenen Zauber ausübte. In Humboldt's Studierzimmer weder Spiegel noch Vorhänge, die er nicht leiden konnte, aber überall die herrlichsten Statuen, die in ihrer göttlichen Schönheit und Erhabenheit nur große und edle Gedanken erwecken können, alle kleinen aussperren und entfernen. Möbel und Wände sind von so kluger Einfachheit und Bescheidenheit, daß man sie gar nicht sieht und das Auge sich desto besser satt trinkt an den zauberischen Kunstschätzen. Auch die Spaziergänge im Park mit der Aussicht auf den See waren schön, alles menschenleer und der vereinzelte Laut eines Vogels die einzige Stimme, die wir vernahmen. Bei der Rückfahrt in der Dämmerung konnte man sich in den ernsten Fichtenwaldungen allen möglichen Träumereien überlassen, bis die mit ihren schwarzen Schornsteinen und Glühöfen wie ein Teufelsschloß plötzlich aufblitzende Borsig'sche Fabrik wieder die Nähe der Stadt ankündigte."

---

*) Verdienstlicher Kupferstecher.

Den 31. Dezember 1853.

„Zu den häufig Besuchenden gehört jetzt besonders auch Vehse, der eifrigst zum Onkel und zu mir kommt, und mir seit der letzten Zeit die lebhafteste Freundlichkeit erweist. Er will auch durchaus von mir gezeichnet werden und nachdem ich es ihm neulich versprochen, sagte er mir mit seiner ganzen gutmüthigen, sächsischen Naivetät, die ihm so eigenthümlich steht: „Wissen Sie wohl, daß mir Sternberg gesagt hat, ich würde mich gezeichnet gar nicht so übel ausnehmen!“ — Neulich hat er bei der Gräfin Kalkreuth zuerst meine Handschrift gesehen und sein Staunen darüber war so lustig und amüsant, daß ich wollte, Sie hätten es mit ansehen können. Ich glaube beinahe, er hält mich seitdem für einen großen Charakter! Als er einen Morgen bei mir war, sprachen wir von der Poesie, die er auf eine wahrhaft komische Weise haßt. Den andern Tag kommt er wieder — grade als Rodenberg, Frau von Treskow und ihre Tochter bei mir waren — stürzt herein und ruft mit seiner ganzen Lebhaftigkeit: „Vor allem geben Sie mir Feder und Tinte! So schnell wie möglich! Ich vergesse sonst alles wieder!“ — Ich frage lachend, was ihm sei? — „Oh“, ruft er „so sehr haben Sie mich schon umgewandelt, daß ich sogar meinen Abscheu vor der Poesie aufgegeben habe! Ich habe Verse für Sie gemacht, was wollen Sie mehr!“ — Ich sagte, ihm Rodenberg vorstellend, daß er seine Abneigung gerade einem jungen Dichter in's Gesicht sage. „Ja, ich kann's nicht helfen,“ erwiderte er, zu Rodenberg gewandt, „ich hasse die Poesie, hassen Sie mich dafür wieder!“ — Dann fuhr er gegen mich fort: „Mitten im Schnee, auf der Straße haben Sie mich so begeistert: in der Kronenstraße hatte ich den ersten Vers!“ — „Mein Gott, bei der Kälte!“ rief Frau von Treskow, „da muß sich ja Apoll einen besondern Pelz angezogen haben!“ — Ich gab nun Vehse mein Schreibzeug und da schrieb er mir denn in ein kleines englisches Notizbüchelchen, das er mir versprochen hatte und nun mitbrachte, einige Knittelverse. Der Onkel sagte ihm scherzend, er habe es mit den Versfüßen nicht eben genau genommen. „Ach was, Füße, von den Füßen weiß ich gar nichts,“ rief Vehse lachend und wiederholte nur immer: „Oh, ich komme mir vor wie ein Tanzbär!“ — Die Szene war sehr komisch, vielleicht muß man aber Vehse kennen, um sich daran zu amüsiren. Noch manches Scherzhafte könnte ich

Ihnen erzählen, es sieht aber alles so aus seinem gesellschaftlichen Zusammenhange gerissen viel pretenziöser und nichtiger zugleich aus, als es wirklich ist. Neulich besuchte Kohl den Onkel; er fand Bettinen bei ihm. „Nenne Sie mich nicht, nenne Sie mich nicht!“ flüsterte Bettine dem Onkel zu, sprach aber dann gleich so viel von Arnim und Clemens Brentano, daß Kohl sie auf der Stelle errathen mußte.“

Den 9. Januar 1854.

„Was Eduard Vehse betrifft, so glaube ich, daß ich ihn Ihnen noch nicht hinlänglich geschildert habe. Prosaisch ist er allerdings, aber dabei besitzt er eine Gutmütigkeit, Bravheit und Ehrlichkeit, eine ganz kindliche Naivetät, trotz seiner 51 Jahre, die ihn wahrhaft liebenswürdig machen. Da er nicht immer das Gewicht der Worte richtig zu schätzen weiß und auch wohl Ernst und Scherz verwechselt, dabei sogar keine Ahnung davon hat, daß man ein Geheimniß haben könne, so bringt er trotz der gewissenhaftesten Wahrhaftigkeit oft die amüsantesten kleinen Verwicklungen und Situationen in unserem Kreise zuwege. Gut muß ihm aber Jeder sein, der ihn kennt. Allerdings ist Vehse gewiß nicht der Mann, um über unsere Dichter zu schreiben, dagegen aber für seine „Geschichte der Höfe“ ganz geeignet. Er kommt mir auch viel besser als Förster vor; darin aber haben Sie Recht, daß er weder Geist in der Verarbeitung aufwendet, noch irgend Grazie des Styls besitzt. Dennoch finde ich sein Verdienst sehr groß und ich begreife Heine's Entzücken vollkommen, das er so pikant bezeichnete in dem Ausdrucke: „Diese Menagerie von Königen!“ Darin liegt es! Alle diese Ungeheuer und Taugenichtse von Herrschern mit ihren Unthaten in so populärer, kurzer, gedrängter und kräftiger Darstellung vorzuführen, daß das hellste Licht auf sie fällt und die ganze Gesellschaft davon lesen will, das ist allerdings ein großes Verdienst und das ist es, was mir an seinen Büchern Freude macht. Vehse ist so harmlos, daß er vielleicht zuweilen noch kräftigere Keulenschläge führt, als er beabsichtigte, aber gleichviel, die Wirkung bleibt dieselbe. Ein Theil jenes so sehr ergötzlichen Briefes von Heine ist jetzt Vehse's neuerschienenen Weimarischen Hofgeschichten vorgedruckt. Vehse spricht ganz sächsich, aber ist der Gesinnung nach ganz preußisch.“

Den 16. März 1854.

„Gestern war Bettina hier; sie sah mich mit gelblich schimmernden Augen ganz zärtlich an und sagte mir: „Oh, ich hab' Sie sehr lieb." — Sie setzte sich in einen Lehnsessel und zog mich plötzlich auf ihren Schooß. Dann küßte sie mich und rief, auf den Onkel zeigend: „Der da ist neidisch auf uns!" — Darauf versicherte sie mir wieder, daß sie mich sehr lieb habe und setzte hinzu: „Oh, ich hab' Sie alle lieb, aber Sie am Meiste, und den da (wieder auf den Onkel zeigend) am Wenigste!" — Ich sagte darauf: Hätten Sie mir weniger gesagt, es wäre mehr gewesen! — „Wie so?" fragte sie etwas stutzig, wie sie es immer wird, wenn sie sieht, daß man sich von ihrem Katzenwesen und ihren Schelmereien nicht blenden läßt. Weil es wahrscheinlicher geklungen hätte, antwortete ich. Sie lachte nun mit uns. Ist das nicht die ganze Bettina? — Gestern war ich mit Ring und Rodenberg bei der Gräfin Kalkreuth, wo wir den Abend recht munter zubrachten und sich auch Anton v. Etzel einfand. Die Gräfin Clothilde schmückte wieder die Conversation mit dem ganzen Feuerwerk ihrer zuweilen etwas dreisten Scherze, und Ring war wie immer reich an pikanten Einfällen und Geschichten. Clothilde, die sich, da sie keinen Mann bekommen, faute de mieux, ihr ganzes Leben lang ohne Aufhören selbst darüber moquirt, daß sie keinen hat, sagte einmal: „Oh, ich würde gewiß in der Ehe sehr gut gewesen sein; das können Sie schon daran sehen, daß ich jeden alten Stuhl, jedes alte Sopha lieber habe, je älter sie werden, so würde mir also auch mein Mann immer lieber geworden sein, nur — ich kann nichts, auch das kleinste Stückchen Baumwolle nicht kaufen, ohne es erst einmal wieder umzutauschen — so würde ich also auch erst meinen Mann einmal müssen umgetauscht haben!" — Dies nur als Beispiel einer jener Scherze, von denen sie hunderte macht. Man kann nicht zehn Minuten mit ihr zusammen sein, ohne daß von Liebe oder wenigstens von heirathen gesprochen würde, und das vielleicht gerade, weil sie nicht liebt. — Auch die Lind habe ich nun in einem ihrer Zweithalerkonzerte gehört, in denen sich ein Luxus der Toilette entfaltete, der zeigt, wie viel Geld die Leute noch übrig haben. Die Lind sang sehr lieblich, sehr artig, sehr schmelzend, aber gegen die Schröder-Devrient verhält sie sich doch wie ein kleines Flämmchen gegen eine große, lodernde Fackel; ihr ganzes Genre ist lange nicht so

großartig, viel kleiner, sie spricht nicht so zum innersten Herzen. Sehr hübsch ist, wenn sie in ihren schwedischen Liedern, eine lebendige Aeolsharfe, die Stimme geisterhaft vibriren läßt. — Vieuxtemps habe ich gleichfalls spielen hören, einen wahren Riesen auf der Violine, ernst, gewaltig, schwindelerregende Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindend. Sein Ton ist von größter Schönheit, mitunter wie wenn eine Menschenstimme in sein Instrument hinein gezaubert wäre. Er spielte ein russisches Lied, die Nachtigall, in dem man wirklich die Nachtigall mit ihrem stürmisch leidenschaftlichsten Schluchzen zu hören glaubte."

Den 30. März 1854.

„Der Onkel ist rüstig und frisch in seiner gewohnten Art. Ich hätte immer Lust Ihnen einige seiner pikanten Aussprüche über die politischen Dinge zu erzählen, aber da läßt sich immer so vieles nicht schreiben und das Beste muß man für sich behalten. Hier nur eines: als neulich von jenen Personen die Rede war, die vorgeben, sie wären schon aus Christlichkeit gegen die Türken, sagte er: „Viele dieser Leute möchte ich immer fragen: „Was? Sie sind Christen? Das habe ich bisher nie gemerkt! Ich habe Sie immer für Türken gehalten!" —

Freitag vor acht Tagen ist in der Friedrich-Wilhelmstadt Ring's-Lustspiel: „Dichter und Wäscherin" mit vielem Erfolg über die Bühne gegangen. Es ist eine artige Skizze, eine muntre Blüette in Versen mit französischer Grazie und Geschicklichkeit gemacht. Die Schauspieler spielten wenn auch nicht fein, doch rasch und frisch; Görner war als Schneider sehr komisch, besonders als er, wie er sieht, daß seine Geliebte ihn nicht haben will, von dieser die ehemaligen Gaben seiner Neigung, ein selbstgemachtes Nadelkissen, einen Fingerhut, ein Pfefferkuchenherz und andere solche Schätze, zurückverlangt. Dazu gab man den „alten Fritz" von Boas, der mir viel Vergnügen machte. Das Stück ist kein gutes Stück, aber es ist amüsant und das ist immer hübsch. Ich hätte dem armen Boas gewünscht, diesen Succeß zu erleben.*) Dieser alte Fritz,

*) Eduard Boas war gestorben, ehe sein Stück eine Aufführung erlebte. Uebrigens hat dasselbe eine eigene und sonderbare Geschichte, die wohl verdient gekannt zu sein. Boas hatte dieses Lustspiel mir zur ersten Veröffentlichung in der Wochenschrift „Jahreszeiten" angeboten. Da ich es für diese jedoch nicht brauchen konnte, es im Uebrigen aber für artig und wirksam hielt, so rieth ich, nach

der wie ein buntgemalter Bilderbogen aussieht, diese lächerlichen, schleichenden Jesuiten, die so schlecht ankommen, die Decoration von Sanssouci mit der berühmten Mühle, dies und vieles Andere sind Ergötzlichkeiten, die bei dem Publikum lebhaften Anklang finden.

Das neue Büchlein von der Sand: „Laura“ ist wieder reizend, poetisch, von größter Schönheit. Diese wunderbare Frau streut immer neue frische und dichterische Blüthen in die Literatur hinein; klein, dem äußeren Umfange nach, erfreut der Zauber dieses Werks doch mächtig das Gemüth, und wenn man schon längst mit dem Lesen fertig ist, ist es, als belebe sein Duft noch immer den Geist und die Seele. Auch ein anderes Buch hat einen großen Eindruck auf mich gemacht; ich habe seine drei Bände — der vierte ist noch nicht erschienen — mit grenzenlosem Antheil, oft mit Herzklopfen gelesen, mit Spannung,

---

einigen kleineu Aenderungen, mit denen ich es versehen, dasselbe schleunig drucken und an die Bühnen versenden zu lassen. Es geschah und ich unterließ nicht durch die Presse und wo ich sonst Gelegenheit erhielt, darauf aufmerksam zu machen und es zur Vorstellung zu empfehlen. Keine Bühne indeß war zu bewegen, es aufzuführen. Einige Jahre nach Boas Tode, als das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Noth wegen neuer Stücke war, durchstöberte Louis Julius, der ehedem viel genannte Charakterdarsteller, damals Regisseur an dieser Bühne, die in der Theaterbibliothek verstaubten, in Vergessenheit gerathenen Dramen und gerieth bei dieser Gelegenheit auch an das Lustspiel „Der alte Fritz und die Jesuiten“. Da er in der Maske des großen Friedrich stets besonderes Glück gemacht hatte, griff er so zu sagen mit allen zehn Fingern nach diesem Werk, las es mit steigender Theilnahme, fand es darstellbar, ließ es ausschreiben, vertheilen und spielen. Von da ab wurde es für viele Jahre und auf einer großen Anzahl deutscher Bühnen Zugstück. Das sind Dramenschicksale!

Uebrigens war selbstverständlich das Werk in seiner Verlorenheit nicht besser geworden, als es von Anfang an gewesen. Es erschien nach wie vor in der Anlage breit, im Aufbau lose und im Austrag allzu tendenziös geschwätzig. Aber mit allen diesen Schwächen versöhnte ein liebenswürdiger Humor und ein wahrhaft drolliger Geist. Der Lieutenant Wiedeborn und die schelmische Lucinde sind überaus glückliche und durchschlagende Bühnengestalten, die mit dem ganzen Stück auch heut wohl noch ihre Wirkung zu erzielen im Stande wären. Hätte z. B. das Deutsche Theater in Berlin zur Zeit von Friedrich des Großen hundertsten Todestage „Der alte Fritz und die Jesuiten“ wieder einmal hervorgesucht, so würde es ohne Zweifel in dem Augenblicke, in dem die Jesuitenfrage wieder auf die Tagesordnung kommen zu sollen schien, Erfolg und Kasse damit erzielt haben. Aber deutsche Bühnenvorstände graben bekanntlich mit Vorliebe nur fremde Dramatiker aus; die eigenen sind ihnen und wohl auch dem deutschen Publikum ziemlich gleichgiltig. Die Zeiten mögen das bessern!

mit wärmster Sympathie. Dieses Buch ist „Der grüne Heinrich" von Gottfried Keller; es ist weniger ein Roman, als eine Lebensgeschichte, eine Lebensgeschichte, geschrieben mit der schonungslosesten Aufrichtigkeit gegen sich selbst und die denn auch jenes mächtige Interesse erregt, welches man immer empfindet, wenn man einem innerlich bewegten, fluthenden, wallenden Menschenleben gegenübersteht. Es hat etwas Rührendes und Ergreifendes zugleich für mich, wie dieser stille, verschlossene Mann, der nur wenigen Freunden sich mittheilte, hier plötzlich der ganzen Welt sein innerstes Denken und Fühlen, sein ganzes Wesen und Sein darbringt. Erlebt ist gewiß jede Zeile; mir war es immer beim Lesen, als hörte ich die Herzschläge des grünen Heinrich. An einer ganz besondern Art der Anschauung der Natur vermuthete ich, daß Keller malen müsse, und richtig wurde mir dies seitdem bestätigt, indem ich erfuhr, daß er früher Landschaftsmaler war. Ich bin sehr gespannt über Ihr Urtheil über den „grünen Heinrich"! Wenn Sie ihn doch bald lesen könnten! —"

Am Ostersonntage, den 16. April 1854.

„Bettina kommt diese Zeit über beinahe täglich zum Onkel. Gestern sprach sie wieder viel vom Psychographen, an den sie wohl im Grunde selbst nicht glaubt, mit dem sie aber gern Andre hinter's Licht führt. Sie sprach von ihm wie von einem Menschen: dies thue er, jenes wolle er und hierin sei er eigensinnig. „Was frißt er denn?" fragte der Onkel plötzlich. Da mußte Bettina denn doch lachen. „Ich will es Ihnen sagen, was er frißt", fuhr er fort, „der Psychograph frißt Gehirn und Vernunft!" — Ist das nicht scharf und treffend? — Von Herrmann Grimm und Professor Werder erzählte Bettina, daß sie in einer freundlichen Feindschaft seien. „So," sagte der Onkel, „aber „Demetrius" und „Columbus"*) stehen auf Du und Du!" —

General Pfuel ist noch immer hier. Neulich haben wir auf sein Anstiften, der sich für alles Technische interessirt, die Nähmaschine besehen. Die näht so schön, daß es eine Freude ist, schöner als die geschickteste Näherin es kann und dabei zauberisch geschwind. Diese Nähmaschine ist eine Person der Zukunft, die eine wichtige Rolle spielen und sogar

*) Dramen dieser Schriftsteller.

nicht ohne den größten Einfluß bleiben wird auf das Thema genannt Frauenemanzipation. Da hat man nun den armen Frauen so viel vorgelogen, es wäre nichts so weiblich als spinnen, stricken, nähen, in diesen Dingen hätten sie ihren Beruf zu suchen. Das Spinnen ist schon lange, das Stricken seit Kurzem abgekommen, weil es wohlfeiler ist, sich die Sachen zu kaufen. Nun wird auch das Nähen bald überflüssig werden, denn, ich bin überzeugt, sind die Maschinen erst allgemein eingeführt und vervollkommt, so näht kein vernünftiger Mensch sich mehr seine Kleider selbst. Dann aber werden den betrogenen Frauen doch wohl die Augen aufgehen müssen, wenn sie finden, daß alles das, was man ihnen als Inbegriff der holdesten Weiblichkeit dargestellt hat, Maschinen viel besser machen können, als sie. Dann müssen sie sich doch auf etwas anderes verlegen, als eine todte Fingerfertigkeit und müssen einsehen, daß die Weiblichkeit in ganz andern Dingen besteht. Oh, diese Nähmaschine ist eine große Person!

Im Kunstverein ist jetzt ein Bild von einem Maler Scholtz aus Dresden ausgestellt: die Flucht Louis Philippe's. Da sitzt der alte Bürgerkönig mit verzweifelter Miene am Meeresstrande und wartet auf das Schiff, das ihn vom französischen Boden fortbringen soll. Seine Kleider sind bestaubt, neben ihm liegt der berühmte Regenschirm und sein Hut mit der dreifarbigen Kokarde, vor ihm ein Blatt, auf dem man die Worte liest: Sire! Tout est perdu! 24 février 1848. Hinter ihm steht seine Frau in dunkle Gewänder gehüllt, ein Bild des Jammers, und legt ihre Hand auf seine Schulter. Zu den Füßen der beiden sitzt ein kleiner Bauerjunge, der einen Wasserkrug und einen Korb mit schlechten Eßvorräthen bei sich hat und mit gleichgültiger Neugierde den Kummer der fremden Leute betrachtet; ein Hund neben ihm wendet seine Aufmerksamkeit und sein Interesse nach einer ganz andern Seite. Das Bild ist sehr ausdrucksvoll gemacht."

Den 20. Juli 1854.

„Neulich wollte ich Fräulein Gisela von Arnim meinen Gegenbesuch machen, fand sie aber nicht. Anstatt ihrer kam mir Bettine freundlich entgegen, steckte ihren Kopf grüßend durch die Thürspalte und nickte mir zu. Sie nahm mich sehr zuthunlich zu sich auf ihren Balkon und unterhielt mich so gut, daß ich anderthalb Stunden,

die ich bei ihr war, für eine halbe gehalten hatte. Ich traf sie mit einem Briefe in der Hand, in dem ihr eine amerikanische Dame empfohlen wurde. — „Die muß ich nun besuche“ — sagte sie — „wenn ich's nur nicht vergess! Ich vergesse alles gleich!“ — Ich erwiderte, ich hätte geglaubt, sie habe ein sehr gutes Gedächtniß. „Kerlche“ — rief sie —, „wie sollte ich wohl ein gutes Gedächtniß habe? Nein, behalte kann ich nichts, aber freilich erfinde desto mehr!“ — Die Bäume vor ihrem Hause waren alle von den Raupen kahl gefressen. „Das ist alles die Schuld des Herrn Lenné, — behauptete sie — „der hätt' besser dafür sorge müsse, daß die Raupe nicht auf die Bäume könne!“ — Darauf erzählte sie mir ein komisches Zusammentreffen, das sie einst mit Lenné gehabt. Sie spazierte im Thiergarten und beging den Unbedacht, sich Blumen abzupflücken; als sie noch dabei war, kam Lenné auf sie zu, den sie von Ansehen sehr wohl kannte. Er machte ihr über ihr Beginnen lebhafte Vorwürfe. „Nehme Sie sich in Acht!“ — rief sie ihm heftig zu — „Wenn der Herr Lenné sähe, daß Sie mir das verbiete wolle, er würde Sie schön ausschelte!“ — Darauf kam die Rede auf das Gedicht eines jungen Mannes, das die Ihrigen schlecht fänden, ihr aber gefallen habe. Sie stand auf, um es mir zu holen. Nach einer Weile kam sie wieder, sagte, sie habe es nicht finden können, anstatt dessen aber einiges Andere mitgebracht, das mich interessiren würde. Es waren dies drei Briefe, die sie erhalten und mir vorlas. Der erste war von einem Schulmeister aus einem kleinen Orte in Böhmen. Dieser Mann, der seine glühende Schwärmerei für Bettinen's Briefwechsel mit Goethe an den Tag legt, beginnt seinen Brief mit den Worten: „Gnädige Frau, ich bin Schulmeister.“ Einen solchen Anfang konnte nur ein Deutscher wählen! Dann erzählt er ihr, daß er 28 Jahre sei, beschreibt seine Verhältnisse, seine Eltern, sein beschränktes Leben und wie er einmal bei einem Ausfluge nach dem alten böhmischen Schlosse Karlstein dort in der Kapelle auf dem Altar Bettinen's Buch nebst einem Fernrohr gefunden habe. Ein fremder Reisender hatte es dort vergessen, der nicht mehr aufzufinden war. So lernte der Schulmeister dieses Buch kennen, das er wie eine Himmelsgabe ansah, das ihn täglich entzückte und seine ganze Familie mit ihm. Nach langer, langer Zeit, als er das theuere Besitzthum schon glaubte für sein Eigenthum halten zu dürfen und darin lesend im

Grase unter einem Baume lag, sah er einen Reisenden den Berg herunterkommen und den Einband seines Buches, der roth und prächtig war, scharf fixiren. Es war jener Reisende, dem das Buch gehörte und der es wiedererkannte. Der arme Schulmeister war natürlich bereit, es ihm zurückzugeben, konnte aber seine erstaunliche Betrübniß nicht verbergen. Der Reisende ließ sich nun freundlich mit ihm in ein Gespräch ein und schenkte ihm endlich das geliebte Buch unter der Bedingung, daß er Bettinen seinen Dank ausspreche, was er denn in dem Briefe that. Der Mann hatte in seiner Einfachheit und seinem Enthusiasmus etwas Rührendes. — Der zweite Brief war von einem Grafen, der in himmlischer Gegend an der Etsch wohnt, und beginnt: „Gnädige Frau und theure Freundin meiner Brust!" Der Graf ist 21 Jahre, war ein schönes Kind, wurde aber früh lahm, was sein ganzes Leben verdüsterte. Er war einmal so melancholisch, daß er eine Pistole ergriff und sich vor den Kopf schießen wollte. Sein treuer Jagdhund, der ihm zugesehen, sprang auf ihn zu, als er eben abdrücken wollte, wodurch ihm die Kugel über den Kopf ging. Dadurch in andere Stimmung versetzt, sprang er auf und nahm halb gedankenlos neue ihm zugesandte Bücher in die Hand. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Bettina, für die auch er schwärmt und von der er wünscht, sie möchte ihm einmal wie eine gute Fee plötzlich erscheinen. — Der dritte Brief endlich ist von einem verliebten Studenten, der Bettinen vor Jahren kennen gelernt, als sie mit Savigny und noch einigen Herren einen Ausflug durch die sächsische Schweiz gemacht; er ist der Einzige von den Dreien, der Bettinen mit Augen gesehen. Als ihr Buch erschien, schrieb er ihr aus Bonn, um sie zu fragen, ob sie sich noch jenes vor Jahren gewesenen Begegnisses erinnere. — Ich fragte sie, ob dies der Fall sei? „Oh ja" — sagte sie — „ich habe mit ihm kokettirt." — Der verliebte Student beginnt: „Ach Bettine!" Dann beschreibt er Bettinen höchst reizend und anmuthig in einem blauen, aufgeschürzten Kleidchen, mit einem Strohhut, der ihr im Nacken hing und den sie nicht aufsetzen konnte, weil sie ihn ganz mit Feldblumen angefüllt hatte. So schwebte sie vor ihm her schnell und übermüthig wie eine Elfe zwischen Gründen, durch Berg und Thal, und er beobachtete sie meist aus der Ferne. Abends hörte er sie im Wirthshaus mit den Mägden scherzen, ob sie einen blonden oder einen braunen Schatz hätten und welcher ihnen am

Besten gefiele? Als die eine meinte, ein brauner, sagte sie: „Nein, mir gefällt ein blonder am Besten, denn blond war Phöbus Appollo!“ — In diesem Augenblicke trat der Student hervor und nahm im hellen Mondschein seine rothe Mütze ab, um seine blonden Haare zu zeigen. Es scheint, sie warf ihm ein Andenken aus dem Fenster zu. Später verkleidete er sich als Träger und trug sie den Münchberg hinauf. Oben angelangt, schenkte sie ihm einen Apfel, mit dem sie lange gespielt hatte, und sagte: „Da, den schenke ich Dir, da Du mich getragen hast!“ — An alle diese kleinen Dinge erinnert der verliebte Student Bettinen und schreibt dabei so frisch, poetisch und zärtlich, daß mir dieser Brief noch mehr wie alle anderen Vergnügen machte. — Darauf ging Bettine mir drei Portraits von sich zu zeigen, ein vierzehnjähriges mit großen dunklen Augen, ein 21jähriges, ein wahres Schönheitsideal, das sie selbst gezeichnet hat und das gewiß immer der Schönheitsgöttin ähnlicher sah, als ihr, und ein etwas älteres, das ich allein für das ihrige erkannt haben würde. Sie sprach noch manches Interessante, auch über ihr Verhältniß zu den Grimm's, das nicht besonders und brachte mich fast ganz nach Hause, indem sie zuletzt fragte: „Habe ich Sie nicht gut unterhalte?“

Am Sonntag war ich mit dem Onkel zum Abend zu Bettinen eingeladen. Es war eben jene erwähnte Amerikanerin da, eine liebenswürdige Madame Richard Ray mit einer netten 17jährigen Tochter. Außerdem der Violinspieler Joachim, der Rodenberg kennt, Gustchen Grimm und Gisela. Bettina ist am Theetisch und vor ihren Kindern lange nicht so lebhaft und eigenthümlich, als wenn man mit ihr allein ist. Fräulein Gisela spielte, da die Damen fast nur Französisch und Englisch konnten, und sie beide Sprachen nicht sprechen kann, eine etwas traurige Rolle. Es klang gar komisch, als sie wie die kleine Grimm eintrat, zu Bettinen sagte: „Mutter, kannst Du nicht die Gustel auf Französisch vorstellen?“ — Gegen mich war Gisela sehr zuthunlich und sagte mir wieder so rasende Schmeicheleien, daß ich mich nur dagegen retten konnte, indem ich behauptete, wenn sie mich lobe, mache sie immer ihr maliziösestes Gesicht. „Bin ich wohl maliziös?“ fragte Gisela die junge Amerikanerin. — „Nein, gewiß nicht“, meinte jene. Ich aber sagte, es sei sehr klug von Fräulein Gisela, daß sie ihre allerneueste Bekannte danach gefragt habe, worüber wir denn alle

lachten. Gisela erzählte mir später leise echt backfischmäßig von den jungen Herren, die von ihr eingenommen seien. Obgleich Ende der zwanzig, ist es immer, als wenn sie noch nicht ganz die Kinderschuhe vertreten hätte. Aber obschon zuweilen kindisch, oberflächlich und ohne den Geist ihrer Mutter, ist dies sonderbare Mädchen doch von großer Liebenswürdigkeit und ich glaube auch gutmüthig."

Den 13. August 1854.

„Wieder ein Abend bei Bettinen, den ich zu schildern habe, war besonders schön, nur daß wieder gar nichts von ihr selbst zu berichten ist, wie sie ja denn immer an ihrem eigenen Theetisch, vor ihren Kindern verschwindet. Außerdem war sie unwohl, was man an ihr nicht gewohnt ist und sie stets ungern eingesteht. Es waren diesmal viele Leute da: Fräulein von Strantz mit einem Bruder, der aus Ostindien kam und in einigen Tagen nach Westindien wollte, ein alter freundlicher Maler Xeller, der Maler Ratti, ein hübsches Fräulein v. Malzen, Hermann Grimm mit seiner Schwester, Joachim und ein Herr Bariel, der Joachim accompagnirte. Grimm, den ich sehr lange nicht gesehen hatte, war diesmal wirklich ganz artig; ich habe mancherlei mit ihm gesprochen. Fräulein Gisela hatte sich auf ihre Art recht geputzt; sie sprang in einem weißen Kleide umher, das nur leider unmodern und unvortheilhaft gemacht war. Ich kann um so mehr mit Recht sagen, sie sprang, denn sie sprang einmal wirklich auf einen Stuhl hinauf. Der junge Joachim hat ein nicht auffallendes, aber so eigenes Gesicht, daß ich vergeblich sinne, wie ich es Ihnen beschreiben soll. Wenn man mit ihm spricht, kommen allerlei feine Züge darin zum Vorschein, die überraschend sind. Er ist jedenfalls ein ungewöhnlicher Virtuose, der studiert, Spinoza liest, für alles Sinn hat, mit einem Worte, ein ganzer Mensch ist. Nach dem Thee spielte er; es war eine lange, großartige Beethoven'sche Sonate, die er mit Feuer, Kraft, Eigenthümlichkeit, Zartheit und Feinheit vortrug. Nun müssen Sie sich dazu Bettinen's Zimmer denken! Es war der mittlere Saal, der den Balkon hat, der nach dem Thiergarten hinaus geht. Die dunkelrothen Wände sind mit antiken Gipsbüsten dekorirt, die schön angeleuchtet, sich bei der prächtigen Musik zu beleben und freudig nach einander umzusehen schienen. In der Mitte des Saales steht das große Modell zum Goethedenkmal. Da nun Joachim und

Bariel grade hinter diesem spielten und auch die Lampen da hinten hatten, so war das übrige Zimmer ziemlich in Dämmerung gehüllt, in der das Monument wie ein großer, ich möchte sagen, weißer Schatten hervorragte, hinter dem die hinreißenden Beethoven'schen Töne, ohne daß man die Spieler sah, siegreich und mächtig und gewaltig hervordrangen. Sie glauben nicht wie bezaubernd und phantastisch das war!

Gräfin Clothilde Kalkreuth und Vehse, die sich so gern mochten, sind jetzt immer etwas auseinander und beurtheilen sich gegenseitig ungerecht. Sie klagte, daß er so lang nicht bei ihr war; ich entschuldigte ihn, daß er schon den ganzen Sommer zu allen seinen Bekannten weniger gekommen sei, weil er viel arbeite. „Ich mag aber solche Leute nicht“, sagte sie, „die es mit ihren Freunden wie mit ihren Pelzsachen machen: sie im Sommer zum Kürschner geben und sie erst zum Winter wieder abholen!“ —

Den 2. September 1854.

„Endlich ist auch wieder ein Buch erschienen, für das man sich warm und antheilvoll interessiren kann, ein langerwartetes; ich meine nämlich Goethe's Briefe an jene Charlotte Kestner, die das Urbild zu Werther's Lotte war. Das Buch hat den Titel: „Goethe und Werther“, ist von einem Sohne Lottens herausgegeben und mit Lottens Bildniß, einem Schattenriß von Goethe und mehreren Facsimiles, worunter sich auch jenes Billet des jungen Jerusalem, in dem er Albert um die Pistolen bittet, geschmückt. Wie schön und wunderbar ist es, daß Goethe noch so über seinen Tod hinaus die Literatur immer auf's Neue bereichert und sich uns dadurch immer mehr in seinem Wesen vervollständigt. Sie können sich denken wie anziehend der Einblick in diese Jugendliebe Goethe's ist. Diese Briefe haben etwas Hinreißendes, weil sich eben das ganze feurige, entzündliche, phantastische, zärtliche Goetheherz darin abspiegelt. Auch das ist wohlthuend, wie all dies Leid und diese Schmerzen nun so nach vielen Jahren der Welt zur Freude gereichen. Es ist in der That der ganze Stoff zum „Werther“, aber der „Werther“ ist tausendmal schöner als die Wahrheit; man kann genau beobachten wie hier der Dichter die Wahrheit zur Dichtung umschuf. Uebrigens ein merkwürdiges Verhältniß, wie er Albert zum Vertrauten seiner Liebe macht! Wenn Sie das Buch auch erst gelesen haben,

müssen wir noch über vieles darin reden. Ich habe es in einem Athem, an einem Tage gelesen und dann wieder den „Werther“, den unsterblichen! — Was aber Goethe's Liebesleidenschaften anbetrifft, so giebt er darin der Zahl nach Jupiter nichts nach; man denke: Gretchen, Annchen, Friederike, Lotte, Maximiliane Brentano, Lili, Frau von Stein und zuletzt noch Fräulein von Lewetzow! Daneben will auch noch Bettine ihren Platz haben.“

Den 7. September 1854.

„Bettine ist leidend und reist nächster Tage nach Gastein, von da nach Meran und dann zu ihrer Tochter nach Bonn, so daß sie wohl erst im Januar wiederkehrt. Unterdessen ist sie mehrmals Abends bei uns erschienen, als wir gerade beim Thee saßen. Wie das amüsant ist, sie so in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und wunderbaren Regsamkeit des Geistes zu sehen, das glauben Sie nicht und es ist schwer zu beschreiben, weil ihre Seltsamkeit sich noch mehr im ganzen Wesen, als in den einzelnen Ausdrücken abprägt. Sie klagt über ihr Befinden, ihr Gesicht ist geschwollen und sie äußerte die Furcht, es könne am Ende so bleiben; „ich werde doch nicht plötzlich so hinterrücks eine dicke Madame werden!‘ — Dann kramt sie eine Masse Papiere, gedruckte und ungedruckte, aus einer großen Mappe, die sie mitgebracht und reicht sie dem Onkel hin mit den Worten: „Da hast Du Dein Sach!“ Während der Onkel die Sachen durchsieht, stützt sie die beiden Ellbogen in die Mappe, daß sie halb darin sitzt. Unter den Papieren ist eine „Zeitung für Einsiedler“, welche vor Jahren von Achim Arnim herausgegeben wurde. Sie schlägt ein darin befindliches Gedicht auf, welches B. unterzeichnet ist und sagt: „Lese Sie!“ — Der Onkel liest es vor und wir finden es hübsch; der Onkel schließt aus dem B. es sei von Clemens Brentano. Nein, es ist von Bettine, die erzählt, es sei ihr erstes Gedicht, welches sie nur gezwungen gemacht, da ihr Bruder Clemens sie in's Ofenloch gesperrt hatte und gedroht, er ließe sie nicht eher heraus, bis sie ein Gedicht gemacht. Es ist dieses, das im Ofenloch entstanden! — Dann erzählt sie lustig, was sie heut alles für Wege gemacht; sie wollte Fräulein von Strantz in der Linienstraße besuchen. Da sie die Straße nicht finden konnte, bat sie einen Milchmann, ihr den Weg

zu zeigen; dieser thut es und bittet dafür um ein Trinkgeld; sie giebt ihm Schirm und Taschentuch zu halten, um zu sehen, ob sie Geld bei sich habe, giebt ihm darauf etwas, dankt ihm, nimmt ihren Schirm und stürzt so eilig fort, daß er sie gleich aus dem Gesicht verlieren mußte. Erst auf der Treppe bei Fräulein von Strantz fällt ihr ein, daß sie ihm ihr Taschentuch in der Hand gelassen und sie tritt dort mit den Worten in's Zimmer: „Ich bitt' Sie, leihe Sie mir ein Taschentuch, ich hab' meines eben einem Milchmann gegebe!" Sie versichert, der Mann sei ganz ehrlich gewesen, sie hätte ihm in der Eile ja gar nicht Zeit gelassen, das Tuch zurückzugeben. Man mußte sie das alles erzählen hören, um es außerordentlich komisch zu finden. „Ja", rief sie, „das alles hat die Frau von Arnim heute gethan!" — Dann sprach sie sehr ernsthaft und vernünftig über die Herausgabe von Arnim's Schriften, dann mit Anerkennung von den Schlegel's, die Goethe nicht genug geschätzt habe. Als der Onkel Goethe dagegen in Schutz nahm, rief sie: „Sie wolle auch gar nichts auf den Goethe komme lasse! Das thut ja nichts! Es muß doch jeder sein Sündche gethan habe in der Welt!" — Dann erzählte sie von Joachim, von Hermann Grimm, und so fort. Dazwischen sieht sie einen zutraulich mit den genialen Augen an und giebt mir auch wohl mitten im Gespräch einen Kuß. Da haben Sie so ungefähr einen Besuch Bettinen's! —

Bei Clothilde Kalkreuth war ich heute Abend, wo es wieder manchen Scherz gab. Clothilde sagte, das neue Museum sähe ein wenig aus wie Tausend und eine Nacht. „Nein," meinte Sternberg, „es sieht noch mehr aus, wie tausend und ein Thaler!" — Dann war die Rede davon, ob man die Anzüge seiner Bekannten bemerke, oder nicht. Ich sagte, an einigen sehe ich immer, was sie tragen, an anderen nie; bei Therese sah ich immer, welchen Anzug sie hatte. „Ja", versetzte Sternberg, „die hatte so eine Art von Kleiderpoesie!" —

Ich lese jetzt den Goethe'schen Briefwechsel mit Zelter mit nicht gerade übermäßigem Vergnügen. Die Briefe Goethe's enthalten wohl manches Schöne und Interessante, aber sie sind oft kurz und die Zelter'schen Briefe sind größtentheils sehr unbedeutend und derb noch dazu. — Die „Grenzboten" haben sich in letzter Zeit viel mit Goethe beschäftigt; neulich sprachen sie über die „Wahlverwandt-

schaften" sehr weise und doch nicht treffend. Ich mag es nicht, wenn einer zu Goethe auf sein Postament hinaufklettert und ihn so Zoll für Zoll glaubt messen zu können. Die neuen Briefe von Goethe haben die „Grenzboten" auch schon besprochen und wörtlich die Meinung angenommen, die der Herausgeber, Lotten's Sohn, in der Vorrede äußert, daß nämlich die wirklichen Personen noch mehr unsere Achtung verdienten, als die Personen im Roman. Welche philisterhafte Thorheit! Als wenn mehr Achtung nöthig wäre, als Werther und Lotte ansprechen dürfen!"

Den 21. Juli 1855.

Gestern besuchte uns die russische Fürstin Wittgenstein aus Weimar, die Freundin Liszt's*), eine elegante, lebhafte Weltdame mit großen brennenden Augen und pikantem Aussehen, die Französisch und Deutsch durcheinander redet, Cigarren raucht, was sie jedoch selbst eine mauvaise habitude nennt, und durch Munterkeit und Artigkeit gefällt. Wie es scheint schon in den Vierzigen, ist sie doch noch zu jedem Anspruch fähig und bereit; sie spricht gern und mit Eifer von Liszt. — Bei Fräulein Solmar trafen wir gestern Sternberg, Vehse, Vidert und die auf einen Tag anwesende Frau von Hohenhausen und ihre Tochter. Sternberg erzählte mir, er sei viel in Charlottenburg gewesen bei seiner Frau — „nicht als guter Ehemann" — setzte er wie entschuldigend hinzu, „sondern nur um die Luft zu genießen." — Zufällig kam auf eine Schilderung von Bethanien in Sternberg's „Royalisten" die Rede. „Ja, die kenne ich nicht," sagte ich zu ihm, „dies Buch habe ich ja aus Freundschaft für Sie nie gelesen!" — Die Tochter der Frau von Hohenhausen, Oberregierungsräthin Rüdiger, sah mich mit namenlosen Erstaunen über meine Kühnheit an, das sich noch steigerte, als ich scherzend hinzu fügte, man sage, die Oberin von Bethanien, Fräulein von Ranzau, habe Sternbergs Schilderung von ihr so wenig aushalten können, daß sie daran gestorben sei. Madame Rüdiger schien zu glauben, Sternberg müsse nun gleich einen Dolch gegen mich ziehen. Aber was geschah! Er lächelte nur freundlich und sagte zu Vehse, der mit einer Art Schreck ausgerufen hatte: „Oh,

*) Liszt und die Fürsten wollten sich heirathen; aber die Letztere hat eine Scheidung von ihrem Manne nicht möglich machen können.

die Royalisten!", er verachte das Buch selbst noch mehr als Vehse und fügte dann zu Madame Rüdiger gewandt hinzu: „Es ist ein miserables Buch, das mir ganz zuwider ist und das ich bedaure, geschrieben zu haben." —

Den 2. August 1855.

„Die Fürstin Wittgenstein, die ich, als ich Ihnen neulich schrieb, erst einmal gesehen, habe ich seitdem erst recht kennen gelernt. Sie ist eine der bedeutendsten und geistvollsten Frauen, die mir je vorgekommen, und ich sehe es für einen glücklichen Zufall an, daß sie uns begegnet ist. Von jeder etwas eleganten und lebhaften Frau sagt man gleich, daß sie geistreich sei, sogar von Therese: das also kann nicht viel gelten; diese aber ist es wirklich in der vollen Bedeutung des Wortes, dabei des schönsten Enthusiasmus fähig, klug, lebhaft, liebenswürdig, voll Interesse und tiefstem Verständniß für die Kunst; sie scheint jenen innersten Kern erfaßt zu haben, der gewissermaßen durch alle Künste geht und sie zu einer verbindet. Wie froh war ich, als ich alle diese Eigenschaften an ihr entdeckte, die man so selten findet. Ihr Verhältniß zu Liszt scheint mir weit eher eine schöne Stärke als eine Schwäche ihres Wesens zu sein: durch die vielen Jahre hindurch ein beständiges Aufgeben alles dessen, was doch in der Welt noch gilt. Auch begreife ich wie für diese Frau die Genialität Liszt's etwas Fascinirendes haben konnte. Die Tochter der Fürstin, die sie immer begleitet, ist mit dem französischen Gesandten in Karlsruhe, Talleyrand, verlobt; sie ist achtzehn Jahre, keine blendende, aber eine sehr reizende Schönheit: ein weißes Täubchen mit sanften und doch zugleich lebhaften Augen; sie scheint an allem Antheil zu nehmen, was die Mutter interessirt, und ist sehr natürlich, munter und anmuthig. So machen diese beiden Erscheinungen nebeneinander den angenehmsten Eindruck. Einen Nachmittag nahm mich die Fürstin in die Klosterkirche mit, wo ihr Herr Haupt sehr schön auf der Orgel vorspielte. Wir und Kaulbach, den ich hier zum ersten Male persönlich sah, waren ganz allein in der Kirche und Herr Haupt trug mit Feuer, Kraft und Ausdruck Kompositionen von Bach und Thile vor. Das herrliche, gewaltige Instrument hat etwas Ueberwältigendes und ich wünschte nur, daß man es von der Kirche emanzipiren könnte. Zuletzt spielte noch ein Schüler von Liszt, Winterberger, eine große brillante

Phantasie von Liszt; da war es ordentlich, als wenn die mächtige Orgel vor Vergnügen brüllte, einmal anstatt frommer Choräle die weltliche Genialität Liszt's zu verkünden. — Die junge Prinzessin schenkte Kaulbach, wie sie ihn sah, ihr Bouquet, was sich sehr artig machte. Kaulbach sieht ganz wie die Bilder aus, die man von ihm hat; sein Wesen scheint angenehm. Was ich der Fürstin über seine Shakespearekartons sagte, gefiel ihr so gut, daß sie es ihm gleich wiedererzählte. — Als ich ihr bei uns Fräulein Ney vorstellte und dabei bemerkte, daß sie Bildhauerin sei, sagte sie zu ihr gewandt, in ihrem unrichtigen Deutsch: „So jung und hübsch und mit die harten Steine arbeiten?“ — Leider wird die Fürstin in wenigen Tagen nach Weimar zurückkehren; wenn wir eine solche Frau hier hätten, welch ein Gewinn! — Sie kommt oft zu uns, auch wir waren sehr angenehm bei ihr; einen Abend war sie bei Fräulein Solmar; natürlich hatte man auch Sternberg eingeladen, der sah aber nur ungesehen durch die Fenster des Lamprecht'schen Gartenhauses, in dem wir saßen, betrachtete sich die Damen genau und ging dann still wieder fort, da er fand, daß mehr Leute da waren, als er es liebt. Sein Sie übrigens unbesorgt, daß ich Sternberg nicht zu viel thue; wenn ich auch seine „Royalisten“ ungelesen verwerfe, so rühme ich doch anderes von ihm, und dann ist er viel zu geistreich, um nicht unsere gemeinschaftliche Dornensprache der Sprache der Schmeichelei vorzuziehen. Er weiß wohl, warum er sich beinahe immer neben mich setzt; ich habe schon manchen befriedigenden Balsam in sein Künstlerherz gegossen und Wenige haben in der Gesellschaft die Anderen so auf seine Talente aufmerksam gemacht und sie so ins Licht gestellt, wie ich.“

Den 2. December 1855.

„Am Freitag Abend erschien, als wir schon beim Thee waren, Franz Liszt. Ich hatte ihn bisher nur in Konzerten gesehen und beobachtete ihn nun so gut es der Dämmerschein von des Onkels Studierlampe verstattete. Ich brauche Ihnen nicht das berühmte Gesicht zu beschreiben, welches Jeder kennt. Auffallend war mir aber gleich, wie sehr ihn seine Feinde und oft auch seine Anhänger karikiren. Es ist nichts Chargirtes, nichts Barockes in seinem Wesen, wohl aber hat er die feinen und wohlthuenden Formen der großen Welt, eine graziöse Gewandtheit in der Unterhaltung und

eine anmuthige und geschmackvolle Bescheidenheit, wenn er von seiner Kunst spricht. Der Onkel fand, daß der Oesterreicher an ihm unverkennbar sei. Von seinen Beziehungen zu Bettina, die seit ihrem komischen Betragen bei ihrem letzten Besuche in Weimar abgebrochen sind, sprach er sehr amüsant. Bettina verlangte damals dringend von ihm, er solle wieder anfangen Konzerte zu geben und zwar so lange, bis er, ich weiß nicht mehr wie viele tausend Thaler zusammen habe, die er ihr zur Ausführung ihres Goethedenkmals schenken sollte. Als er ihr dies abschlug, wurde sie wüthend, schalt und rief: „Du bist ein Philister, ein Jesuit, ein schlechter Kerl geworden!" — Liszt erwiderte ihr: „Liebe Bettina, sage mir dergleichen Dinge allenfalls, wenn wir allein sind, aber nicht, wenn andere Personen dabei sind." — „Nein!" rief Bettina, „grade vor den Leuten will ich Dich schlecht machen!" — Nachher verdächtigte sie Liszt bei Andern und trieb es so arg, daß er sie gar nicht mehr sehen konnte. „Und in der That," fügte Liszt lächelnd hinzu, „ich brouillire mich so ungern mit geistreichen Frauen — wahrhaftig, ich lasse mich lieber schlagen, als daß ich mich mit geistreichen Frauen brouillire, aber mit Bettinen ging es nicht mehr." — Uebrigens habe er gar keinen Haß gegen sie. Bei Humboldt war Liszt gewesen, den er „toujours verdoyant" gefunden habe."

Den 20. Dezember 1855.

„Seit meinem letzten Briefe ist Liszt, der nun fort ist, noch einmal bei uns gewesen; sein Besuch war noch länger und noch interessanter als der erste. Ich hörte ihm mit einer Verwunderung zu, die immer nahe daran war in Bewunderung überzugehen. Diese Liebenswürdigkeit, diese Freimüthigkeit, diese Sicherheit, Natürlichkeit und dieser Weltschliff im Verein, feinsinnige Bescheidenheit und dabei doch ein anmuthiges Geschick sich in's hellste Licht zu stellen, das alles ist so amüsant, so seltsam und so neu. Vielleicht giebt es keinen Menschen, dem auch äußerlich sichtbarer als ihm das Genie auf die Stirn geprägt wäre. Er ist nicht schön, vielleicht nicht einmal hübsch zu nennen, und doch — ich glaube, man braucht ihn nur in der Ferne vorübergehen zu sehen, um zu wissen, daß dieser Mann einer jener Auserwählten ist, die in ihrer Art einzig und unerreichbar sind. Aber auch ohne sein Talent ist Liszt ausgezeichnet und außerordentlich; wenn er auch nie den Flügel spielte,

er hätte doch Flügel! Und mit derselben kühnen Gewandtheit, mit der seine Finger sonst über die Tasten glitten, behandelte er ohne auszugleiten die bedenklichen Gegenstände, die sein Gespräch berührte, und kam dabei nie aus der schönen Form heraus. Es läßt sich der ganze Eindruck nicht wiedergehen und doch werde ich Ihnen erzählen, so viel ich kann. Daß meine Bezeichnungen Liszt's nicht übertrieben sind, das müssen Sie mir jedoch auf mein Wort glauben, denn Liebenswürdigkeit und Glanz des Genie's, wer kann die beschreiben! — Erst sprach er von Musik und von Rellstab, mit dem er sehr gut bekannt sei; es schade ja nichts, wenn er fände, daß Liszt zu viel „Septimenwirthschaft“ treibe. In einer Gesellschaft hatte er den Professor Ranke getroffen. „Ist es denn wahr“, hatte dieser gefragt, „daß Sie die klassische Musik bekämpfen wollen?“ — „Lieber Professor“, erwiderte Liszt, „halten Sie mich denn für einen dummen Jungen?“ Der Onkel lachte und sagte, nun wäre Ranke der dumme Junge gewesen. Liszt meinte lächeld und etwas entschuldigend, es wäre von Ranke ganz liebenswürdig gemeint gewesen. — Das Hauptgespräch bildete die Gräfin d'Agoult; Liszt wußte, daß der Onkel mit ihr in Briefwechsel steht; er sprach von einen ehemaligen Beziehungen zu ihr mit großer Offenheit — wie dies auch die Gräfin ihrerseits in ihren Briefen gethan. Die merkwürdigen Details sind leider zu weitläufig zum Schreiben. Er sagte, er würde nie dem Verhältniß ein Ende gemacht haben, schon deßhalb nicht, weil er es für eine Ehrensache angesehen habe, dies nicht zu thun. „Mais j'ai le malheur de lui déplaire horriblement; elle m'a mis à la porte. — Vous voyez que je ne suis pas fier! — Demandez-la; elle vous dira elle-même: j'ai mis Liszt à la porte!“ — Sie mache sich aus ihren Töchtern nichts, obgleich sie sich immer den Anschein gebe: „elle a les allures d'un caractère.“ Er habe allein für seine Töchter sorgen müssen, er habe es gern gethan, aber er habe es auch gemußt, obgleich doch eigentlich die Töchter die Sorge der Mutter wären — „les garçons, c'est autre chose.“ — Als sie ihn fortgeschickt, habe er ihr gesagt, er würde noch drei Wochen lang zu ihr kommen, unterdessen möge sie es sich wohl überlegen, bliebe sie dabei, so würde er nach diesem Zeitraume nie wieder ihre Schwelle betreten. — Jetzt könne er von diesen Dingen leichter reden, die ihn damals sehr schmerzlich berührt hätten. Er rühmte ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und

er bliebe ihr auch immer très-reconnaissant; wenn sie sich noch so heftig über ihn ausließe, er würde immer gut von ihr reden; es wäre doch nicht nöthig „d'éclater à tout moment; des relations comme les nôtres, on peut les traiter avec une certaine hauteur, et j'ai cette hauteur-là; je les ai traités toujours, je pense, galamment.“ — Von ihrer Schriftstellerei sagte er: „je connais son literarisches Streben“. Er habe sie zuerst zum Schreiben angeregt und ihre ersten Sachen durchgesehen und korrigirt. Wenn sie nun nach ihrer Nélida noch eine Pélida und eine Délida schreiben wolle, er habe nichts dagegen. — Er sprach Deutsch und Französisch abwechselnd, doch wenn ihm die Dinge recht wichtig waren, schien er das Französische zu wählen.“

Den 17. Februar 1856.

„General Pfuel ist wieder hier eingetroffen, munter und unerschöpflich an alten und neuen Geschichten, die er erzählt. Wie er von den Weltzuständen sprach, bemerkte er, daß die meisten Menschen nur durch Rückschritte zur Erkenntniß kämen und deshalb müsse man all die Rückschritte in der Geschichte für eine Unterrichtsstunde in der Erkenntniß ansehen.

Bettina war lange von uns geblieben. Vorgestern erschien sie zum Erstenmale und erzählte davon, wie Beethoven Lust gehabt habe, sie zu heirathen, was sie damals zu dumm gewesen sei, zu merken. „Ich, den Beethoven heirathen,“ rief sie, „denken Sie, ich, die ich an den schönen Arnim gewöhnt war, indessen — ich würde es nie bereut haben!“ — Der Onkel glaubt, es wäre Beethoven nie eingefallen, Bettinen zu heirathen, und die Composition von „Herz, mein Herz, was soll das geben“, von der sie behauptet, er habe sie für sie gemacht, habe er componirt, ehe er Bettinen kannte. Sie sehen, Bettine hat noch ihre alte Art, wenn sie auch durch ihre Krankheit sehr abgeschwächt ist. — Sternberg hat mir einige Worte aus Dresden geschrieben, die er „Visitenkarten über Land“ betitelt; er bittet mich ihm zu schreiben, wozu ich aber noch nicht gekommen bin. Täglich macht er, wie er sagt, der Madonna von Holbein und der sixtinischen Madonna seine Aufwartung. Zu Mittag ißt er allein, zur Theestunde, die bei ihm um vier Uhr Nachmittags ist, kommt „seine Dame“*) herunter zu ihm mit ihrem weißen Spitz,

*) Seine Gattin.

Muff, auf dem Arme. Abends ist er immer in Gesellschaft; kommt er vor elf Uhr nach Hause, so geht er noch ein wenig zu „seiner Dame“ hinauf, ist es aber schon später, so bleibt er unten. „Nach elf wird es wohl zu gefährlich!“ rief Gräfin Clothilde (Kalkreuth) mit ihrem vor nichts zurückschreckenden Humore. — Mich freut es, daß es ihm in Dresden so gut geht und seiner armen beschränkten Frau ist es auch zu gönnen, daß sie ihren lieben Sternberg bei sich hat.“

Den 1. März 1856.

„Heine's Tod hat einen großen Eindruck auf uns gemacht. Bisher war er doch immer noch da, nun ist er aber auch so weit weg, zu den Sternen gehörig, wie Goethe und die Andern! Vor einem Jahre hat er doch einmal geäußert, er wolle nur noch ein Jahr leben und dann sterben! Nun ist das wahr geworden; er hat es selbst sich prophezeit, vielleicht erhielt ihn nur noch sein Wille so lange. Unbegreiflich finde ich, daß sein Tod so gleichgültig aufgenommen wird, daß nicht ganz Deutschland über den Verlust eines seiner größten und leuchtendsten Dichter trauert. Alexander Dumas hat an seinem Grabe geweint, Theophile Gautier einen anerkennenden Artikel über ihn geschrieben, aber die Deutschen? Szarvady's herzloser Bericht in der „Kölnischen“ war wahrhaft verletzend. — Der Onkel war der erste, der über die ersten Gedichte von Heine etwas schrieb, im „Gesellschafter“ und ihn zuerst anerkannte!“ —

Den 27. Juli 1856.

„Hermann Grimm, dem es, wie auch seinem Freunde Joachim, in Venedig so schlecht gefallen, findet die Schweiz nicht schön. „Finden Sie sie wirklich schön?“ fragte er mich neulich. „Ich weiß nicht; die Sonne geht hinter den Bergen zwei Stunden früher unter und im Grunde ist die ganze Schweiz doch nichts anderes als eine grandiose Kellerwohnung!“ — Die Kellerwohnung gab ich nur in sofern zu, als Gottfried Keller dort wohnt. — Bettina kommt wieder beinahe täglich und sagt, sie freue sich, daß der Onkel unwohl sei, weil sie da sicher wäre, ihn immer zu Hause zu treffen. Neulich war von Altwerden die Rede; da hatte es etwas wahrhaft Märchenhaftes, wie sie dasaß in ihren schneeweißen Haaren und munter lachend ausrief: „Das weiß ich gewiß, ich werde jung sterben! Ich sterbe jung, ich weiß es!“ — Ist Bettina, das Kind,

nur als alte Frau verkleidet, möchte man da fragen und wird sie vielleicht plötzlich solche Vermummung abwerfen und als junger Genius einhertanzen?"

Diese Briefauszüge, in denen das geistige und gesellige Wesen Berlin's sich wiederspiegelt, wie es in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts bestanden hat und wie es jetzt bereits bis auf wenige überlebende Reste, als eine in Staub und Asche gesunkene Welt bezeichnet werden muß, lassen zugleich die Natur und den Charakter Ludmilla Assing's deutlich genug erkennen. Ihre Beobachtungen sind treffend und wahr; ihre Darstellung lebhaft und gegenständlich; ihr Stil anziehend und reizvoll. Es liegt in ihren Briefen etwas von der Art der Frauenbriefe Frankreichs in der Zeit vor der großen Revolution. Es athmet darin ein Athemzug von dem Geiste der Frau von Sevigné. Die Briefstellerin hatte sich an Varnhagen von Ense gebildet. Von Hause aus in literarischen Beziehungen aufgewachsen und erzogen, gab ihr der beständige Verkehr in dieser einen besonders schriftstellerischen Schliff. Auch war sie nicht ohne Nutzen die aufmerksame und fleißige Abschreiberin von Varnhagen's letzten Werken geworden. Sie lernte ihm ein wenig seine durchsichtige, feingegliederte Prosa ab und von dem unausgesetzten Umgange mit ihm, nahm sie von seinen politischen Anschauungen und Gesinnungen viel in sich auf. Es konnte darum nicht fehlen, daß sie sich nach seinem Tode angeregt und versucht fühlte, in seiner Weise fortzufahren und durch Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses der Welt eine möglichst freiheitliche Bewegung zu geben. Bald nach seinem Hinscheiden begann sie sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, seine Tagebücher und seinen Briefwechsel im Druck herauszugeben. Ich konnte mir aus eigenen Erlebnissen bei Varnhagen, aus gelegentlichen Mittheilungen und Gesprächen eine ungefähre Vorstellung von deren Inhalt machen und rieth deswegen von eimem so baldigen Erscheinenlassen derselben ab. Ich schlug ihr vor, mit einer neuen Gesammtausgabe der Varnhagen'schen Schriften und Denkwürdigkeiten, sowie mit der Vermehrung von Rahel's Briefen anzufangen, von denen sie mir manche zur Einsicht geliehen und den Briefwechsel mit Alexander von Humboldt, der bald nach Varnhagen gestorben war und die Tagebücher in Anstand zu lassen. Auch wünschte ich die letzteren sehr gekürzt. Ich hielt vierzehn starke Bände für zu viel und im Inhalt Manches für zu

unbedeutend und Anderes für zu hart. Ich meinte, es sollte eine Sichtung stattfinden, wie Varnhagen selbst sie anfänglich mit den Aufzeichnungen und Aussprüchen Rahel's vorgenommen hatte. Aber Ludmilla bestand auf ihren Kopf und glaubte es dem Andenken und Ansehen des Hingeschiedenen für angemessen, Alles bis auf die geringste Zeile veröffentlichen zu müssen. Sie schalt mich lau und furchtsam, tadelte meine vertrauende und versöhnliche Stimmung und daß ich nicht das Aeußerste zu thun für nöthig hielt.

Daß sie es thun zu müssen meinte, hat sie um Heimath, lange Jahre um Ruhe und endlich sogar, wie ich glaube, vorzeitig um's Leben gebracht. Die Herausgabe von Varnhagen's Tagebüchern veranlaßte Anklage und Verfolgung, denen sie sich durch die Flucht nach Italien entzog, wo sie sich später in Florenz häuslich und dauernd niederließ. In dieser Zeit schrieb sie mir aus:

Florenz, den 17. Oktober 1862.

„Hätten wir uns wohl ehemals vorstellen können, daß eine so lange Pause in unserem Briefwechsel eintreten würde? Ich erwartete ein Lebenszeichen von Ihnen, nachdem wir uns zuletzt in Hamburg gesehen hatten; Sie beabsichtigten mich noch in Berlin aufzusuchen und kamen dann nicht; ich hoffte später die „Tagebücher“, die Ihnen hoffentlich alle richtig zugegangen sind, und die Ereignisse, die sich an sie knüpften, würden Ihnen der Anlaß sein, mir einmal wieder zu schreiben. Nichts! — So ist denn über ein Jahr vergangen und ich habe ganz Italien durchstreift, Florenz, Rom, Neapel und die zauberische Märcheninsel Sizilien gesehen, und hätte jetzt allerdings noch weit mehr zu erzählen, als damals, wo Sie und Mathilde mir ein so gütiges und dankbares Auditorium in Eimsbüttel waren, und Otto*) jede Meile, die ich zurückgelegt, auf der Karte nachsah! — Während zu Hause die „Kreuzzeitung“ gegen mich wüthete, verhallte ihr Geschrei an den Meereswellen und Orangenwäldern, die mich von ihr trennten; ich kreuzte damals die Wege des Odysseus, sah das tyrrenische, das jonische, das afrikanische Meer, sah die alten Tempel von Girgenti und Segesta, dachte an Homer, an Iphigenien, an Garibaldi und seine Heldenschaaren. — Als ich auf der Rückreise begriffen war, traf mich die

*) Ein Vetter Ludmilla's.

Nachricht von der gegen mich erhobenen Anklage, die ich freilich längst erwartet hatte als eine Möglichkeit. Ich hatte eigentlich die größte Lust, persönlich in Berlin zu erscheinen, aber da die Veröffentlichung des fünften und sechsten Bandes bevorstand, an die sich leicht ein zweiter Prozeß knüpfen könnte, und ich doch nicht, ohne der Sache damit zu nützen, auf Jahre hinaus nicht nur der Freiheit, sondern zugleich auch der weiteren Wirksamkeit beraubt sein wollte, so folgte ich dem einstimmigen Rathe meiner Freunde, in contumaciam über mich urtheilen zu lassen. Die beiden neuen Bände waren die Antwort darauf, die der preußischen Majestät zeigen, daß man mich nicht einschüchtern kann und ich in der mir gewordenen Aufgabe fortfahre. So gern hätte ich Otto besucht, aber — damit muß ich nun schon warten, bis eine neue Revolution oder wenigstens eine gezwungene Amnestie in Preußen die alten Verurtheilungen fortspült! Daher kehrte ich denn, nachdem ich zwei Monate in Zürich und in Collonge am Genfer See zugebracht, wieder hierher zurück, wo ich den Winter oder auch vielleicht noch längere Zeit zu bleiben denke. Florenz ist mir sehr lieb und angenehm; wenn Sie hierherkommen, so will ich Ihnen die schönen Ufer des Arno, die reichen Kunstschätze, die Paläste, die Gärten mit ihren Lorbeern und Zypressen zeigen! Von den großen Weltfahrten werde ich mich einstweilen etwas ausruhen."

Auf meine Antwort erwiederte sie unter Anderem:

Florenz, den 22. November 1862.

„Sie fragen, ob ich meine Sachen und Papiere hier habe? Ach, wenn Sie wüßten, wie schwierig das ist! Ein Theil meiner Sachen noch nicht ausgepackt, sind vor kurzem glücklich angelangt, und ich hoffe bald, nach vieler Unruhe hier leidlich behaglich eingerichtet zu sein. Aber wie vieles muß man im Stich lassen: meine Vögel, meine Möbel und so vieles Andere. Aber es giebt auch große Entschädigungen und Florenz ist mir lieb und heimisch, wie wenn ich hierher gehörte. Nur Gesundheit und Gedeihen derjenigen, die mir lieb sind, und ich bin zufrieden. Ich wollte, Sie machten einmal einen Ausflug hierher und wir könnten wieder in Ruhe plaudern. Ich komme wohl einmal nach Dresden, denn mir scheint es, daß die preußische Majestät das Ihrige thut, um die Ereignisse zu beeilen, die eine gezwungene Amnestie herbeiführen könnten.

Ueber Italien könnte ich wohl mehr als andere Fremde sagen, da ich mehr als die anderen Deutschen, ja, vorzugsweise mit Italienern verkehre und mit ihnen befreundet bin. Im Grunde sind die italienischen Verhältnisse allzu wenig bei uns gekannt. Aber das ist ein zu großes Thema für heute! — Garibaldi, dessen Zustand die größten Besorgnisse einflößte, ist glücklicherweise auf gutem Wege. Ich habe eine Menge Personen gesprochen, die ihn besucht, Freunde und Gesinnungsgenossen von ihm. Ich habe ihn leider noch nie gesehen, würde mich aber auch niemals entschließen können, ihn ohne besonderen Anlaß zu belästigen. Das jämmerliche Ministerium wird sogar vor diesen schwachen Kammern eine klägliche Rolle spielen. Der Sieg von Aspromonte lastet auf ihm wie ein ewiger Flecken, der materielle Sieg ist eine moralische Niederlage, von der es sich nie erholen kann. Garibaldi's Ansehn ist dadurch nur gestiegen: stürbe er, man würde ihn unter die Heiligen, unter die Märtyrer der Freiheit rechnen; wiederhergestellt, darf er versichert sein, daß ganz Italien seinem Rufe folgt.

Mit Wehmuth und Bedauern las ich in diesen Tagen Uhland's Tod in den Zeitungen. Einer unserer edelsten Dichter, einer unserer treuesten Patrioten. Jugendlich tapfer ausharrend bis zuletzt in der Nationalversammlung 1848! Und erinnern Sie sich, wie er die Orden zurückwies! — Der Freund meines Onkels und meiner beiden Eltern! Mir hat er, wie ich ein kleines Mädchen war, einen Kuß gegeben, den ich meinem Vater nach Hamburg mitbringen sollte. Ueber diesen Kuß war ich sehr gerührt und stolz, und mein Vater machte ein sehr hübsches Gedicht darauf! Ach, welch eine große Schattenwelt der Dahingeschiedenen haben wir schon, wir, die jüngeren!"

Wir blieben von da ab wieder in unablässigem schriftlichem Verkehre. 1864 sahen wir uns in Hamburg und 1865 in Dresden, in welche beiden Orte sie heimlich gekommen war. Später folgte ihre Begnadigung und nach dieser fast alljährlich ihr Besuch in Stuttgart.

In Florenz war sie inzwischen ganz heimisch geworden. Sie hatte sich ein eigenes Haus bauen lassen und sah viel Leute bei sich. Um einen Begriff von ihrem geselligen Leben zu erwecken, mag hier stehen, was sie selbst mir einmal darüber schrieb. „Die Geselligkeit bietet hier die reichste Auswahl", meldet sie, „und auch

meine Montag-Abende nehmen immer größere Dimensionen an: die hier Angesiedelten, die Italiener und die durchziehenden Fremden mischen sich untereinander, so daß ich mich schon gewöhnt habe, alle Viertelstunde eine andere Sprache zu sprechen. Jüngst befand sich Ricciotti, der jüngste Sohn Garibaldi's, unter meinen Gästen. Er kam aus London, wo er als Ingenieur angestellt ist, war in Caprera, und kehrt nun nach London zurück. Erst neunzehn Jahre alt, erscheint er etwas älter, hat einen guten angenehmen Ausdruck und ein feines, bescheidenes Wesen voll Verstand und Freisinn. Der Sohn des edlen Garibaldi erregt eine allgemeine Sympathie, und alles drängt sich um ihn. Bei mir waren es vor allem die Deutschen, die ihn mit liebevoller Theilnahme umringten, und erwähnenswerth ist es wahrlich, daß in meinem Salon ein preußischer Offizier ihm die Hand drückte! Ich hatte außerdem auch viele italienische Patrioten bei mir, Cuneo, einen der ältesten Freunde und Biographen Garibaldi's; De Gubernatis, Professor des Sanskrit und Schriftsteller, der aus Freisinn seine Professur niederlegte; er studierte in Berlin unter Bopp und Weber, und seine Frau, eine liebenswürdige und verständige Russin, ist eine Cousine von Bakunin; dann Tassara, der talentvolle Bildhauer, und einer der Tausend von Marsala; Dall' Ongaro, der Dichter u. s. w. Dazu Fremde aller Nationen, Blumen und Lichter so viel wie möglich, und zwischen meinen Familienbildern und der Berliner Freundesgalerie, die geschmückten Photographien von Mazzini und Garibaldi."

„Ich habe neulich gezählt, daß nicht weniger als 14 Nationen in den letzten Monaten bei mir aus und eingingen," bemerkt sie mir ein anderes Mal.

Sie hatte rasch die italienische Sprache erlernt und sprach und schrieb dieselbe bald mit Leichtigkeit. Es drängte sie, in politischen Dingen eine Verständigung zwischen Italien und Deutschland nach Kräften und so weit es sich thun ließ, anzubahnen. Sie arbeitete für deutsche wie für italienische Zeitungen und übersetzte aus einer Sprache in die andere. Ihr Buch „Piero Cironi, ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien" (Leipzig 1867) erschien zuerst italienisch. „Ich habe eine Biographie Piero Cironi's verfaßt," theilte sie mir im November 1865 mit, „auf Wunsch seiner Familie und zwar in italienischer Sprache. Die Sache hatte große Schwierigkeiten für mich, aber auch vieles, was mich anzog; ich habe die

italienische Geschichte der letzten fünfzig Jahre mit Eifer und Ausdauer durchforscht und alle Schriften Cironi's genau gelesen. In einer fremden Sprache zu schreiben und zu denken, hat dabei auch eine Art Reiz; es ist wie eine Eroberung. Ich ließ, als ich fertig war, mein Manuskript zu meiner Beruhigung von einem alten Professor nachsehen und hatte die Befriedigung, daß er fast nichts zu korrigiren fand. In Sorrent besorgte ich die Korrekturen und begann zugleich die deutsche Uebersetzung zu machen, denn das Vaterland will ich nie und in nichts vergessen. Auch glaube ich, daß mein Buch, während es hier die brennenden Fragen berührt und hundert allgemein bekannte Persönlichkeiten darin vorkommen, für Deutschland dafür manche Aufschlüsse, vieles Neue und nicht Uninteressante enthält."

Ihr Vaterland blieb ihr doch immer vor Augen und im Herzen. Aus San Terenzo, wo sie vier Monate zur Erholung weilte, ließ sie sich folgendermaßen vernehmen: „Wie ich am 28. August dem herrlichen Vollmond gegenüber, der sich magisch in den Meereswellen spiegelte, ganz einsam und allein Goethe's Geburtstag feierte, während vermuthlich in ganz San Terenzo nicht eine Seele von der Existenz Goethe's wußte, das hatte etwas von einem geheimen Gottesdienste. Das schöne Italienisch höre ich immer mit Freuden, aber daß hier niemand ordentlich unsere Literatur kennt, unsere großen Dichter und Schriftsteller, unsere Philosophen, das ist für mich eine große Entbehrung. Unsere Literatur, unsere Poesie und Wissenschaft, das sind unsere Rosengärten und Orangenwälder, unsere Lorbeer- und Myrthengebüsche, unsere Pinien und Zypressen! — Für diese geistige Heimath fehlen mir Genossen, ich freue mich allein an ihren Düften und Blüthen und das Neueste, was sie hervorbringen, kommt mir nur unvollständig zu."

In einem andern Schreiben heißt es:

„Alles Literarische, das Sie mir mittheilen, ist mir sehr interessant. Unsere deutsche Literatur ist mir wie eine ideale Heimathsstadt, nach der ich oft Verlangen trage. In der letzten Zeit sind mir zwischen manchen Widrigkeiten Goethe's „Wanderjahre" ein wahrer Trost gewesen. Welche Schätze sind darin, welche Weisheit, welch ein Herz! Je älter man wird, je mehr begreift man sie!"

Auf eine kurze Schilderung unserer neueren Literaturerzeugnisse anwortete sie mir Nachstehendes:

„Welche Verwilderung in unseren schönen Gärten von ehemals! Wenn ich Romane angezeigt sehe mit so grausenhaften Titeln wie „Joppe und Crinoline", so freue ich mich fast, soweit von Deutschland entfernt zu sein. Da war freilich unsere Zeit voll Romantik, Demokratie und idealem Streben eine andere. Wie warm haben wir sie empfunden, wie in ihr mitgelebt! Ich schlug dieser Tage — um eine Stelle nachzusehen, wegen eines italienischen Artikels über die Frauen, den ich auf Mantegazza's Anregung, doch halb widerwillig, begonnen — die Fouqué'sche „Undine" wieder auf, und war bezaubert von dieser lieben, anmuthigen, echt dichterischen Schöpfung, so sehr als damals, da ich sie zum erstenmale las."

Später läßt sie sich einmal aus, wie folgt:

„Ich habe einige Tage zugebracht ohne mich beschäftigen zu können, und wie es mir etwas besser ging, wissen Sie, was ich mir als leichte Unterhaltungslektüre wählte? — Laube's „Junges Europa." Ich wollte sehen, welchen Eindruck dergleichen jetzt macht, nachdem der Lauf der Jahre darüber hingegangen. Beim Lesen mußte ich immer an Sie denken, weil wir jene Zeit gemeinschaftlich durchlebt und durchfühlt. Das waren ja doch die Meister, die uns damals so gewaltig imponirt, und diese Strebenden bewunderten wir als Fertige, die wir uns zum Muster nahmen! Uebrigens muß ich sagen, daß ich das Büchlein mit Anregung und wahrem Vergnügen las; es ist mit flüchtiger Anmuth und Nachlässigkeit, aber mit unleugbarem Talent geschrieben; die Freiheitsanflüge, das Ahnen einer neuen Zeit in Politik und Gesellschaft sind seine Kraft, und getränkt mit der Romantik der Vergangenheit ist es auch noch; alle diese jungen Zerrissenen und am Weltschmerz Leidenden haben noch etwas vom Duft der mondbeglänzten Zaubernacht um sich her. Außerordentlich ähnlich sind sich die sechs oder sieben jungen Helden, und alle gleichen sie mehr oder weniger Laube selbst. Lächeln mußte ich, daß Viele dergleichen damals unmoralisch finden wollten; mögen die Gedanken, die Theorieen mitunter kühn sein, die Handlungen sind dagegen meist sehr bescheiden und es scheint zuweilen, als wenn der Verfasser aus einer Art seltsamen Eifersucht all den jungen Leuten bei den schönen Heldinnen kein recht vollständiges Liebesglück gegönnt hätte; das Meiste wenigstens dreht sich um ein Lächeln, um einen sanften Händedruck, um einen Kuß in Mondesglanz, der wie ein großer Triumph gefeiert wird. Hübsche

Bemerkungen über die Frauen sind eingestreut und republikanische Gefühle, die damals in der Luft lagen, jetzt aber Laube nicht zu äußern wagen würde. — Man sollte eigentlich jedes Buch, das nicht unbedeutend ist, nach dreißig Jahren auf's neue rezensiren. Sie sehen, ich mache hiermit den Anfang, und Ihnen theile ich meine Eindrücke mit par droit d'amitié. Sind Sie mit Laube noch in Verbindung? Hören Sie von Gutzkow etwas, von Sternberg? Sie sollten wirklich Ihre Erinnerungen schreiben; bald sind wir allein aus jener Zeit übrig und wir sollten suchen sie festzuhalten wie der Onkel die seinige."

Aus Antignano giebt sie mir 1868 folgende Nachricht:

„Nun bin ich seit acht Tagen in dem freundlichen Antignano, in reizender Einsamkeit, in einer kleinen stillen Villa, mit einem schattigen Gärtchen voll Oleanderblüthen und Buchsbaumhecken. Aus meinen Fenstern habe ich den vollen Anblick des Meeres und seine erfrischende Kühle. Ich lese, träume, denke, arbeite, gehe spazieren und bade Morgens in den schäumenden Wellen. Ich gönne mir während dieses Landaufenthalts mehr Zeit zum Lesen als in Florenz, und habe, denken Sie sich, hier zum erstenmale Gutzkow's „Wally" gelesen, die ich mir von Brockhaus schicken ließ, weil ich sie für einen italienischen Artikel brauchte. Sie ist doch ein merkwürdiges und bedeutendes Buch, weit besser als ich erwartet hatte, und macht trotz ihrer Mängel einem 24jährigen Autor alle Ehre. Durch das unmäßige Geschrei Menzel's ist die arme „Wally" ein solches Schreckgespenst geworden, daß niemand mehr den Muth hatte, auch das an ihr zu loben, was Lob verdiente, und man that ihr vielfach Unrecht, sogar Gutzkow selbst in seiner nachträglichen Vorrede. Haben Sie etwas von Gutzkow in letzter Zeit gehört, wie es ihm geht, ob er ganz hergestellt ist, und wo er lebt? Und haben Sie „Hohenschwangau" gelesen?"

Nach dem Tode Gutzkow's hieß es in einem Schreiben über diesen:

„Der arme Gutzkow! Auch mir hat sein Tod sehr leid gethan! Ich erkenne seine Begabung, und ich stelle ihn weit über die Modeschriftsteller Auerbach, Heyse, Freytag u. s. w., aber ich finde, daß er verbittert *geboren* worden ist, und darin unterscheidet er sich von vielen Andern, die erst im Laufe ihres Schriftstellerthums mit den Jahren verbittert *worden* sind."

Für die Befreiung der Elbherzogthümer vom dänischen Joche hat Ludmilla Assing lebhaft Partei ergriffen und viele Aufsätze in diesem Sinne in italienische Zeitungen gebracht. Ende 1864 ließ sie sich vernehmen:

„Was sagen Sie zu der preußischen Politik? Was wird aus den Herzogthümern? Was halten Sie für möglich? Daß es Ihnen scheint, als finge die Zeit wieder an, die Flügel zu heben, ist erfreulich. Erinnern Sie sich noch jenes frohen Frühlingsrausches von 1848, wo wir uns alle Tage schrieben? Dergleichen muß doch einmal wiederkommen, und wer weiß, ob es uns nicht wieder jung macht. Welch ein Ungeheuer von Herzlosigkeit muß man sein, um die Freiheit nicht zu lieben! —“

Nach dem Kriege von 1866 lautete es in einem Schreiben aus Zürich: „Ich theile Ihre preußischen Sympathien; ich liebe Preußen, das preußische Volk. Daß Berlin die Hauptstadt Deutschlands werden müsse, habe ich schon seit lange in den Sternen gelesen. Eine freisinnige preußische Regierung hätte alles, was sie jetzt hat und noch weit mehr gewinnen können, ohne einen Blutstropfen zu vergießen.“

Während des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 äußert sie sich nachstehend:

„Die Franzosen scheinen in einen Zustand des Wahnsinns hineingerathen zu sein. Es ist doch auch nur der Frieden allein, der ihnen helfen könnte, der Frieden, den sie durchaus nicht wollen! Garibaldi ist auch schon reichlich bestraft für seine kopflose Unternehmung, da er von den Franzosen selbst so schlecht behandelt wird. Mir hat es außerordentlich leid gethan, daß er sich den Deutschen gegenübergestellt, und die besten seiner italienischen Freunde haben ihm abgerathen. Wenn er für die Republik kämpfen wollte, brauchte er auch gar nicht erst nach Frankreich zu reisen, er konnte im vorigen Sommer die italienische republikanische Bewegung unterstützen; da blieb er aber ruhig auf Caprera. Er ist ein Held und brav und edel, aber er hat niemals viel Kopf gehabt.“

Nach diesem Kriege schrieb sie mir am 12. März 1871: „Frieden! welche Wonne! Wie froh war ich schon beim Waffenstillstand in dem Gedanken, nun können unsere Soldaten einmal ruhen und schlafen, und auch die feindlichen! Ich hätte die Wagen mit Lebensmitteln sehen mögen, die in Paris einfuhren. Und nun die Freude

des errungenen Sieges! Die Festigkeit und doch auch Mäßigung der Forderungen, die edle Bescheidenheit unserer Truppen, alles ist schön, wohlthuend, befriedigend. Ich hoffe auch, daß der militairische Glanz Deutschlands innere Entwickelung nicht hindern wird; im Gefühl der Stärke und des edelsten berechtigsten Selbstbewußtseins wird es sich nicht zum zweitenmale Karlsbader Beschlüsse aufzwingen lassen."

Man sieht wie ihre Seele doch immer ihr Vaterland suchte und mit tausend Fäden der Erinnerung und des Geistes mit ihm verknüpft blieb. Als sie zum ersten Male wieder Berlin besuchen durfte, lautet ein Brief vom 17. Oktober 1873:

„Wie lange wollte ich Ihnen schreiben, aber seit ich Ihren letzten Brief vom 28. Juni erhielt, ist so viel in meinem Leben vorgegangen, daß ich zu dem sonstigen gewohnten Briefwechsel nicht gelangen konnte. Nachdem ich so viele Jahre in ruhige Resignation und Thätigkeit mich eingewohnt hatte und für mich persönlich nichts mehr verlangte, hat mein Dasein plötzlich durch eine gegenseitige außerordentliche Neigung und Freundschaft eine neue Gestalt angenommen. Ich habe mich mit Herrn Cino Grimelli verlobt und werde ihn wahrscheinlich noch im Laufe des Novembers in Florenz heirathen. Ich bin so glücklich, als man es nur irgend sein kann. Mein Verlobter ist Bersagliereoffizier und zugleich Dichter; mir zu Liebe will er den Abschied nehmen, so daß ich äußerlich nichts in meinen Florentiner Verhältnissen zu verändern brauche. Er seinerseits will, um nicht unbeschäftigt zu sein, in Florenz eine Civilanstellung annehmen. Wegen verschiedener Angelegenheiten habe ich vor unserer Verbindung noch diese Reise machen müssen, werde mich aber beeilen so viel ich kann, um Anfang November wieder zu Hause zu sein, damit die Hochzeit sich nicht verzögere. Ich hoffe Sie werden Grimelli später einmal kennen lernen; er ist sehr intelligent, versteht alles und mich immer, hat einen aufrichtigen chevaleresken Charakter und eine poetische, enthusiastische Seele. Daß er jünger ist als ich, beunruhigt mich nicht mehr, da es ausgeglichen wird, durch die tiefe Sympathie, die uns verbindet."

Am 13. Dezember desselben Jahres fand ihre Verheirathung statt.

Sie hatte meinen Rath darüber nicht gefordert und so konnte ich nichts thun, als ihr alles Gute für ihre Ehe zu wünschen. Freunde, die Ludmilla Assing und Cino Grimelli in Florenz kennen gelernt

hatten, schüttelten freilich bedenklich den Kopf und weissagten keine eben glückliche Zukunft. Sie meinten: der junge Mann sei ein etwas phantastischer Abenteurer, der nicht recht wisse, was er wolle und die ältere und namentlich für einen Italiener durchaus reizlose Ludmilla nur gewählt habe, weil er durch sie und ihr Vermögen ein gemächliches Dolce far niente meinte träumen zu können. Die arbeitsame, sparsam lebende Assing werde bald genug, verkündeten sie, mit ihm uneins werden und in Zerwürfniß kommen.

Und so geschah es in der That. Schon zwei Jahre später, unter dem 17. Dezember 1875 theilte sie mir mit:

„In diesen Tagen habe ich den letzten Band der „Ausgewählten Schriften“ *) in der Korrektur beendigt. So ist denn auch dies Werk abgeschlossen. Ein lebendiges Denkmal für meinen Onkel, das mir Freude macht. Auch eine andere Angelegenheit hat im vorigen Monat ihren Abschluß gefunden, nämlich meine gerichtliche Trennung von Grimelli, auf die ich angetragen hatte. Der Ausspruch des Gerichts ist so günstig und befriedigend als irgend möglich für mich ausgefallen, Grimelli alle Schuld gegeben, er in alle Kosten verurtheilt worden und alle seine Forderungen abgewiesen. Es ist dies ein moralischer Sieg in jeder Beziehung, den ich nicht besser wünschen konnte, und ich bin nun wenigstens unabhängig wie zuvor. Es sollte mein Schicksal sein, allein zu bleiben, wenn ich auch gewiß zum Zusammenleben geeignet gewesen wäre. Jeder muß sich in die gegebenen Bedingungen finden; ich thue dies und suche aus jedem neuen Tage so viel zu gestalten und ihn so fruchtbar zu machen, als in meinen Kräften steht. Und so lange man noch an Anderen warmen Antheil nimmt, ist das eigene Leben nie zu Ende.“

Es ward in deutschen Zeitungen viel über diese Trennung gefabelt und namentlich als einige Jahre nach derselben Grimelli durch Selbstmord endete. Unter dem 20. November 1878 ließ sie sich von Florenz aus darüber folgendermaßen vernehmen:

„Grimelli's Tod werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Mir hat er sehr leid gethan. Ich hatte es wahrlich gut im Sinne mit ihm und meine Schuld war es wahrlich nicht, daß er mir ein würdiges Zusammenleben mit ihm unmöglich machte. Daß die

---

*) Varnhagen's.

deutsche Presse sich nicht geschämt hat, die gemeine Verläumdung gegen mich zu verbreiten, ich hätte Grimelli eine Pension, die ich ihm früher zugestanden, in der letzten Zeit entzogen, werden Sie wohl auch gesehen haben. Die böswillige Erfindung ist freilich widerlegt worden, aber etwas bleibt doch meist von dergleichen zurück. Einstweilen herrscht eine Klike der Gemeinen; es wird aber auch das vorübergehen."

Im Herbst 1879 kam sie wieder zum Besuch zu uns nach Stuttgart: sie war angeregt und lebhaft wie sonst und wir haben manchen Mittag und Abend vor und nach dem Theater, das sie gern und aufmerkend zu besuchen pflegte, in meiner bescheidenen, aber ihr immer freundschaftlich geöffneten Häuslichkeit zugebracht. Manches gute und bedeutende Wort ist von ihrer Seite gefallen; manche Ansicht von ihr theilte ich; über diese und jene habe ich eifrig mit ihr gestritten. Namentlich in politischen Dingen waren wir zuweilen sehr abweichender Meinung. Ich merkte ihr vielfach den Verkehr mit Leuten sehr weit ausgreifender demokratischer Gesinnung und die vorwiegende Neigung zum Republikanismus an, während ich nach wie vor einem verfassungsmäßigen Königthume treu geblieben war. Diese Gegensätze prallten dann und wann ein wenig hart aufeinander. Einmal meinte sie: sie begreife, daß ich als königlich Angestellter zu viel Gewissenhaftigkeit und Rechtsgefühl besäße, um mich ihren politischen Anschauungen anschließen zu können, aber im innersten Herzen würde ich wohl genöthigt sein: denselben beizustimmen.

Diesen Irrthum mußte ich ihr indeß benehmen.

Ich habe nie irgend einen Vortheil bei dem Königthum gesucht, noch gehabt, sagte ich ihr darauf, sondern mir ist im Gegentheil in Preußen von diesem ehedem nur Bedrückung und Verfolgung zu Theil geworden. Allein das hat nie meine Ueberzeugung zu ändern vermocht. Durch Familienüberlieferung, geschichtliches Studium, Erfahrung und Gang meiner Bildung bin ich Anhänger des Königthums und werde es bleiben, wie ich Holtei auf der Festung Magdeburg gelobt habe. Holtei befürchtete, ich würde, erbittert durch meine Haft, mich der revolutionären Richtung anschließen, die bereits, 1848 vorbereitend, im Gange war. „Es würde mich alten Kerl in der Seele schmerzen", rief er, „Sie auf Seiten der Königsfeinde zu finden. Die Königlichen, die königlicher, als

der König sind, haben Ihnen allerdings ziemlich übel mitgespielt, wie ich einräumen muß; ich hoffe jedoch, Sie werden Besonnenheit und schlesische Königstreue genug bewahren, um niemals sich mit denen zu verbinden, die auf den Sturz der Monarchie und der Hohenzollern hinzuarbeiten sich vorgenommen haben."

Ich beruhigte damals Holtei und war auch vollkommen im Stande, es zu thun, denn meine politische Ansicht war schon in jener Zeit eine durchaus fest begründete und wenn auch eine etwas vorwitzig liberale und herausfordernde, doch nie eine der Republik sich zuneigende. Und wie es war, so ist es geblieben, schloß ich.

Ludmilla bot ihre ganze Beredsamkeit auf: mich zu bekehren; aber sie scheiterte damit an meinen Grundsätzen, trotz ihrer Berufung auf Garibaldi, Mazzini und ihre andern italienischen Freunde und Vorbilder.

Daß sie überhaupt sich in Italien dauernd eingelebt und dort fast nur Italiener zu ihrem nächsten Umgange gemacht, verdachte ich ihr sehr und es bildete dieser Umstand den Inhalt meiner häufigen Besorgnisse und Erörterungen.

„Sie gehören nach Deutschland", sagte ich ihr; „bei uns fänden Sie Gelegenheit, genug zu wirken und tiefere Erkenntniß für die richtige Art dieses Wirkens. So weit entfernt von uns und in beständigem Verkehre mit fremden Geistern, verlernen Sie nach und nach unsere politischen wie unsere sozialen Lebensbedürfnisse und -Gewohnheiten und indem Sie hier Ihr Vaterland verlieren, gewinnen Sie drüben doch kein anderes. Denken Sie an Ihr Alter, an Ihren Tod. Das Ende August von Platen's ist mir immer schrecklich erschienen. Das Sterben, das kein Laut der Muttersprache umtönt, kommt mir entsetzlich vor."

Auf solche Vorstellungen schwieg sie verdutzt einige Augenblicke, aber bald war dies Verdutztsein überwunden und sie in der Lage, uns mit großer Beflissenheit auseinanderzusetzen, daß sie in Florenz wohl aufgehoben sei und sich dort vollständig heimisch fühle. „Ich besitze dort", fuhr sie fort, „mein eigenes, nach meinen Angaben gebautes Haus, einen schönen großen Garten, meine Bücher, meine Bilder, den umfangreichen literarischen Nachlaß meines Oheims, aus dem ich noch Manches an die Oeffentlichkeit werde fördern können. Eben jetzt bin ich daran, meinen guten Eltern durch ein Buch ein ehrendes Andenken zu widmen. Diese unausgesetzte

Beschäftigung mit deutschen Menschen und Zuständen knüpft meine Seele an Deutschland und hält mich auch in der Entfernung mit ihm vertraut. Es stört diese Vertrautheit durchaus nicht, daß Italiener meine nächsten Freunde und ihre Sprache meine Umgangssprache, neuerdings sogar zum Theil schon meine Schriftsprache geworden."

Unter solchen und ähnlichen Auseinandersetzungen kam die Stunde der Trennung. Ludmilla hatte am letzten Tage ihres Aufenthaltes in Stuttgart zu Mittag bei uns gespeist und war dann mit uns zusammen in unsere Loge im Theater gegangen. Wir waren alle ein wenig bedrückt und schweigsam. Als wir nach beendeter Vorstellung auf den nächtlich daliegenden Schloßplatz traten, lehnte sie ab, noch zum Abendbrot mit uns nach Hause zu gehen. Sie spüre kein Bedürfniß, noch etwas zu genießen, meinte sie, und finde es, da sie am andern Morgen früh abreisen möchte, am Besten, im Dunkel der Nacht Abschied zu nehmen.

Noch ehe wir recht inne wurden, was sie im Sinne trug, hatte sie meine Frau umarmt und geküßt, mir und meinem Sohne warm die Hand gedrückt und den Weg zu dem nur etwa fünfzig Schritt entlegenen Hotel Marquardt, in dem sie abgestiegen, eingeschlagen.

Erstaunt und fast erschrocken ihr nachblickend, hörten wir sie noch zwei Mal ein halb von Thränen ersticktes Lebewohl! durch die umgebende Stille uns zurufen.

So gingen wir auseinander, um uns nie wieder zu sehen. In Nacht und Tod schied auch diese freundliche Erscheinung meines Lebens wie so viele anderen.

Von ihrer Unwandelbarkeit und Treue, wie ihrem ganzen Wesen, giebt der letzte Brief, den ich von ihr erhielt und der an diesen Abschied unmittelbar anknüpft, einen erschöpfenden Beleg. Sie schreibt:

„Florenz, den 22. Oktober 1879.

Mein theurer Freund!

Wie jedesmal, so ist mir auch diesmal der Abschied von Ihnen sehr nahe gegangen. Es paßte zu unserer Stimmung, daß wir uns in der dunkeln, aber doch nicht lichtlosen Nacht auf dem Theaterplatz verließen. Wir haben uns nun schon so oft Lebewohl gesagt, daß wenn man es zusammenrechnen könnte, gewiß mehr als ein

Monat herauskäme. Möge auch diesmal ein heiteres, glückliches Wiedersehen folgen; es ist ein Versehen des Schicksals, daß wir nicht an einem Orte leben.

Ich wollte Ihnen noch vor meiner Rückkehr schreiben, aber im Sturm und Drang der Reise konnte ich niemals zur Ruhe kommen. In München lief ich den ganzen Tagen umher, um alle Kunstsachen und Merkwürdigkeiten zu sehen. Ich habe dort große und neue Eindrücke empfangen und Cornelius mehr als jemals zuvor in seinem hohen Werthe schätzen gelernt, dessen trojanische Fresken mit Priamos, Hecuba und Cassandra ganz herrlich sind. Die Ausstellung hat mir weniger zugesagt, als ich vorausgesetzt hatte; der heutige Kunstgeschmack ist nicht der meine; besonders finde ich die Vorwürfe der Bilder sehr schlecht gewählt; so wie in der Musik Wagner die Melodie abschaffen möchte, so möchten die heutigen Maler in ihrer Kunst die Idee, den Gedanken abschaffen. In riesengroßen Rahmen stellen sie einen ganz unbedeutenden Vorgang dar und schmücken ihn grell aus, um das Auge zu bestechen. Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß Deutschland und Italien mir am wenigsten gefallen. In den Portraits leisten Alle sehr viel; von diesen ist aber am Besten ein Portrait Victor Hügo's von Leon Bonnat, ein wahres Meisterwerk. Im Ganzen schien mir die Ausstellung den augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß unsere jetzige Kunst sich in einem augenblicklichen Verfalle befindet. In den älteren Sammlungen fand ich dagegen reiche Entschädigung. Im Opernhause hörte ich „Fidelio“ mit Frau Vogl in der Titelrolle, die mit Seele und dramatischem Ausdrucke sang und spielte, und „Die Zauberflöte“; im Schauspielhaus Lindau's „Maria und Magdalena“ und „Viel Lärmen um Nichts.“ Ein Fräulein Marie Mayer hat viel Talent und ist interessant zu sehen, spricht aber leider sehr undeutlich, und so hat sie mich um das Verständniß einer Hauptszene in „Maria und Magdalena“ gebracht, obgleich ich ihr sehr nahe saß; ich wollte mir das Stück nachher kaufen, aber in München konnte ich es nirgends bekommen, und ich wollte es doch so gern genau kennen, um auch gegen Lindau gerecht zu sein. Neben mir saßen zwei Offiziere; einer sagte zum anderen: „Um Fräulein Marie Mayer zu verstehen, muß man in München wohnen; sonst ist es nicht möglich.“ In „Viel Lärmen um Nichts“ saß ich in der ersten Reihe und da entging mir nichts und ich genoß ganz die reizenden Szenen zwischen

Beatrix und Benedikt. Frl. Mayer war pikant, höchst originell und fein, und auch Rüthling — gewiß ein Abkomme der Berliner Dynastie — scheint mir ein sehr guter Künstler, und das Zusammenspiel war tadellos. Aber Eines viel mir auf: sie waren beide in der Art zu spielen nicht viel anders als im Konversationsstück, als in „Maria und Magdalena“, man fühlte nicht genug, daß man Shakespeare vor sich habe. Ich hörte vor vielen Jahren einmal eine Vorstellung desselben Lustspiels in Berlin, wo Dawison den Benedikt gab; ich erinnere mich nicht, wer die Beatrix spielte, aber das weiß ich, daß alles eine ideale und zugleich charakteristische Färbung hatte, wodurch alle Exzentrizitäten gemildert wurden. Viele der komischen Szenen und einige andere roh verletzende des Lustspiels erschienen mir für unsere heutige Zeit veraltet. Dies sind meine Eindrücke. Große Dramen konnte ich leider in München nicht sehen, da man für die Oktoberfeste lieber andere Stücke wählte.

Auch in München hatte ich die angenehmsten Beziehungen. Mein alter Freund Emil Stöhr empfing mich am Bahnhofe, sorgte für mich, rieth mir, begleitete und führte mich; auch lernte ich seine liebenswürdige Frau kennen und sein dreijähriges Söhnchen, dessen Pathin ich bin, und das Emil Ludmill heißt. Mir that es leid, daß die Zeit zu kurz war, mich bei dem allerliebsten lebhaften Geschöpfe dauernd einzuschmeicheln. Mit großer Freude verkehrte ich mit dem achtzigjährigen Ernst Förster, der mit seinen weißen Haaren sich ein jugendlich warmes Herz für die Kunst und alles Schöne bewahrt hat. Mit Carriere hatte ich interessante Gespräche. Löher war leider verreist und Hermann Lingg, den ich bei Stöhr sehen sollte, zu meinem Bedauern unwohl. Dagegen lernte ich den vortrefflichen Doctor Kolb kennen und den Maler von Hagn mit seiner Frau. In der Pension von Herrn Wilhelm Bürger, Akademiestraße 7, waren auch ein paar sehr nette junge Leute. Die Pension ist in jeder Beziehung zu empfehlen und durch den vorbeigehenden Tramway ist man in wenigen Minuten im Centrum der Stadt. Ich blieb elf Tage und habe in der kurzen Zeit unendlich viel gesehen. Den 12. reiste ich ab und fuhr durch schöne grüne Thäler über den Brenner; nach 22 Stunden kam ich am 13. Morgens in Florenz an, voll Zufriedenheit und Freude über die so schön gelungene Reise, zufrieden auch in meine hiesige Häuslichkeit wieder einzutreten. Meine Leute, die mich wegen eines vernachlässigten

Telegramms erst am Abend erwartet hatten, empfingen mich mit lauten Freudenrufen, die kleine Buma*) begrüßte mich mit lebhafter Zärtlichkeit, mein Arbeitszimmer mit dem Schreibtisch, mit den Büchern und Bildern sahen mich vertraut an und der Garten war noch ganz sommerlich, der Himmel tiefblau, alles strahlend in goldenem Sonnenschein. Ich fand alles in bester Ordnung; die Zeitungen lawinenartig aufgethürmt, Briefe, viele Visitenkarten von Fremden, eine Masse Sachen zu beantworten, zu besorgen. Ich eilte einen Augenblick zu Campanella, der nur wenige Schritte von mir wohnt, fand ihn in gutem Wohlsein und das Wiedersehen war schön. Endlich aber fühlte ich die Ermüdung der Reise, ging um 7 Uhr Nachmittags zu Bette und schlief 10 Stunden. Nun drängt sich zuerst das Häusliche vor, die Einrichtung zum Winter, die Besuche aller Arten von Arbeitern vom Schornsteinfeger bis zum Tapeziere. Dazu die Reihe von Fremden, von denen täglich sich einer oder zwei neue vorstellen. Unter ihnen war Doktor Hermann Scherer, dessen gewiß auch Sie sich noch erinnern aus der Berliner Zeit. Wir hatten uns seitdem nicht wieder gesehen; er sagte mir, er sei zu mir gekommen, um mir zu zeigen, daß er mich immer in freundlichem Andenken behalten habe. Seine schwarzen Haare, die er damals lang trug, waren ganz weiß geworden und kurz abgeschnitten, aber seine dunkeln Augen hatten noch dieselbe Lebhaftigkeit. Ich machte mit ihm und seiner artigen Tochter und deren Gesellschafterin eine hübsche Fahrt den Viale dei Colli entlang, zu der er mich eingeladen hatte. Wir hatten vielseitige Gespräche und als wir Abschied nahmen — denn sie waren nur auf der Durchreise nach Rom, um später wiederzukommen — fanden wir, daß wir uns jetzt nicht minder gut zusammen unterhalten hatten, als damals in der Jugendzeit. — Auch Julie Lienhardt**) ist wieder hier, ganz angeregt und belebt von der Freude, sich in Italien zu befinden, wie ein Schmetterling im Sonnenschein. Ich gönne ihr recht, daß sie das so in vollen Zügen genießt.

Nun muß ich noch an alle die anderen Freunde schreiben, die mich auf der Reise so liebevoll aufgenommen haben, dann erst hoffe ich Zeit und Ruhe zu finden, um an meine unterbrochenen Arbeiten

---

*) Ihr Hund.

**) Eine liebenswürdige Stuttgarterin.

zu gehen. Herr Mehl (Bonz'sche Buchhandlung,) hat mir nach München in sehr schmeichelhaften Ausdrücken über mein Manuskript*) geschrieben, behält sich aber die definitive Entscheidung bis auf die Zeit vor, wo ich ihm dasselbe ganz fertig vorlege. Schwab**) glaubt, daß er wirklich Absichten darauf habe. Wir werden sehen, einstweilen thue ich keinen neuen Schritt.

Viel wäre noch zu sagen, aber nichts reicht aus, nach der schönen Verwöhnung des Zusammenseins; ich halte alles in meinem Herzen fest, Ihr ganzes Wirken und Sein, Mathildens liebevolle, einsichtige Fürsorge für Alle, Achim's frisches Wesen und sein glänzendes Examen. Nun ist auch noch die freundliche Nichte in den Kreis getreten. Und die liebe, interessante Künstlerschaar, die immer strebende, die immer anregende, lauter Gute, und die dabei immer amüsant sind. Wann werde ich einmal wieder mit Herrn Herzfeld und dem schönen Fräulein Saldern über die Stücke diskutiren, wann werde ich ersteren in seinen großen tragischen Rollen sehen? (Diesmal war Melpomene uns nicht günstig.) Wann wird wieder Fräulein Brandt's Lieblichkeit und Gemüth mich rühren? Ich grüße sie Alle und auch Herrn Blanckarts, den „Freund Wehl's!"***)

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, ich bin zufrieden und dankbar, erfrischt und reicher geworden in meinem Innern, und auch das kältere Klima des deutschen Vaterlandes hat mir für einige Zeit wohlgethan; nun erfreue ich mich an dem schönen, italienischen Herbste. Grüßen Sie Hemsen, wenn er zurück ist. Lassen Sie bald ein freundschaftliches Wort hören. Ich reiche Ihnen die Hand in treuer Anhänglichkeit. Heute ist schon der 24. Herrn von Gunzert viele freundliche Grüße! Wie gern käme ich in die Loge! Immer Ihre ergebene

Ludmilla."

Der beginnende Winter, der stets meine dramaturgische Thätigkeit sehr in Anspruch zu nehmen pflegt, verhinderte eine rasche Antwort. Sie mag wohl erst Ende des Jahres erfolgt sein. Daß darauf von ihrer Seite gleichfalls eine lange Briefpause eintrat, nahm mich nicht weiter Wunder. Dergleichen ereignete sich

*) Das Leben ihrer Eltern betreffend.

**) Christoph, der Sohn Gustav's.

***) So hatte er sich ihr in einer Gesellschaft vorgestellt.

in unserem schriftlichen Verkehre oft, weil wir beide eben zu arbeiten und während der Arbeit gegen einander Nachsicht zu üben gewohnt waren. Ich wußte ja, daß sie das Werk über ihre Eltern zu vollenden im Begriffe stand.

Plötzlich und unerwartet, stieß ich in den Zeitungen gegen Ende März 1880 auf die Nachricht: Ludmilla Assing sei wahnsinnig geworden und tobsüchtig in's Irrenhaus gebracht worden.

Es war uns unfaßbar. Wir hatten sie bei ihrer letzten Anwesenheit in Stuttgart angeregt, klar und lebhaft wie immer gefunden. Verändert erschien sie uns gar nicht, nur einmal etwas leidenschaftlich bewegt, als sie von den Verläumdungen sprach, welche die Zeitungen verbreitet hatten und nach denen ihr Geiz ihren Gatten in den Tod getrieben haben sollte. Hierbei wurde sie heftig und brach in einen Strom von Thränen aus — etwas, was wir an ihr nicht kannten.

Aber das war menschlich doch sehr natürlich und ihr Abschied und ihr letzter Brief in jeder Hinsicht vernünftig. Wir gaben uns demzufolge der Hoffnung hin, daß ihr Leiden ein vorübergehendes sein und ihre zähe Natur es besiegen werde. Da erhielten wir wenige Tage darnach die hier folgende Todesanzeige:

†

Il prof. Paolo Mantegazza, l'avv. Fedderico Campanella, il dott. Francesco Battaglia, in nome di molte amiche ed amici hanno il dolore di parteciparvi la morte della

Signora Ludmilla Assing

avvenuta oggi 25 Marzo, alle ore 5 antimeridiane.

Firenze, 25 Marzo 1880.

Dieser schloß sich der nachstehende Brief an:

„Florenz, den 25. März 1880.

Sehr verehrter Herr Geheimer Hofrath!

Ich habe Ihnen die schmerzliche Mittheilung von der kurzen Krankheit und dem rasch erfolgten Tode unseres Fräulein Ludmilla zu machen. Sie starb an heftigem Fieber mit Anfällen von Irrsinn. Ihr Tod war sanft und ohne wiederkehrendes Bewußtsein. Ruhe ihrem Geist und Herzen! Ich schreibe im Sterbehaus. Signor Campanella, ihr Freund, leitet Alles und habe ich an die deutschen

Zeitungen schon Notizen über den rasch erfolgten Tod und den Verlust, den die deutsche Kolonie in Florenz 2c. gemacht, leicht darin erwähnt. Ich überlasse es natürlich den Journalen und ihren Freunden einen eingehenden Artikel zu schreiben. Bitte, theilen Sie alles dieses gütigst auch Herrn Hofrath Hemsen mit. Verzeihen Sie die sichtliche Eile und Flüchtigkeit des Briefes, aber ich habe das deutsche Element hier zu vertreten und deshalb eine Menge Briefe auch für Florenz zu schreiben.

Grüßen Sie herzlichst Ihre liebe Frau und Sohn.

Ich verbleibe hochachtungsvollst

Ihre Julie Lienhardt."

Von Deutschen aus dem Umgange Ludmilla's in Florenz wurde uns später erzählt: Die arme Freundin sei Anfang des Jahres 1880 sehr erregt geworden, habe über Kopfweh, endlich über Gehirndruck geklagt. Der Arzt Francesco Battaglia, der sie behandelte, verschrieb ihr Medizin, die sie aber zuletzt nicht mehr nehmen wollte, weil sie Vergiftung fürchtete. Nach und nach begann ihr Zustand in Verfolgungswahnsinn auszuarten.

Von diesem Augenblicke an entfernten ihre italienischen Freunde alle ihre Dienerschaft und ließen keine deutsche Seele mehr zu ihr. In Tobsucht verfallend, soll sie in der Zwangsjacke gestorben sein.

Von einer glaubhaften Seite wurde uns versichert: sie sei ganz in den Händen ihrer italienischen Freunde gewesen, worunter einige von sehr zweifelhaftem Charakter gelten müßten. Von diesen sei sie zuletzt auch zu sehr gefährlichen Parteizwecken derart ausgebeutet worden, daß sie bei nächster Gelegenheit als politisch kompromittirt dagestanden haben würde.

Ihr Besitzthum und Vermögen fiel nach ihrem Vermächtniß ihren italienischen Freunden anheim. Ihre eigene Schwester und sonstigen noch lebenden Anverwandten gingen leer aus.

Die Erstere schrieb mir:

„Florenz, den 8. December 1881.

Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir mich in einer Angelegenheit an Sie zu wenden, über die Sie sicher schon theilweise unterrichtet sind und über welche mancherlei Gerüchte zu Ihnen gedrungen sein müssen. Es betrifft nämlich den Nachlaß meiner Schwester Ludmilla, und

Sie mögen gehört haben, daß sie in beispielloser Verblendung die beiden Brüder Battaglia zu Testamentsvollstreckern ernannt hat, werden aber schwerlich wissen, daß diese Leute, der Eine Arzt, der Andere Advokat, sich durch Richterspruch zu Curatoren bestellen ließen, als der Wahnsinn, der sie gewiß schon lange Zeit zuvor befallen hatte, sich in den letzten Tagen zur Tobsucht steigerte, und als solche vor wie nach ihrem Tode unbeschränkt über Alles, was Ludmilla besaß, verfügen konnten, wie sie wollten. Sicher ist, daß Ludmilla's Vermögen gleichsam im Handumdrehen verschwunden ist. Nur 70000 Lire mit Einschluß des Hauses und Gartens sind vorhanden, während alle Freunde, die in die Verhältnisse irgend eingeweiht waren, behaupten, daß es mindestens zwischen 300 und 400000 Lire betragen haben müsse. Mich hat sie gänzlich enterbt, obgleich sie sehr gut wußte, daß ich nicht reich bin, und ich bin vor einigen Monaten abermals herüber gekommen, um einen Versuch zu machen, meine Rechte und besonders auch die der vieljährigen treuen Diener zu vindiciren, welche man unter den nichtsnutzigsten Vorwänden um die ihnen durch das Testament ausgesetzten Pensionen bringen will. Es erscheint unglaublich, daß ein so bedeutendes Vermögen spurlos wie eine weggeworfene Stecknadel verschwinden sollte, zumal, da man doch nicht annehmen kann, daß Ludmilla Werthpapiere im Hause aufbewahrte, wo sie bei ihren oft langen Abwesenheiten allen möglichen Gefahren durch Diebe oder Feuer ausgesetzt gewesen wären. Wir machen hier alle möglichen Nachforschungen, die aber bis jetzt zu geringen Resultaten geführt haben, und da ich ja weiß, daß Sie viele Jahre mit Ludmilla befreundet waren und sie das höchste Vertrauen zu Ihnen hatte, halte ich es nicht für unwahrscheinlich, daß sie gelegentlich mit Ihnen über ihre Angelegenheiten gesprochen und Sie uns vielleicht Auskunft geben können: wo und wie ihr Vermögen angelegt war, ob sich — wie man glaubt — noch ein Theil davon in Berlin befunden und wer dort die darauf bezüglichen Geschäfte versah. Jede Andeutung darüber könnte für uns von höchster Wichtigkeit sein. — Manchmal steigt in mir auch der Verdacht auf, daß man sich Ludmilla's Wahnsinn bei dem unbegrenzten Einflusse, den einige Personen hier über sie hatten, zu Nutze machte, um sie schon vor ihrem Tode finanziell zu ruiniren. Hätten wir in dieser Richtung nur einen Fingerzeig, gleichsam einen Handhabe, so könnte

man mit allem Nachdruck gegen sie auftreten, und ließe sich beweisen, daß sie eine **Wahnsinnige** ausgebeutet haben, so wäre ihnen sicher beizukommen. Ich weiß, daß Ludmilla auf ihrer letzten Reise sich in Stuttgart aufhielt und weiß auch — obgleich man es hier ableugnen will, daß damals der Wahnsinn schon stark in ihr vorspukte, daß sie verstört und verwirrt von der Reise zurückkehrte, und folglich bitte ich Sie angelegentlich mir mitzutheilen, **welchen Eindruck sie auf Sie machte, ob sie Ihnen zurechnungsfähig erschien und Sie sie für fähig gehalten haben würden, ihre finanziellen Angelegenheiten noch selbst mit Einsicht zu besorgen?**

Es sind recht widerwärtige und trostlose Verhältnisse, in die ich einzudringen habe, und es geht mir dabei wie den Schatzgräbern, die statt der erhofften Schätze oft ganz andere, wenig angenehme Dinge finden. Nichts wie Unglück und Schlechtigkeit! Glücklich für mich wenigstens, daß ich durch die Enterbung keineswegs überrascht war, vielmehr nichts Besseres erwartete, und die Sache mit vollkommenem Gleichmuth nehme, so weit es mich selbst betrifft. Schwerer sind freilich die andern schauerlichen Entdeckungen zu ertragen.

Es wird Sie wohl interessiren, daß man Ludmilla vor Kurzem — natürlich aus der Erbschaftsmasse — ein Denkmal auf dem neuen englischen Kirchhofe vor der Porta Romana errichtet hat, ein stattliches Monument von weißem Marmor, mit einer überaus schön gearbeiteten und bis auf eine etwas zu große Fülle der unteren Theile des Gesichts, sehr ähnlichen Büste von Cesare Sighinolfi. Eine lange Inschrift ist darauf, welche in wörtlicher Uebersetzung lauten würde: Rosa Ludmilla Assing, die ausgezeichnete Verfasserin verdienstvoller literarischer und politischer Werke, umschloß mit gleicher Zuneigung Deutschland, ihr Geburtsland, und Italien, ihr zweites Vaterland. Mit einem Sinn, der auf freiheitliche Zwecke gerichtet war, strebte sie für die Widergeburt der Enterbten und weihte ihr Vermögen der Erziehung des Volkes. — Um ihr Andenken zu verewigen, errichtet von ihren Freunden und Verehrern 1881. — An dem schwülstigen, gespreizten Stile erkannte ich gleich Campanellas Hand.

Entschuldigen Sie die Belästigung und empfangen Sie im Voraus meinen Dank für freundliche Auskunft, wie diese auch ausfallen möge. Bitte mich Ihrer Frau bestens zu empfehlen.

Hochachtungsvoll

Ihre ergebene Ottilie Assing.“

Ich war nicht in der Lage Ottilie Assing zu dienen. Ich konnte, wie aus dem hier Mitgetheilten erhellt, keine Spuren geistiger Gestörtheit an Ludmilla bekunden und ebensowenig über die Anlage ihres Geldes irgend eine Auskunft ertheilen. Davon hatten wir nie gesprochen. Ich wußte nur, daß sie in guten und geordneten Verhältnissen lebte, nach wie vor sparsam war und nichts verthat, und daß sie einmal gesprächsweise gegen meine Gattin geäußert: sie befinde sich in Umständen, die ihr erlaubten, auf ihren jährlichen Haushalt die Summe von 12000 Mark zu verwenden.

Mit Ottilie vertrug sie sich wenig, wie mir bekannt war. Erstere hatte sich mit Varnhagen gar nicht stellen können und ihn bald wieder verlassen, um nach Hamburg zurückzukehren und später nach Amerika zu gehen, dort sich als Lehrerin in einer weiblichen Erziehungs- und Bildungs-Anstalt eine Stellung zu machen. Nach längeren Jahren kehrte sie nach Europa zurück, um Ludmilla wiederzusehen und eine Zeitlang bei ihr in Florenz zu leben. Vorher besuchten sie uns beide in Stuttgart, waren aber dort schon nicht mehr in bestem Einvernehmen. In Florenz entzweiten sie sich vollends und so konnte es nicht fehlen, daß als Ottilie nach Amerika zurückging, die Trennung eine überaus frostige war. Sie schrieben sich von da an selten und nur die nöthigsten Dinge.

Die Enterbung, die Ottilie von Seiten Ludmilla's erfuhr, mag dadurch einigermaßen erklärlich erscheinen. Gesetzlich rückgängig hat sie sie, so viel ich erfahren, nicht zu machen vermocht. Enttäuscht und durch eine unheilbare Krankheit in Verzweiflung gebracht, verließ sie endlich Florenz, um nach Paris zu gehen und dort, einsam, fremd und verlassen von aller Welt, sich gewaltsam den Tod zu geben.

Man fand an einem trüben Herbsttage 1882 ihre Leiche im Bois de Boulogne. Ein unheilbares Krebsleiden soll sie veranlaßt haben: Gift zu nehmen.

Seltsam ist, daß sie schon in ihren jungen Jahren den Vorsatz gefaßt hatte: eigenmächtig aus dem Leben zu scheiden und nur durch einen glücklichen Zufall verhindert wurde, denselben auszuführen. Als sie nämlich, nach dem Tode der Eltern, mit Ludmilla zu Varnhagen von Ense nach Berlin übergesiedelt war, hatte sie, ich habe nie erfahren durch was, bei irgend einer Gelegenheit dessen Zorn so sehr erregt, daß er sich veranlaßt sah, ihr einen Backenstreich zu geben. Dadurch außer sich gebracht, lief sie erregt aus dem Hause und in den ziemlich nah gelegenen Thiergarten hinein, wo sie der ihr nachgeeilte Diener des Oheims, Ganzmann mit Namen, grade in dem Augenblicke aufstöberte, in dem sie im Begriffe stand, sich mit einem scharfen Taschenmesser, das sie immer bei sich trug, das Herz zu durchbohren.

Durch Ganzmann und die ihm nachfolgende Schwester beruhigt, kehrte sie damals auf der Stelle nach Hamburg zurück, wo sie in die Familie des Schauspieler Baison als Erzieherin von dessen Töchtern eintrat. Als derselbe später die Leitung des Hamburger Stadttheaters übernahm, steckte sie ihr kleines, von den Eltern ererbtes Vermögen in dessen Unternehmung und verlor es, als Baison 1849 starb und die durch das Revolutionsjahr sehr in Bedrängniß gekommene Kunst-Anstalt in mißlichen Geldverhältnissen hinterließ. Sie ging darauf nach Amerika, wo sie, wie schon berichtet, in New-York in ein weibliches Erziehungsinstitut als Lehrerin eintrat und sich darin so tüchtig erwies, daß sie zuletzt zu dessen Vorsteherin emporstieg.

Auch sie ist mehrfach literarisch thätig gewesen und hat unter Anderem ein Lebensbild Baison's geschrieben, das nicht ohne Beachtung blieb. Sie war ebenfalls eine Person von feiner Geistesbildung und sehr mannigfacher Begabung. Sie besaß neben gutem Urtheil viel Herzensgüte und wie Ludmilla ein hingebendes Freundschaftsgefühl. Für Gutzkow war sie aufs Höchste eingenommen und für Baison eine Schwärmerin. Weil sie indeß außerodentlich lebhaft und heftig, meist sehr leidenschaftlich erregt erschien, war es schwerer mit ihr umzugehen, als mit Ludmilla, welche mehr an sich zu halten verstand und dadurch geschickter war, sich in Menschen und Umstände zu finden.

Ludmilla Assing, die als Herausgeberin von Varnhagen's und des Fürsten Pückler-Muskau Nachlaß, als Uebersetzerin von Mazzini's

Schriften, als Biographin der Gräfin von Ahlefeldt und der Sophie von La Roche, sowie als Verfasserin mancher andern Werke, durch Freisinnigkeit und Muth des Charakters sich einen ehrenvollen Namen gemacht hat, verdient wohl eine bescheidene Stelle im Gedächtniß der Nachwelt einzunehmen. Sie ist immerhin eine für unsere Zeit bemerkenswerthe und bezeichnende Erscheinung. Für mich ging sie in ihren politischen Ansichten zu weit in das revolutionäre Gebiet hinein und fußte auf Grundsätzen, die mir nicht immer haltbar bedünken wollten, aber, daß sie dabei völlig selbstlos und uneigennützig war, in allem ihrem Thun und Wirken nur die Freiheit der Völker und das Heil der Menschheit im Auge hatte, diese Überzeugung habe ich immer gehegt und hege ich auch heute noch so sehr und unumstößlich, daß ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit erachten muß in meinen Aufzeichnungen für sie einzutreten. In der dürftigen kleinen Person lebte ein starker und großer Geist, neben der zarten weiblichen Empfindung die gefestete Seele des Mannes. Es befinden sich in ihren zahlreichen Briefen an mich eine Menge Stellen, die bezeichnend für sie sind und tiefe Einblicke in ihr Inneres gewähren. In einem heißt es:

„Sie gedenken treu der alten Zeiten, das ist schön; ich auch. Es ist seltsam, daß einen dabei immer ein Gefühl der Wehmuth überkommt, dieses seltsamen Gastes, der sich nicht nur in die Leiden, sondern auch in die Freuden unvermerkt einmischt. Und doch sind wir reich, daß wir diese Erinnerungen haben, daß sie so mit unserem innersten Leben verwebt sind, daß sie uns auf jedem Schritte begleiten. Der Bund der Geister, der lebenden und der dahingeschiedenen, er ist doch der beste Trost, den wir haben! —“

In einem andern sagt sie:

„Sie können es mir glauben, so gewiß, wie Sie an mein Dasein glauben, daß ich keinem Menschen, selbst denen nicht, die mir am Meisten zuwider sind, etwas zu leide thun möchte, ich kenne nicht, was Rancune ist, was Rache; ich habe solche Empfindungen nie begriffen, nie verstehen können.“

Alles, was sie sagte, schrieb und that, that, schrieb und sagte sie im Dienste und Drange ihrer Ueberzeugung, nie um Vergeltung zu üben oder um Vortheil daraus zu ziehen. Sie war lauter und rein und entflammt von einem heiligen Pathos der Humanität.

Diese Anerkennung soll kein Leumund ihr jemals schädigen.

Am 29. März 1880.

In meinen alten Papieren suchend, die sich auf Ludmilla Assing und Varnhagen von Ense beziehen, traf ich auch auf ein Schreiben des Letzteren, das er mir zugehen ließ, als ich ihm mein Buch „Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert" (Leipzig, F. A. Brockhaus 1856) zugeeignet hatte. Es ist so bezeichnend für seine höfliche Zuvorkommenheit und liebenswürdige Anerkennung auch des bescheidensten Verdienstes, zugleich so voll von Hingebung und Dankbarkeit für Hamburg, daß es hier nachträglich noch eine Stelle finden möge. Es lautet:

„Für Ihre schöne Gabe, verehrtester Herr und Freund, bin ich Ihnen zwiefachen Dank schuldig, zuerst als Leser des werthen und angenehmen Buches, dann als Empfänger der mir so ehrenvollen als willkommenen Widmung. Ist letztere hauptsächlich und vor allem ein Erguß Ihres freundlichen Wohlwollens für mich, und als solcher mir unschätzbar, so darf ich sie doch andererseits mit gutem Gewissen hinnehmen, indem meine innige und treue Zuneigung für die Stadt, welcher Sie dies neue Ehrendenkmal aufgerichtet, einer solchen Auszeichnung wenigstens nicht unwürdig ist. In der That haben Sie durch Ihre lebhaften und bezeichnungsvollen Schilderungen meine tiefe Anhänglichkeit und Liebe für das theure Hamburg, mit dem mir so viele persönliche Erinnerungen sich verknüpfen, erfreulichst angeregt und mich in vollem Maß empfinden lassen, wie heimisch und lieb mir die Bilder sind, welche Sie uns vorführen. Die großen Gestalten, die Sie bedeutend vor unseren Augen vorüberschreiten lassen, gehören jedoch nicht ausschließlich Hamburg an, sondern der deutschen literarischen Welt überhaupt, und so dürfen Sie nicht nur auf des Hamburgischen Lesers verpflichteten Dank, sondern auch im Allgemeinen auf den willigen jedes deutschen Lesers rechnen! Möge dieser anerkennende Dank ihnen reichlich zu Theil werden, mit welchem herzlichen Wunsch ich den Ausdruck meines persönlichen Dankes wiederholt Ihnen darbringe! —

Ich kenne hinreichend die Schwierigkeiten eines solchen Gemäldes, wie Sie aufgestellt, um nicht vollkommen das von Ihnen Geleistete zu würdigen. Ihre Gestalten treten rein und klar hervor, in ursprünglicher Eigenheit und ohne trügerische Beimischung. Ihr gerechtes Maß und billiges Urtheil werden auch diejenigen anerkennen, die einen weniger freien Standpunkt haben, als Sie. —

Leben Sie wohl, und fahren Sie fort dies gute Gebiet anzubauen! Mit den eifrigsten Wünschen für Ihre Erfolge und Ihr allseitiges Wohlergehen verharre ich in größter Hochachtung und dankbarer Ergebenheit Ihr

Berlin, den 9. Januar 1856. Varnhagen von Ense."

Am 10. April 1880.

Ich muß in diesen Aufzeichnungen noch einmal auf Gutzkow und im Anschluß an diesen auch auf Therese zurückkommen. Ueber Beide sind mir in der Presse und in vertraulichen Briefen aus Freundeskreisen so sonderbare Aussprüche und Urtheile vor Augen gelangt, daß ich mich immer aufs Neue wieder gedrungen fühle, für ihr Andenken in erklärender und verständigender Weise einzutreten. Man thut Beiden entschieden vielfach Unrecht und wer kann und soll diesem Unrecht steuern, als Diejenigen, die ihnen im Leben nahe standen und sich Gelegenheit gegeben sahen, etwas tiefer in ihr Denken, Empfinden und ganzes Dasein einzublicken.

Bei Gutzkow ist die beständig wiederkehrende Ansicht, daß er ein unliebenswürdiger, herzloser und kalter Vernunftmensch gewesen, der, wie Ludmilla Assing meint: verbittert geboren worden. Nun liegt allerdings in der letzteren Behauptung ein Körnchen Wahrheit. Aber auch nur ein Körnchen! Wer sich die Mühe geben will Gutzkow's Buch: „Aus der Knabenzeit" zu lesen, der wird ohne Zweifel eine andere Vorstellung von dem Charakter des Verfassers gewinnen. Lediglich ein Mann von Gemüth hat es zu schreiben vermocht. Es schlägt weiche, rührende Töne an und schildert eine Kindheit der unteren Volksschichte mit einer ergreifenden und tiefbewegenden Innigkeit und Zartheit. Was darin pulset ist das innerste Herzklopfen einer Knabenseele, die sich aus ärmlichen, beengenden Verhältnissen in lichtere und glücklichere Regionen selbstthätig emporringt.

Der Vater Gutzkow's war ein prinzlicher Bereiter in Berlin, seine Mutter eine beschränkte, kleinbürgerliche, aber liebevolle Frau. Was ihren Sprößling betrifft, so umgab zunächst denselben alles das, was zum Troß eines fürstlichen Hofhaltes gehört: Dienerschaft, Wagenremisen, Pferdeställe, Geschirr- und Sattelkammern, armselige Wohnung, kleine, kümmerliche Lebensumstände. In diese enge, winklige, wenig heitere Welt sind die frühesten Jahre des Knaben

eingepferchet. Gutzkow stellt sie wie ein Idylle dar und verleiht ihnen den ganzen Zauber der Poesie. Der Leser erlebt darin des Kindes früheste Eindrücke in wunderbarer Feinheit der Ausführung und frischester Gegenständlichkeit wiedergegeben. Ein einzelner riesengroßer Nußbaum in einer Hofecke erschien demselben wie ein Mysterium der Natur und es war schon glücklich, ein Blatt davon zu erwischen, um es in seinem bloßgelegten zarten Geäder in den brandenburgischen Kinderfreund zu stecken. Seltsam ergreifend ist, wie zwei feindliche Mütter, von denen die eine seine eigene Mutter, die andere die Frau eines Dienstkameraden seines Vaters ist, durch den Tod eines Töchterchen von wenigen Jahren, zur endlichen Versöhnung und zwar dadurch gelangen, daß seine Mutter der untröstlichen Feindin gestattet, die kleine Leiche in der gemeinschaftlichen Küche aufzubahren, da die knappe Wohnung dem trauernden Elternpaar keinen Raum dazu bieten wollte. Die Familiengeschichten, in die sich Geschichten aus dem damaligen Kriege mischen, die erste Schulzeit und die früheste Bekanntschaft mit Goethe's „Faust", die Freundschaft mit einem höher gestellten Spielgenossen und der Schmerz des Abschieds von diesem, mit dem das Buch schließt — dies Alles muß man gelesen haben, um Gutzkow zu verstehen und lieb zu gewinnen.

Wie oft und eingehend hat man Heine's Jugend in Betracht genommen und deren Erinnerungen herangezogen, um sein Wesen und Dichten in liebevollster Art zu erläutern und zu erklären. Seine elterliche Häuslichkeit, seine Knabenträume, seine erste Liebe sind das emsige Augenmerk seiner Biographen und Ausleger gewesen, um ihn und sein Schaffen gewinnend erscheinen zu lassen. Gutzkow hat sich einer gleichen Aufmerksamkeit nicht zu erfreuen gehabt. Seine Schrift: „Aus der Knabenzeit" ist weniger beachtet worden, als sie verdient und als nöthig ist, um seine Natur zu verstehen. Dieselbe ist von Hause aus entschieden sanft, zartfühlend, fast empfindsam. Aber er hat von jung auf kämpfen und ringen, sich in sich selbst straff und gewaltsam zusammenfassen müssen, um sich aus der Niedrigkeit zur Höhe edler Bildung und geistiger Bedeutung aufzuschwingen. Die Seinen konnten wenig für ihn thun. Ein Bruder von ihm brachte es bis zum Gensdarm in Neu-Ruppin, seine Schwester heirathete einen Wundarzt. Er allein von seiner Familie erhob sich durch eigene Kraft und Begabung zum berühmten

Schriftsteller. Das konnte nicht ohne äußerste Anstrengung, nicht ohne Mühe und Noth geschehen, und daß dabei seine Psyche Brüche und Einbuße erlitt, wird leicht zu ermessen sein.

Gutzkow hat immer den Vorsatz gehegt, sein Leben, über die Knabenzeit hinweg, weiter auszuführen. Allein, wie er mir selbst mehrmals gestand, schreckte er davor zurück, weil eine solche Weiterausführung für ihn nicht ohne eine Fülle von Bitterkeit und Demüthigung zu vollziehen gewesen wäre. Er hatte in seiner blühendsten Jünglingszeit Tag und Nacht hinter Büchern sitzen und seinen kärglichen Lebensunterhalt sich sauer dadurch gewinnen müssen, daß er, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, daneben, selbst noch lernend, jüngere Schüler im Lernen zu unterstützen unternahm. Durch alles dies wurde seiner Jugend so zu sagen der Duft und Schmelz abgestreift und nur durch poetische Beschäftigung vermochte er sich künstlich eine Art von kümmerlichem Ersatz dafür zu schaffen. Früh schon hatte er angefangen, sich literarisch zu beschäftigen in seinen Mußestunden. Gedichte und phantastische Dramen waren seine ersten schriftstellerischen Erzeugnisse. Aber, um sich Geld zu verdienen, mußte er nur zu bald daran denken: seine Thätigkeit für Zeitschriften zu verwerthen. Eben zwanzig Jahr alt geworden und noch im Studium begriffen, riß die französische Julirevolution von 1830 ihn aus seinen Träumen und auf den Tummelplatz der Zeitgeschichte, indem er ein „Forum der Journalliteratur“ zu schreiben begann, in welchem sich sofort eine scharfe freiheitliche Richtung und eine überraschende Kenntniß der geistigen Weltzustände erkennen ließ.

Wolfgang Menzel, der damals im Literaturblatt zum Cottaschen „Morgenblatte“ für Deutschland eine bestimmende und weitgreifende kritische Macht ausübte, ward dadurch auf Gutzkow aufmerksam und rief ihn zu seiner Unterstützung nach Stuttgart, wo er bald sich so sehr Ansehn und Geltung erwarb, daß er gegen Menzel's Urtheil mehr und mehr sein eigenes laut werden zu lassen sich herausnehmen konnte. Dieser Umstand entzweite ihn mit seinem damaligen Herrn und Meister und hatte zur Folge, daß er sich von diesem lossagte und Menzel, empört von dieser Lossagung und erzürnt durch Gutzkow's Hinneigung und die seiner Gesinnungsgenossen zum französischen Liberalismus jener Epoche, sich gegen diese ganze Richtung erhob und ihr unter der Bezeichnung „Junges Deutschland“

offen den Krieg erklärte. Als Gutzkow seinen Roman „Wally" hatte erscheinen lassen, ward seine Anklage so heftig und verhetzend, daß die deutschen Regierungen durch den Bundestag glaubten einschreiten zu müssen. Gutzkow und Laube wurden eingesperrt, Heine entwich nach Frankreich. Alle Werke dieser Schriftsteller, die erschienen waren und die etwa noch erscheinen sollten, wurden damals verboten.

Das war ein harter Schlag und Gutzkow empfand ihn besonders tief. Er sah „den dornigen Pfad eines der Freiheit und der Schönheit gewidmeten Daseins" durch denselben gewaltsam durchbrochen und obschon er sich feierlich gelobte, auch fernerhin „Hand und Zunge, Feder und Wort der Aufgabe seines Jahrhunderts zu opfern", setzte sich doch in seinem Innern gleich im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn eine gewiß sehr begreifliche und verzeihliche Verbitterung an, deren er nie wieder ganz ledig geworden ist. Und wie sollte er das auch? Er war durch unablässiges Studieren und Arbeiten körperlich herabgestimmt, schon damals halb erblindet und dadurch ziemlich mißtrauisch geworden. Er konnte wenig den Gesichtsausdruck der Menschen beobachten, mit denen er umging und das nahm ihm viel von der Sicherheit und Unbefangenheit des Verkehrs, weil er aus ihren Mienen sich ihr Benehmen und ihre Worte nicht zu deuten vermochte. Er mußte das aus seinen Vorstellungen thun und diese Vorstellungen waren durch frühzeitige Erfahrungen gedrückt. So entstand in ihm ein düsteres, leicht empfindliches Wesen, das seine natürliche Freundlichkeit und Güte überschattete, aber nie ganz verdeckte. Wer ihm näher trat und sich einigermaßen auf ihn verstand, der konnte sie leicht gewahren. Therese schrieb mir einmal sehr richtig: „Gutzkow ist viel besser als er sich meist zeigt, besser als er selbst glaubt. Wer ihn zu nehmen und mit ihm auszuhalten weiß, hat den Vortheil."

Leider haben den Letzteren Wenige zu erlangen gesucht. Die Meisten stieß sein scharfes, schroffes, an sich haltendes Wesen, seine schneidende klanglose Stimme, sein glanzloses Auge mit dem spitz einbohrenden Blicke zurück. Alles an ihm, selbst sein blonder Zwickelbart, hatte etwas Brennendes, fast Verletzendes. Das genügte bei Vielen beim ersten Eindrucke der umlaufenden Legende von seiner Gemüth- und Herzlosigkeit Recht zu geben, und ihn,

der das instinktartig ahnte, machte diese Ahnung nur um so verschlossener und scheuer. Bei einer ersten Bekanntschaft war sein Verhalten mehr abwehrend als einladend. So vereinsamte er nach und nach in einem bewegten und beziehungsreichen Leben. Diese Vereinsamung verschärfte sich durch eine, im Verhältniß zu Mitstrebenden, ziemlich geringe Anerkennung seiner Schriften und eine nörgelnde Gegnerschaft, sowie allerlei abgeschmackte Verdächtigungen. Nur um davon einige selbstredende Belege zu liefern, führe ich noch die folgenden Stellen aus Gutzkow's Briefen an: Unter dem 6. Juli 1855 schreibt er mir in Bezug auf sein Lebensbild „Die Diakonissin":

„Es ist so elend von einigen Berichterstattern es so darzustellen, als wenn solche Stoffe zu wählen eine Folge meines Vermögens, meines Nurkönnens wäre, während es die Folge meines Willens ist! Als wenn es mir nicht ein Leichtes wäre, diese Gattung von Poesie zu pflegen, welcher diese Herrschaften allein huldigen. Ich sehe mit Schmerz, daß auch meine Freunde unter dem Drucke dieser Auffassung stehen und dem Buche nirgends einen Standpunkt erobert haben, nirgends auch bei verwandter und gleicher polemischer Richtung nicht. Daß das Ganze eine Skizze ist, gebe ich ja zu, aber der Partei des Dr. Wichern gegenüber ließe sich schon mein Gedankengang vertheidigen, der kein anderer ist, als die innere Mission, als eine Arrogation der pietistischen Partei darzustellen, eine Aneignung von Aufgaben, deren wahre Lösung nur der nationalen und freieren demokratischen Zukunft gebührt und gelingt. St. René Taillandier frägt mich: ob ich denn für die Diakonissinen wäre? Was denn das Resultat meiner Buches wäre? Ob ich denn Katholik sein wolle und warum ich es nicht sagte? Der Mann kennt nichts von unserer idealen Demokratie, von der (verfehlten) Aufgabe des Deutsch-Katholizismus, von Sallet's Christenthum, von jener im Volkssinn wurzelnden Schwärmerei eines geläuterten Positivismus. In meinen „Rittern" habe ich dieser Begeisterung das Wort geredet: erinnern Sie sich der Louise Eisold? Für alles Das keinen Ausdruck zu wissen, selbst in der Berliner „Nationalzeitung" nicht, schmerzt mich tief."

Am 7. Dezember 1858 heißt es in einem Schreiben:

„Lieber Wehl, ich kann Ihnen wohl sagen, daß mir die nachfolgende Stelle aus dem Briefe eines mir innigst zugethanen und in

aller Anzweifelung und Angeiferung meines Wirkens treuen Freundes großen Kummer verursachte. „Ob Sternberg diese Rohheiten in die „Grenzboten" geschrieben? Manches erinnert doch sehr an Julian Schmidt. Das Alles ist so schmutzig und gemein, daß Sie nur dadurch gewinnen können, der Gebildete muß sich ja von dem Zeug abwenden als zu widerlich. Haben Sie die „Jahreszeiten" vielleicht in die Hand genommen? Ich weiß nicht mehr, wer es mir sagte, daß Herr Wehl darin einen Ausfall gegen die „Kotterie" gemacht, die Ihr Buch priese."

In dem obigen Briefausschnitt ist auch angedeutet, was hier die Sage berichtet. Der erste Entwurf zu der „Grenzboten"-Gemeinheit soll von Sternberg und an die „Kölnische Zeitung" gerichtet gewesen sein. Von da kam sie, als zu stark, zurück, ging nach Leipzig, wurde dort von Herrn Freytag überpfeffert und zur Erwiederung gab Freytag eine Anzeige nach Köln, natürlich nur durch Vermittler, die man nennt, die ich aber nicht wiederholen will. Die Agitation in Köln, Augsburg und Wien dauert fort, die Seele derselben ist Freytag, denn Sie müssen wissen, Brockhaus druckt bereits von meinem Roman die 2. Auflage. 3000 Exemplare genügten in 8 Wochen nicht. Zu Neujahr erscheint die 2., d. h. nach dem Maaßstab von „Soll und Haben" die 4. Auflage.

Daß Sternberg die erste Anregung gab, ist nicht unmöglich. Ich brachte eine kleine Anzeige seiner „Dresdener Gemäldegallerie" in dem Ton, in dem ich nur als freisinniger Schriftsteller über den Autor der „beiden Schützen" u. s. w. schreiben kann. Dabei war soviel Anerkennung von seinem Geist in meiner Anzeige, daß er mir hätte danken und dazu lachen sollen, daß ich einiges spottend behandelte. Statt dessen, sagt man, soll er auf irgend eine Art der „Grenzboten"-Gemeinheit, dem Auszug aus dem ersten Bande voll Lügen, nicht fremd sein. Seiner Bosheit und Herzlosigkeit kann man alles zutrauen, jetzt vollends, wo seine Eitelkeit in den Kreisen, in denen er lebt, in einer steten Erregung ist. Daß Sie in diesen Ihre Correspondentinnen haben, weiß ich. Wie durfte ich nun nicht annehmen, daß es einer dieser Blaustrumpfaufwieglerinnen gegen mich, die sich zu den andern gesellt, gelungen sein könnte, Sie zu Äußerungen über die Anerkennung, die andererseits mein Unternehmen gefunden, so kränkender Art zu bestimmen! Aber ich nahm es nicht an. Ich wollte mich erst überzeugen und deshalb meine Anfrage.

Da Sie mich versichern, daß die Bemerkung sich nicht bei Ihnen findet, da Sie mir schreiben, daß sie eine Unmöglichkeit wäre, so fällt mir eine Last vom Herzen, denn soviel Kraft ich habe, mein trauriges Loos, nichts ohne Anfeindung und Verfolgung unternehmen zu können, zu ertragen, so wirft mich ein an mir zweifelnder Freund nieder! Ich bin ein Mensch voll Dankbarkeit und von einer Anhänglichkeit, die jede Probe besteht, selbst wenn ich, wie es bei uns der Fall ist, nicht die mathematische Möglichkeit habe, unsre Freundschaft zu nähren, unsre Verbindung rege zu erhalten. Sähe ich Sie aber morgen wieder, so würde ich derselbe sein, der ich Ihnen zu allen Zeiten war."

Am 10. März 1860 endlich gelangt nachstehender Brief an mich:

„Verehrter Freund, soeben schreibt mir Lenz, daß sich ein Herr von Schlechta auch an Sie gewandt hätte, einen Schandartikel gegen mich aufzunehmen, betreffend ein von mir vor sieben Jahren gelesenes Manuscript, aus dem ich für meinen Roman „Der Zauberer von Rom" gestohlen haben soll. Lassen Sie sich von Lenz einen Brief zeigen, den ich diesem vor einigen Tagen über diese freche Insinuation schrieb. Ich weiß nicht, ob Ihnen jemals die Kunde von der Abenteuerin Frau von Gravenreuth, geb. Gräfin Hirschberg wurde! Sie war im Jahre 1849 Directrice eines Sommertheaters in Moabit. Wie ich seit Jahren zahllose an mich eingesandte Manuscripte lesen muß, — für meine „Unterhaltungen" ex officio — so las ich auch ein Convolut von 3000 Seiten Skandalgeschichten, in denen der merkwürdige Lebenslauf einer Frau geschildert ist, die von einer Gräfin zur Bandenführerin, jetzt Wiener Schriftstellerin und Aspirantin auf die Schillerstiftung (!) herabgekommen ist. In ihrem Gilblas-Leben findet sich die Schilderung einer orthopädischen Anstalt und unter hundert anderen Fatalitäten auch die, daß sie als geschiedene Frau mit dem Improvisator Volkert reisend, somnambul wird und dafür in die Münchener Voigtei gesteckt wird. Diese beiden Momente, zwei unter hundert, die die Motivhebel meines Romans sind, soll ich entlehnt haben! Der Somnambulismus, dies abgenutzte Romanmotiv, das ich schon in meinem Hackert selbst benutzte! Die übrigen Bagatellen, die in dem Artikel stehen, sind Lügen .... Ich habe in meinem Leben schon 3—400 Namen erfinden müssen; kommt da zufällig auch eine Seefelden (nicht Seefeldt) vor, so ist das zufällig. Die betreffende Persön-

lichkeit ist bei mir eine Nonne. Das orthopädische Institut ist nun aber seit Jahren, seit 1835, wo meine Schwägerin zwei Jahre auf dem Streckbette lag, eine Lieblingsidee, und die soll ich gestohlen haben aus einer Biographie, in der ich ein Mädchen erwähnt finde, das verwachsen ist und auf dem Streckbette liegt! Dies Weib schrieb mir: „Finden Sie sich mir mir ab oder es giebt einen Skandal.“ Auf diese Weise will sie die Biographie im Preise steigern und einem Buchhändler theurer verkaufen. Julie Burow, Mügge, ich glaube auch die Mühlbach haben sie gelesen — ich konnte annehmen, sie sei längst gedruckt oder von der Frau in einzelnen Parthien in den Wiener Feuilletons angebracht — und dem gegenüber soll ich sie geplündert haben! Ich hoffe, daß, wenn dieser Herr v. Sch., ich glaube ihr Adoptivsohn, die Notiz in Hamburger oder andere Blätter einrücken läßt mir jeder, der ein Journal redigiert, beistehen muß. Ich arbeite mein Riesenwerk mit der höchsten Anstrengung meiner Kraft, und eine solche Anklage! Lesen Sie darüber nichts in den Zeitungen, so ist freilich nur gerathen, daß die Gemeinheit in sich selbst verhalle und erwähnen Sie dann nichts davon.“

Unter solchen Einwirkungen und Erfahrungen hatte Gutzkow zu leben und zu schaffen. Man glaube nicht, daß sie vereinzelt waren und selten kamen. Sie wiederholten sich im Gegentheil fast täglich. Wer, wie ich, eine Zeitlang sich in Gutzkow's unmittelbarer Nähe und im vertrauten Umgange mit ihm befand, konnte das leicht gewahren. Er erhielt Anerkennung, Beifall und selbst Bewunderung von vielen Seiten, aber zu dem Allen auch viel Feindschaft und Gegenpart. Besonders schmerzlich war ihm, daß er nicht einmal im eigenen Lager, also im Schooße des Jungen Deutschlands selbst einen literarischen Rückhalt fand. Nur Wienberg blieb ihm in treuer Anhänglichkeit zugethan. Mundt griff ihn nicht geradezu an, aber man braucht nur die zweite, neubearbeitete Auflage von dessen „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ (1853) zu lesen, um sich zu überzeugen, wie bedingt und auf Schrauben gestellt sein Urtheil über den mitstrebenden Genossen zu Tage tritt. Es ist ein kärgliches, bittersüßes Lob darin, ein Lob, das immer wie Tadel klingt und wenn es mit Sammetpfötchen schmeichelt, doch zugleich mit scharfen Krallen die Haut blutig zerkratzt. Laube hat nie besondere Sympathie für Gutzkow empfunden. Sie besaßen von Hause aus Naturen, die sich einander abstießen. In seinem

Buche: „Götter, Helden, Don-Quixote“ schreibt Gutzkow: „Obschon selbst an der Lösung der mannigfachen Probleme, welche unserer heutigen Literatur gestellt sind, mit Herz und Empfindung betheiligt, verliere ich doch den Maaßstab des fremden und verwandten Strebens nicht und werde immer einräumen, daß ich die Flüssigkeit des Wienbarg'schen Styl's und die weise Behutsamkeit der Mundt'schen Denkungsart nicht erreiche. Allein mit H. Laube verhält es sich anders“. Und nun zergliedert er dessen Schriften in ziemlich eingehender Weise, erörtert das Irrthümliche seiner politischen Ansichten, tadelt die Schwäche seiner Männer und die Stärke seiner Frauen. Endlich wirft er ihm sein Heinisiren vor und betont schon hier (1838) seine Abneigung gegen Heine, den er „in früherer akademischer Zeit auch deshalb nicht mochte, weil er Jude war“.

Das schnitt zwischen Laube und Gutzkow das Tischtuch entzwei. Laube hat immer eine rührende Freundschaft für Heine behalten und mußte mit dieser im Herzen mehr und mehr von Gutzkow sich scheiden. Heine und Laube haben unmittelbar Gutzkow nicht befeindet, aber desto mehr thaten es deren Anhänger und Freunde. Ueber Robert Heller, den liebenswürdigen Schildknappen Laube's, ließ Gutzkow sich einmal also gegen mich aus: „Käm' ich nach Hamburg, so würde ich Robert Heller nicht wieder besuchen. Ich habe diese kalte und innerlich feindselige Art, mit der er mich zu behandeln pflegt, satt. Ich bin ihm vertrauensvoll und in der That nicht aus Interesse hingebend entgegen getreten und doch hat er nur Wärme für meine Gegner. Ueber die „Diakonissin“ gab er vier Zeilen. Ich bin in einer Stimmung, mit allen diesen falschen Beziehungen zu brechen und meine Ueberzeugungen wieder mit alter Stärke auszusprechen“. Dazu kamen später Gustav Freytag und Julian Schmidt mit ihrem ansehnlichen kritischen Gewicht in den „Grenzboten“. Nachdem diese Zeitschrift Eigenthum Freytag's geworden und Letzterer Julian Schmidt zum Leiter derselben bestellt, entspann sich in ihr ein beständiges literarisches Anrempeln Gutzkow's. Gutzkow wurde mit allen seinen Schriften angerannt, um ihn womöglich über den Haufen zu werfen.

Julian Schmidt war ein anderer Wolfgang Menzel, ein Kritiker, der mit großer Entschiedenheit in seiner Literaturgeschichte seine Meinung aussprach und nachdem er die Romantik niedergemetzelt und dem Idealismus ein etwas kärgliches Dasein zu fristen erlaubt hatte, sich zum

Schutz- und Schirmherrn des Realismus machte. Gustav Freytag erklärte er für das mustergültige Haupt dieser Richtung und Gutzkow so ziemlich für einen Stümper in allen Fächern. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß er in einigen Punkten das Richtige traf; aber im Allgemeinen das darf man heut wohl ungescheut aussprechen, that er Gutzkow ein schreiendes Unrecht. Und er that es warum? Mir scheint: nur weil er eines Sündenbocks für seinen kritischen Uebermuth und für Freytag's hellen Ruhm einer dunklen Folie bedurfte. Damit Freytag glänzen konnte, mußte Gutzkow verschwärzt werden. Und diese Verschwärzung wurde gradezu systematisch betrieben. Daß sie eine schwierige Sache gewesen, wird sich dabei nicht eben behaupten lassen. Freytag und Gutzkow sind so ziemlich Gegensätze im Leben wie in der Literatur. Der Erstere hat sich behaglich und glücklich entwickeln und eine humoristische Ader drollig und lebensfrisch in seinen Werken entfalten können. Er ist immer ein Mann von geschlossener Haltung gewesen, der auch politisch einen schnurgeraden, nie durch Abenteuerlichkeit oder Extravaganzen gestörten Weg einzuschlagen und zu verfolgen verstand. Gutzkow hat, wie von mir gezeigt worden, in seiner Existenz nur Anstrengung Mühe und Sorge und in seinem literarischen Wirken lediglich die quälerischen und verhängnißvollen Elemente seiner Zeit getroffen. Hier ist Alles düster, verzweiflungsvoll und tragisch, dort sonnenklar, munter und lachend. Freytag errang sich Ruf und Beifall durch Lustspiele und komische Romane; Gutzkow durch Tragödien und erschütternde Zeitgemälde. Letzterer durch viele, Ersterer durch wenig Werke. „Die Journalisten“ und „Soll und Haben“ reichten hin Freytag berühmt zu machen. Gutzkow wurde es durch eine lange Reihe von Arbeiten. Dieser erschöpfte sich, Jener sammelte sich. Und in diesen Zustand der Beiden fiel für Freytag Julian Schmidt's Lob und für Gutzkow dessen Tadel.

Es wird leicht sein: sich von der Wirkung eine Vorstellung zu machen. Der Glückliche ward gehoben, der Unglückliche niedergedrückt. Ich habe Gutzkow nicht weinen sehen, nicht fluchen hören über die Angriffe, mit denen Schmidt sein Literaturwerk in den „Grenzboten“ vorbereitete, wohl aber hatte ich Gelegenheit inne zu werden, wie sie ihn marterten, verstimmten und ihm wehthaten mitten im angestrengtesten Schaffen. Ich vergesse nie, wie ich ihn eines Tages über dem Lesen eines so feindlichen Aufsatzes traf.

Er saß zusammengesunken, das Blatt dicht vor die schwachen Augen gedrückt, mit farblosem Gesicht, den blonden Schnurrbart mit den Zähnen kauend und dann und wann den dünnen Kinnbart durch die Finger der linken Hand hindurch gleiten lassend.

Er sah aus wie das Bild des Jammers.

„Was haben Sie?“ frug ich erschreckt. Er antwortete nicht und las weiter. Endlich erhob er sich und reichte mir das Heft entgegen, indem er sagte: „Sokrates starb an Schierling. Meine Gegner wollen beweisen, daß auch Wermuth tödten kann!“

Damit ging er, ohne Klage, ohne Widerspruch, ohne Zornesausbruch an — — — die Arbeit. Er schrieb damals an den „Rittern vom Geiste“, im Sommer von früh sechs Uhr bis Abends zum Dunkelwerden. Eine Stunde vor Tisch zum Baden in der Elbe, wozu ich ihn abholen kam und eine kurze Mittagsrast bildeten die einzige Pause des ganzen Tages. Nach neun Uhr erschien ich wieder, um ihn zu einem Spaziergange in den großen Garten zu begleiten, wo wir dann seine Gattin und Auerbach aufsuchten, die vor der Konditorei darin zu sitzen pflegten. Ich fand ihn oft wie gebrochen und geistig so abgestumpft, daß er kaum zu gehen und nur mühsam an der Unterhaltung Theil zu nehmen vermochte.

Wenn man ihm Vorwürfe wegen seines Fleißes machte und ihm Schonung anrieth, führte er gern Goethe's Verse aus dessen „Tasso“ an:

„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt,“

wobei aber jedesmal bei den folgenden Worten:

„Das köstliche Geweb' entwickelt er“

ein bitteres Lächeln um seine dünnen Lippen spielte und er einschaltend bemerkte: „das köstliche Geweb' werden meine Feinde freilich als Selbstüberschätzung tadeln, denn ich gelte ihnen für keinen Seiden- sondern mehr als ein Holz- oder Todtenwurm.“

Unausgesetzt bekrittelt und verlästert, gewöhnte er sich daran, in allem seinem Treiben und Thun nur an Abgunst und Widerstand zu denken, was am Ende natürlich zum Verfolgungswahnsinn ausarten mußte.

Emil Kuh und Adolf Stern, die aus Julian Schmidt's Schule hervorgingen, halfen leider wesentlich dazu mit, weil sie in

ihrer Begeisterung für Friedrich Hebbel und Otto Ludwig glaubten Gutzkow nicht tief genug stellen zu sollen.

Viele Andere und Geringere schlossen sich ihnen an und so entstand zuletzt eine wahre Phalanx von feindseligen Kritikern, durch die er von Anfang bis zu Ende literarische Spießruthen laufen mußte. Kein Wunder also, daß er im Geiste wund und verbittert wurde. Sein Geist empfand sehr lebhaft jeden gegnerischen Streich und es wurde ihm keiner erspart. Ich habe bereits früher berichtet, daß es seine Gewohnheit war, kein Blättchen, das ihm vor Augen kam, unbeachtet zu lassen. Er durchflog alle Zeitungen, von der größten bis zur kleinsten. Nichts Gedrucktes entging ihm; Alles spürte er auf; so natürlich auch, was gegen ihn gerichtet war. Was er aber selber nicht entdeckte, das entdeckten seine Vertrauten, die es ihm zutrugen und das Uebel durch ihren theilnehmenden Eifer vermehrten. Wie oft habe ich ihn außer sich gesehen über dergleichen Zuträgereien. Zuweilen hatte ich selber Äußerungen vernommen, die von Seiten Auerbach's, Julius Pabst's oder Anderer gefallen und die, ohne Arg und völlig harmlos, ihm als gehässigste Angriffe hinterbracht worden waren. Freytag's Gegnerschaft ist ihm entschieden wohl stärker und rühriger vorgestellt worden, als sie bestand und selbst die von Julian Schmidt feindseliger als sie war. Meinte doch Gutzkow einmal sogar zum Zweikampfe fordern zu müssen. Nur mit Mühe gelang es den besonneren seiner Freunde diesen Schritt zu verhindern.

Verstärkt ward übrigens Gutzkow's Verstimmung, wenigstens in früherer Zeit, durch den Umstand, daß er vermied, im häuslichen Kreise sich darüber auszusprechen. „Warum die Seele der Meinigen beunruhigen durch das Gift, welches die Vipernzungen gegen mich ausgespritzt?“ sagte er einst zu mir. „Es ist genug, daß ich davon leide. Warum auch sie noch betrüben?“

So verschloß er seinen Grimm und Zorn in sich, und das mußte ihn nothwendig innerlich zermalmen und zerstören. Das war seine eigene Schuld, wird man vielleicht rufen. Vielen Andern ist es nicht besser ergangen wie ihm und doch haben sie sich gesund und unverdüstert bewahrt. Nun freilich wohl; allein diese Alle haben ohne Zweifel eine glücklichere Jugend, mehr Licht und weniger aufreibende Anstrengung gehabt. Man vergesse nicht, wie ärmlich seine Kinderzeit verlief, wie wenig Gunst und Förderung ihm zu

Theil ward und wie sauer und ganz auf sich selbst angewiesen er sich seine Stellung in Literatur und Welt erkämpfen mußte. „Ich habe immer im Schatten meines Geschicks gestanden," meinte er von sich selbst, „und während Andere im hellen Sonnenschein spazieren gingen, sah ich ihnen aus meiner fröstelnden Existenz mit stiller Trauer in der Seele nach."

Diese stille Trauer aus fröstelnder Existenz liegt über seinem Leben wie über allen seinen Werken. Es weht in ihnen ein erkältender Luftzug, der etwas Erstarrendes hat und welcher zum Theil auch in sein eigenes Herz gedrungen war, in dem nie eine fröhliche Sorglosigkeit, ein lachender Uebermuth oder eine jubelnde Zuversicht auf das Glück sich geltend zu machen Gelegenheit hatten. Die Liebe, die Freundschaft, die Poesie haben darin allerdings auch Raum gefunden, aber der Raum war dunkel und durch die Noth des Daseins verstellt. Es ist nicht zum Erstaunen, wenn unter solchen Umständen in seinem Innern früh eine verfinsterte Stimmung Platz griff und diese nach und nach, namentlich beim Herabsinken seiner physischen Kräfte, sich in eine geistige Gereiztheit von erschreckendem Grade ausspann. Wenige seiner Gegner haben durchgemacht, was er durchgemacht hat. Gutzkow hat nie mit Weltschmerz und Zerrissenheit geprahlt und doch hat er sich darin aufgerieben und verblutet. Ihm stand kein Witz zu Gebote, damit zu spielen und kein Humor, um gaukelnde Phantasiegebilde daraus zu gestalten. Kalt und nackt, wie sie waren, mußte er sie verarbeiten zu Romanen, Schauspielen, zu Schilderungen von Welt und Menschen, zu Gedichten und Kritiken. Gutzkow war es, der da sagte: „Die Kritik ist selbst Literatur geworden. Seit den Encyclopädisten in Frankreich, seit den Essayisten in England, seit Lessing in Deutschland ist die Kritik nicht mehr die Dienerin der Literatur, sondern ihre Herrscherin."

Wie treffend dieser Ausspruch und wie schlagend belegt ihn Gutzkow selbst. In ihm ist Alles Kritik, Kritik des Lebens, der Personen, der Geschichte. Das giebt seinen Schriften das Ernste, Trübe und macht sie so einschneidend und wuchtig. In ihnen zeigt sich der ganze geistige Inhalt seiner Periode abgesetzt und gewissermaßen kristallisiert; sie bieten eine Encyclopädie von Allem, was seine Zeit bewegte und erfüllte. Wer Letztere künftig wird kennen und sich mit ihr vertraut machen

wollen, der wird sie, neben Heine's Werken, am Besten und Zutreffendsten aus denen von Gutzkow studieren können. Ich weiß wohl, die Letzteren sind zuweilen eben so düster wie die Ersteren lachend und Beide haben etwas Pathologisches, Angekränkeltes, im Ausdruck Leidendes, aber doch sind sie uns gerade in diesem Zustande das echte und wahre Spiegelbild der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Diese Jahre umfassen das volle „Freudvoll und Leidvoll" einer Epoche, in der sich der deutsche Genius wieder einmal auf sich selbst besann und aus träger nationaler Verpuppung heraus seine bunt erschimmernden Flügel an's Licht entfaltete. Es war in diesem Entfalten ebenso viel Lust wie Schmerz und diese lassen sich kaum irgendwo so lebhaft nachempfinden, als in Gutzkow's und Heine's literarischen Schöpfungen. Darum sind sie beide so wichtig. Wichtig, weil sie wiederhallen vom Jubelruf wie von dem Wehgeschrei der modernen deutschen Volksseele. Man kann das Deutschland von heute nicht begreifen, wenn man das von 1830 bis 1850 nicht verstehen gelernt hat. Da liegen seine Wurzeln, oft bloßgelegt und zerhackt von den Wuthhieben thörichter Machthaber oder verblendeter Staatskünstler, oft umhüllt und umwuchert von den Moosgebilden überspannter Phantasten. In Gutzkow's und Heine's dichterischen Erzeugnissen läßt sich dies Deutschland von ehemals gewahren und ebenso in ihren Briefen und mündlichen Aussprüchen. Darum scheint mir werth, auch die geringsten davon nicht verloren gehen zu lassen. Es athmet fast in allen ein geschichtlicher Zug oder ein Etwas, das sich zum Kriterium der Zeit ausgestalten läßt. So z. B. wenn Gutzkow unter dem 16. August 1860 mir schrieb:

„Wenn die preußische Regierung nicht das Privilegium der königlichen Bühne in Berlin für klassische und tragische Stücke aufhebt und die methodische Possen- und Blödsinn-Fabrik der Nebentheater Berlins dadurch sistirt, macht sie sich zur Mitschuldigen am tiefsten Verfall der Bühne, sowohl in literarischer wie schauspielerischer Hinsicht."

In demselben Jahre erschien in der „Deutschen Schaubühne" ein kleiner Aufsatz „Ueber das Berliner dramaturgische Preis-Komité", ich erinnere mich nicht mehr, von wem verfaßt, in dem sich folgende Stelle befand:

Wir gehen von der Ansicht aus, daß ein wenig gekanntes, gedrucktes Drama, oder ein Drama, das nur über diese und jene Bühne, vielleicht sogar ohne sonderlichen Erfolg gegangen ist, ein Drama, dessen Verfasser gar keinen Namen hat, den Preis erhalten kann, sobald nur der innere Werth des Stückes es verlangt. Gutzkow sprach ironisch von einem Alfred Timpe, dem der Preis zufallen werde. — Nun, wenn dieser Alfred Timpe ein Drama geschrieben hat, welches von einem Boeckh, Gervinus, Grillparzer, Hotho u. s. f. des Preises würdig befunden wird, dann wird Alfred Timpe's Namen bald ebenso bekannt sein, wie der Karl Gutzkow's und Gustav Freytag's, und es ist, bei der literarischen Ueberfüllung der Neuzeit, der Urtheilslosigkeit des Publikums, den Intriguen der Koterieen, gewiß ein Verdienst, einen verborgenen Genius an's Licht gezogen zu haben. Es lebe also Alfred Timpe, und die Kritiker, die sein Werk bisher übersehen, mögen dann ihre Brillen besser putzen.

Darauf ließ sich Gutzkow folgendermaßen aus:

„Eben bekomme ich Ihr 7. Heft. Hat der Mann, der darin über das Berliner Preisgericht schreibt und mich hinstellt, als gönnt' ich Alfred Timpen nicht seinen Ruhm, wohl meine drei ausführlichen Artikel über diesen Gegenstand gelesen? Die Hand auf's Herz! Sie selbst nicht. Das sollte in einem solchen Blatte nicht vorkommen. Das Preisinstitut ist eine durchaus verfehlte durch und durch niederträchtige Handlung gegen die Dramatiker, die Noth und Sorgen genug mit dem deutschen Theater, wie es ist, haben und jetzt noch von solchem Professorenurtheil chikaniert werden sollen. Können jetzt noch Laube, Mosenthal, Hebbel u. s. w. unbefangen und wahrhaft freudig an die Ausführung ihrer dramatischen Pläne gehen?“

Man erkennt, wie auch hier Gutzkow schwarz sieht und gleich aufs's Höchste erregt ist. Ich theilte ihm ruhig meine Ansicht, die nicht ganz mit der seinigen übereinstimmte, mit und besänftigte ihn, so gut ich konnte, weil ich wohl fühlte, daß es ihn schmerzen mußte, sich hier wie bei vielen anderen Gelegenheiten übergangen zu sehen. Gutzkow hatte die dramatische Bewegung im neuen Deutschland mit mächtig wirkenden Stücken geweckt und wie wenig ward ihm Dank dafür geboten! Ihm ist nie ein Preis zu Theil geworden, aber viel harte Beurtheilung und verletzender Hohn.

Als er zur hundertjährigen Erinnerung von Goethe's Geburtstag am 28. August 1849 das Gelegenheits-Lustspiel „Der Königsleutnant" in Frankfurt a. M. für das dortige Stadttheater geschrieben, während „Tag für Tag unter den Fenstern seiner Wohnung die Kanonen gegen den badischen Aufstand vorüberzogen", wie viele Angriffe und harten Tadel mußte er sich gefallen lassen und doch lebt dasselbe heute noch auf den deutschen Brettern gleich wie Shakespeare's „Sommernachtstraum".

Zu meiner Abhandlung über Lessing in meinem Buche „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert" bemerkt er: „Nach meiner Ueberzeugung ist Lessing in der Aufstellung von Natur und Wahrheit und in der Verwerfung der Franzosen zu weit gegangen. Ein neuer Lessing müßte jetzt gegen den alten schreiben, müßte das hervorheben, was an Shakespeare zu tadeln ist, denn nicht der Ungebundenheit, sondern der Gebundenheit bedürfen wir.

Freilich hat es Lessing nicht so übel gemeint, wie man ihn auszulegen pflegt. Wer weiß, ob er jetzt von Racine und Corneille nicht besser spräche als vor hundert Jahren?

Ueber Wittenberg hätte ich gern etwas; aber ich glaube, W. muß man als ein merkwürdiges Gewächs betrachten. Er ist besser als sein Ruf. Seine Urtheile und Verse z. B. in Ihrer Auslassung über die Ackermann sind fein und geschmackvoll. Mancher Autor steht dem Zeitgeiste und auch seinen besten Vertretern verquer gegenüber und es ist doch etwas an ihm. Wir haben manche solche Erscheinungen, die auf eine originelle Unart und auf unrechte Art Recht haben."

Man liebt es neuerer Zeit, aus den Werken hervorragender Schriftsteller sogenannte „Lichtstrahlen", das will sagen, bedeutsame Gedanken und Denksprüche zusammenzustellen. Die Schriften Gutzkow's bieten dafür ein ergiebiges Feld, dennoch ist es, meinem Wissen nach, noch niemanden eingefallen, ein solches Buch aus seinen Büchern zusammenzustellen. Auch in dieser Beziehung erscheint er stiefmütterlich behandelt von der modernen Literatur, und doch hat die moderne Literatur keinen echteren Sohn gehabt als ihn.

Dieser Widerspruch ist schwer zu erklären.

Und nun Therese! Sie wird gleichfalls in der modernen Literatur meist unter ihren Werth gestellt. Sie ist allerdings keine

epochemachende Erscheinung, keine Droste-Hülshoff, keine George Sand, keine Currer-Bell, keine Friederike Bremer, aber doch immer eine gefällige und geschmackvolle Schriftstellerin.

Unerwähnt mag an dieser Stelle überdies nicht bleiben, daß es Therese von Bacheracht war, der wir die Veröffentlichung der „Briefe an eine Freundin" von Wilhelm von Humboldt verdanken. Therese hatte die letzten Lebenstage der armen Charlotte Diede durch ihre Liebenswürdigkeit und Mildthätigkeit erhellt und war bei deren Tode von derselben zur Erbin dieses Briefschatzes eingesetzt worden. Den außerordentlichen Werth und die große Bedeutung dieses literarischen Vermächtnisses erkennend, ließ sie Alexander von Humboldt Einsicht davon nehmen und es dann bei F. A. Brockhaus in Leipzig verlegen.

Therese von Bacheracht war eben eine feinfühlige, lebhaft und warm auffassende Frauenseele, eine Frauenseele, die entschieden über das Maaß weiblicher Gewöhnlichkeit hinausragte und Welt und Menschen mit feinem Sinn und wenn zuweilen auch mit leidenschaftlicher Erregtheit, besonders in eigenem Interesse, doch stets anmuthsvoll geistig in sich aufnahm und widerspiegelte.

Um dies einigermaßen zu bestätigen, füge ich hier nachträglich noch einige von ihren Briefen an mich bei, die sie sowohl im Sturm und Drange ihrer Gefühle wie in der Behaglichkeit beruhigter Umstände gleichmäßig weiblich und liebenswürdig erscheinen lassen, denn gerade die Irrungen, in die sie über Gutzkow's Empfindungen verfiel und die Wahrheit, mit der sie dieselben ausspricht, beweisen, wie ehrlich sie war und wie rein ihr Bewußtsein geblieben. Sie konnte im Jubel ihres Herzens über eine hinweggestorbene Nebenbuhlerin einigermaßen ungerecht und übermüthig urtheilen, aber in der leidvollen Tiefe der erfahrenen Ablehnung zeigt sie sich wunderbar und bis zum Erstaunen harmonisch und versöhnlich allen Zwiespalt ausklingen lassend.

Die ersten der hier folgenden Briefe sind unmittelbar nach dem Tode von Gutzkow's erster Frau und in dem vermeinten Sicherheitsgefühle geschrieben, sein Herz ungetheilt zu besitzen; die späteren zeigen sie in dem Schmerze der Enttäuschung und Entsagung. Die letzten beiden entstammen dem glücklichen Zustande ihrer Ehe jenseits des Ozeans.

„Berlin, den 5. Mai 1848.

Lieber Wehl. Gutzkow dankt Ihnen für Ihre Theilnahme. Er ist erschüttert und gerührt von diesem unerwarteten Tode, aber nicht unglücklich. Sie wissen, daß er keinen engeren geistigen Zusammenhang mit seiner Frau hatte; auch empfand er zu sehr die hemmende eheliche Fessel, die damit verbundenen Sorgen, als daß er nicht jetzt einen tiefen, freien Athemzug thun und sich nach einem neuen Leben umsehen sollte. Augenblicklich ist er, der Kinder wegen, in Dresden, wird aber in diesen Tagen nach Wien reisen, um der Aufführung des „Acosta“ im Burgtheater beizuwohnen. Diese Reise wird ihm wohl thun und später in Dresden zurück, wollen Fanny Lewald und ich ihm helfen die häusliche Lücke durch unsere Gegenwart auszufüllen. Überhaupt wird sich mein Leben wohl jetzt noch mehr als sonst im Hin- und Herreisen zersplittern. Möge es nur dazu dienen, dem lieben Freunde Freude und Anlehnung zu geben. Daß mir selbst durch diesen Tod ein Druck genommen ist, werden Sie begreifen. Ich litt viel in dem Kampfe, den das Herkömmliche mit dem innerlich Berechtigten unternommen hatte, ich dachte oft, daß es zu viel, viel zu viel sei und nun plötzlich diese Ruhe, dieser sichere, feste Blick in die gesicherte Zukunft!

Wie Sie wissen, wohne ich bei Fanny. Sie grüßt Sie aufs Beste und giebt mir Aussicht im Juli zu mir nach Hamburg zu kommen, von wo aus wir dann nach Dresden wollen. Daß sie Theil an den hiesigen Verhältnissen nimmt, können Sie glauben. Leider hat der deutsche Michel noch so wenig ausregiert, daß man ihm täglich begegnet, sich über ihn ärgert und sehnsüchtig nach Frankreich blickt, wo sich Alles flüssiger und besser als bei uns gestaltet.“

Bald darauf hieß es in einem Schreiben von Hamburg:

„Ich danke Ihnen sehr, mir trotz Ihrer Leiden gestern geschrieben zu haben, lieber Wehl. Möchten Sie nur bald genesen! Krank und allein sein, ist traurig; ich fühle Ihnen das nach und hätte Ihnen gerne meine Theilnahme anders als in Worten bewiesen. Ich habe indeß wieder erfreuliche Nachrichten von Gutzkow. Seine Schwiegereltern, die noch bei ihm sind, haben ihm eine Wirthschafterin, ein Fräulein Wachter, gemiethet. Dies mag eine Maßregel für die Behaglichkeit der Kinder, aber nicht für die seine sein. Solche Verhältnisse, die meist philiströs werden, passen nicht für

Gutzkow. Ich tröste mich über die Dornen der Gegenwart, indem ich hoffe, daß die Zukunft sich besser gestalten wird. Das Beste ist, daß Gutzkow frisch und froh ist. Sie kennen seine wechselnden Stimmungen, seine Abhängigkeit vom Augenblicke. Aus dieser ist der gedruckte Brief entstanden, den er vierzehn Tage darauf lieber nicht geschrieben haben mochte, da er in mancher Hinsicht der innern Wahrheit entbehrt. Gutzkow und seine Frau waren zu schroff, jedes für sich, als daß Einigung hätte entstehen können; die Gewohnheit band sie, nicht die Liebe. Das hatte aber der liebe Freund im ersten Augenblicke des Todes vergessen. Die Rührung über die Verstorbene verklärte ihm ihr Bild, dazu wollte er beweisen, daß sie wenigstens ihr Leben an seiner Seite genossen habe und durch mein Dazwischentreten in nichts gestört war. Warum er das auszudrücken strebte? Weil Gutzkow mehr als man denken sollte an dem Urtheil der Welt hängt, obschon dieses doch höchst oberflächlich und wenig bedeutsam ist. Ich habe mich immer an mein Bewußtsein gehalten und dies Bewußtsein läßt mich vorwurfslos das Gute genießen, was mir die Wendung von Gutzkow's Schicksal brachte. Auch er empfindet die Ruhe und Sicherheit der Gegenwart, ohne deswegen unempfindlich gegen gewisse Unbequemlichkeiten zu sein, die die Änderung in langjährigen Gewohnheiten nach sich zieht.

Wissen Sie, daß ich Fanny in acht Tagen erwarte? Sie wird einige Monate bei mir bleiben und dann mit mir nach Dresden gehen. Herzlichsten Wunsch zur Besserung."

Dann endlich lautete nach erfolgter Katastrophe ein Abschiedsbrief:

„Lieber Wehl, vielleicht weiß Niemand besser als Sie, in welchem schmerzlichen Kampfe sich mein Leben abspinnt. Dieser ist seit Mittwoch wieder so über mich hereingebrochen, daß ich seit zweimal vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen habe und von fürchterlichem Kopfweh gepeinigt, gestern den halben Tag im Bett zubrachte. Das Unglück macht feige; es ist mir wirklich nicht möglich, Sie in diesem Zustande zu sehen, Sie, der Sie zwischen den Zeilen lesen. Ich fühle, ich müßte weinen in Ihrer Gegenwart und ich will und darf das nicht. So nehmen Sie diesen schriftlichen Abschiedsgruß. Wie traurig ist es doch, daß das ewige Wort der Erde: Scheiden! ist. Wir stehen Alle wie verlorene Posten aus und könnten zusammen so glücklich sein. Auch Dingelstedt schreibt

mir das, der sich fortsehnt von Stuttgart und nirgends Ruhe haben wird.“

Von Java her ließ sie mir mehrfach Mittheilungen zukommen. Hier ihre beiden letzten Nachrichten:

„Surabaya, den 17. Dez. 1851.

Sie haben mich, guter Wehl, recht lange auf einen Brief von sich warten lassen, allein Sie haben doch endlich geschrieben und das ist mir eine Freude gewesen. Sie können sich kaum vorstellen, wie einsam der Europäer es in dieser volkreichen Stadt hat. Die braune Bevölkerung ist uns Null, was das geistige Leben anbetrifft und die sogenannte Gesellschaft ist so gemischt, so mit Lastern und Zuckergeruch durchzogen, daß sie wenig bietet. Da können Sie sich vorstellen, wie sehnsüchtig die Mail erwartet wird und wie wir aus ihr die Herzenserquickungen nehmen, die ein jeder Mensch zum Leben und zum Glück von Außen her nöthig hat ... Fanny wird Ihnen geschrieben haben, daß wir drei Monate in der höheren Gebirgsregion und in einem so wunderbar kühlen Klima waren, daß alle Uebelstände der Tropen wegfielen. Schade, daß diese Zeit der Erholung nicht länger dauerte. Wir haben am Strande täglich 25°—26° Wärme im schattigsten Zimmer auszuhalten. Im Gebirge stieg der Thermometer nie höher als 19°. Diese kühlere Atmosphäre trug eben so wohl zu unserer Gesundheit als zu unserer Heiterkeit bei. Wir konnten im Freien sein, weite Gänge und noch weitere Ritte machen. Wir konnten die Riesenvegetation der Höhe, die Bambusarten, die Farrenbäume, die mächtigen Wurzelstämme anstaunen, die ihre Zweige immer wieder in die Erde senken und einen wahrhaft gothischen Bau um sich aufführen. Wir hatten uns aber auch vor Tigern, vor Leoparden, wilden Schweinen, Schlangen und Skorpionen zu hüten, denn unter den Tropen muß jeder Genuß mit Gefahr erkauft, jede Freude mit Aufwand von Kraft errungen werden ... Ich habe, wie Sie sich denken können, ein ausführliches Tagebuch über meine hiesigen Erlebnisse geführt, das ich später einmal bearbeiten will. Ich war gerade in der glücklichen Lage, Vieles zu sehen, was Andern verschlossen bleibt, denn Indien ist das Land der Geheimnisse. Nur ein längerer Aufenthalt, nur ein besonderer Zusammenfluß von Umständen macht dies Land zugänglich und begreifbar ... Ich höre, daß Fr. Gerstäcker

auf Batavia ist. Er geht von Java zurück nach Holland, wird aber diese Insel nicht bereisen. Ich bedauere, daß er nicht nach Surabaya kommt. Seine Mittheilungen über Californien und über die Südseeinseln habe ich in der Allg. Ztg. mit Interesse gelesen. Wir sind nun in das letzte Jahr unseres hiesigen Aufenthalts getreten. Wie sehr ich mich auf das Vaterland freue, können Sie sich vorstellen. Ich schreibe Ihnen noch vor unserer Abreise und nach unserer Ankunft wollen wir einen Ort bestimmen, an welchem wir uns treffen. Im Norden werden wir schwerlich den ersten Winter bleiben. Der Uebergang von den Tropen in die Eisgefilde wäre zu schroff. Also auf Wiedersehen im Süden, lieber Wehl. Lützow grüßt Sie herzlichst. Er theilt meine Freundschaft für Sie. Möge das Geschick Ihnen hold sein!

Therese."

„Surabaya, den 13. Juni 1852.

Lieber Wehl, schon mit voriger Mail wollte ich Ihnen schreiben, allein, ich reichte mit meiner Zeit nicht aus und mußte die Freude, mit Ihnen zu reden, bis zu dieser Post lassen. Unter den Tropen ist Einem die Stundenzahl wirklich zugemessen. Von sechs bis eilf Uhr kann man schreiben und lesen, dann wird es aber so entsetzlich heiß, daß bei dem Gesundesten eine nicht zu überwindende Betäubung eintritt. Der zu gefallen legt man sich auf's Bett und bleibt dort bis vier Uhr regungslos ausgestreckt. Nachher muß Toilette gemacht werden: man bekommt oder macht Besuche. Abends kann man der Moskiten wegen nicht lesen oder schreiben, man leidet auch an den Augen, man ist abgespannt und so kommt es, daß der Tag, der in Europa mindestens fünfzehn Stunden hat, hier nur höchstens fünf Stunden abwirft!! . . Wir sind ganz fest entschlossen, im Dezember Java zu verlassen. Da das Sprichwort auch bei mir gilt: chassez le naturel, il revient au galop, so bringe ich ein dickes Manuscript über Indien mit. Ich bin in der Lage gewesen, den Charakter des Landes drei Jahre zu studieren. Die Militairabtheilung, welche Lützow zu commandiren hat, schließt siebenhundert Quadratmeilen und zwei und eine halbe Million Einwohner ein. Sie können sich vorstellen, daß ich Alles, was diese Strecke Landes bietet, gesehen und wiedergesehen habe. Theilweise habe ich die

Reisen zu Wagen, theilweise zu Pferde und im Tragsessel gemacht. Ich habe die Höfe von Madura besucht, ich habe in den Sultanspalästen gewohnt, ich habe Malayisch erlernt und die Gewohnheiten der Bewohner studiert. Ich will diese reiche Ausbeute in Druck geben. Das Werk, das ich geschrieben, bietet jedenfalls eine eigenthümliche Anschauung und Einzelheiten, welche mit zu unserer Stellung gehören. Es ist für gewöhnliche Reisende sehr schwer, Java zu sehen. Der Javaner ist schweigsam und zurückhaltend. Er giebt sich nur durch nähere Bekanntschaft, nur allmählich. Wir haben das Glück gehabt, uns überall kupferfarbene Freunde zu machen. In wenig Tagen erwarten wir einen javanischen Regenten, welcher mit seiner Frau bei uns wohnen wird. Besuche der Art sind freilich unbequem, denn ein solcher Tonan besar, „großer Herr" kommt nicht ohne fünfzig Diener; aber lehrreich ist es, die javanischen Fürsten zu beobachten und in der Häuslichkeit zu sehen. Der Mohamedismus ist weit entfernt, rein zu sein. Er ist mit buddhistischem Glauben untermischt. Und sind die Javanen interessant, so sind es die Chinesen nicht minder. Chinesen sind im Ueberfluß auf Java. Das Todtenopfer, das sie ihrem hiesigen obersten Beamteten gebracht haben, seine Grabstätte, die Verbrennung seiner Wohnung, die ihm als Asche in der Luft nachfliegen sollte, um ihm im anderen Leben nützlich zu sein, die gehören auch mit zu meinen wunderlichen Erinnerungen. — Ich bin sehr wohl und Lützow und die Kleine sind es auch. Die Kleine ist ungemein entwickelt, sie unterhält mich den ganzen Tag, indem sie halb Malayisch, halb Französisch plappert. Hier, wo die Mädchen im neunten Jahre heirathen, stehen Kinder von zwei Jahren denen von vier in Europa gleich. Sie sind immer in der frischen Luft, immer im leichtesten Anzuge. Nichts hindert sie, sich zu recken und zu strecken und so ist denn auch die kleine Therese schon ein ganz vernünftiges Wesen. Doch . . . wie habe ich geplaudert. Wie egoistisch! Aber Sie wissen doch, daß ich auch an Andere und oft an Sie denke!"

Schade, daß ihr jenseits des Ozeans geschriebenes Werk nicht erschienen ist. Es wäre vielleicht ihr reifstes geworden und hätte ihr literarisches Andenken länger erhalten, als es ihre Romane und europäischen Reiseschilderungen zu thun vermocht haben.

Mir freilich lebt sie mit allen Genien meiner Jugend in stets unverwischter Erinnerung.

Am 30. April 1880.

Die kürzlich stattgefundene Reichstagverhandlung über das Theaterwesen hat auf's Neue dargethan, wie diese Herren Abgeordneten des deutschen Volks zuweilen in's Blaue hineinreden und sich um nähere Kenntniß der zu behandelnden Sachen wenig bekümmern. Kein Einziger von ihnen hat Etwas vorgebracht, aus dem sich wahrnehmen ließe, daß er sich umgesehen, unterrichtet und nachgedacht. Alles Gesagte erschien oberflächlich und aus dem Stegreif hingehaspelt. Nirgends offenbarten sich Herz und Sinn für den Gegenstand. Fast sah es aus, als schämte man sich einigermaßen, ihn ernst nehmen zu sollen, obschon er wohl verdiente so genommen zu werden und unsere größesten Geister, wie Lessing, Schiller, Goethe ihn in der That auch so genommen haben. Joseph der Zweite that es gleichfalls und nicht weniger der preußische Staatskanzler von Hardenberg, als er dem neu ernannten General-Intendanten Graf Brühl in Berlin die ruhmreichen Worte schrieb: „Schaffen Sie uns ein gutes Theater und sagen Sie uns nachher, was es kostet." Das Theater ist unbezweifelt die „moralische Anstalt", durch welche dem Volke eine weltliche Kanzel geschaffen wird, von der herab es die Gottheit verehren und alle edelsten Tugenden und Güter der Menschheit erkennen und würdigen lernen kann.

Aber was hilft alles Predigen? Es ist ein Predigen in der Wüste, das wohl Steine erweichen, aber Politiker nicht zu rühren und zur Einsicht zu bringen vermag. Hat doch selbst des alten Laube's Jammer über das untergehende Wiener Stadttheater keine Seele bewegt und ergriffen. Sehr richtig sagte er unter Anderem:

„Jedermann sei durch die ausführlichen Zeitungen überfüllt mit Inhalt thatsächlicher und geistiger Art. Das Bedürfniß anderer literarischer Unterhaltung verschwinde. Nur etwa das Verlangen nach komischer Unterhaltung bleibe übrig. So fülle nur noch das ausschweifend Lustige, das Possenhafte die Theater und ernsthafte Stücke werden spärlich besucht. Es sei zu befürchten, daß auch in Wien, wie in England, dem Lande der unendlichen Zeitungen, die völlige Verödung der Schauspielhäuser eintrete. — Auch die unbillige Kritik sei dem Theaterbesuch höchst abträglich. Es fehle nicht an ästhetischen Kritikern, welche sich der ästhetischen Verantwortlichkeit bewußt seien und demgemäß so vorsichtig wie schonungsvoll

berichten. Aber es gehöre doch dazu eine überlegene Bildung und Wenige widerstehen der Versuchung, recht pikant in wenigen Worten zu schreiben, und was wäre denn pikanter, als eine Hinrichtung! Wenn keine Umkehr in diesen Mißständen eintrete, so werde der gute Geschmack dem Sensationsbedürfniß vollends ganz zum Opfer fallen."

Dies Sensationsbedürfniß hat freilich Laube selber durch eifriges Hegen und Pflegen der Pariser Sittendramen groß gezogen. Er besonders hat seiner Zeit in Wien das Burgtheater zur Versuchsstation der französischen Stücke für Deutschland gemacht, die sich von da aus über alle anderen Bühnen unseres Vaterlandes verbreitet und Geschmack und Sinn des Publikums gründlich verdorben haben. Nun vermögen Klagen und Flennen nicht Wandel zu schaffen. Es bedürfte dazu eines neuen Herkules. Und wo diesen hernehmen? Als man ihn in Lessing hatte, gab es keine deutsche Nation. Und jetzt, da man endlich die deutsche Nation nothdürftig zu Stande gebracht hat, giebt es keinen Lessing.

Am 1. Mai 1880.

Im Lesen des Neuen Testaments fällt mir recht lebhaft der Unterschied auf, der zwischen Jesus und den Aposteln besteht. Jesus ist lediglich Reformator, d. h. ein Lehrer und Prediger, der den finsteren Judenglauben hell und licht zu machen sich bestrebt. Die Juden haben von jeher ihren Gott für sich behalten wollen und ihn darum gewissermaßen unter Schloß und Riegel ihres Bekenntnisses gelegt. Jesus riß alle Thüren und Fenster desselben auf und führte den Judengott aus dem düsteren Tempel in's Freie und namentlich in's offne Herz der Menschen. Er erweiterte die Judenreligion zur Weltreligion und das entsetzte und empörte die Juden, die ihren Gott nicht preisgegeben und dem Universum überlassen sehen wollten. Er sollte ausschließlich nur ihr Gott, der Gott der Juden und darum in der alten hergebrachten Verfassung bleiben. Aber das wurde bei den Jüngern mehr und mehr unmöglich. Das Judenthum stieß sie aus und verfolgte sie: sie mußten in die Fremde und unter die Heiden. Der Verkehr mit anderen Völkern entfremdete sie mehr und mehr den Juden, und daß sie, um Schutz vor deren Anfeindung zu finden, zum Theil sich genöthigt sahen, römische Bürger zu werden, vollzog endlich

ihren völligen Bruch mit ihnen. Auf sich angewiesen und ohne Halt unter den Nationen, suchten sie denselben nun im Bunde mit ihren Gesinnungsgenossen und durch die Begründung einer eigenen Kirche. So entstand das Christenthum, das Jesus gelehrt, aber die Apostel gemacht. In den Lehren des Heilandes ergeht sich der Glaube in allgemeinen Gleichnissen, Sittensprüchen und Lebensregeln; seine Jünger gaben ihm sofort ganz bestimmte Satzungen und Vorschriften, die Legende und den Mythus. Kaum vom Judenthum erlöst, wird das Christenthum gleich wieder nach dem Muster des Ersteren eingeschnürt. Das hat ihm früh das Starre und Verhärtete verliehen, gegen das sich der Geist der kommmenden Jahrhunderte aufzulehnen nicht müde wurde. Im Christenthum hat der Protestantismus lange vor Luther bestanden und durch diesen nur die geschichtliche Taufe erhalten.

Am 6. Mai 1880.

Möchte wahr werden, was Ernst Renan in seinen „Aposteln" sagt: „Die Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts geht aus einem Gefühle hervor, welches der Gegensatz des Dogmatismus ist; sie wird nicht zu Sekten oder einzelnen Kirchen, sondern zu einer Milderung aller Kirchen führen."

Am 11. Mai 1880.

Ich kann nicht läugnen, daß der Reichstag auf mich angefangen hat den Eindruck eines politischen Circus zu machen, in welchem die Clowns die Hauptrolle spielen. Die Spaß- und Faxenmacher haben den meisten Zulauf und Beifall. Das Lachen ist souverän darin und beherrscht die Stimmung und die Stimmen. Es thut mir leid, daß auch Bismarck sich beflissen zeigt, den Lacherfolg auszubeuten. Aber das gegebene Beispiel verführt und veranlaßt ihn zu dem Versuche: die Lacher ebenso sehr auf seine Seite zu bringen, wie die Gegner sie auf die ihrige bringen. Er bedarf der Macht und des Einflusses auf den Geist der Abgeordneten und trachtet beides durch dieselben Mittel zu gewinnen, die seine Feinde anwenden, sie ihm zu entziehen.

Es mag das geschickt und politisch sein, aber glücklich ist es jedenfalls nicht, denn es mindert entschieden die öffentliche Meinung herab und nimmt dem Ton der Verhandlungen meist alle Würdigkeit und jedes große patriotische Pathos.

Am 26. Mai 1880.

Anmuth ist Form, Liebenswürdigkeit ist Inhalt. Anmuth und Liebenswürdigkeit sind wie Blüthe und Duft. Manche Blüthe ist ohne Duft, manche Form ohne Inhalt, nie aber ist Inhalt ohne Form, Duft ohne Blüthe. Liebenswürdigkeit ist nie ohne Anmuth, Anmuth jedoch sehr oft ohne Liebenswürdigkeit.

Am 2. Oktober 1880.

Ein Vorurtheil ist leicht, ein Urtheil schwer gewonnen.

Am 11. November 1880.

Dem Franzosen hört die Welt mit Frankreich auf, dem Deutschen beginnt sie, wo sein Vaterland endigt.

Am 21. November 1880.

Man sollte sein Glück suchen wie Jean Paul Friedrich Richter, der da meinte: es liege darin, sich in eine Erdfurche so heimisch einzunisten, daß, wenn man aus seinem Lerchennest heraussieht, man nur Ähren erblickt, deren jede ein Regen- und Sonnenschirm ist.

Man muß in sich zu gewinnen suchen, was man in Anderen verliert, schrieb mir einmal Emma von Suckow.

Am 1. Dezember 1880.

Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern auch große Männer, denn es giebt Menschen, die unbekannt mit ihrem eigenen Genie, erst durch irgend einen geschichtlichen Zufall in die Stellung geschleudert werden, die ihr eigentliches Schicksal ist.

Am 12. Dezember 1880.

Echte Kunst geht, wie die Natur, stets in den Fußspuren Gottes.

Am 15. Februar 1881.

Mir bangt vor Gambetta nicht. Er mag vielleicht in seinem Wesen und Charakter ebenso abenteuerlich sein wie Ludwig Napoleon, aber ihm fehlt dessen militärische Legende. Rumor mag er wohl machen, aber keine Geschichte. Er wird abgenutzt sein, ehe er anfängt.

Am 2. März 1881.

Unsere Dichtung ist der Berg Horeb, auf dem der Herr aus dem brennenden Busche zu uns redet.

Am 2. Juni 1881.

Gestern Abend kam Kücken, der jetzt hier zu Besuch ist, auf seine Jugend zu sprechen. Unter Anderem berichtete er von seinem Aufenthalte in Berlin, wo er sich mühsam und kümmerlich von Musikunterricht ernähren mußte. Hundert Thaler etwa verdiente er im Jahr und damit mußte er sich einrichten. Einmal hatte man ihm ein paar Stiefeln gestohlen; ein schwerer Verlust für ihn damals, denn er besaß deren nur zwei Paar und grade das bessere Paar war das entwendete. Der Dieb wurde später entdeckt und Kücken mußte vor Gericht beschwören, daß die Stiefeln fünf Thaler gekostet. Er leistete den Schwur mit Zittern und Zagen, fast weinend. Die Stiefeln aber hat er nie wiedergesehen.

Von dem Grafen Neiperg, dem Gemahl der Prinzessin Marie von Württemberg, theilte Kücken mit, daß dieser, der ein leidenschaftlicher Jäger war, als er einst bei einer Gemsenjagd im Gebirge, auf einen Bock schießend, in einen Abgrund stürzte, aus dem man ihn mit zerschmetterten Kinnbacken und auch sonst übel zugerichtet herauszog, nach wieder erlangter Besinnung zuerst fragte: „Habe ich den Bock getroffen?“

Am 28. Juni 1881.

Am 23. ist in Frankfurt a. M. Matthias Jakob Schleiden, der berühmte Verfasser des Werkes „Die Pflanze und ihr Leben“ gestorben. Sein Ende darf ein glückliches genannt werden. Seine Wittwe schrieb mir darüber:

„Sein Tod war der schönste, sanfteste, den man sich nur denken kann. Ohne Ahnung, daß sein Zustand gefährlich geworden, ohne von uns Abschied zu nehmen, in einem ruhigen Mittagsschlafe ging er in das Jenseits. Kein Stöhnen, kein schwerer Athemzug, kein Zucken im Gesicht deutete den Tod an. Nur der Athem wurde immer leiser und hörte dann ganz auf.“

So schloß sich ein innerlich tief und viel bewegtes Leben ab, über das ich manche nähere Kunde erhielt, lange bevor ich Gelegenheit fand, demselben persönlich näher zu treten.

Schleiden war 1804 in Hamburg geboren und von Jugend auf von unruhig schwankendem und in sich stürmischem Temperamente. Er wechselte rasch mit Stimmungen, Neigungen und Plänen, was sich zunächst schon in der Wahl eines Lebensberufes zeigte. Nachdem bestimmt war, daß er sich dem Gelehrtenstande widmen und die Universität besuchen solle, vermochte er doch sich für keine Fakultät mit allem Nachdrucke zu entscheiden. Er durchkostete sie eigentlich alle; er begann mit Theologie und Philosophie, ging dann zur Juristerei über, um diese wieder mit der Arzneikunde zu vertauschen und endlich die Naturwissenschaft zu erfassen. Doktor von vier Fakultäten war er zumeist eigentlich Schöngeist. Kunst und Poesie erfüllten seine Seele und sprachen aus jedem seiner Werke. Sie sind alle mehr oder minder in einer Sprache und Form geschrieben, die ihren Styl einem innern und durchgreifenden Schönheitsgefühl verdanken. 1858 ließ er bei Wilhelm Engelmann in Leipzig auch einen Band „Gedichte von Ernst" erscheinen, denen er bescheiden als Spruch auf den Titel den Uhland'schen Vers setzte: „Gieb ein flüchtig Blatt den Winden." Mir selbst schrieb er als Widmung ein:

„Harun Alraschied, wollt' er Gutes bauen,
Verhüllte sich in ein Incognito.
Der weise Mann! Er mocht' der Welt nicht trauen,
Und war im Stillen seiner Größe froh.
„Des Mannes ganze Weisheit imitiren,
Gelingt mir nicht, doch sei die Vorsicht mein.
Ein zweiter Harun will ich mich maskiren,
Geb' ich der Thorheit Raum: Poet zu sein."

Diese Thorheit erscheint ziemlich ausgedehnt und ergiebig, denn sie umfaßt nahezu vierhundert Seiten mit lauter kleinen, anspruchslosen, wechselnder Empfindung entflossenen Liedern, die er, wie ein poetisches Vorwort „Rechtfertigung" meldet, alle beim Wandern und Spazierengehen in freier Natur gesungen.

„Nie ist mir ein Lied gerathen
In der Stube engem Raum"

eröffnet dieses Vorwort, das damit schließt, zu verkünden, daß sein Verfasser:

„Nicht um Dichterruhm und Ehre,
Höchstens um der Liebsten Kuß"

der Muse gepflegt habe.

Lieben und Wandern, Wandern und Lieben, darin wechselt sein Leben. Er verliebt sich im Wandern und verwandert sich sein Lieben. Er hat mir selbst einmal gestanden, daß er leidenschaftliche Aufregungen durch tagelange Streifzüge zu Fuß am Besten zu verwinden vermocht habe. So kam es, daß er öfter von Hause wegging, Tag und Nacht ruhelos durch Berg und Thal, Feld und Wald umherschweifte und, die Seinen in Angst und Sorgen versetzend, zum Tode ermattet und in Schweiß gebadet, heimkehrte, um sich sofort in angestrengte Arbeit zu stürzen.

Schleiden besaß ein leicht entzündbares Herz. Davon war ich unterrichtet, lange bevor ich ihn selber kennen lernte.

Nach seiner Universitätszeit war er Hauslehrer bei dem Sohne eines Hamburger Kaufmanns, der, ein geborener Engländer, eine schöne Hamburgerin geheirathet hatte. Diesem Ehegatten war ich in seinen älteren Tagen nahe befreundet und aus den vertraulichen Mittheilungen der Frau war mir nicht schwer zu entnehmen, daß Schleiden auch für sie einst geschwärmt. Sie zeigte noch im hohen Alter so viele Spuren ihrer ehemaligen Reize und einen so überaus originellen Geist, daß man wohl begreifen mochte, wie sie in jüngeren Jahren auf empfängliche Männerherzen nicht ohne Eindruck bleiben konnte. Auch auf das von Schleiden muß sie mächtig gewirkt haben, denn ich irre wohl nicht, wenn ich einen Selbstmordversuch, den er kurz nach dem Weggange aus dem Hause jenes Kaufmanns an sich vollzog, mit diesem in Verbindung bringe.

Als Schleiden nach fast einem Menschenleben jene Frau in Dresden in meinem Hause wiedertraf, bekannte er mir, daß sie einst von großem Einfluß auf sein Schicksal gewesen. „Nur mein harter Schädel hat mich vor dem Untergange in ihre verführerischen Augen gerettet,“ sagte er mir damals.

Um diesen Ausspruch sich deuten zu können, muß man wissen, daß eine thalergroße Narbe auf seiner hohen, edelgeformten Stirne von einer Kugel herrührte, die er sich vor den Kopf geschossen und welche an seiner festen Gehirnwand abgeprallt war.

Erst nach diesem mörderischen Anfalle auf sich selbst setzte es seine Familie bei ihm durch, daß er Hamburg verließ und sich der schon früher zugewandten Wissenschaft der Botanik auf's Neue nachdrücklichst anheimgab. Bereits 1839 erhielt er für diese eine Berufung an die Universität in Jena. Hier erwarb er sich einen

bedeutenden Namen durch seine Vorlesungen über die Pflanzenwelt, aus denen später sein schon erwähntes berühmtestes Werk „Die Pflanze und ihr Leben“ hervorgegangen ist, nachdem er vorher in „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“ auf wahrhaft geniale Weise und auf dem sogenannten induktorischen Wege, d. h. auf dem Wege vom Besonderen zum Allgemeinen, seine Ansichten über Pflanzenphysiologie aufgestellt und dadurch vielfache Streitschriften hervorgerufen hatte.

In dieser Zeit heirathete er auch und wie man mir versichert hat: eine zwar herzensgute, ihm jedoch an Bildung und Stand nicht ganz angemessene Frau. Nach ihrem Tode vermählte er sich ein zweites Mal mit einer Tochter des Professor Marezoll in Leipzig, die ihn überlebt hat. Beide Frauen haben ihm nur Töchter geboren. In Jena blieb er bis 1862, dann siedelte er nach Dresden über, um ganz nur noch seiner Wissenschaft als Schriftsteller zu leben. Aber bereits im nächsten Jahre folgte er einem schmeichelhaften Rufe an die Hochschule von Dorpat. Die Großfürstin Helene von Rußland, eine Dame von viel Geist und wissenschaftlichen Kenntnissen, hatte nämlich sein Werk „Die Pflanze und ihr Leben“ gelesen und war davon so hingerissen worden, daß sie nicht eher ruhte, als bis sie die russische Regierung zu seiner Heranziehung veranlaßt hatte. Er ward zum Staatsrath ernannt und durch einen Orden ausgezeichnet, blieb in seiner dortigen Wirksamkeit aber doch nur kurze Zeit und kehrte dann nach Dresden zurück, wo mir die Freude zu Theil ward, ihn persönlich kennen zu lernen.

Unsere erste Berührung war indessen eine keineswegs durchaus angenehme. Schleiden hatte öffentliche Vorlesungen gehalten, worin er über den Materialismus in der Wissenschaft sprach und sehr geharnischt der Gelehrsamkeit zu Leibe ging, die in der Natur keinen Gott wahrnehmen zu können meinte.

Schleiden, der ein vorzüglicher Redner war, verstand es, seine Vorträge in hohem Grade interessant zu machen und in der Wirkung geradezu dramatisch zu steigern. Er gipfelte seine Darlegungen so vorzüglich, daß man denselben mit athemloser Spannung lauschte und in der letzten erwarten durfte, den Beweis von dem Vorhandensein eines Gottes wie ein Markstück in die Hand gedrückt zu bekommen.

Ich gab seinen Auslassungen in der „Constitutionellen Zeitung“ alle Ehre, bezweifelte aber im voraus die Erfüllung seiner Zusage, die er natürlich denn auch nicht zu Stande zu bringen vermochte. So anziehend und fesselnd alles dasjenige genannt werden mußte, was er gegen den Materialismus in der Naturwissenschaft aufzustellen sich angelegen sein ließ, so schwach und ohnmächtig erschien, was er zur anschaulichen Gewißheit eines Gottes anzuführen vermögend war.

Ich sprach das zwar in ehrerbietiger Form, aber durchaus offen und unumwunden aus. Unsere beiderseitigen Freunde in Dresden befürchteten, daß Schleiden meine Besprechung übel empfinden und ein Abbruch der eben im Anknüpfen begriffenen Bekanntschaft zwischen uns von seiner Seite die Folge davon sein würde. Aber siehe da! Es kam völlig anders. Schleiden, weit entfernt, durch meinen Schlußaufsatz verletzt zu sein, that auf jeden Vorrang, den ihm Alter und Bedeutung verliehen, Verzicht und machte mir in liebenswürdigster Zuvorkommenheit den ersten Besuch. Er räumte lächelnd dabei seinen „wissenschaftlichen Humbug“ ein und bedankte sich in wahrhaft herzlicher Art für den warmen Antheil und das freundliche Lob, das ich im Uebrigen seinen Vorträgen zugewendet hatte.

Schleiden war damals, als ich ihn kennen lernte, schon ein betagter Mann, aber durchaus ohne Spuren des Alters. Gut und schlank gewachsen, trat er leicht und hochaufgerichtet, in vornehmer Haltung auf. Sein noch immer volles Hauptthaar und ein wohlgepflegter Schnurrbart gaben ihm ein jugendliches Ansehen, das durch große blaue Augen und eine feingeschnittene, edelgeformte Nase vortheilhaft unterstützt wurde.

Er bewegte sich ungezwungen und mit wahrhaft weltmännischem Anstande. Seine Stimme klang voll und sympathisch und hatte jenen umschleierten Ton, den man bei Leuten von psychischer Verinnerlichung so häufig zu finden pflegt. Sein Wesen erschien nicht gleichmäßig, sondern wechselnd; manchmal einsilbig und still, manchmal redselig und von sprudelnder Ausgiebigkeit; stets aber anziehend und gewinnend.

Ich wurde gleich bei unserer ersten Begegnung von ihm gefesselt, und wir sind von da ab immerdar und unausgesetzt gute Freunde bis an seinen Tod geblieben. Und daß wir das blieben, war für

mich nicht schwer, denn Schleiden ist, in voller Wahrheit gesagt, ein herrlicher und durch seine Feinsinnigkeit und sein liebenswürdiges Naturell geradezu bestrickender Mensch gewesen. Wer ihn kannte, mußte ihn gern haben. Ich und meine Frau, sowie unser näherer Umgang in jener Zeit haben ihm viele angeregte und schöne Stunden in unserer Häuslichkeit zu verdanken gehabt. Schleiden konnte über die geringsten Dinge die werthvollsten und überraschendsten Aussprüche machen. Er war ein wahrhafter Künstler in der geselligen Unterhaltung, ein Künstler, welcher die Wissenschaft beim Thee oder bei einem einfachen Abendessen sich gleichsam als freundlichen Hausgenius anmuthig erheben ließ. Jedes seiner Gespräche bildete und belehrte, indem es zugleich ergötzte und anregte. Als besonderer Vorzug an ihm erschien seine treffliche Begabung zum Vorlesen. Reuter las er vorzüglich; auch seine eigenen Gedichte trug er im vertrauten Freundeskreise mit tiefer Empfindung und schönem Wohllaut vor.

Diese Gedichte, auf die ich hier zurückkommen will, sind keine poetischen Schöpfungen, die ihm die Unsterblichkeit einzutragen im Stande sind, aber immerhin so voll Gemüth und Sinnigkeit, daß sie die Nichtachtung keineswegs verdienen, die man ihnen hat zu Theil werden lassen. Manches von ihnen dürfte jeder Gedichtssammlung, wenn auch nicht geradezu ein Schmuck, doch sicher wohlanständig und passend sein. So z. B.:

Sonntagsstille.

Sommersonntag, stiller Tag!
Fried' in allen Gauen;
Nichts ist, was sich regen mag;
Feiernd ruhn die Auen.

Auch nicht ein geschäftig Rad
Knarrt auf allen Wegen,
Weder Hirt noch Heerde naht
Sich des Feldes Segen.

Leiser summt die Bien' am Saum
Reichgeschmückter Matten
Und im Walde schweigt der Baum,
Vöglein ruht im Schatten.

Einsam nur ein Wanderer geht
Durch des Segens Fülle;
Worte leihet sein Gebet
Dieser Sabbathstille.

oder:

Die Dorflinden.

Im Dorfe stehn zwei Linden,
Bestrahlt vom Abendroth,
Die rauschend uns verkünden
Das Leben und den Tod.

Vor einer tanzt im Maien,
Gereihet Paar an Paar,
Zu lustigen Schalmeien
Der Jugend muntre Schaar.

Der andren düstrer Schatten
Den Kirchhof überdacht,
Wo man die Lebensmatten
Zur ew'gen Ruh' gebracht.

Es glühn die beiden Linden
Im letzten Abendroth,
Die rauschend uns verkünden
Das Leben und den Tod.

endlich ein drittes:

Nimm vorlieb.

Mein Kind, du kannst nicht prahlen
Mit des Geliebten Ruhm,
Nicht Ehr' noch Reichthum hab' ich,
Noch mächt'ges Fürstenthum.

Nennt man gelehrte Namen,
Wird meiner zwar genannt;
Doch bin in deutschen Gauen
Ich Wen'gen nur bekannt.

Nun gar als Dichter kennt mich,
Niemand als du allein.
Du mußt zugleich die Muse
Und meine Nachwelt sein.

Solcher Gedichtchen ließen sich noch viele anführen, alle schlicht und einfach, jedoch anmuthig und immer reizvoll, denn Schleiden war eben eine echte Poetenseele mit allem Zauber, den eine solche bergen mag. Sie kam bei ihm überall zum Vorschein, vor Allem auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, aus denen sie gleichsam wie eine Goldader hervorschimmert und sie mit seltenem Glanze

erfüllt. Die trockene Gelehrsamkeit hat deswegen nicht versäumt die Achseln über ihn zu zucken und ihn zu verspotten. Als 1853 seine „Studien“ erschienen, mit den geistvollen Aufsätzen „Die Fremdenpolizei in der Natur“, und „Die Beseelung der Pflanzen“ hieß man sie „Kathederweisheit für Frauen“, obschon sie viel des Bedeutenden enthielten und Front gegen den wissenschaftlichen Dilettantismus machten. Aber er suchte allerdings etwas darin, allgemein faßlich und mit einer Art Vorliebe für die Begriffsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu schreiben. Das weibliche Geschlecht hatte, wie schon gesagt worden, große Anziehungskraft für ihn und er pflegte gerne seines Umgangs auch im Leben. Der Verkehr mit demselben regte ihn an, ja, begeisterte ihn. Ich werde nie einen Ausflug des Literarischen Vereins in Dresden vergessen, auf dem er durch den Wunsch eines reizenden Mädchens veranlaßt wurde, über einen Fußschemel einen Vortrag zu halten. Man sprach über Stegreifreden und da Schleiden gerade in dem Augenblicke, als er äußerte: ein kluger Mensch müsse über das Unbedeutendste in der Welt etwas Geistvolles zum Besten zu geben wissen, einen Fußschemel in der Hand hielt, um denselben einer Dame unter die Füße zu schieben, rief jenes junge Mädchen: „Nun denn, so lassen Sie uns über den Fußschemel etwas Derartiges vernehmen.“ Und Schleiden, ohne sich zu besinnen, hub sofort eine Abhandlung über diesen hölzernen Gegenstand an, die als ein Meisterstück der Improvisation bezeichnet zu werden verdiente. Vom Baume beginnend, aus welchem das Fußbänkchen gemacht war, dann auf das Handwerk übergehend, das es verfertigt, endigte der Vortrag in einer liebenswürdigen Huldigung der Frauenwelt.

Die ganze, man darf in Wahrheit sagen vom Zaun gebrochene Auslassung war so erfüllt von Kenntnissen, guten Einfällen und sprudelnder Laune, daß sie den lebhaftesten Beifall und die staunende Bewunderung der gesammten Gesellschaft hervorrief.

Von dem gewinnenden Reize Schleiden’scher Vorträge giebt einen ungefähren Begriff derjenige, den er am 23. Januar 1867 in Dresden hielt und welcher unter dem Titel: „Die Umwandlung der Weltordnung am Ende des Mittelalters“ von der Königlichen Hofbuchhandlung von Hermann Burdach noch in demselben Jahre in Dresden gedruckt herausgegeben wurde.

Sie ist voll Anregung und Geist und fesselnd in jeder Zeile.

Er fühlte sich damals wohl in Dresden und verkehrte, nach seinem eigenen Bekenntnisse, auch vorzugsweise gern in unserer Häuslichkeit.

Als wir von Dresden wegzogen, schrieb er mir die nachstehenden sinnigen Verse als Abschiedsgruß:

„Nicht die Mauer, nicht die Klause
Bannen uns, wenn frei der Geist;
Nicht der Raum in unserm Hause
Ist es, was man Heimath heißt.

„Der Gedanke trägt aus Banden
Und in wunderbarem Flug;
Heimisch wird uns in den Landen,
Wo ein Freundesherz uns schlug.“

Heimisch ist Schleiden auch immer bei uns geblieben, wie wir bei ihm, was von vielen seiner an uns gerichteten Briefe einer beweisen mag, den ich hier folgen lasse, weil er seinen Charakter und sein Wesen besonders zum Ausdrucke bringt. Er lautet:

„Dresden, den 16. Februar 1871.

Lieber Wehl!

Es ist wieder eine lange Zeit vergangen, seit wir nichts direkt von einander gehört haben. Ich habe Sie und die Ihrigen indeß nicht vergessen und Ihr Wohlergehn so gut es ging durch indirekte Nachrichten verfolgt. Da ich auch von Ihnen nicht ganz vergessen sein möchte, so benutze ich Ihren bevorstehenden Geburtstag, um mich wieder in Ihrem Gedächtnisse aufzufrischen, indem ich Ihnen den herzlichsten und aufrichtigsten Glückwunsch zu diesem Tage darbringe. — Das Leben hat uns Allen in dem letzten Jahre viele Auf- und Anregung gebracht. Es ist viel Großes geschehen und ich wollte, ich könnte noch ganz mit jugendlichem Enthusiasmus daran Theil nehmen. Aber je älter ich werde, um so mehr verliert sich bei mir das Interesse an den politischen Begebenheiten, in denen ich zunächst doch keinen wesentlichen Fortschritt zum Bessern erkennen kann. Der geistige Blick wird gleichsam stumpf für die vermittelnden Detailvorgänge und haftet nur noch an den großen Wendepunkten der Geschichte der Menschheit und da bin ich denn sehr geneigt, von der Blüthe Griechenlands gleich in die Zukunft Nord-

amerikas hinüber zu springen und Alles, was dazwischen liegt, als vergebliche Versuche des altersschwachen Europa, sich noch einmal zu reinmenschlichem Leben aufzuraffen, anzusehen. Aber lassen wir diese grämlichen Betrachtungen und bleiben wir bei dem, was uns doch nun einmal das Nächste ist, bei uns selbst stehen.

Im vorigen Jahre führte mich die körperliche Nothwendigkeit wieder in die Schweiz nach meinem lieben Ragatz. Trotz des abscheulichen Wetters, welches mich dort verfolgte, habe ich doch Stärkung und Erfrischung gewonnen. Eine sehr liebe Bekanntschaft, die ich dort mit der Familie des Dr. von Breuning (sein Vater war der vertraute Freund Beethoven's) anknüpfte, war nebst der Nothwendigkeit, für meine gegenwärtigen Arbeiten die Wiener Bibliothek zu benutzen, die Veranlassung, daß ich im Januar drei Wochen in Wien zubrachte. Mein Aufenthalt dort (mein erster) war mir sehr genußreich, besonders auch hinsichtlich der theatralischen Genüsse. Für niedere Komik und Volksstücke sind Karlstheater und Theater an der Wien ganz ausgezeichnet, das Burgtheater bewahrt noch immer seinen alten Ruhm und ich sah dort eine ganz klassische Aufführung des „Nathan", wobei mir noch als wunderliches Zeichen der Zeit auffiel, daß der junge Kronprinz und die alte Erzherzogin Sophie beide der Vorstellung beiwohnten. Die Krone von Allem gewinnt aber das neue Opernhaus, ein prachtvolles Gebäude, besonders im Innern von ebenso großartigen als harmonischen Verhältnissen. Das Orchester wird schwerlich gegenwärtig von einem anderen in Deutschland erreicht. Das Personal ist auserlesen und die Dekorationen und Maschinerien übertreffen Alles, was ich bis jetzt in der Art gesehen habe. Ich wohnte dort der Aufführung des „Tannhäuser" und des „Fliegenden Holländer" bei.

Seit 14 Tagen bin ich nun wieder zurück und bereite mich vor, im März Dresden auf ein Jahr zu verlassen. Wir wollen einmal ein milderes Klima genießen und haben uns dazu Frankfurt ausersehen. So kommen auch wir uns näher und ich hoffe, daß der nächste Sommer uns auf die eine oder andere Weise einmal wieder zusammen führen wird. Gegen Ende März werden wir wohl schon in Frankfurt eingerichtet sein.

Auch von Ihnen und den Ihrigen hoffe ich dann einmal wieder

etwas Näheres zu hören. Wie es Ihrer lieben Frau, wie den Kindern geht, davon erzählen Sie mir wohl einmal brieflich etwas.

Noch einmal wiederhole ich meine warmen Glückwünsche und bitte Sie, mich Ihrer Frau freundlichst zu empfehlen.

Mit unveränderter Freundschaft

Ihr

M. S. Schleiden."

Die Nachricht von seinem Hinscheiden berührte uns auf das Allerschmerzlichste. Uns ist er wahrhaft lieb gewesen und wir werden seine einnehmende Erscheinung niemals zu vergessen im Stande sein.

Am 11. November 1881.

Die Zeit zeigt wieder einmal ein recht verdrießliches Gesicht. In Frankreich drängt man Gambetta mehr und mehr das Ruder des Staats in die Hand und in Deutschland thut man alles Mögliche es mehr und mehr der von Bismarck zu entwinden. Und zwischen Bismarck und Gambetta welcher Unterschied! Gambetta ist lediglich Politiker, aber kein Staatsmann. Er folgt blindlings der Eingebung des Augenblicks und die abenteuerlichste scheint ihm die lockendste. Von Moltke's berühmtem Grundsatze: „Erst wägen und dann wagen" hat er keine Spur in sich. Ihn reizt nur das Wagniß, das er jedoch nie ausführt, weil er nicht fähig ist, es in seinen Folgen zu erwägen. Er steht immer vor ihm und liebäugelt mit ihm, hat aber nicht den Muth, es beim Schopfe zu fassen. Um es zu unternehmen, müßte es sich ihm sozusagen an den Hals werfen. Die Gelegenheit ist sein Genie. Ganz anders Bismarck. Dieser ist ganz Staatsmann und Politiker gleichsam nur zum Zeitvertreib. Die Politik ist das Feuilleton seiner Staatskunst; der Unterhaltungstheil derselben. Sie kommt bei ihm nur zur Geltung, wenn seine Staatskunst rastet. Sie ist nicht sein Hauptaugenmerk und Handwerk und darum die Seite, an der seine Gegner ihn mit Vorliebe anzugreifen pflegen. Sie wissen nur zu gut, daß er da zuweilen sich Blößen giebt und Mißgriffe macht. In der Staatskunst dagegen ist er Meister und unantastbar. Er weiß immer, worauf es darin ankommt; er berechnet die Menschen, die Umstände und Zufälligkeiten und baut darauf mit großer

Klugheit seine Pläne. Seine Pläne haben Hand und Fuß und er wagt sie, weil er sie nach allen Richtungen hin erwogen. Sie haben deswegen auch noch niemals fehlgeschlagen.

Der Kaiser und das Ausland erkennen das. Unser Volk thut das nur theilweise. Es hat mit den alten Griechen die Bildung und den schreienden Undank gegen seine großen Männer gemeinsam. Schnöder Undank ist das Fatum, an dem große Völker zu Grunde gehen.

Am 13. Dezember 1881.

Am letztvergangenen Sonntage hatten sich zu der traulichen Kaffeestunde, die ein Sammelpunkt unserer näheren Freunde und vieler Mitglieder unseres Hoftheaters geworden, auch der liebenswürdige Paul Heyse und der Afrikareisende, Hofrath Dr. Alexander Ziegler, die beide aus Ursache gestörter Gesundheit hier verweilen, bei uns eingefunden. Die Unterhaltung, die sehr angeregt und lebhaft war, bot mancherlei Interessantes, sowohl in Bezug auf Politik wie Kunst und Literatur. Ziegler, den wir von Dresden her kennen und welcher jetzt in seinem Geburtsort Ruhla in Thüringen lebt, wo er eine eigene, ganz nach seinen Wünschen erbaute, in Lage wie Styl reizende Villa bewohnt, erwies sich, seiner Gewohnheit gemäß, besonders gesprächig. Er erzählte viel Abenteuerliches von seinen Reisen und Begegnungen, darunter auch die sonderbare Art, wie er den englischen Afrikareisenden Bayard Taylor kennen lernte. Als dieser sich in Afrika befand, schrieb er zuweilen Briefe an die Frau eines Freundes von Ziegler und Ziegler, der ein begreifliches Interesse für dieselben hatte, durfte sie lesen.

Auf einer Reise nach Kairo speiste er später in Florenz an der Wirthstafel eines Gasthauses und hörte dort einen Amerikaner über Afrika und zwar in einer Weise sprechen, die ihn den Schreiber jener Briefe unzweifelhaft erkennen machen mußte. „Mein Herr,“ sagte er nach Tische zu dem ihm gänzlich Fremden, „gestatten Sie, daß sich Alexander Ziegler Bayard Taylor vorstelle.“ Taylor forschte erstaunt: „Woran haben Sie mich erkannt?“ — „An dem Inhalt Ihres Gesprächs“, antwortete Ziegler. „Er war ganz der der Briefe, die Sie an Frau D . . . . . . geschrieben.“

Beide Afrikaforscher wurden von da ab gute Freunde. Taylor wünschte Studien auf einer deutschen Sternwarte zu machen und

Ziegler empfahl ihn zu diesem Zwecke an Professor Hansen in Gotha, dessen Tochter Marie Taylor später geheirathet hat. Leider ist jener hochbedeutende Mann vorzeitig am 19. Dezember 1878 als amerikanischer Gesandter in Berlin gestorben.

Seine Wittwe hat ihm in Gemeinschaft mit Horace Scudder in einem aus Briefen zusammengesetzten Lebensbilde ein literarisches Denkmal gesetzt, das er in jeder Beziehung verdient. Bayard Taylor hat nicht nur werthvolle Reisewerke herausgegeben, sondern sich auch durch treffliche Übertragungen deutscher Dichtungen in die englische Sprache (Hebel's „Idyllen" und Goethe's „Faust" z. B.) einen Namen gemacht. Ein norwegisches Idyll, „Lars" betitelt, verdient wegen seiner Einfachheit und seines edlen Inhalts liebevolle Beachtung.*)

Am 14. Dezember 1881.

Von Heyse freut mich, daß er zu Bismarck hält. Auch über Gambetta denkt er wie ich. Er stimmte mir bei, als ich über diesen bemerkte: er baut zu lange am Fußgestell seiner Größe; ehe Ersteres fertig wird, dürfte Letztere schon in die Brüche gegangen sein.

Am 27. Dezember 1881.

Vorgestern brachte die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" einen „Weihnachtsgruß aus Süddeutschland" von Moritz Carriere, der mir verständig und zweckmäßig vorkommen will. Derselbe ermahnt zur Eintracht, zur Achtung vor Bismarck und zur Unterstützung seiner Pläne. Daß diese hauptsächlich darauf ausgehen, das Reich finanziell selbständig zu machen und dadurch in seinem Bestande zu sichern, bedünkt mich eine richtige Auffassung derjenigen Idee, die in Bismarck's Staatskunst die leitende ist. Man sollte sie nicht übersehen und noch weniger unterschätzen. Leider aber läßt sich die Parteiverhetzung das Eine wie das Andere sehr angelegen sein.

Am 10. Februar 1882.

Am 8. Februar ist Berthold Auerbach in Cannes aus dem Leben geschieden. Er war im vorigen Herbste nach Cannstatt gekommen, um in der unmittelbaren Nähe seiner Geburts- und Jugendstätte seine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Um diesen

*) Dasselbe ist, von Margarethe Jacobi sehr gut ins Deutsche übersetzt 1887 im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart im Druck erschienen.

und jenen Umstand näher zu erfahren, schweifte er bei Verwandten, Freunden und Bekannten in der Gegend umher, erkältete sich dabei, erkrankte in Folge dessen an einer Lungenentzündung und ging dann in's südliche Frankreich, um Heilung zu suchen. Statt dieser fand er den Tod.

Wir haben ihn nach seiner Krankheit nicht wieder gesehen; kurz vor ihr war er noch mehrfach bei uns und uns stets sehr willkommen.

Ich kannte Auerbach seit dem Beginne seines Ruhmes. Als er nach dem Erscheinen seiner ersten Dorfgeschichten durch Deutschland reiste, um den Beifall und die Bewunderung der Leserwelt einzuernten, kam er auch nach Berlin, wo ihn damals der Brief eines literarischen Freundes an mich verwiesen hatte. Ich wurde in Berlin sein Fremdenführer und täglicher Begleiter. Das wob uns für immer zusammen.

Auerbach war von kleiner Statur, dabei untersetzt und stämmig, mit starkem Kopf und lebhaften, ausdrucksvollen Augen. Im Umgange zeigte er sich angeregt, rührig und geistvoll. Erfüllt von spinozistischem Denken, besaß er zugleich ein durchaus naives Naturell.

Von Berlin ging er damals nach Breslau und heirathete dort seine erste Frau, mit der ich ihn nachher in Dresden wieder traf. Ich habe kaum jemals einen andern Sterblichen glücklicher gesehen, als damals Auerbach es war. Ich fuhr und ging auch dort mit ihm in Begleitung seiner Gattin Besuche machen. Ich erinnere mich noch deutlich daß, wenn die Diener oder Mägde seine Anmeldung empfingen und ein wenig erstaunt auf den damals noch stark schwäbisch sprechenden Auerbach und seine junge und zarte Frau blickten, er meist ärgerlich zu rufen pflegte: „Ja, gucket nur, desch ischt der Auerbach und sei' schön's Weible. Mer derfe uns scho sehe lasse.“

Leider wurde ihm diese erste Gattin frühzeitig durch den Tod entrissen. Mit einer zweiten habe ich ihn nie zusammen gesehen, auch nie über dieselbe ihn sich äußern hören. Jedes Mal, wenn wir uns wiedersahen, war er von irgend einer Unternehmung oder den obwaltenden Zeitumständen so in Anspruch genommen, daß sich zur Aussprache über häusliche Dinge gar keine Gelegenheit ergab. So befand er sich zum Beispiel auch 1870 während des deutschen Krieges mit Frankreich in Stuttgart und was ihm damals alles an Eingebungen und Absichten durch den Kopf ging, davon kann man sich gar keine Vorstellung machen. Aus jeder Tasche holte

er Ansprachen, Aufrufe und Vorschläge hervor. Gar manchen Abend saßen in Cannstatt auf der Terrasse im Hotel Hermann, Freiligrath, Höfer, Christian Schwab, Hemsen und ich bis tief in die Nacht zusammen, um seinen Auslassungen zu lauschen, die oft wie begeisterte Gedichte und wunderbare Mären aus vergangenen Tagen klangen. Man konnte zuweilen ganz berauscht und wirblich davon werden. Lange bevor König Ludwig der Zweite von Bayern König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserkrone angetragen, hatte sie Auerbach demselben bereits aufs Haupt gesetzt. Auerbach war, zum damaligen Leidwesen vieler seiner engeren Landsleute so zu sagen mit Sack und Pack in das preußische Lager übergegangen. Man sagte ihm nach: es sei dies geschehen, weil Königin Augusta ihn an ihren Hof gezogen und der König ihn mit einem Orden bedacht habe. Aber so kindlich eitel auch unser berühmter Schriftsteller gewesen sein mag, in dieser Hinsicht war es doch nicht die Eitelkeit, die bestimmend auf ihn eingewirkt hat, sondern politische Ueberzeugung, welche aus sorgsamen geschichtlichen Studien hervorgegangen war. Sein erstes, größeres literarisches Werk, wie ich in diesem Tagebuche bereits nach Auerbach's eigener Angabe früher bemerkte, ist eine Geschichte Friedrich's des Großen gewesen. Er war durch Christian Friedrich Daniel Schubart's Begeisterung für diesen Heldenkönig auf denselben hingelenkt worden und nachdem er nur erst die Bedeutung desselben erkannt, war auch seine Vorliebe für dessen Staat entschieden. Schon damals, da er zum ersten Male und zunächst blos besuchsweise nach Berlin kam, entsinne ich mich diese Vorliebe von ihm bekundet gehört zu haben. Er fühlte sich von Anfang an wohl daselbst und meinte: es müßte sich von hier aus schriftstellerisch segensreich wirken lassen. Die schmeichelhafte Aufnahme, die er überall fand, das liebevolle Verständniß, das man seinen Dichtungen entgegenbrachte, die geistige Aufgewecktheit des Volks, die freisinnige Sprache in den geselligen Kreisen, die alles staatlichen Zwanges spottete — dies und manches Andere übten auf ihn einen mächtigen Reiz aus. „Hier in Berlin“, so vernahm ich ihn damals sagen, „empfindet der Mensch von Begabung sogleich, was er eigentlich werth ist. Die öffentliche Meinung hat hier eine eigene Tragkraft. Man fühlt sich von ihr gehoben und wie auf Fittiche gesetzt, die sich unter uns zum Fluge breiten. Der Sonne zu! Das ist mit Recht der preußische Wahrspruch.“

Man sieht also: nicht Gunst und Auszeichnungen bewogen Auerbach sich unter das Banner Preußens zu stellen. Wie Geibel und viele andere geniale Männer die Erkenntniß von Preußens historischer Mission an dieses gefesselt hat, so wurde auch Auerbach an Preußen gefesselt. Die deutsche Idee war es, die es ihm anthat und ihn nach Preußen bannte. In diesem Banne hat er gelebt und 1870 sich in Eingebungen von wahrhaft berauschender Art ergangen. Er riß damit selbst den zähen Pommer Höfer und den trotzigen Westphalen Freiligrath hin, die, beide geborene Preußen, doch keineswegs preußisch gesonnen, sich ein deutsches Reich damals eigentlich nur mit der Zertrümmerung ihres Heimathsstaates vorzustellen vermochten. Auerbach, der Schwabe, stimmte sie mit seiner Begeisterung in ihrer Ansicht um.

Es thut mir aufrichtig leid, daß ich versäumt habe, von den Gesprächen jener Männer etwas Näheres aufzuzeichnen. Allein im Sturm und Drange der bewegten Tage von 1870 hatte man nur Sinn und Auge für die Ereignisse auf den Schlachtfeldern und die Siegesberichte, die sich Tag für Tag folgten. Vertrauliche Unterhaltungen, auch wenn sie noch so anziehend und wichtig waren, traten dagegen selbstverständlich in den Hintergrund, und so ist es gekommen, daß mir nur der Hauptinhalt im Geiste gegenwärtig geblieben ist, um den sich alle jene Reden und Widerreden zu drehen nicht umhinkonnten.

Als Beleg von Auerbach's künstlerischem Geiste mag übrigens gelten, daß er auch im lebhaftesten politischen Streite mit einer Art Vorliebe auf Goethe'sche Aussprüche und Meinungen sich berief und uns Andern wiederholt dabei die Versicherung gab, daß den großen Olympier in Weimar neu und immer neu zu studieren, nicht nur ein angenehmes, sondern auch stets nutzbringendes Geschäft sei. Goethe war sein Abgott und Ideal und er wünschte, wie er mehrfach sagte, nichts inniger, als unter dem Klange seiner Worte sterben zu können; von einem durchaus naiven Naturell, das Auerbach besaß, und einem volksthümlichen Dorfgeschichtenerzähler darf dieser Wunsch geradezu Wunder nehmen und er erklärt sich nur durch ein sicheres Schönheitsgefühl und einen unbeirrten Geschmackssinn, wie man sie bei seinen Stammesgenossen selten ungetrübt zu finden pflegt. Man darf wohl überhaupt von ihm sagen, daß der Schwabe stärker in ihm war, als der Jude, wenngleich er immer noch

Manches von einem solchen an sich hatte. Er verstand sich vortrefflich auf das Geschäft in literarischen Dingen, that sich gern auf vornehmen Umgang etwas zu gute, erzählte aller Welt von seinem Empfang bei erlauchten und fürstlichen Personen und liebte fast komisch, sich mit seinen Orden zu schmücken. Freiligrath, der sonst viel von ihm hielt, konnte nicht umhin, die letztere Schwäche harmlos an ihm zu bespötteln. So erzählte er sehr lustig von einer Kindtaufe, zu der Auerbach geladen war, und zu der er mit dicken Leibrocktaschen kam, in denen er alle seine Ordenskästchen trug, sehr verstimmt darüber, daß einige andere Taufzeugen, von denen er wußte, daß sie Ritter von hohen Orden waren, unterlassen hatten, dieselben anzulegen.

Für die ihm aufgezwungene Entsagung wurde ihm zum Glück nach der Taufe eine genügende Entschädigung zu Theil. Beim Taufschmause nämlich klopfte ein kleines Töchterchen des Hauses an seine dicken Taschen, indem es begehrlich frug: ob Pathe Auerbach ihm und den Geschwistern etwas mitgebracht. Diese Gelegenheit ließ sich unser Dichter nicht entgehen, seine glitzernden Herrlichkeiten wenigstens vor leuchtenden Kinderaugen auszukramen.

Die Art aber, wie er das that und den Kleinen seine Auszeichnungen dabei erklärte, meinte Freiligrath, sei so artig und dem kindlichen Geiste so entsprechend gewesen, daß es hätte scheinen können, als ob er ihnen reizende Märchen vortrüge.

Dieser Vortrag, der die ganze Fülle und Schönheit von Auerbach's Gemüth zu Tage legte, schloß Freiligrath seine Mittheilung versöhnte mit seiner Schwäche und machte sie fast liebenswerth.

Man mag ihn tadeln, so viel man will, man muß ihm doch gut sein, pflegte er bei solchen Anlässen immer zu äußern. Und diese Äußerung von Freiligrath über Auerbach will etwas bedeuten. Sie waren beide sehr verschieden. Freiligrath straff, gesetzt, ruhig; Auerbach beweglich, lebhaft, sprudelnd; Freiligrath wenig auf Äußerlichkeiten gebend, Vornehmen gern ausweichend, Orden verschmähend; Auerbach das Alles suchend. Man hätte glauben sollen, sie wären einander abstoßend gewesen und das gerade Gegentheil fand statt: sie waren einander sympathisch und wirksam Einer auf den Andern: Auerbach mehr auf Freiligrath, wie mir bedünken will, als Freiligrath auf Auerbach. Auerbach's stürmische Art zu reden und sich mitzutheilen, riß den an sich haltenden und etwas starren Freiligrath fast immer hin. Aber freilich war diese Art von Rede und

Mittheilung bei Auerbach auch fast unwiderstehlich. Die Gedanken, Einfälle und schlagenden Bemerkungen jagten sich bei ihm; besonders glücklich war er im Einflechten von kleinen Anekdoten und Geschichten, die stets beziehungsreich waren und den Nagel auf den Kopf zu treffen pflegten.

Gern ließ er sich über seine Arbeiten aus, und weil er immer voll von ihnen war, hat man ihn ruhmredig gescholten, was indeß keineswegs so unbedingt der Fall gewesen. Es lag in ihm der ganz harmlose Trieb: damit Erfolg zu haben und zu überzeugen. Es kam ihm Alles, auch das kleinste seiner Werke, aus dem Herzen. Ich bin das zu erkennen öfter in der Lage gewesen.

Seine zuletzt von ihm verfaßten einaktigen Stückchen: „Riegel vor!", „Eine seltene Frau" und „Das erlösende Wort" las er, frisch vollendet, zuerst in unserem häuslichen Kreise mit entzückender Lebhaftigkeit vor. Ich, meine Frau, eine junge Nichte und die Gesellschafterin meiner Frau waren sein ganzes Publikum. Die Letztere, eine blühende, muntere Blondine, kam mit einem Strickzeug in der Hand. Auerbach, der gern mit ihr scherzte, sah sie eine Weile musternd an und rief dann launig: „Wisset Sie: der Goethe konnte die Brillengläser nit ausstehe und i nit das Nadelgeknittle. Der wackere Kinkel hat mir aus der Seel' raus sproche', als er sang:

„Die List Penelopes war nicht geschickt:
Frisch vor dem ganzen Freierhaufen
Hätte sie taglang am Strumpf gestrickt,
Sie wären gar gerne davongelaufen."

Vor dem Strickstrumpf liefet i auch, wenn i Freier wär und ohne es zu sein erst recht."

Wir lachten herzlich und das Stricken unterblieb natürlich. Auerbach aber gab seine Dramoletchen mit seltener Meisterschaft des Vortrags zum Besten. Uns gefielen sie ungemein wegen ihrer Einfachheit und frischen Natürlichkeit. Im Stuttgarter Hoftheater dargestellt, fanden sie jedoch nur wenig Anklang und die ganze übrige deutsche Bühne ließ sie unbeachtet.

Auerbach, der im Drama gern etwas Packendes geschrieben hätte, trug sich im Geiste mit großen Plänen. Die Vorspielchen sollten ein Fühler sein. Wenn sie einigermaßen eingeschlagen wären, würde er weitergeschafft und noch mehrere den Abend füllende Schauspiele geschrieben haben. Aber die kühle Aufnahme und die

Erfolglosigkeit dieser letzten Versuche, die jedenfalls Bühnengeschick und feinen Geist bewiesen, schüchterten ihn ein und hielten ihn von ferneren Arbeiten ab.

Begünstigung und Pflege darf eben in Deutschland sogar ein hervorragendes Talent und selbst dann nicht erwarten, wenn es auf anderen Literaturgebieten bereits Ausgezeichnetes geleistet hat. In Frankreich wird ein Romanschriftsteller von Ruf, sobald er ein Werk für die Bühne liefert, damit entschiedenes Aufsehen und allgemeine Theilnahme erwecken. Der literarische Name, den er sich auf dem einen Felde der Literatur erworben, begleitet ihn bei dem Betreten eines anderen. In Deutschland ist das keineswegs der Fall. Der Ruhm in der Lyrik oder in der Novellistik überträgt sich bei uns durchaus nicht auf die Bretter. Hier ist auch der Meister in einer andern Form nur der Neuling. Wir haben das an Platen, an Uhland, an Geibel, an Spielhagen und manchem Anderen gesehen. Auerbach hatte ebenfalls darunter zu leiden und sogar ziemlich schwer, wie ich versichern darf, denn ein Erfolg auf der Bühne lag ihm sehr am Herzen. Er hatte 1850 ein Trauerspiel „Andreas Hofer“ und 1859 ein Schauspiel „Ein Wahrspruch“ verfaßt und damit so wenig Anklang gefunden, daß man kaum irgendwo eine Aufführung versucht und sogar in den Literaturgeschichten diese dramatischen Streifzüge vielfach mit Stillschweigen übergangen hat.

Verwundete schon diese Geringschätzung seiner theatralischen Versuche seinen Ehrgeiz, so vermehrte sich sein Leid noch beträchtlich dadurch, daß Charlotte Birch-Pfeiffer und ihr Anhang in dem unliebsamen Streite zwischen ihm und jener wegen ihrer Dramatisirung seiner Novelle „Die Frau Professorin“ („Dorf und Stadt“) deutlich genug zu erkennen gegeben hatten, daß sie meinten, wie er nur aus Ärger und Neid darüber, nicht selbst die Fähigkeit einer solchen Bearbeitung in sich zu tragen, so zu sagen aus dem Häuschen gekommen sei.

Diese Scharte wünschte er brennend auszumerzen und wie ernst es ihm mit dieser Absicht war, beweiset wohl hinlänglich, daß er nach der Darstellung jener vorher angeführten Einakter mir schrieb: „Ich will trachten, daß ich mit Vollerem und Umfassenderem komme“ und daß er bereits früher auf mein Erstaunen: ihn nach langer Pause und übler Behandlung von Seiten der

Kritik wieder auf den Brettern zu finden, mit folgendem Scherze antwortete: „Ja, sehet Sie, lieber Freund, mir ganget's mit dem Dramenschreibe wie jenem Säufer, den man vom Trunke hat heile wöll'n und deswege ebbes Galligs in's Gläsel that. Hm, hm, meinte er, als er es leerte, der Wein hat ä Geschmäckle, aber soffe wird er do."

Auerbach, der die schwäbische Mundart, wie Holtei die schlesische, nie ganz verwand, liebte sie im näheren Umgang mit besonderer Vorliebe anzuwenden. Der Umgang mit ihm gewann dadurch an Traulichkeit. Sein Wesen hatte im Ganzen etwas Anheimelndes für Andere und für sich die beneidenswerthe Fähigkeit, bei Andern bald und leicht zu Hause zu sein. Auerbach war einer von jenen glücklichen Menschen, von denen man sich nach Jahre langer Trennung beim ersten Wiederbegegnen begrüßt sieht, als hätte man sie gestern Abend verlassen. Er kam, wie er gegangen, angeregt, frisch und lebhaft und begann sein Gespräch wie mitten aus einer Unterhaltung heraus. Einmal erschien er ganz unerwartet während einer Vorstellung in der Intendantenloge und rief mir eintretend ohne alles Weitere die Bemerkung entgegen: „Höret Sie, Wehl, Ihre Gäng' im Komödiehaus leide an einer Gedärmverschlingung. Wenn man drin ist, find' man nimmermehr 'naus!" Ein anderes Mal trat er zu meiner Frau und mir in's Zimmer mit den unmittelbaren Worten: „I hab' all' den Weg her überlegt: ob das Herz mehr den Kopf oder der Kopf das Herz korrigiert. Hat nit der Goethe irgend a Stell', die was drüber sagt?"

Er war eben immer von etwas völlig erfüllt, in sich denkend und schaffend, entweder vom Augenblicke gepackt und in diesen aufgehend oder über ihn hinaus sich ins Unendliche verlierend. Bezeichnend für ihn ist, daß er in einem seiner letzten Briefe an einen Freund schreiben konnte: „Also denke mich immer als frischauf strebend."

Und das ist er in der That auch gewesen und geblieben und das gab seiner Natur die unverwüstliche Frische und die nie sich erschöpfende Regsamkeit, die man immer aufs Neue an ihm zu bewundern hatte. In diesem Ausspruche liegt so sehr der Ausdruck seines ganzen Daseins gegeben, daß man ihn als Inschrift auf seinen Grabstein hätte setzen können.

Am 1. März 1882.

Es dürfte gerade in dieser Zeit für uns nicht uninteressant sein, uns an Aussprüche erinnert zu sehen, die geistvolle französische Autoren über ihr eigenes Volk vor nicht zu langer Zeit gethan haben. Einer der Tüchtigsten der neueren Franzosen, Henri Alexis von Tocqueville, berühmt durch sein Werk: „La démocratie en Amérique“, das 1835 von der französischen Akademie gekrönt und mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen wurde, giebt folgende Schilderung von den Franzosen:

„Betrachte ich“ — sagt Tocqueville — „diese Nation, so finde ich in ihrer Geschichte nichts, was so erstaunlich wäre, wie sie selber. Sah man je ein Volk auf Erden, so reich an Kontrasten, so leicht von einem Extreme zum andern getrieben, so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet, so daß es bei allen seinen Handlungen stets sich schlimmer oder besser bewährte, als man es vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit, dann wieder hoch über demselben stehend; ein Volk, das in seinen Grundsätzen so unveränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wieder erkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtausenden von ihm gemacht hat, und zugleich so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiele wird und oft Das, was es eben vollbracht hat, mit eben so großem Erstaunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an seinem Herde und seinen Gewohnheiten mehr als alle anderen hängt, so lange man es sich selbst überläßt, und das, sobald man es seiner Heimath und diesen Gewohnheiten unfreiwillig entrissen hat, bis ans Ende der Welt vorzudringen und Alles zu wagen vermag; seinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner angesehensten Bürger; heute ein geschworner Feind alles Gehorsams, morgen entflammt von einer Art von Leidenschaft zu dienen, die auch von den für die Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, so lange Niemand widerstrebt, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstandes irgendwo gegeben ist; seine Herren auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben

müßte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet;*) dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräusch mehr, als dem wahren Ruhme leidenschaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Ausdauer, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstande begabt, eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendste und gefährlichste Nation von Europa, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden."

Adolf, Marquis von Cüstine, der Verfasser der Werke „Die Welt wie sie ist" und „Spanien unter Ferdinand VII." schreibt bereits 1829 in einem Briefe: „Was gegenwärtig abscheulich bei uns ist, das ist der Despotismus der Journale, d. h. der Lüge und des gemeinsten Parteigeistes. Man sieht hier nichts als die Kehrseite der Karten. Alles ist Vorwand, dient der Absicht und Gelegenheit. Nichts ist mehr offen, wahr, einfach und ehrlich. Die Dinge haben hier nichts mehr als Etiketten, als Namen; Frankreich besitzt keine Ideen mehr, blos noch Hintergedanken, und in diesem großen Systeme des Verfalls und der Charlatanerie erstickt jedes ursprüngliche Talent im Wust und Gewirre der Phrase und Aufschneiderei."

1843 ruft er in einem Schreiben aus: „Alle Urtheile sind bei uns verdorben. Der Verfall des Geschmacks beginnt mit der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit."

Cüstine behandelt Victor Hügo schon hier als poetischen Poltron und Charlatan, denn auch auf ihn besonders beziehen sich die vorstehenden Worte.

In demselben Jahre klagt er:

„Wenn ich beobachte, was um mich her jetzt Glück macht, so bin ich genöthigt mir zu sagen: ich kann nichts mehr thun, als schweigen, denn ich gehöre weder zu meinem Jahrhundert, noch zu meinem Vaterlande."

Ein anderes Mal meint er:

„Ich werde Frankreich immer lieben, aber bald werde ich nicht mehr wissen, warum."

---

*) Vielfach, doch nicht immer, wie die Neuzeit bewiesen hat.

Cüstine sieht zum großen Theil das Unglück und den Verderb Frankreichs in seiner neueren Literatur.

1846 schreibt er: „Der schlechte Geschmack in der Literatur scheint mir der gefährlichste Hebel des Verfalls, denn die Tugend kann sich immer wieder heben, aber der Styl, wenn er verdirbt, verdirbt auf Jahrhunderte und bei abgelebten Völkern sogar für immer."

Alle diese hier angeführten Stellen befinden sich in dem Buche: Lettres du Marquis A. de Custine à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense (Bruxelles, C. Muquardt, 1870). Es ist aus dem Nachlasse Varnhagen's von dessen Nichte Ludmilla Assing herausgegeben und enthält über Menschen, Verhältnisse und Zustände in der Zeit von 1846 bis 1857 viele bedeutsame und überaus schätzenswerthe Mittheilungen und Bemerkungen.

Das Tagebuch des französischen Dichters Alfred de Vigny, das Louis Ratisbonne 1867 herausgegeben hat, bietet folgende Sätze:

„Der Franzose ist der geborene Vaudevillist und vermag daher wenig zu begreifen, was darüber hinausliegt.

Für ein Publikum solcher Menschen zu schreiben, ist beinahe ein erbarmungswürdiges Geschäft."

„Der Franzose liebt weder die Lektüre, noch die Musik, noch die Poesie. Seine Leidenschaft ist die Gesellschaft, der Salon, der Geist und die Prosa der Unterhaltung."

1830 sagte er von seinen Landsleuten:

„Die Franzosen besitzen eine gewisse Einbildungskraft in der Handlung, aber durchaus nicht im einsamen Nachdenken."

1833 macht er folgende Bemerkung:

„Die Franzosen gleichen jenen Menschen, die ich im Handgemenge in einem Wagen sah, der mit reißender Schnelle dahin fuhr. Die Parteien bekämpfen sich unausgesetzt, indeß eine unbezwingliche Nothwendigkeit sie einer allgemeinen Demokratie entgegenführt."

1834 behauptet er sehr richtig:

„Die große Masse des Publikums in Frankreich sucht in den Künsten nur das Amüsement und nicht das Schöne. Daher stammt der Erfolg der Mittelmäßigkeit."

Eine Blumenlese solcher Aussprüche von Franzosen dürfte leicht zu erweitern und zu einem Buche auszudehnen sein, das den

Deutschen über die Franzosen von heute besser die Augen zu öffnen im Stande wäre, als es ohne Zweifel ein solches mit Bemerkungen von Deutschen zu thun vermag. Deutschen glaubt man sie einfach nicht, weil man meint: der Haß gegen die Franzosen habe sie diktirt. Von Franzosen gethan, wird man sie ohne Zweifel gelten lassen.

Am 12. März 1882.

Wie bekannt, haben sich unsere hervorragendsten Geister, darunter Lessing, Goethe und Schiller, mit der Idee eines deutschen National-Theaters getragen. Der Erstere in so fern am Nachdrücklichsten, als seine berühmte „Hamburger Dramaturgie" gleichsam unter der Fahne derselben geschrieben worden ist. Als er dieselbe am 22. April 1767 eröffnete und bis zum 19. April 1768 fortsetzte, ließ er sich besonders angelegen sein: den Geschmack seiner Leser zu bilden, ihren Sinn zu läutern und sie mit Hingabe für das Schaffen deutscher Dramatiker zu erfüllen. Schon in der Ankündigung macht er eine Bemerkung, die für seine Absichten sehr bezeichnend und charakteristisch ist. Indem er berichtet, daß Johann Elias Schlegel, in Deutschland eigentlich der erste dramatische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Vorschläge zur Hebung des dänischen Theaters zu thun berufen worden sei („ein deutscher Dichter des dänischen Theaters!"), bemerkt er sogleich scharf genug: es hätte Deutschland noch lange zum Vorwurf zu gereichen, daß Jenem keine Gelegenheit geboten worden, sie zur Hebung des unsrigen zu thun, indem er dabei bemerkt, daß Schlegel's erster und vornehmster Vorschlag gewesen: „daß man den Schauspielern selbst die Sorge nicht überlassen müsse, für ihren Verlust und Gewinnst zu arbeiten." Er fügt hinzu: „Die Principalschaft unter ihnen hat eine freie Kunst zu einem Handwerke herabgesetzt, welches der Meister mehrentheils desto nachlässiger und eigennütziger treiben läßt, je gewissere Kunden, je mehrere Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus versprechen."

Lessing begrüßt darum mit Freuden, daß eine Gesellschaft von Freunden der Bühne in Hamburg Hand an das Werk gelegt und den Versuch unternommen hat: „nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu lassen, der vor Allem bezweckt, die Bühne jener Principalschaft zu entwinden. Denn aus dieser ersten Veränderung können, auch bei einer nur mäßigen Begünstigung des

Publikums, leicht und geschwind alle anderen Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf."

Wird auch Niemand behaupten können, daß diese Auslassung bestimmt und genau erkennen lasse, was ihr Verfasser im Schilde führe, so giebt sie doch entschieden der Vermuthung Raum, daß derselbe von vornherein bei Uebernahme seiner dramaturgischen Thätigkeit einen Hintergedanken gehabt hat, der andeutungsweise schon zum Vorschein kam, als er anfing die französische Alexandriner-Tragödie in Perrücke, Brokatrock und Hofdegen zu bekämpfen und dagegen Shakespeares Stücke zu empfehlen. Zum vollen Ausdrucke aber gelangte er, als die Unternehmung an der Theilnahmlosigkeit des Publikums scheiterte und er jenen Hintergedanken als vorläufig beseitigt ansehen mußte. Im Schmerze über diese Beseitigung deckte er die Karten auf, die er so lange verschwiegen in der Hand gehalten und welche nichts Anderes bezwecken sollten: als den „süßen Traum: ein Nationaltheater in Hamburg zu gründen", zu verwirklichen.

Als diese Verwirklichung aufgegeben werden mußte, fing er an wie Ajax zu klagen und in seine Klagen den ganzen Zorn und die volle Erbitterung zu mischen, die sein großes Herz während seiner dramaturgischen Thätigkeit eingesogen hatte. Indem er am deutschen Theater verzweifelte, verzweifelte er zugleich an der deutschen Nation. „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" schrieb er und setzte verdrossen hinzu: „Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen."

Und in der That, darin liegt der Hauptgrund, daß wir seither unter uns kein Nationaltheater entstehen sahen. Der Charakter des deutschen Volkes ist: keinen eigenen Charakter haben, sondern im Charakter aller anderen Völker aufgehen zu wollen. Auch jetzt, da wir durch politische Verfassung eine Nation geworden, vermögen wir uns noch keineswegs zu entschließen: einen eigenen Charakter in uns aufzuweisen oder auch nur nachdrücklich zu entwickeln. Wir jagen noch immer in Kunst, Industrie, Mode und Gesellschaftston dem Auslande, namentlich Frankreich, nach. Für alles Eigene zeigen wir nach wie vor nur geringen Sinn. Ein

Nationaltheater aber ist vor allen Dingen auf das Eigene gestellt, auf eigenes Fühlen, Denken, Leben, eigene Sitte und Anschauungsweise, was Lessing ganz knapp und kurz nach Vollendung seiner „Hamburger Dramaturgie in dem Satze ausgedrückt hat: „Jedes gesittete Volk hatte seine Bühne“. Goethe muß ohne Zweifel ähnlich gedacht haben, wie das viele seiner Aeußerungen über seine eigenen Stücke: „Götz“, „Egmont“, „Faust“, „Iphigenie“, „Tasso“ und über Schiller's große Dramen beweisen. Aber „auf dem deutschen Theater geht alles an“, d. h. es ist zu buntscheckig, zu selbstlos, meinte er ironisch und er schloß seine Leitung mit dem Bedauern: „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden .... allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor.“

Am Wirksamsten trat Schiller für ein deutsches Nationaltheater in die Schranken. Er fußte ganz auf Lessing und war lehrend und dichtend bemüht, dessen großen Ideen Vorschub zu leisten. Alles, was ein deutsches Nationaltheater bedarf, ist in seiner Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt“ und in der anderen: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater“ wie in seinen unsterblichen Dramen geboten. In dem zuerst angeführten Aufsatze sagt er unter Anderem sehr treffend: „Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grade zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet, weil sie alle Klassen und Stände in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstande und Herzen hat. Wenn in allen unseren Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzwecke errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihre Pinsel nur Volksgegenständen sich weihten — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne?

— Nichts anderes, als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Standes, der besseren Menschheit, das in denselben athmete."

Wir sehen Schiller hier ganz auf dem Wege Lessing's und auf dem Standpunkte, der darin gipfelt, dem deutschen Volke seine Bühne zu wünschen. Nur folgt Schiller's Wunsch der umgekehrten Richtung von Lessing's Wunsch. Lessing wünscht eine deutsche Nation, um ein deutsches Nationaltheater zu erlangen, Schiller ein deutsches Nationaltheater, um eine deutsche Nation zu erhalten. Er meinte, das deutsche Volk durch ein Nationaltheater zu einer Nation erziehen zu können. Und sein Theater, das will hier sagen, seine Stücke haben in der That die Aufgabe dieser Erziehung auf eigene Hand kühn und großgemuthet übernommen. Durch sie ward der vaterländische Geist besonders gepflegt und so weit erstarkt, daß er nachher in dem Befreiungskriege gegen die napoleonische Gewaltherrschaft in erster Reihe mitzukämpfen im Stande war. Auch 1870 noch zog er mit zu Felde, schlug die großen Schlachten und half wesentlich mit dazu, Deutschland einig zu machen. Schiller's Muse steht als leuchtendes Beispiel für ein deutsches Nationaltheater vor uns. Sie beweiset in der That, wie ein deutsches Nationaltheater das deutsche Volk zur Nation zu erziehen im Stande ist. Aber leider beherzigt man das Beispiel wenig. Die große gedankenlose Menge zeigt keinen Sinn dafür und den Leitern unserer Bühnen mangelt es entweder an Verständniß oder an der nöthigen Unterstützung dazu. Die Hofbühnen dienen meist den Launen ihrer fürstlichen Unterhalter und die Stadttheater einer einsichtslosen und vorwiegend ausbeutungssüchtigen Spekulation, in der sie eine von jeder patriotischen Gesinnung entblößte Presse blind und widerstandslos unterstützt. Die wenigen vereinzelten Stimmen, die sich hier und dort dagegen erklären, vermögen natürlich nichts auszurichten und werden von dem literarischen Gesindel, das ohne Ueberlegung, ohne Grundsätze und ohne jede andere Absicht als die, sich das tägliche Brot zu schaffen, ins leere Blaue hineinschreibt, mit Hohn und Spott übergossen und als lächerliche Don Quixote hingestellt.

Unter solchen Umständen muß selbstverständlich ein deutsches Nationaltheater noch immer der „süße Traum" unseres unvergeßlichen Lessing und die deutsche Nation als solche gewissermaßen ein

Naturkind bleiben, das heute durch mächtige Thaten überrascht, aber morgen durch kindische Unselbstständigkeit und Verliebtheit in fremde Thorheiten und Laster in staunende Verwunderung versetzt, eben weil es zur Nation noch nicht die durchgreifende Erziehung erhalten hat.

Erhalten könnte sie dieselbe hauptsächlich und vorzugsweise ohne Frage von einem Nationaltheater, das nach allem hier Gesagten lediglich nur dasjenige sein würde, das sich zunächst und vor allen Dingen so veranlagt zeigte, daß es dem Geiste, der Natur und dem Wesen des eigenen Volkes zum künstlerischen Ausdrucke diente. Von ausländischen Erzeugnissen dürfte es einzig nur diejenigen aufweisen, die dem deutschen Genius nicht wiedersprächen, sondern demselben bis zu einem gewissen Grade zur Ergänzung oder zum Muster vorgeführt zu werden das entsprechende Zeug in sich trügen.

Ein solches Theater herzustellen, könnte, unserem Bedünken nach, keine allzuschwierige Unternehmung sein. Unsere dramatische Literatur ist reich an Schöpfungen, die ein Repertoir zu bilden im Stande wären. Die Mehrzahl derselben sind Gemeingut der Nation und noch obenein unentgeltlich aufzuführen. Anständig ausgestattet und gut einstudiert, werden sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Zieht man die jetzt lebenden Dichter heran: Ernst von Wildenbruch, Adolf Wilbrandt, Paul Heyse, Graf Schack, Rudolf von Gottschall, Heinrich Kruse, Heinrich Bulthaupt, Ernst Wichert, Ludwig Anzengruber, Ludwig Ganghofer, Gustav von Moser, Franz von Schönthan, L'Arronge, Paul Lindau, Eduard von Bauernfeld und viele Andere, so möchte es an neuen Werken nicht fehlen. An Schauspielkräften dürfte kein Mangel sein.

Man sieht also, an den künstlerischen Mitteln würde keine Noth sein. Und sollten sich die anderen, die Geldmittel, nicht auch finden lassen? Hier und da gewiß, da es ja noch theaterlustige und theaterliebende Leute genug in Deutschland giebt. Und die Presse? Sollte der bessere Theil derselben nicht der Idee doch einmal zu gewinnen sein, wenn Männer mit echt deutscher Gesinnung sie in die Hand nehmen wollten?

Aber die große Frage ist allerdings, wo sind diese?

Am 6. April 1882.

Friedrich Kücken ist am 3. d. M. in Schwerin aus dem Dasein geschieden. Der „Mecklenburger Anzeiger" meldet über seinen Tod Folgendes: „Kücken, welcher sich trotz seiner einundsiebenzig Jahre einer beneidenswerthen Rüstigkeit und Frische erfreute, hatte nach einem Besuche bei seinem langjährigen Freunde, dem General a. D. von Bilgner, gegen 9 Uhr den in der Nähe haltenden Pferdebahnwagen bestiegen. Als der Wagen an der Ecke bei der Blücherstraße angekommen war, fiel dem Kondukteur auf, daß der Passagier, welcher regelmäßig an dieser Stelle, unweit seines Hauses auszusteigen pflegte, die Cigarre zwischen den Fingern haltend, ruhig sitzen blieb. Der Kondukteur wollte darauf aufmerksam machen, daß sie an der Stelle zum Aussteigen angelangt seien, als er bemerkte, daß er eine Leiche vor sich habe: Kücken war während der Fahrt am Schlagflusse tödtlich getroffen und still und friedlich in's Jenseits hinübergeschlummert."

Wie Kücken im Leben, so ist er auch im Tode vom Glück begünstigt gewesen. Ein so schmerzloser und rascher Tod, der gleichsam das Sterben und alle seine unerquicklichen Umständlichkeiten überspringt, wird wenig Sterblichen zu Theil.

Kücken hat seine Erdenexistenz im vollem Maße genossen. Aus ärmlichen und gedrückten Verhältnissen rang er sich in frischer Jugend durch seine musikalische Begabung bald in gute und angenehme Umstände empor. Er schuf seine Lieder leicht und aus natürlicher Anlage heraus. Immer munter und aufgelegt, kamen die Melodien ihm gleichsam im Fluge; bei ihrer Ausarbeitung war er allerdings voll Eifer und Fleiß, aber ohne dabei Anstrengung oder Mühe zu empfinden. Ich habe oft in Hamburg bei ihm gesessen, wenn er komponirte. Die Cigarre im Munde, ein Glas Wein zur Seite, lehnte er am Klavier, hörte, was man ihm erzählte, trällerte dazwischen oder schlug ein paar Töne an und ehe man es ahnte, war ein Lied in seinen Hauptzügen auf das Papier gebracht. Er spielte gern Whist und obschon er wohl beachtete, wie die Karten fielen, versäumte er doch nicht, seinen musikalischen Einfällen nachzugehen. Er konnte trotz gutem Spiel wohl einmal eine Partie, nie aber die Noten verlieren, die ihm im Kopfe summten und welche er zuweilen hieroglyphenartig auf dem Papiere verzeichnete, auf dem er die gespielten Rubber nach Gewinn und Verlust verzeichnete.

Als wir eine Zeit lang zusammen in Dresden lebten, verbrachten wir in Gemeinschaft, wie ich mich erinnere, einen schönen Tag in Tharand. Die sogenannten „heiligen Hallen," einen Thalgrund mit himmelhohen Bäumen durchwandernd, summte ich in Gedanken ein schlesisches Volkslied:

„Stand eine Staud
Mariakraut,
War wie ein Stern gewoben.
Der Mehlthau hat sie überthaut:
Sie ist verweht, zerstoben."

Abends nach Hause gekommen, setzte er sich an's Klavier und versuchte eine Weise, die mir bekannt vorkam. „Was ist das?" fragte ich erstaunt. „Ein neues Lied," antwortete er, „das als ein Nachklang der Volksmelodie entstanden ist, die Sie heut Nachmittag im Walde vor sich hingemurmelt haben. Wenn ich ihn werde durchgearbeitet haben, schreiben Sie mir einen Text dazu. Ein englisches Gedicht, das mir eine schöne und liebenswürdige Frau übersetzt hat, giebt Ihnen die stoffliche Unterlage dafür."

So entstand sein Lied: „Die Thräne."

Weil ihm seine musikalischen Schöpfungen so leicht wurden, war ihm eine gewisse Flüchtigkeit und eine Art wuslichen Wesens zur Lebensgewohnheit geworden, wie sich dies auch in seiner hingewischten und kritzlichen Handschrift ausspricht. Er ging und kam über Alles leicht hinweg. Auch über seine Berufsthätigkeit. Die Studien, denen er von 1843 bis 1846 in Paris unter Halévy's Leitung in der Instrumentation und Dirigentenkunst obgelegen, sind in Bezug auf die Letztere wohl nicht grade als nutzbringende zu betrachten. Es mangelten ihm dafür Ausdauer und Sitzfleisch. Tiefes Denken und Ergründen waren seine Sache nicht. Was sich ihm nicht rasch und gefällig ergab, ließ er bald wieder fahren.

In Stuttgart nun kam er auf einen heißen Boden und einem Kapellmeister zur Unterstützung, der, allerdings bereits etwas altmodig und zopfig geworden, im Dirigieren indessen jedenfalls ein Meister war. Peter Lindpaintner hat seine Kapelle berühmt gemacht, die Virtuosen wie den Geiger Molique in sich schloß. Kücken mit seinem naturalistischen und leichtlebigen Wesen mußte gegen dessen strenge Gediegenheit sehr bald in Abstich kommen und dieselbe als lästige Pendanterie erkennen, gegen die er sich auflehnen zu müssen meinte.

Das gab Unerquicklichkeiten vollauf und veranlaßte ihn zu Auslassungen wie die nachstehende, die ein ungefähres Bild seiner Stellung und seines Charakters geben:

„Mein lieber Freund Wehl!

Noch immer habe ich die Hoffnung gehabt, Sie eines guten Morgens hier ankommen zu sehen; gestern sagte mir nun aber Frau von Suckow, daß Sie Ihre Reise hierher aufgegeben. Das thut mir recht leid, denn hier ist großer Mangel an Leuten, die man bei sich sehen mag, und Sie würden in unseren kleinen Kreis recht gepaßt haben. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß auch meine Frau Ihr Nichtkommen recht bedauert und wir Sie auf das allerfreundlichste willkommen geheißen hätten. Freilich, lieber Freund, Stuttgart ist gewaltig kleinstädtisch; auch fehlt die norddeutsche Geselligkeit und von einem eigentlichen gemüthlichen Leben findet man hier nicht die Spur. Uns gefällt es hier noch immer nicht, die ganze Wirthschaft ist pauver. Ich darf das zwar in meiner Stellung nicht laut werden lassen, denn der Neid würde sicherlich früher als mir wünschenswerth Nutzen davon zu ziehen wissen, doch kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß wir Beide nicht gesonnen sind, unsere Lebenszeit in Stuttgart zu verbringen. Daß Württemberg ein Königreich geworden ist, hat das kleine Ländchen in's Unglück gebracht. Man hat den Sachen hier einen glänzenden Anstrich gegeben, aber allerwärts guckt die Misère durch. Das Theater hat sich freilich der besonderen Gunst des Königs Wilhelm zu erfreuen und erhält nach Verhältniß eine bedeutende Unterstützung; doch unter uns gesagt, lieber Freund: es existiren hier zu viele Intendanten und dem liebenswürdigen Baron von Gall sind überall die Hände gebunden. Leider erscheint er deshalb auch gar oft *unzuverlässig*. Unter so bewandten Umständen, lieber Wehl, werde ich auch den ersten passenden Vorwand nicht unbenutzt lassen, hier zu quittiren — bis der Kronprinz zur Regierung kommt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, lieber Freund, daß ich Ihnen hier etwas mitgetheilt habe, was jetzt noch Niemand wissen darf; später kommt vielleicht die Zeit, wo ich in dieser Angelegenheit Ihrer bedarf, um vielleicht *falschen Auslegungen* — trotz meiner lebenslänglichen Anstellung — durch Ihre Feder der Wahrheit gemäß entgegen zu treten. Mit meinem Herrn

Kollegen Lindpaintner stehe ich dem Anschein nach gut, weil er sieht, seine Macht ist zu Ende. Und nun hat er gar durch seine letzte Oper „Die Corsen“ den fürchterlichsten aller Durchfälle erlitten. Man nennt die Oper hier „Julia, die Wahnsinnige von Stuttgart, oder Die komischen Alten“ (Lewald und Lindpaintner), traurige Oper in 3 Akten. Etwas Miserableres von Text und Musik ist wirklich noch nirgends dagewesen.

Frau v. Suckow schickt einliegend ein Briefchen und brauche ich Ihnen von der lieben Frau nichts zu erzählen. Die meinige grüßt allerschönstens und würde es, wie schon gesagt, besonders gern gesehen haben, wenn Sie nach Stuttgart gekommen wären. Nun müssen wir wohl im nächsten Sommer wieder mal nach Hamburg kommen, oder Sie besuchen uns in Warnemünde oder Helgoland. Robert Heller und Glasbrenner bitte ich zu grüßen, auch sonstige Freunde; ein Gleiches von Ihrem

treuen

Stuttgart, den 15. Dezember 1853. F. Kücken.“

Auf die Länge vermochte er sich nicht zu behaupten, auch schon deswegen nicht, weil er nicht der Mann war, der aufregend zu kämpfen und zu ringen gewohnt war. Durch seine Heirath und seine Lieder wohlhabend geworden, zog er es vor, zurückzutreten und wieder nach Schwerin überzusiedeln, um dort ein angenehmes und behagliches Leben zu führen.

Musik, Geselligkeit, Kartenspiel und Jagd erfüllten seine Tage, die er vollauf auszunutzen im Stande war, weil er körperliche Gebrechlichkeit niemals und auch im hohen Alter nicht kennen gelernt hat.

Ich habe nie gehört, daß er krank gewesen: er erfreute sich einer eisernen Gesundheit. Er besaß die echte Jägernatur, die jedem Wind und Wetter Trotz zu bieten vermochte. Nichts focht ihn an; er kam, wie gesagt, über Alles leicht hinweg. Zuletzt, wie man sieht: auch über seinen Tod.

Am 2. Mai 1882.

Man schreibt mir aus Breslau:

„Die hiesige ultramontane Volkszeitung hat eine Entdeckung gemacht, die Sie und manchen Shakespeare-Kenner und Verehrer überraschen wird. Sie weist nämlich nach, daß „Hamlet's“ eigentlichste und wahrste Tendenz in einem Protest gegen die Reformation

bestehe. Der alte König repräsentirt die Herrlichkeit des aus Dänemark vertriebenen Katholizismus; Hamlet (der Wittenberger!) ist der Apostat und empfängt dafür die ihm gebührende Strafe! Incredibile dictu! —"

Am 27. Mai 1882.

Vorgestern hat man draußen in Cannstatt Edmund Höfer in der Nähe von Freiligrath bestattet. Er hat schwer an der Wassersucht gelitten und ein qualvolles Ende gehabt, wie man mir berichtet hat. Zuletzt bin ich außer Verkehr mit ihm gewesen. Seit meiner Lungenkrankheit und meinem Aufenthalt in Davos wollte sich's nicht mehr recht mit uns schicken. Er zog mit den Seinen nach Cannstadt und ich mußte viel zu Haus sitzen. So kamen wir mehr und mehr auseinander. Aber sein Andenken wird mir stets lieb und theuer bleiben.

Höfer war ein musterhafter Gatte und Vater, ein wackerer, höchst eigen gearteter Mensch, der sozusagen nach der Schnur lebte, die er sich selber gezogen. Alles bei ihm ging nach dem Glockenschlage: seine Muse wie seine Muße, ich bin versucht zu behaupten: sogar der Schlag seines Herzens.

Er stand sehr früh des Morgens auf: ich glaube um vier oder fünf Uhr; hierauf machte er sich im Winter selber Feuer im Ofen an und bereitete sich seinen Kaffee; während dessen wusch er sich und kleidete sich an; nach dem Kaffee begann er zu arbeiten und hörte auf, wenn Andere damit anfingen, um neun oder zehn Uhr. Nachdem er so lange geschrieben, machte er Halt, um zu lesen und zu studieren, was er zu weiterem Schaffen etwa nöthig hatte. Kurz vor Tische ging er eine Stunde in's Museum: die Zeitungen einzusehen. Der Nachmittag und Abend gehörte seiner Familie und der Geselligkeit. Er sah gerne Besuch und unterhielt sich lebhaft. Meine Frau und ich verkehrten viel in seiner behaglichen Häuslichkeit, die seine liebenswürdige Gattin, eine geborene von Rodbertus, ihm zu gewähren und zu erhalten verstand. Es war mir immer wohl darin: es herrschte gediegener Geist und natürliches Wesen in ihr. Höfer selbst hatte nichts Prunkhaftes, sondern erschien schlicht und einfach; er war ein etwas harter und knorriger, aber durchaus ehrenwerther Charakter, der sich knapp und kurz aussprach, mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge hielt und in seinem Urtheile oft hart und streng, aber nie voreilig

verfuhr. Er prüfte und untersuchte genau, ehe er entschied; wenn er aber einmal entschied, geschah es bestimmt und zuversichtlich. Ungerecht konnte er zuweilen werden, niemals jedoch gehässig. Vor dem Letzteren bewahrte ihn sein wahrhaft edler Mannessinn; zu Ersterem mochte sein körperlicher Zustand die Veranlassung geben. Höfer steckte, wie es im Volksmunde heißt, in keiner gesunden Haut, wenigstens von jener Periode ab, von der meine Bekanntschaft mit ihm datirt. Er zeigte sich mittlerer Größe, schmächtig, doch gedrungen gebaut. Seine Gesichtsfarbe war bleich, fast bleiern, sein Weißes im Auge matt und gelblich unterlaufen; seine Lippen beinahe blutlos. Der belegte Ton seiner Stimme hatte etwas Trockenes, sein Blick eine stechende Schärfe. Man konnte aus seiner ganzen Erscheinung, die einen zwar strengen, aber doch wohlthuenden Eindruck machte, bald gewahr werden, daß sie einen Krankheitsstoff in sich barg, den vielleicht nur seine regelmäßige Lebensart und der eiserne Bann seiner Gewohnheiten so lange niederhielt. Höfer schenkte ihm geringe oder gar keine Beachtung. In seinem Umgange aber offenbarte er sich dann und wann in einer gewissen rasch entstehenden Gereiztheit und nervösen Verstimmung, die den Verkehr mit ihm hier und da erschwerte, nie indessen unliebsam oder unerquicklich machte. Dazu war er im Grunde zu rücksichtsvoll und wohlwollend, zu sehr ein Mensch höchster Bildung und guter Sitte, auch viel zu viel feinsinniges Dichtergemüth.

Als Erzähler überragt er die Mehrzahl seiner zeitgenössischen Kollegen. Er verstand deutsches Leben, Wesen und Gemüth wie wenig Andere zu schildern und zu wahrhaft anziehenden und tiefergreifenden Geschichten auszugestalten. Mit Recht nennt Gottschall ihn in seiner „Deutschen National-Literatur" „ein Talent von großer Lebenswahrheit und Naturfrische, der wirklich zu erzählen versteht, mitten in die Dinge hineinführt und nicht blos durch die Behandlungsweise, sondern wesentlich durch interessante Stoffe erwärmt." Edmund Höfer ist meiner Ansicht nach lange nicht genug und nach seinem Verdienste gewürdigt. Er ist vollauf berechtigt unter unseren Novellisten in die erste Reihe gestellt zu werden. Er dachte zu ernst vom Berufe eines deutschen Schriftstellers, um nur für müßige Unterhaltung zu schreiben. Alles, was er schuf, war in Voraus überlegt, bis in die unscheinbarsten Wendungen hinein erwogen und darauf berechnet: die Leser geistig zu heben und

sittlich zu fördern. Er erwies sich in seinen moralischen Ansichten und Grundsätzen nie zimperlich oder ängstlich eingeengt, aber zugleich auch jeder Leichtfertigkeit der Gesinnung entschieden abgeneigt. Was sich seine Theilnahme erringen wollte, mochte es nun Vorwurf zu einer Erzählung oder eine menschliche Erscheinung sein, mußte sich ehrbar, tüchtig, von gediegenem Wesen erweisen. Alles Unlautere, Regellose, Verschwommene widerstand ihm. Von durchaus bürgerlicher Gesittung, in allem Thun und Lassen der nicht zu verkennende biedere Pommer, war er dabei zugleich voll poetischen Empfindens in seinen Erzählungen und im Leben voll einer rührenden Zartheit des Gemüths. Wer in den Nachmittagsstunden ihn am geselligen Kaffeetische seiner liebenswürdigen Gattin belauschen und mit anhören durfte, wie er neue Werke ernst besprach oder in harmlosen Scherzen sich mit Frau von Suckow (Emma Niendorf) neckte, der mußte ohne Weiteres ihn liebgewinnen. Es lag in Allem, was er sprach und trieb, nichts Geisthaschendes und Witzgetränktes, aber eine Fülle von gesundem Verstande und einem wahrhaft erquickenden Humore.

Daß er jahrelang mit Hackländer gemeinsam die „Hausblätter" herausgeben konnte, stellt seinem Charakter ein besonders gutes Zeugniß aus. Hackländer war der entschiedene Gegensatz zu Höfer: leichtlebig, Hofmann, sorglos, die Dinge an sich kommen lassend, im Schaffen und Handeln oft fahrlässig, immer vornehm. Er hat ohne Zweifel dem pünktlichen und gewissenhaften Höfer den Löwenantheil an der Leitung der Zeitschrift, die Auswahl der eingesendeten Arbeiten, die Anordnung der Aufnahme und den Briefwechsel überlassen. Höfer zeigte sich darin musterhaft. Seine Antworten an die Schriftsteller waren knapp gefaßt, doch stets höflich und wohlwollend, seine Zusammenstellungen des schriftstellerischen Stoffs sorgsam und das möglichst Beste bietend, seine sonstigen Anordnungen und Abmachungen äußerst genau und pünktlich.

Er hätte verdient, mit solchen Eigenschaften mehr Glück zu haben, als er schließlich mit der Unternehmung hatte. Als sie aufflog, gewann Hackländer im Verlag von Hallberger die Führerschaft von „Ueber Land und Meer", der weitverbreiteten illustrirten Zeitschrift, während Höfer sich mit einem kleinen Literaturblättchen im Kröner'schen Vertriebe begnügen mußte. Aber auch in diesem erwies er sich voll Eifer und strengster Rechtlichkeit im Urtheil. Ich

habe davon in diesen Blättern einen Beleg in seinem Ausspruche über die Romane von L. Mühlbach gegeben.

Der Name eines solchen Schriftstellers sollte bei uns ein dauerndes Gedächtniß finden.

Am 8. Juni 1882.

Graf Beust ist ziemlich sang- und klanglos in den Ruhestand getreten. Daß er sich als kluger Diplomat bewährt habe, läßt sich, Alles in Allem genommen, kaum behaupten. Seine ganze Politik war die Politik der Winkelzüge, der Hintertreppen und der Klopffechtereien. Es ist charakeristisch für ihn, daß man bei Gelegenheit der Veröffentlichung des Gramont-Beust'schen Briefwechsels sehr unverholen meinte: „Der Eine sagt die Unwahrheit und der Andere nicht die Wahrheit, der Erstere mehr, der Zweite weniger, als wahr ist.“ Unläugbar mangelten ihm großer Sinn und Gradheit, die in hohem Maaße Bismarck nachzurühmen sind. Als dessen Gegner hat er denn auch nur eine ziemlich klägliche Rolle gespielt. Die kleinen Kunstgriffe, die er gegen diesen eisernen Staatsmann in Anwendung brachte, sind alle elend zu Schanden geworden und haben kaum etwas mehr als Achselzucken erregt. Beust haßte Preußen und Bismarck und daß er diesem Hasse gütlich zu thun, nicht unterlassen konnte zu einer Zeit, wo er leicht hätte erkennen müssen, demselben nachzugehen, sei eine Versündigung am Genius der Zeit, wie an dem der deutschen Geschichte, bekundet zur Genüge die Ausgehöhltheit und Zerfahrenheit seines Wesens. Er konnte die Schule Metternich's nicht verwinden, in der er sich ausgebildet hatte. Er war Meister des Worts und der Feder wie selten Einer. Er konnte das Blaue vom Himmel reden und in seinen Kabinetsschreiben die unglaublichsten Dinge wahrscheinlich machen. Aber es gebrach Allem, was er that und trieb, eine mächtige und weitgreifende Idee. Er übersah nur das Nächste, nicht das Ferne, nur die Gegenwart, nicht die Zukunft. Seine Politik blieb im Banne des Augenblicks, es war eine Politik kurzer Hand. Allein hierin darf man allerdings ihre Vorzüge nicht übersehen. Sie zeigte sich immer geschäftig, eifrig und zuthulig, stets zur Stelle und nie um Mittel verlegen. Sie verstand es überdies vortrefflich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie wußte sich in jede Niederlage mit beneidenswerthem Anstande zu finden und so oft sie auch die

Schlacht verlor, das Schlachtfeld behauptete sie fast alle Mal. An keinem neueren Staatsmann hat sich überdies der Börne'sche Spruch „Minister fallen wie Butterbrote, gewöhnlich auf die gute Seite“ so sehr bewährt, als an Beust. Er stieg mit jedem Falle, freilich jedoch nicht im politischen Erfolge, sondern nur in seinem Range und Vortheile, und das geschah, weil er von Person, man darf sagen, von jeher geradezu sieghaft gewesen ist.

Freiherr von Beust ist ziemlich hoch und schlank gewachsen, sehr schmiegsam und beweglich, wenn auch von lässiger Haltung. Sein dünnes, lockiges, lichtbraunes Haar umrahmt eine hohe Stirn, die, ziemlich gewölbt, über kleinen, blauen, sehr lebhaften Augen thront. Seine Nase erscheint nur gewöhnlich, aber doch fein geschnitten und sein Mund von sinnlichem Ausdrucke und mit etwas faunischen Zügen, die indeß seinem Gesichte ein keineswegs unangenehmes Charaktergepräge verleihen. Ein leichter, gekräuselter Backenbart giebt dem Ganzen ein etwas englisches Ansehn.

Im Anzug ist Herr von Beust wenig ausgesucht und gewählt, wie er auf Aeußeres überhaupt geringes Gewicht legt.

Sein Benehmen ist dagegen äußerst höflich und weltmännisch. Er zeigt sich artig und entgegenkommend gegen Jedermann, spricht wie ein Buch, doch ohne irgend welche Anmaßung, sondern durchaus anspruchslos, dabei mit viel Einsicht und klugem Verständniß, ohne indeß etwas Bedeutendes oder Ueberraschendes zum Besten zu geben.

So wenigstens habe ich ihn bei den mehrmaligen Begegnungen, die ich mit ihm gehabt, gefunden.

Ich lernte ihn auf folgende Weise am 21. April 1862 kennen.

Kanzleirath Zschille in Dresden hatte mir mitgetheilt, daß er mit Minister von Beust über meine Theaterkritiken gesprochen und derselbe bei einigem Lobe geäußert, daß sie für seinen Geschmack nur in einem zu schulmeisterlichen Tone gehalten seien. Ich ließ fallen, daß es mich interessiren würde, dem Herrn Minister aufzuwarten, um ihm meine leitenden Grundsätze bei den Theaterkritiken auseinander zu setzen, und Zschille, der das bereitwillig aufgriff, beschied mich bald darauf in das Haus des Herrn von Beust, um mich demselben vorzustellen. Ein etwas unsauber aussehender Aufwärter ohne Livree empfing uns und führte uns in ein ziemlich verwohnt aussehendes Empfangszimmer; nicht lange darauf kam Herr von Beust

und nöthigte mich in ein anderes ähnliches Gemach, wo er mich auf dem Sopha Platz nehmen ließ, während er sich einen Armstuhl herbeizog. Der Staatsminister machte auf mich den Eindruck eines Kammerherrn oder Hofmarschalls. Von irgend einer hohen Bedeutung zeigte sich mir nichts. Unser Gespräch war unbedeutend. Ich entwickelte die Tendenz meiner Kritiken und sagte, daß ich nur darum über das Theater schriebe, weil ich der Meinung sei, man könne damit auf das Volk wirken und eine bessere Geschmacksrichtung anbahnen. Alles, was unsere Zeit an Geist und Genie besitze, warf ich hin, das wende sich der realistischen Richtung, dem Maschinenwesen, den praktischen Erfindungen zu und so komme es, daß der Idealismus verloren gehe und die Menge nach dieser Seite hin ohne Hebung und Führung bliebe. Das Theater, auch das Dresdner, zeige das, so gut wie die Presse, die immer mehr einem gemeinen Tone verfallen. Diesem suchte ich entgegen zu steuern, in dem ich Pietät für die Klassiker und Verwerfung der lüderlichen Uebersetzungen aus dem Französischen predigte, die uns Sitte und Häuslichkeit verdürben. Herr von Beust stimmte dem bei und beklagte das Aussterben einer gewissen Aristokratie des Geistes und der Aesthetik, wobei er an Tiedge, Elise von der Recke, Tieck, Baudissin u. s. w. erinnerte. Irgend etwas Geistvolles, den weisen Staatsmann Verrathendes gab sich dabei nicht kund, vielleicht weil er meinte, mit mir nur im Tone des Feuilletons bleiben zu müssen? Aber auch in diesem Tone hätte doch eine Saite anklingen können, die auf Tiefe hätte vermuthen lassen können. Nichts davon!

Man sieht, der Eindruck, den ich von dem Diplomaten bei unserer ersten Begegnung erhielt, war nicht eben bedeutend und groß. Er ist es auch bei einigen späteren nicht geworden.

Beust wußte sich mit der Presse auf guten Fuß zu stellen, selbst mit der oppositionellen. Zu dieser gehörte, freilich in sehr zahmen Sinne, auch die „Constitutionelle Zeitung" in Dresden, die Advokat Siegel daselbst in jener Periode begründet und geleitet hat.

Siegel war der Beust der Dresdener Presse: beweglich, überall dabei, der liberalen Richtung zugethan, aber wenig nachdrucksvoll und stichhaltig in seinen Bemühungen. Er dilettirte, wie in der Dichtung und in der Musik, so auch in der Politik. Er nahm Alles leicht und obenhin. Ein solcher Mann war Beust ganz

recht und dessen Zeitung ebenfalls. Er ließ sich deren milde Gegnerschaft wohl gefallen und verschmähte nicht, hier und da durch eine vertrauliche Mittheilung den Herausgeber und Leiter derselben über seine Absichten und Pläne ins Klare zu setzen. Zu seinen großen Wintergesellschaften versäumte er nie, Siegel und mich mit andern Vertretern der Presse einzuladen.

Ich habe in diesen Gesellschaften immer seine Liebenswürdigkeit und die gefällige Art bewundert, mit denen er jeden seiner Gäste bei sich zu empfangen und einzuführen wußte. Keiner trat in seine Gemächer und Säle, ohne seinen Handschlag und irgend eine angenehme und aufmunternde Aeußerung erhalten zu haben.

Mir ward das Alles gleichfalls zu Theil und besonders, seitdem ich angefangen, für die „Constitutionelle Zeitung" auch politische Leitaufsätze zu schreiben.

Es war Anfang der sechsziger Jahre, nachdem in Preußen Bismarck an die Spitze der Regierung getreten und mit unnachsichtlicher Strenge gegen die preußischen Parlamentarier und die redseligen Verfassungshelden vorgegangen war. Niemand in Deutschland hatte eine Ahnung, wohin das führen werde und was der Minister im Sinne hatte. Die liberale Presse spie Feuer und Flammen gegen ihn.

Ich, damals noch ein Neuling auf dem Gebiete der Politik und ein begeisterter Anhänger der national-liberalen Partei, die ich in Dresden mit hatte begründen helfen, zögerte natürlich nicht einen Augenblick auch meinerseits Bismarck mit geharnischten Aufsätzen zu Leibe zu gehen.

Beust schien meine Entrüstung nicht unangenehm. Er befand sich damals auf dem Gipfel seines diplomatischen Ansehens. Er halte sich mit besonderem Eifer der Schleswig-Holsteinschen Frage bemächtigt und ward von dem durch Oesterreich wieder erweckten Deutschen Bunde als dessen Vertreter zu der am 25. April 1864 zu eröffnenden Konferenz von fünf Großmächten nebst Dänemark und Schweden nach London entsendet. Man hegte die größesten Erwartungen von seiner Thätigkeit dabei und er selber wohl auch. Er glaubte einen entscheidenden Schlag dort ausführen und Bismarck bedeutend in Schatten stellen zu können.

Er war in seinen politischen Aussprüchen gegen Uneingeweihte sehr vorsichtig und selbst gegen den alten Kanzleirath Zschille, seinen

Vertrauensmann in seinem Kabinet, in dieser Beziehung nicht ohne einen gewissen Rückhalt. Doch ließ er gegen diesen Manches verlauten, was er vor Anderen geheim hielt und da Zschille mich besonders in's Herz geschlossen und viel bei uns verkehrte, so vernahm ich dann und wann von seinen Aeußerungen. So auch, daß ihm meine Angriffe Bismarck's nicht unlieb waren.

„Der junge Mann schreibt nicht ungeschickt", hatte er gemeint, „und sein Urtheil über Bismarck trifft so ziemlich den Nagel auf den Kopf! In Bezug auf die Elb=Herzogthümer hat der Letztere sich von einer Verlegenheit in die andere gestürzt und seiner Staatskunst ein Armuthszeugniß ausgestellt. Er suchte Oesterreich hinter's Licht zu führen, tappt nun aber allein im Finstern, da man in Wien klug genug war, im rechten Augenblicke seine Hand loszulassen. Die Schule Metternich's wird dem märkischen Granden noch zu schaffen machen."

Metternich und Oesterreich waren zwei Dinge, welche Beust gerne als Trümpfe auszuspielen liebte. Nicht als ob er daran nichts auszusetzen gefunden. Er hatte zuweilen sogar den Dalai=Lama der europäischen Staatskunst, zur Zeit, da derselbe Wind und Wetter in der Politik zu machen pflegte, getadelt und zu meistern gesucht; unter Umständen, wie z. B. bei dem Dreikönigsbündniß, konnte er sogar aus zwingender Nothwendigkeit einmal ohne Rücksicht auf Oesterreich handeln; immer aber blieben Metternich und Oesterreich seinem Herzen besonders theuer, schon deswegen weil ihm Preußen zuwider war und weil er hoffen durfte, am Kaiserstaat an der Donau bei passenden Gelegenheiten einen Partner zu finden.

Oesterreich und Sachsen waren das Eine wie das Andere von Preußen beraubt. Das Erstere hatte Schlesien, das Zweite die größere Hälfte seiner Landestheile an Preußen eingebüßt. Kanzleirath Zschille, der mit seiner schönen Handschrift die Abtretungsurkunde abgeschrieben, ließ noch im hohen Alter Thränen in seinen Augen blinken, als er mir davon erzählte. Sachsen wie Oesterreich bildeten die geschworenen, durch ihre Geschichte bedingten Gegner Preußens, und nicht nur weil Preußen auf Kosten ihrer eigenen Länder und Grenzen zu groß und zu mächtig geworden, sondern noch mehr wegen der politischen Ansprüche, die es nach

und nach zu erheben begonnen hatte und welche in Bismarck ihren verwegensten Vertreter finden sollten.

Noch hatte er sich damals als solcher nicht völlig entpuppt. Aber Oesterreich wie Sachsen schienen instinktartig etwas davon zu ahnen und in Folge dessen keine lebhafte Neigung zu empfinden, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Als daher Bismarck durch seine Circulardepesche an die deutschen Regierungen vom 24. März 1866 die Nothwendigkeit einer Bundesreform betonte und darin von denselben Gewährleistung für Preußens und Deutschlands Sicherheit verlangen zu müssen meinte, wurden sie vollends stutzig. „Schon durch die geographische Lage", schrieb der preußische Hauptminister, „wird das Interesse Preußens und Deutschlands identisch; dies gilt zu unsern wie zu Deutschlands Gunsten. Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsere Stellung gefährdeter, als die der anderen europäischen Staaten. Das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv betheiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, sollten alle deutschen Regierungen als eine heilige Pflicht ansehen und dazu mit Preußen zusammenwirken. Wenn der Deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen den großen europäischen Krisen, die aus mehr als einer Ursache auftauchen könnten, entgegen gehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksal Polens nicht schützen werde."

Die Depesche schloß mit der Frage an die deutschen Regierungen: „ob und in welchem Maaße Preußen auf ihren guten Willen als Einzelstaaten rechnen dürfe."

Dieser Vorgang wurde entscheidend. Oesterreich fing allmälig an „Morgenluft zu wittern", und als Bismarck am 9. April im Bundestag sogar den Antrag auf Einberufung eines deutschen Parlamentes nach allgemeinem Stimmrecht und direkten Wahlen stellte, da fielen auch den Mittelstaaten die Schuppen von den Augen und sie steckten in Konferenzen zu Augsburg und Bamberg ängstlich die Köpfe zusammen, um endlich am 19. Mai am Bundestage den Vorschlag auf gleichzeitige Abrüstung sämmtlicher Bundesglieder einzubringen.

Diese Anregung blieb indessen ohne Erfolg, weil Oesterreich nur mit dem Vorbehalte ihr beistimmen wollte, „daß künftig keine Kombination zur Verhandlung komme, welche einem der eingeladenen Staaten eine territoriale Vergrößerung oder einen Machtzuwachs verschaffe."

Oesterreich wollte damit allen Staatsreformen Preußens in Deutschland und einer möglichen Besitzergreifung Schleswig-Holsteins den Lebensnerv abschneiden. Dänemark hatte, wie man weiß, bei dem Friedensabschlusse in Wien am 30. Oktober 1864 seine Rechte auf die Herzogthümer an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen abgetreten und in dieser Abtretung Deutschland ein Danaergeschenk gemacht, von dem es sich wohl eine Zerklüftung desselben meinte versprechen zu können.

Sie blieb denn in der That auch nicht aus, wie man sieht.

In Schleswig-Holstein standen sich Oesterreich und Preußen, von denen die Letzteren Schleswig, die Ersteren Holstein besetzt hielten, kampfgerüstet gegenüber und als nun Oesterreich durch jenen Konferenz-Vorbehalt deutlich genug zu erkennen gab, daß es Preußen in die Karten zu blicken begonnen hatte, blieb Bismarck keine andere Wahl, als Farbe zu bekennen und nach Oesterreichs Anheimgebung der schleswig-holsteinischen Frage zur Entscheidung an den Bund kriegerisch gegen Oesterreich vorzugehen.

Wir National-Liberalen in der „Constitutionellen Zeitung" mißbilligten diesen Vorgang höchlich und sprachen uns auf das Entschiedenste gegen einen Krieg von Deutschen gegen Deutsche aus. Als jedoch, nach dem Antrage Oesterreichs am Bunde auf Mobilmachung des gesammten Bundesheers mit Ausnahme des preußischen Contingents, dieser Krieg unvermeidlich geworden, riethen wir Beust dringend an, sich nicht mit Oesterreich einzulassen.

Wir hielten einen Waffengang Sachsens mit Oesterreich gegen Preußen für gefährlich und wiesen beflissen nach, wie großen Schaden dadurch Sachsen unter allen Umständen werde zu ertragen haben. Allein wir sprachen vergebens. Beust verließ sich auf Oesterreich und hielt die Gelegenheit für günstig, seinem Grolle gegen Preußen und Bismarck Raum zu geben. Es war umsonst, daß man von Berlin aus am 15. Juni Sachsen zugleich mit Hannover, Kurhessen und Nassau nochmals den Frieden anbot, indem man ihnen unter der Bedingung sofortiger Abrüstung und

Ausschreibung der Wahlen für das in Aussicht genommene Parlament ihren Besitzstand und ihre Hoheitsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge gewährleistete.

Die genannten Staaten schworen zu Oesterreich.

Es war gegen Ende Mai, als ich Beust zum letzten Male sah. Nach einem heißen Tage hatte ich mich gegen Abend in den zoologischen Garten begeben, um dort nach einem Spaziergange im sogenannten großen Garten mit einigen guten Bekannten ein einfaches Abendbrot im Freien einzunehmen. Während dies geschah, sah ich Beust Arm in Arm mit dem österreichischen Gesandten in lebhaftem Flüstergespräch an mir vorübergehen. Ich blickte ihm mit aufrichtiger Bekümmerniß und banger Sorge nach.

Als ich etwa eine halbe Stunde später dem Ausgange in der inzwischen eingebrochenen Dämmerung zuschritt, um zur Stadt zurückzukehren, bemerkte ich plötzlich und unerwartet Beust an mir vorübereilen. Ein paar Schritte vor mir hielt er an. „Sie und Siegel's Zeitung gehen mit Preußen!“ rief er mir zu. „Ich wünschte, Eure Excellenz und Sachsen thäten es auch!“ erwiderte ich. — „Sie halten zur Gewalt und wir zum Recht, so laufen unsere Wege auseinander“, fuhr er ereifert fort, „wenn sie schon dasselbe Ziel verfolgen. Der Ausgang wird zeigen, wer es erreicht!“

Ehe ich noch Zeit zu einer Antwort gewonnen, war er im Dunkel des vor uns liegenden Baumganges verschwunden.

Ich habe oft an diese Begegnung denken müssen. Was ist seitdem geschehen? Eine ganze Weltgeschichte, an der Beust alle seine Kraft vergebens abgenutzt hat: sich mit ihr zu stellen. Bismarck's eiserne Idee und seine sieghaften Erfolge haben ihn aus allen Positionen und jetzt in den Ruhestand gedrängt.

Sicher wird er in seiner Muße Denkwürdigkeiten schreiben, Denkwürdigkeiten, die ohne Zweifel viel Anziehendes und Fesselndes bieten, aber niemals das Richtige und Wahre beibringen werden, das zur innersten Erkenntniß seines Handelns und seiner Zeit gehört. Beust war der große Staatsmann, wie er nicht sein soll, wenn er auch sonst als ein hervorragender und liebenswürdiger Mensch erscheinen mag.

Als bezeichnend für seinen Charakter sei hier noch angeführt, daß er im Dezember des für Deutschland und Beust so ereignißreichen und wichtigen Jahres 1866 und schon mit Oesterreichs Politik

beschäftigt, einen längeren eigenhändigen Brief an Hofrath Julius Pabst, den Sekretär des Dresdener Hoftheaters, schreiben konnte, um diesem eine kleine Schauspielerin auf das Angelegentlichste zu empfehlen, wie mir Pabst selbst erzählt hat.

Beust liebte auch in der Kunst das leichte und etwas schlüpfrige Element. Er war ein häufiger Besucher des sogenannten zweiten Theaters in Dresden, welches Nesmüller leitete.

Am 9. Juni 1882.

Garibaldi gestorben! Mit ihm erlosch ein anziehendes und großartiges Leben. Er war unter den Feldherren unserer Zeit, was Victor Hügo unter den Dichtern: ein Romantiker von seltenem Aufschwunge und begeisterter Thatkraft, aber zuletzt auch Großsprecher und wirrer Kopf. Beide verloren sich am Ende in Phantasterei und Phrasen, nachdem sie bis zur Höhe ihrer Laufbahn durch kühnen Geist und epochemachende Unternehmungen die Welt in lebhafte Bewegung und staunende Verwunderung gesetzt hatten. Selbst das Genie überlebt sich. Nach den Flammenergüssen speit der Versuv auch Steine aus.

Am 29. September 1882.

Die diesjährige Haupt-Versammlung des deutschen Bühnen-Vereins hat am 26. und 27. September drüben in München stattgefunden und in mir die Entschließung befestigt, nie wieder einer solchen beizuwohnen. Sind dieselben in der jetzt bestehenden Weise doch durchaus zwecklos. Sie bieten ein nahezu trostloses Bild der deutschen Theaterleitung im Allgemeinen. Der Vorsitzende, Herr von Hülsen, ist ein alter, wohlwollender, ehrlicher, mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge haltender Herr, der indeß leicht ermüdet und abgespannt wird und eines Aufschwungs nicht mehr fähig ist. Auf seine Alltags-Erfahrung gestützt, hat er keinerlei Glauben an höhere Eingebung und Ziele. Seine Leitung von Verhandlungen drückt herab, statt zu erheben. So kommt es, daß die aufstrebenden, echt künstlerische Zwecke verfolgenden Köpfe, deren überhaupt wenige in dem Vereine vorhanden sind, durch nichts aufgemuntert und angeeifert werden, sondern von den zahlreicheren nüchternen, den sogenannten praktischen Geschäftsleuten über den Haufen gesprochen werden. Männer, denen ich gewisse Verdienste keineswegs abstreiten will und die in der That ihre Theater mit

viel Ausdauer und Spekulation zu führen verstehen, ohne indeß dabei irgend wie nach werthvolleren künstlerischen Grundsätzen zu verfahren, werden dadurch zu einer Bedeutung und Geltung gebracht, die doch am Ende weit über ihre Stellung und ihren Geist gehen und dadurch in den Stand gesetzt, alle edleren Bestrebungen mehr oder weniger lahm zu legen. Die Versammlungen, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, waren alle unfruchtbar und müssig. Die heurige kam fast einer Auflösung und Abdankung in Bezug auf künstlerischen Einfluß gleich. Man verwarf Alles, was auf Belebung der eigentlichen Kunstinteressen hinausging. Die Praktiker schlugen rücksichtslos zu Boden, was sich vom Gebiete einer mehr idealistischen Anschauungsweise her in ihre Kreise zu wagen den Muth gehabt hatte. Man kam in einer Sitzung auf das Ueberhandnehmen des Realismus zu sprechen und Hülsen, den dies Kapitel langweilte, schnitt es voreilig ab, indem er eine Erörterung desselben für austragslos erklärte. Ich hatte beantragt, dem Verein die Frage zu stellen: ob er nur Kartellverein in seiner jetzigen Gestalt verbleiben oder den Willen zu erkennen geben wolle, seine Wirksamkeit fernerhin auch auf künstlerische Zwecke auszudehnen.

Wäre diese Frage wirklich aufgeworfen worden, so hätte man sich, Schande halber, wohl für letztere Wendung erklärt und dadurch den besseren Elementen ein wenig Muth und Oberwasser verschafft. Hülsen aber schreckte vor der Entschiedenheit dieser Frage zurück und verquickte sie mit allerlei Klauseln, Zwischensätzen und leerem Formenqualm in so vernichtender Weise, daß endlich als Resultat nichts herauskam, als daß man beschloß, eine ohnmächtige Kommission für höhere Kunstzwecke in ihrer Ohnmacht zu belassen. Nicht einmal über eine neue zeitmäße Text- und Darstellungseinrichtung „Don Juan's“ und des klassischen so wie des Shakespeare-Repertoirs ward eine Erörterung ermöglicht.

Am 3. November 1882.

Die „Allgemeine Zeitung“ brachte vorgestern einen Aufsatz: „Der Monarchismus in Frankreich“, der mehr versprach, als er hielt. Es wurde darin angedeutet, daß man in diesem Lande schon wieder anfange: der Republik müde zu werden und sich nach der festen Hand eines Regenten zu sehnen. Aber statt zu forschen und zu untersuchen, wo am Ende der künftige Beherrscher Frankreichs zu suchen sein

könnte, wurde nur flüchtig bemerkt, daß das Bourbonenthum und der Napoleonismus als wenig volksthümlich in diesem Augenblicke gelten müßten. Die Orleanisten wurden nur leise und gleichsam blos im Vorübergehen gestreift. Sollte dieser Umstand vielleicht grade dafür sprechen, daß jene Prätendentenfamilie gegenwärtig die meiste Aussicht für den französischen Thron besitze und daß man um deswegen Scheu trage dies an die große Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen? Fast sieht es so aus, denn, wenn man die Verhältnisse Frankreichs und das Benehmen der einzelnen Abkommen Ludwig Philipp's in's Auge faßt, so wird man kaum wohl sich der Ansicht verschließen können, daß sie in heutiger Zeit aus ihren Reihen am Ehesten Denjenigen zu stellen im Stande sein dürften, der vermögend wäre, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Sie prätendiren mit dem wenigsten Lärm und ohne Aufsehn, fast nur dadurch, daß sie sich in die Verhältnisse fügen und sich Frankreich möglichst nützlich machen. Die Bourbonen beten, die Napoleoniden fluchen, die Orleanisten handeln und zwar in den meisten Fällen loyal.

Am 6. Januar 1883.

Gambetta's Tod, der in der Nacht vom 31. Dezember 1882 auf den 1. Januar 1883 erfolgt ist, giebt den deutschen Zeitungen Anlaß zu langen politischen Auseinandersetzungen, aus denen vielfach wieder zu erkennen ist, für wie wichtig sie diesen Mann und zugleich für wie gefährlich sie denselben in Bezug auf den Frieden Europas erachtet haben.

Ein Theil von ihnen athmet auf, wie von einem Alpdruck befreit, indem er der zuversichtlichen Meinung Raum giebt: es sei mit Gambetta der Hauptträger der Revanche-Idee begraben worden. Ein anderer dagegen glaubt, sie werde jetzt erst recht zum Ausbruch kommen, da Gambetta die Republik mit ins Grab nehme, wie Mirabeau dereinst die Monarchie, und die Monarchie, welche der Republik folge, den Rachekrieg gegen Deutschland besonders beflissen auf ihre Fahnen schreiben werde.

Ich für meinen Theil kann keiner dieser Ansichten beistimmen.

Gambetta war durchaus nicht der Träger der Revanche-Idee, sondern im Gegentheil die Revanche-Idee war der Träger Gambetta's. Er hatte sich ihrer klug bemächtigt und ritt sie wie ein Schulpferd.

Die Dressur, die er ihr gab, war sein einziges Verdienst. Er suchte sie zu zügeln, so viel und so gut es gehen wollte. Er ließ sie rennen, traben, Schritt gehen, tanzen und steigen, je nachdem es ihm zweckdienlich und für seinen Erfolg bei dem französischen Volke angemessen erschien. Manchmal biß sie allerdings schäumend in den Zaum, entwand sich seiner Führung und ging durch. Er wurde jedoch immer wieder ihrer Herr.

Nach seinem Tode wird sie andere Reiter finden. Ob gleich geschickte, muß dahingestellt bleiben.

Daß ein neues Königthum unmittelbar nach seiner Einsetzung sich von ihr gegen Deutschland zu einem neuen Eroberungszuge drängen lassen werde, vermuthe ich keineswegs. Der Napoleonismus vielleicht könnte dazu die Neigung verspüren, weil er den Trieb empfinden dürfte, die Scharte auszumerzen, die Napoleon III. dem Ansehen und der Macht Frankreichs verursacht hat. Der Napoleonismus ist von jeher auf das Abenteuer und das Wagniß gestellt gewesen. Aber besitzt er derzeit in seinem Schooße ein militairisches Genie? Ich entdecke keines, ja nicht einmal ein eigentliches, der Herrschaft fähiges Haupt. Indeß freilich grade ein Strohkopf wäre möglicherweise im Stande, sich dem Chauvinismus in die Arme zu werfen und, von diesem getrieben, den Krieg vom Zaune zu brechen. Allein auch der Chauvinismus nutzt sich ab und besonders seit er angefangen, sich in allerlei kleinen Feindschaftsbeweisen gegen Deutschland Genüge zu thun. Diese Verfehmungen deutscher Arbeiter und Handlungsbeflissener, deutscher Dienstmägde und Erzieherinnen, diese Militairbesteuerungen Fremder, worunter eigentlich nur Deutsche gemeint sind, diese blinde Feindschaft gegen Wagner's Musik und diese politischen Demonstrationen vor der Bildsäule des trauernden Elsaß — alle diese kindischen Großthaten des Chauvinismus erschöpfen ihn und machen ihn selbst in den Augen der besonnenen Franzosen so lächerlich, daß es am Ende schwer halten wird, ihm in ernster Lage Glauben und Anhang zu verschaffen. Selbst der Napoleonismus, wenn er wieder zur Regierung gelangen sollte, wird ihm kaum unbedingt nachgeben können. Das Bourbonenthum sieht vollends vornehm über ihn weg und was die Orleanisten betrifft, so werden diese ohne Zweifel mit ihm ein wenig liebäugeln, aber sich schließlich wohl hüten, ihm den Willen zu thun.

Die Orleanisten haben geschulte Soldaten in ihren Reihen, Soldaten, die immerhin lüstern sein dürften, sich auf blutigen Schlachtfeldern Ruhm und Lorbeer zu erwerben. Allein diese Soldaten sind nicht mehr jung, haben die Wucht deutscher Waffen gefühlt und sind zu sehr Ludwig Philipp's Söhne und Enkel, um, eben wieder auf den Thron gekommen, ihr Heil auf die Spitze des Degens zu setzen. Sie werden drohen und rüsten, inzwischen sich im Innern befestigen und dann, mitten in friedlicher Arbeit, behaupten, zum Losbrechen die nöthige Veranlassung nicht zu finden.

Die Zeit wird lehren, wie weit ich mit solchen Annahmen im Recht oder Unrecht gewesen.*)

Am 13. Januar 1883.

Ich setze einige Hoffnung darauf, daß jetzt die hervorragendsten Literaturwerke unserer Klassiker in billigen Volksausgaben erscheinen und dadurch anfangen erst recht in's Volk zu gelangen. Mit dem allgemeinen Bekanntwerden dieser geistigen Schätze dürfte sich wohl eine langsame Wendung und Anbahnung zum besseren Geschmacke vollziehen und der Geist der Masse einen höheren Aufschwung nehmen, als er bis jetzt bemerkbar war.

Am 14. Januar 1883.

Ich sprach einmal mit Varnhagen über die „Penthesilea“ von Kleist. Da berichtete er mir: die erste Ausgabe dieses Stückes würde wohl kaum noch irgendwo aufzutreiben sein. Cotta habe von der ganzen Auflage höchstens hundert Exemplare abgesetzt und aus Ärger über den Dichter und die Gleichgültigkeit des Publikums den Rest selbst vernichtet.

Auch ein Bücher-Schicksal!

* * *

Klotilde von Kalkreuth nannte Hans von Bülow einen Spielsohn Liszt's.

* * *

*) Wie Recht ich hatte, beweiset das vom Grafen von Paris 1887 erlassene Manifest, welches unter Anderem verheißt: Die Monarchie werde Frankreichs europäische Stellung friedlich erhöhen, es bei den Nachbarn geachtet und aufgesucht machen. Sie werde durch ihre Dauer und durch ihre Einrichtungen Vertrauen erwecken und genug Ansehen haben, um die allgemeine gleichzeitige Erleichterung der Europa zum Vortheil anderer Welttheile ruinirenden Militärlasten anzustreben.

Als in Gegenwart des Gêneral von Pfuel Varnhagen von Ense erwähnte, daß er Katholik sei, schaltete Ersterer ein: aber ein mit Papier durchschossener.

Am 10. Februar 1883.

Wer sich mit dem Journalismus abgiebt, muß sich dazu entschließen, seinen Geist täglich zu Pulver zu zerreiben.

* * *

Neulich erzählte mir jemand: Bei einer Anwesenheit Franz Liszt's in Jena ward ihm eine Frau vorgestellt, die er nicht kannte und über welche er sich nachher bei dem Vorstellenden nähere Auskunft erbat. Als er hörte, daß sie zwar nicht von bedeutendem Geiste, aber eine treffliche Mutter und Hausfrau sei, sagte er bedenklich: „Chose trés incommode!“

* * *

Es ist seltsam, daß Dasjenige, was poetische Menschen noch poetischer, prosaische nur noch prosaischer macht, z. B. die Liebe.

Am 11. April 1883.

In der vergangenen Nacht um 1 Uhr ist sanft und still Moritz Blanckarts verschieden. Als seine alte Magd, die er nach dem Ableben seiner Mutter in Düsseldorf von dort nach Stuttgart zur Beschickung seiner Junggesellenwirthschaft kommen ließ, ihn einige Stunden vorher vom Schlaf erweckte und fragte: ob er nicht etwas genießen wolle, sagte er: „Laß mich nur! Heut schlaf ich mich entweder gesund oder todt!“

Schlummernd ist er denn in der That auch gestorben.

Ich hatte ihm vor drei Tagen noch einen Krankenbesuch gemacht, bei dem ich ihn leidend, wie schon öfter, aber keineswegs irgendwie in bedenklichem Zustande fand. Er war ganz angekleidet und saß, als ich zu ihm kam, vor seiner Staffelei. Er klagte über Wasser in den Beinen, was ihm schon mehrfach zu schaffen gemacht, über Abgespanntheit und Mangel an Eßlust; war im Uebrigen aber wie immer: klar, ruhig und verständig in Allem, was er sagte.

Wir sprachen über mancherlei und natürlich besonders über Malerei, Literatur und Theater.

Er kam fast regelmäßig Sonntag Nachmittag zu uns, um mit Andern seinen Kaffee und ein Stück Kuchen bei uns zu nehmen. Da er zwei Sonntage nach einander nicht erschienen, schloß ich, daß er unwohl sei und ging deswegen zu ihm.

Ich habe ihn lange Jahre, seit 1860, dem Beginn der „Deutschen Schaubühne“ gekannt, für die er sich zuerst mit mir in Beziehung setzte. In Dresden besuchte er uns und als wir nach Stuttgart zogen, siedelte er von Düsseldorf her zu uns über.

Er besaß durchaus keine einnehmende Persönlichkeit. Von Jugend auf kränkelnd und skrophulös, hatte ein Ausschlag in einer Verhärtung geendigt, die ihm Siegfried's Hornhaut verschaffte. Seine Haut fühlte sich hart und trocken an, dabei war sie gelb und ohne jede Blutröthe. Sein Haar erschien spärlich, sein Auge stechend, dann und wann schielend, seine Stimme besaß einen blechernen, knarrenden Klang.

Zum Verlieben war er also nicht und ich habe auch nie gehört, daß er jemals Anspruch darauf erhoben hätte. Zur Freundschaft aber war er wie geschaffen: anhänglich, treu, ehrlich, dankbar und wohlwollend. Er war kein Schmeichler und Liebediener, sondern ein Mann, der immer seine wahre Meinung sagte und diese auch über sich, sein Handeln und Wirken vertrug.

Von Hause aus Schlachten- und Pferdemaler, hat er sich zugleich als Dichter in der Lyrik und im Drama versucht. Er schrieb ein paar Trauerspiele: „Johann von Schwaben“, „Adolf von Nassau“, „Für's Vaterland“, ein Bändchen „Kaiserlieder“ und ein Buch „Gedichte“, das sogar eine zweite Auflage erlebte (Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhandlung. 1879), Eine Sammlung von Nachrufen, die er „Düsseldorfer Künstlern gewidmet“ (Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert. 1879) darf nicht unerwähnt bleiben, weil er darin meist sehr unbefangene und richtige Urtheile abgegeben hat. Neidlos in der Anerkennung wahren Verdienstes, bestätigt er den Ausspruch, daß, um gerecht zu sein, man wohlwollend sein müsse. Ueber die Maler Karl Ferdinand Sohn, Emanuel Leutze, Theodor Mintrop, Adolf Tidemand, über den Kupferstecher Josef von Keller z. B. hat er manches Stichhaltige und Treffende mitgetheilt, das für die Kunstgeschichte nicht ohne Wichtigkeit wird erklärt werden können.

Wirklich hervorragende Begabung vermag man ihm übrigens auf keinem Kunstgebiete einzuräumen. Was er malte und schrieb hatte etwas Hölzernes und Steifes, seinem Wesen nach aber zugleich etwas Gesundes und Tüchtiges. Sein Styl und seine Zeichnung waren gleich hart, sein Ausdruck wie seine Farbe glanzlos, doch stets von ehrenwerther Absicht beseelt, grunddeutsch und patriotisch. Nicht sein Talent, sondern nur seine Ausdauer und sein Fleiß sind zu rühmen. Diese aber auch durchaus. Niemand ließ sich sein Schaffen mehr angelegen sein, als er. Es war ein Schaffen in Mühe und Schweiß. Zehn Mal konnte er kommen, um mir ein Gedicht mit Veränderungen vorzulesen, die er sich im emsigen Feilen abgerungen. Jede Wendung, jedes Wort, jede Silbe hatte er in Bezug auf Sinn und Wohlklang bedacht, erwogen und geprüft. Wie glücklich war er, wenn man ihm sagen konnte: man fände eine Verbesserung in seiner letzten Umgestaltung. Und eben so ging es mit seinen Bildern. Mit rührender Dankbarkeit sprach er von den Förderungen, die ihm durch die Rathschläge von Meister Neher und Kunstschuldirektor Lietzenmeyer zu Theil geworden. Vor seiner Staffelei stehend, hat er mir mehrfach an seinen Gemälden mit beredtem Munde die Vortheile gezeigt, die sie durch deren Winke erhalten hatten.

Wie gerne würde er etwas Bedeutendes geleistet haben! Und wie schmerzlich hat er oft geseufzt, daß er, wie er wohl fühlte, nur Handwerksmäßiges schuf, um sich das tägliche Brot zu erwerben. Die Kunst wurde ihm zum Gewerbe, das ihn ernährte, aber nie auf unedle oder gar gemeine Weise. Um alle Schätze der Welt würde er keine Niedrigkeit mit dem Pinsel oder der Feder begangen haben: was er that und trieb diente nur guten Zwecken. Nur diese förderte und unterstützte er und darum hat es mich stets ermuthigt: ihn auf meiner Seite und zum Beistande für mich bereit zu finden. Ich wußte, was er sagte und schrieb, war seine Überzeugung, aus wohlwollender Gesinnung heraus zu Tage gelegt: kurz, trocken, ohne Schönrednerei und Schwung, aber aufrichtig und ehrlich.

Auslassungen dieser Art konnten nicht angethan sein, mir Ansehn und Ruf zu verschaffen. Doch haben einige Leute hier nicht versäumt, ihn als meinen Panegyrikus auszuschreien. Davon du lieber Himmel, hatte Blanckarts keine Ader in sich. Er war

allerdings mein Freund, aber diese Freundschaft knüpfte und erhielt sich vorzugsweise nur in der reinen Liebe zur Kunst, die sein ganzes Wesen erfüllte.

Eben deswegen aber auch halte ich es für Pflicht, ihm ein ehrendes Andenken zu bewahren. Er war im eigentlichen und höheren Sinne kein Künstler, hätte jedoch verdient einer zu sein. Er hatte nicht die Hand, wohl aber viele Eigenschaften eines solchen.

Am 15. April 1883.

Ihm dies zu bezeugen, gab ich ihm heut die letzte Ehre dadurch, daß ich, obschon selbst in diesem Augenblicke leidend, mich in die Straße stellte, die sein Leichenzug hinabging, und den Hut vor seinem Sarge abnahm, so lange er mir im Gesichtskreis blieb.

„Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.“

Am 15. August 1883.

Die Tagesschriftstellerei von heute hat nach meiner Ansicht manche sehr bedenkliche Seite. Ganz abgesehen von dem Mangel fast jeder vaterländischen Gesinnung und einer oft nahezu niederträchtigen Anbetung alles Ausländischen, ist in dieselbe auch so viel flüchtiges Wesen und Leichtfertigkeit gekommen, daß man zuweilen davor erschrecken muß. Man arbeitet in derselben so rasch und obenhin, daß man sich nicht einmal immer die Mühe giebt, sich über ganz naheliegende Dinge genau und vollständig zu unterrichten. Ueber die offenkundigsten Angelegenheiten werden schlechtweg Irrthümer niedergeschrieben und niemandem fällt es ein, sie zu berichtigen. Unsere Tagesblätter sind so groß und umfangreich geworden, daß die Sorge alle ihre langen Spalten zu füllen, jede andere in Bezug auf Genauigkeit und Wahrheit der darin gemachten Angaben überwiegt. Der Größenwahn, der unsere Zeit beherrscht und charakterisirt, spricht sich schon in dem Riesenformat unserer Zeitungen aus. Jedes Provinzblättchen eifert dem Umfange der „Times“ nach. Da man aber für die dazu nöthigen Arbeitskräfte das Geld auszugeben entweder nicht in der Lage ist oder aus Sparsamkeitsrücksicht Abstand nimmt, so kann es natürlich nicht fehlen, daß die Sache oberflächlich und lässig betrieben wird. Man schreibt und druckt ins Blaue hinein. Viele literarische Organe der Oeffentlichkeit fristen ihr Dasein nur vom Nachdruck und zwar vom Nach-

druck ohne alle Auswahl und Prüfung. Nur gefüllt muß der Raum sein, den die Anzeigen nicht in Anspruch nehmen. Womit er gefüllt wird, ist ziemlich gleichgültig, das den Parteistandpunkt Betreffende allein ausgeschlossen. Dies wird gewahrt, doch ist diese Wahrung so verhetzender Art, daß sie ebenfalls nur dazu dient, Styl und Ton der Presse zu verschlechtern und herabzuziehen. Keine Partei zeigt Achtung vor der andern, sondern jede schiebt der andern die elendesten und erbärmlichsten Beweggründe für ihre Handlungen und Maßnahmen unter. Die Literatur- und Kunstkritik ist aber vollends in den übelsten Händen. Nur wenig Redaktionen lassen sich angelegen sein: dafür anständige und entsprechende Vertreter zu finden. Meist werden ganz unbewanderte junge Leute damit betraut, die weder die gebotene Bildung noch Erfahrung dafür besitzen und ihre völlige Urtheilslosigkeit durch Schneidigkeit und schnöde Witzeleien zu verdecken suchen. Sie sind es hauptsächlich, die, naseweis und vorlaut über Alles wegsprechend, die Leserwelt von aller Achtung und Liebe für Literatur und Kunst entwöhnen. Geradezu verödend wirken sie in Bezug auf Theater. Studien in diesem Fache zu machen, halten sie für durchaus unnöthig. Die dramaturgischen Schriften von Lessing, Zimmermann, Tieck, Immermann, Börne, Rötscher u. s. w. u. s. w. zu lesen, fällt ihnen nicht ein. Jeder rezensirt nach seinem eigenen Katechismus, den er sich nach Gutdünken und Laune zurecht stutzt und in welchem die augenblicklichen Einfälle wie ästhetische Gesetze und Glaubensartikel behandelt werden. Weil nun die Wenigsten ihre Sache innehaben und verstehen, hängen sie sich desto beflissener an die Personen, die einzelnen Schauspieler. Keine Presse der Welt treibt einen solchen Komödianten-Kultus wie die deutsche. Weil der Komödiant immer von sich selbst spricht, sich mit seinem Ich überall hervordrängt und meint, daß die Welt nichts Wichtigeres kennen könne, als seine Leistungen, seine Anstellung und Gastspiele, so werden diese Theaterberichtler, die mit ihnen im genauesten Verkehre stehen, nicht müde, darüber Meldung und Mittheilung zu geben. Die Hälfte aller kleinen Kunstnotizen sind Nachrichten über Theatervorgänge, über Rollenvertheilung, über Gastreisen von Sängern und Sängerinnen, über deren Gehalte und Einnahmen. Wie gedankenlos diese kleinen Angaben aufgenommen werden, beweiset sogleich die Gleichmäßigkeit, in welcher die Blätter sie bringen. Sie

werden meistens auf den Theaterkanzleien und in Theateragenturen aufgesetzt und selbst unsere ersten und hervorragendsten Zeitungen nehmen nicht Anstand, ihnen ununtersucht einen Platz in ihren Spalten einzuräumen und sich damit zu Pflegerinnen der unverschämtesten Reklame zu machen. Die mittelmäßigsten Darsteller kommen dadurch zu Ruf und Ansehen, während die bildenden Künstler und die ersten Dichter so ziemlich unbeachtet bleiben, weil sie mit ihrem Schaffen nur selten und ganz beiläufig und kärglich erwähnt werden. Höchst mißlich sind auch die Besprechungen, welche die Berichterstatter noch Nachts nach der Vorstellung in aller Hast in den Druckereien schreiben, damit sie im nächsten Morgenblatt den Lesern vor Augen kommen. Sie können natürlich nur mehr oder weniger gehudelt und oberflächlich sein und den Gegenstand nicht mit derjenigen Gründlichkeit behandeln, die ihm ehedem in wohlüberlegten und geregelten Abhandlungen zu Theil geworden ist.

Die Mehrzahl der Pariser Zeitungen haben oder hatten wenigstens einen bestimmten Tag in der Woche, an dem unter dem politischen Theil die Theatervorstellungen der vorhergehenden sieben Abende in Betracht gezogen wurden. Diese Inbetrachtziehung ruhte meist in den Händen namhafter Schriftsteller und war eingehend den Stücken und nur in sehr geringem Maße dem schauspielerischen Verdienste daran gewidmet.

Wir ahmen so gern die Franzosen nach, warum nicht auch hierin, worin sie in Wahrheit uns als nachahmungswerth zu gelten hätten? Aber es scheint: wir äffen mit Vorliebe nur Thorheiten nach und wollen original blos in unsern eigenen bleiben.

Die deutsche Presse giebt den schlagenden Beleg dazu.

Ich will übrigens keineswegs verkennen, daß sie von mannigfachem und viel umfassendem Inhalte ist; nur bedünkt mich, daß dieser Inhalt doch in ihr nicht tief und erschöpfend genug vorgetragen werden kann, um wirkliche und wahrhaft durchgreifende Bildung zu erzeugen, sondern vorwiegend nur einer wissenschaftlichen Oberflächlichkeit dient, welche der Verbreitung ernsterer und gediegener Kenntnisse Abbruch thut. Die Leser unserer Zeitungen hören die Glocken läuten, ohne je dahin zu kommen, wo sie hängen. Sie erhalten von Allem eine ungefähre Vorstellung, aber keineswegs eine genaue und gründliche Bekanntschaft.

Dieser Umstand entwöhnt sie von eingehenderem Forschen und Lesen. Daß in Deutschland so wenig Bücher gekauft und mit Ausdauer und Sorgfalt vorgenommen werden, scheint mir eine Schuld unserer Tagesblätter. Die Sonntagsnummern von vielen derselben enthalten Lesestoff für eine ganze Woche. Sie bieten neben den politischen Nachrichten: wissenschaftliche Abhandlungen, Romane, Gedichte, Reiseschilderungen, Naturbetrachtungen, Literaturbesprechungen, Kunstkritiken und was nicht noch!

Diese Literaturmasse, die wie eine Schneelawine über das große Publikum fällt, scheint eine Voraussagung Leibnitzen's wahr machen zu wollen, die, wenn ich mich recht erinnere, dahin geht, daß er meint: die Literatur werde sich durch ihr eigenes Übermaaß zu Grunde richten.

Was indeß mich betrifft, so muß ich fürchten, die Literatur werde durch ihr Uebermaaß nicht nur sich selbst, sondern auch den Geist des Volkes zu Grunde richten, denn ihr Uebermaaß erstickt in diesem nothwendig nach und nach jeden Drang und jedes Bedürfniß nach einer höheren und gediegeneren Bildung. Die geistige Verflachung wird allgemein und der bessere Geschmack sich mehr und mehr verringern. Daß unter solchen Verhältnissen der Gehalt der Nation verkümmern und sinken muß, liegt auf der Hand.

Vielleicht aber sehe ich zu schwarz und Niemand kann mehr wünschen, daß es der Fall sein möge, als ich.

Am 20. September 1883.

Im Zeitraum weniger Wochen raffte der unerbittliche Tod hinweg den liebenswürdigen Romanschriftsteller Levin Schücking, den russischen Dichter Turgenjeff, den vlämischen Auerbach: Henrik Conscience und den Herzog von Chambord.

Der Letztere, der ein König ohne Thron, ein Herrscher ohne Reich geblieben, konnte sterbend wie der Herzog von Reichsstadt seufzen: „Meine Geburt und mein Tod sind meine ganze Geschichte.“ Was dazwischen liegt, war ein Warten auf eine Einladung des französischen Volkes, den Thron Frankreichs in Besitz zu nehmen. Der Prinz lebte in dem schönen Wahne der Legitimität, daß es für ihn genüge geboren zu sein, um König von Frankreich zu werden. Jeden Morgen meinte er mit dem Rufe: „Majestät“ geweckt zu werden. Noch auf seinem Sterbebette horchte er darnach aus und

seine letzten Bestimmungen betrafen den Roy, den vorrevolutionären Roy, nicht den nachrevolutionären Roi. Es ist bezeichnend für sein Schicksal, daß die Abordnung der Legitimisten, die bei seiner Volljährigkeit, welche nach dem bourbonischen Hausrecht mit dem 13. Jahre eintritt, in Folge der Spaltung zwischen ihm und seinem Großvater, dem alten Herzog von Angoulême, nicht zu ihm gelangen konnte und er also Ritterschwert und goldene Sporen, die sie ihm überbringen sollten, nie erhalten hat. Weder Schwert noch Sporen haben denn auch in seinem Leben eine Rolle gespielt. Er blieb unthätig und wurde frühzeitig dick, wozu die Bourbonen immer Anlage gehabt haben. Ueberdies hinkte er etwas. Er soll nicht ohne Liebenswürdigkeit in seinem persönlichen Benehmen, aber ohne alle Unternehmungslust und jeden Wagemuth gewesen sein. Etwas auf's Spiel zu setzen, war jedenfalls seine Sache nicht. Das Lilienbanner sollte Alles thun und die von dessen Zauber ergriffene Nation mit der demüthigen Bitte vor ihm knien: doch um Gottes Willen wieder seine Huldigung entgegen nehmen zu wollen. Er verließ sich lediglich auf sein Erbrecht und bemerkte nicht, daß dieses ihn und sein Haus längst verlassen hatte und es eines Genie's bedurft hätte, es wieder zurück zu erobern. Ueber seine hinfällig gewordenen Ansprüche ging die Zeit gelassen zur Tagesordnung über. Er ist schon als Thronbewerber abgesetzt gewesen.

Was nun Consciense betrifft, so ist dies ein fremdländischer Novellist, der mir immer sehr sympathisch gewesen ist und von dem schon Theodor Mundt in seiner „Literaturgeschichte der Gegenwart", die 1853 in zweiter Auflage erschien, mit Recht gesagt hat: „Seine Darstellungen behaupten ihre eigenthümliche Wirkung durch den Gegensatz, der darin zwischen dem einfachen, ursprünglichen und naturkräftigen Volksthum und einem verbildeten, corrosiven, in eigener geistiger und sittlicher Auflösung begriffenenen Franzosenthum aufgestellt wird." Bei Conscience ist Alles einfach und schlicht, in kleinen, dem Leben abgelauschten, aber darum nicht weniger poetischen und tiefergreifenden Zügen ausgeführt. Menschen von Empfindung werden kaum wohl eine Erzählung von ihm lesen können, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden. Es liegt Gemüth und Seele in Allem, was er geschrieben hat. Läßt man seine größeren geschichtlichen Romane, wie „Im Wunderjahre 1366" und „Der Löwe von Flandern" ganz bei Seite und faßt nur seine kleineren

Volks- und Dorfgeschichten in's Auge, so hat man da literarische Schöpfungen vom bestrickendsten Reize vor sich. „Der Rekrut", „Der Geizhals", „Der arme Edelmann" und „Die hölzerne Klara" z. B. sind von seltener Frische und bezaubern durch ebenso feine als wahre Schilderung eigenartiger und doch ganz natürlicher Seelenzustände. Die zuletzt angeführte Novelle malt die Mutterliebe unter ganz besonderen Umständen, indem sie uns eine vornehme Frau zeigt, die eine natürliche Tochter im Waisenhause wiederfindet und aus Angst vor einem eifersüchtigen Gatten lange nicht anerkennen darf. Senorita Catalina war mit Lanceloot van Bisthoven in jener furchtbaren Zeit verlobt worden, in der die Spanier die Niederländer katholisch zu machen und um ihre gesetzlichen Freiheiten zu bringen suchten. Krieg, Mord und Todtschlag herrschten im Lande. Umgeben von Zwiespalt, Haß und Feindschaft aller Art, schlossen Catalina und Lanceloot sich um so inniger an einander. Wenige Tage vor ihrer Hochzeit besiegelten sie ihren Bund mit dem Akt der Liebe. Sie durften sich so gut wie vermählt erachten. Die Familien hatten ihre Zustimmung gegeben, die Ehepakten waren aufgesetzt und unterzeichnet. Aber da kam der entsetzliche 4. November 1576, an dem mit unerhörter Grausamkeit die Spanier aus dem Kastell heraus in Antwerpen einbrachen, fünfhundert Häuser in Brand setzten und gegen 50000 Menschen tödteten. Lanceloot kam dabei um, indem er spanische Gastfreunde vergebens gegen seine Landsleute zu schützen suchte. Diese spanischen Gastfreunde waren ein Graf d'Almata und seine Gattin. Der Bruder des Ersteren bewarb sich später um Catalina, die er schon lange geliebt, und obschon sie auf's Aeußerste widerstrebt, ward sie endlich doch von ihrem Vater gezwungen, seine Gemahlin zu werden. Als solche hat sie im Laufe der Zeit ihn lieben und verehren gelernt. Allein der Gedanke an ihre Tochter, der sie im Stillen das Leben gegeben und welche sie einer Dienerin anvertraut hatte, martert sie. Sie kommt aus Spanien in die Niederlande mit ihrem nichts ahnenden Gatten zurück, um sie zu suchen und entdeckt sie endlich in einem Waisenhause, in dem sie neckend wegen ihres vornehmen Wesens die hölzerne Klara genannt wird. Die Art, wie der Verfasser die ausbrechende und immer wieder sich verbergen müssende Mutterliebe zeichnet und wie er den Grafen d'Almata die Wahrheit entdecken und den Fehltritt

seiner Frau in der Anerkennung ihrer Tochter auf die schonendste Weise vor den Augen der Welt gut machen läßt, das Alles ist in dieser Erzählung ebenso taktvoll als psychologisch wahrhaft anziehend und sinnig behandelt. Conscience bekundet in diesen Theilen seiner Geschichte eine Ader von dem dichterischen Naturelle Heinrich von Kleist's.

Wie in der „Hölzernen Clara" die Mutterliebe, so wird in „Der arme Edelmann" die Vaterliebe verherrlicht und zwar in gradezu herzbewegender Darstellung.

Meiner Ueberzeugung nach ist es sehr zu bedauern, daß Conscience, bald nachdem er bei uns bekannt geworden, wieder in Vergessenheit gesunken ist. Soll einmal fremde Literatur bei uns Eingang und Verbreitung finden, so verdienen die Erzählungen dieses vlämischen Schriftstellers vor vielen andern bei uns liebevoll beachtet zu werden. Sie haben etwas von deutschem Geist und Sinn.

Von Turgenjeff darf man sagen, daß er eine äußerst beflissene Einbürgerung bei uns fand, auf die er vermöge seines Genies ohne Zweifel auch ein gewisses Anrecht besitzt. Er ist entschieden ein großer Dichter, reich an Geist, an Erfindung und Gestaltungskraft, aber in Allem der echte Russe Alle seine Geschichten beginnen ohne Einleitung, aus der vollen Mitte heraus und fast immer mit einer Ueberraschung. Sein Styl hat viel Gefälliges und selbst Majestätisches, aber dabei zugleich etwas Sprunghaftes und Wildes. Es ist ein Löwenstyl, der nicht ohne Grausamkeit ist und welcher zuweilen seinen Inhalt mit dem Schweife peitscht oder mit den Krallen seiner Tatze blutig schlägt. Er hat auch im Humor und im Gefühlserguß etwas Raubthiermäßiges. Sie brechen beide dann und wann in eine Art Heulen aus. Sie haben Naturlaute, die entzücken und zugleich entsetzen.

Ich habe manches von Turgenjeff gelesen und immer mit Interesse, doch stets mit der Empfindung des Fremden. Seine Werke zeigen glänzende französische Politur auf rohem slavischem Wesen. Er hat Frankreich auch immer mehr geliebt als Deutschland. Obgleich Deutschland sich weit mehr als Frankreich seinen Ruhm und die Uebersetzung seiner Schriften angelegen sein ließ, trug er seine Liebe und Sympathie doch unausgesetzt nach Paris und für uns Deutsche einen tiefen Groll oder eine verkappte Feindschaft im Herzen.

Vielleicht würde ich das Letztere, wenn es gälte, es durch Beispiele zu belegen, nicht beweisen können; aber instinktmäßig glaube ich es stets aus seinen Büchern herausgelesen zu haben.

Levin Schücking endlich ist der Verfasser einer langen Reihe von Romanen und Erzählungen die immer anziehen und fesseln, wenn sie auch nicht durchweg spannen und befriedigen. Feinen Geschmack und Takt lassen sie nirgends vermissen und wenn ihnen alles Dämonische und Gewaltige fehlt, so wird dieser Mangel ersetzt durch geistvolle Auffassungen des Lebens und der Gesellschaft und eine nicht selten geradezu künstlerische Ausgestaltung. Seine engere Heimath Westphalen ist der Schauplatz seiner meisten Erzählungen. Was Wilibald Alexis für die Mark, ward er für die rothe Erde, nur mehr im modernen Sinne. Er gehört mit Edmund Höfer zu den hervorragensten Romanschriftstellern unserer Zeit.

Am 3. Oktober 1883.

Das „D. Montagsbl." schreibt: „Wie eine alternde Schöne, welche in der „Gesellschaft" unbestrittenen Einfluß besessen, sich nur schwer dazu entschließen mag, das Szepter der gesellschaftlichen Herrschaft in andere und jüngere Hände übergehen zu sehen, wie eine Kokette um so empfindlicher für die wirklichen oder vermeintlichen Stichelreden ihrer Rivalinnen wird, je mehr sie sich selbst insgeheim eingestehen muß, daß ihre Reize und damit auch ihre Triumphe zu erblassen beginnen, so auch mag man sich in Frankreich um keinen Preis dazu verstehen, andere Nationen für ebenbürtig und gleichberechtigt zu halten und danach zu behandeln. Es genügt, daß der greise, ritterliche Herrscher des deutschen Reiches dem Könige von Spanien einige Höflichkeiten erweist, um die gesammte französische Politik schier aus dem Häuschen zu bringen. Als Symptom ist dieser Vorgang um deswillen so bezeichnend, weil er uns und der Welt zeigt, wie wenig es den Franzosen in den letzten Friedensjahren gelungen ist, ihr inneres Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Gäbe es in Frankreich wirkliche Staatsmänner, so hätte man in Paris längst verstanden, daß eine ehrliche und großherzige Politik dem deutschen Reiche gegenüber mit der Devise: „Soyons amis, Cinna!" zugleich auch die vortheilhafteste Staatskunst für die Republik darstellen würde. Leider aber sind alle am Ruder befindlichen, wie auch zur Zeit alle nach dem Ruder strebenden

Politiker dort nur kleine Geister mit beschränktestem Horizont. Sie leben von der Hand in den Mund und von einem Tage zum andern, ohne einer Handlung mit langem Athemzuge fähig zu sein, und wenn sie ihren Kompromiß mit dem Heute abgeschlossen haben, sind sie froh, wenn sie sich für das Morgen eine Aussicht auf eine ebenso klägliche Verständigung zu retten vermochten."

Diese Darstellung scheint mir sehr richtig und einer Aufbewahrung werth. Das französische Volk ist gegenwärtig wirklich ohne allen Halt in sich, kindisch gereizt und aufgebracht, weil es erkennen muß, daß es nicht mehr die Macht und den Einfluß von ehedem in Besitz hat. Der letzte Krieg mit Deutschland und die volle Niederlage, die es darin erlitten, haben es aus allen Himmeln seiner Eitelkeit gerissen. Aber statt sich nun zu bescheiden und in aller Stille wie vormals Preußen nach der unseligen Schlacht bei Jena und den napoleonischen Siegen sich in sich selbst zusammen zu fassen und an ernster, innerer, nationaler Aufrichtung zu arbeiten, verpufft es einen Theil seiner Kraft in lächerlicher Empfindlichkeit und gradezu knabenhaften Demonstrationen, um seinem Aerger und Hasse gegen seinen Ueberwinder Luft zu machen.

Die Vorfälle bei dem Besuche des Königs von Spanien in Paris sind ein schlagender Beleg dafür. Man behauptet nun freilich, daß sie von Straßenbuben hervorgerufen worden seien. Aber als eine johlende Masse durch die Pariser Straßen zog und Napoleon den Dritten mit dem Rufe „Nach Berlin" zum Kriege mit Deutschland drängte, hat man nachher ebenfalls vielfach gemeint, jene johlende Masse hätte aus lauter „Gamins" bestanden.

Darnach also würde neuerdings die französische Geschichte von Straßenjungen gemacht. Und fast sieht es in der That so aus. Es fehlt dem heutigen Frankreich entschieden an einem Manne, der mit eben so viel Anstand und Würde als Nachdruck und Willenskraft die Nation zu zügeln und an sich zu fesseln versteht. Die Nation ist moralisch unterwühlt und sittlich zerfressen, ohne jeden Idealismus und jedes Pathos. Unter diesen Umständen bedürfte sie besonders eines solchen Mannes, um sich an dessen Ingenium aufrichten und erheben zu können. Aus vielen Dingen erkennt man auch, daß sie dies zu thun einige Sehnsucht und vielen guten Willen zeigt. Sie jubelt jedem politischen Emporkömmlinge zu, in der Hoffnung: in ihm den Heiland und Herrn zu finden,

dessen sie so nöthig hat. Bisher sind aber nur Charlatane erschienen, nichts weiter.

Es ist tief beschämend für Deutschland, daß diesem Allem zum Trotz und zum Trotz aller Anfeindungen und Beleidigungen, die es von Seiten Frankreichs erfährt, in ihm noch immer etwas von der hündischen Demuth lebt, welche es vielfach vor dem Fremden und namentlich allem Französischen zu empfinden von jeher gewohnt gewesen ist. In der Mode, im Theater, in der Literatur, in der Kunst und Industrie liegen wir noch immer auf den Knieen vor Frankreich. Hauptsächlich die Presse ist darin von einer wahrhaft erschreckenden Lakaienhaftigkeit. Von vaterländischem Ehrgefühl und nationalem Selbstbewußtsein lassen sich vorerst nur geringe Spuren wahrnehmen. Noch immer werden in unseren Zeitungen der Pariser Salon d. h. die Ausstellungen der bildenden Künste, die Romane und sonstigen poetischen Erzeugnisse, namentlich aber die Theater mit einer Wichtigkeit behandelt, die in gar keinem Verhältniße zu der Beachtung stehen, welche die französischen Blätter diesen Dingen bei uns angedeihen lassen. Sie haben einfach keinen Sinn dafür und wenn sie ja einmal dergleichen erwähnen, geschieht es meist mit Achselzucken und jenem Hochmuthe, der immer noch die Frage aus dem vorigen Jahrhundert auf der Zunge hat: kann ein Deutscher denn überhaupt wohl Geist besitzen? Den Franzosen sind wir noch stets Barbaren, und daß wir ihm das sind, daran tragen unsere Preßorgane die meiste Schuld. Schon 1784 schrieb der aus Frankreich ausgewanderte Rivarol: „Es sind die Deutschen selber, die Europa lehren, ihre Muttersprache gering zu achten.“ Er hätte für Muttersprache sagen können: alles Deutsche, denn ihnen gilt alles Fremde mehr. Ein Deutscher, der drei Jahre in Amerika war, spielt bei der Rückkehr in seine Heimath den Amerikaner. Hört ein Deutscher daheim auf der Straße Russisch, Italienisch oder Englisch sprechen, gleich hält er die Redenden für besonders vornehm. Alles Ausländische imponirt ihm. Und daß dies und vieles andere ähnlich Thörichte geschieht, ist unbezweifelt eine Folge der Geringschätzung, die unsere Tagesblätter gegen alles Deutsche und die Hochschätzung, die sie allem Fremden angedeihen lassen. Das Französische ist ihnen noch stets das Wichtigste. In demselben Augenblicke, in dem Frankreich chauvinistisch nur an Revanche denkt, die Deutschen ausweist, beschimpft und mißhandelt, Wagner'sche Musik nicht hören

will, in demselben Augenblicke haben wir nichts eifriger zu thun, als uns über die Bedeutung Zola's zu streiten, Ohnet zu rühmen und das neueste Stück von Sardou oder Alexander Dümas Sohn zu beklatschen und als Meisterwerk auszuposaunen.

Die Mehrzahl unserer Theaterberichterstatter verfährt geradezu niederträchtig. Ehe sie in die Verherrlichung eines französischen, dänischen, norwegischen oder kurz eines ausländischen Dramas eingeht, beginnt sie regelmäßig damit, daß sie über den Mangel an dramatischen Dichtern und dramatischen Werken bei uns ein jämmerliches Klagelied anstimmt. Dieser Mehrzahl von Berichterstattern sind Begabungen wie Ernst von Wildenbruch, Heinrich Kruse, Wilbrandt, Paul Heyse, Ernst Wichert, Martin Greif, Hermann Lingg, Bulthaupt, Richard Voß, Fitger, Graf Schack, Rudolf von Gottschall, L'Arronge, Anzengruber, Ganghofer, Paul Lindau, Oskar Blumenthal, Bauernfeld, Franz von Schönthan, um nur die hervorragenderen von denen zu nennen, die gegenwärtig noch schaffend sind, kurzweg deswegen nicht vorhanden, weil sie sie für das Lob der Ausländer nicht brauchen können. Um das Lob der Ausländer als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, müssen sie die Inländer als unbedeutend und gering hinstellen. Und diese Hinstellung, die sich tagtäglich wiederholt, veranlaßt natürlich die Theaterleiter und das Publikum, dieser Ansicht sich nach und nach anzuschließen. Sie gewöhnen sich, die deutschen Dramatiker über die Achsel anzusehen und ihnen jeden Antheil und jede Pflege zu entziehen. Was Wunder, daß diese unlustig werden und verkommen, wie wir an gar Manchen das Beispiel haben. Und was Wunder überdies, daß das Ausland und namentlich Frankreich unsere Literatur und Kunst ebenfalls als bloße Stümperei betrachtet? Wenn sie uns immer im Munde führen, uns auszeichnen und preisen, so müssen sie am Ende doch selbst in Literatur und Kunst nur armselig und erbärmlich beschaffen sein, sagen die Franzosen und halten es der Mühe nicht werth, sich darum zu kümmern. Unsere Lieblosigkeit gegen die eigene künstlerische Schöpfung und unsere Kriecherei vor der ihren erhält und nährt ihren Hochmuth. Alle Kunst bedarf der Gunst. Und wo ist Gunst für die Kunst in Deutschland? In der Volksmasse erstickt der Sinn für die Kunst im Materialismus, d. h. im Drang nach Erwerb und Wohlleben. Das goldene Kalb der Juden und die große Diana der Epheser sind die Götter, zu

denen die Menge betet. Für die Kunst hat sie weder Geld noch Zeit. Der geistige Genuß in der Stille der Häuslichkeit und im Schooße der Familie hat aufgehört. Bücher werden wenig gekauft, nur Zeitungen gehalten, die man im Fluge liest und welche, weil sie von Allem etwas bringen, die Bücher ersetzen. Da nun aber in diesen Zeitungen mehrentheils nur abfällig und nörgelnd über deutsche Literatur und Kunst geurtheilt, dagegen ausländische Kunst und Literatur vorwiegend und mit anstaunender Bewunderung besprochen werden, so ertödten eben diese Zeitungen den letzten Rest von Theilnahme in unserem Publikum für deutsche Literatur und Kunst und führen sie denen der Fremde zu. Die Halbbildung treibt es am Aergsten. Die Leute, die Französisch, Englisch, Italienisch sprechen, lesen mit Vorliebe nur in diesen Sprachen und schämen sich nicht, dies auffällig zu bekennen. Wer in Deutschland Russisch, Polnisch, Türkisch oder Rumänisch versteht, benutzt diese Kenntniß sofort, um daraus zu übersetzen. Da er es billig thut und es ihm gewöhnlich leicht wird, die Druckerlaubniß zu erlangen, so findet er auch bald einen Verleger. Dadurch wird der Büchermarkt mit fremden Werken überschwemmt und dem heimischen Schaffen der Boden entzogen. Unsere Vornehmen und Reichen aber, was thun sie für deutsche Kunst und Literatur? Mäcene wie Graf Schack sind selten. Man frage nach ihren Kunstschätzen und Bibliotheken! Ein paar Gypsfiguren, ein Albumtisch und einige Familienbilder — das ist Alles, was man bei ihnen findet. Und unsere Fürsten und Könige! Auch auf den Thronen sieht es in der hier in Rede stehenden Beziehung nicht viel besser aus. Im hohen Hause der Wittelsbacher in München war ein schöner Zug zu Literatur und Kunst von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden. Es ward dort eine Zeitlang Großes geleistet. Baukunst, Malerei und Skulptur blühten mächtig auf, dann wurden Literatur und Wissenschaft hoffähig und endlich die Wagner'sche Musik in Pflege genommen. Allein ein unseliger Unstern, der über diesem Allen gewaltet, hat zwar nicht verhindert, daß München eine Kunststadt geworden, wohl aber, daß ein frisches und fröhliches Gedeihen der Kunst darin sich vollzogen hat. Die sonstigen deutschen Fürstenhöfe zeichnen sich wenig durch sinnige Kunstpflege aus. Stuttgart ist ein todter Punkt dafür. Dresden kaum mehr; Darmstadt, Karlsruhe, Weimar haben zuweilen künstlerische Anwandlungen, aber auch nicht mehr. In

Berlin nöthigt die Machtstellung zur Beachtung nationaler Literatur und Kunst; ich sage: nöthigt; aus eigenstem, innerstem Antriebe haben die Hohenzollern noch wenig dafür gethan. Ihr berühmtester Herrscher, Friedrich der Große, der Philosoph von Sanssouci, und selbst ein Schöngeist, huldigte dem französischen Genius und Voltaire. In Hinsicht der deutschen Literatur rechnete er es sich als Verdienst an: sich nicht um sie gekümmert und ihr die volle Freiheit der Entwickelung gelassen zu haben. Schiller läßt in Bezug darauf „die deutsche Muse" singen:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Und an diesem so mühsam, einzig durch eigene Ausdauer und Kraft errungenen Werthe müssen wir in thörichter Verblendung und Fremdliebhaberei unausgesetzt die Deutschen ihr Müthchen kühlen sehen. Wir müssen sehen, daß sie diesen Werth nichtachten und dem Ausländischen zu Liebe ungebührlich herabsetzen, daß sie den heimischen Dichtern und Künstlern beinahe alle Aufmunterung, allen Muth und alle Lust zum Schaffen nehmen und dagegen fremden Genien und Musen die überschwänglichste Verehrung zuführen. Diese fremden Genien und Musen aber, so blendend, einschmeichelnd und verführerisch sie auch sein mögen, was können sie schließlich Anderes thun, als unser Volk in seiner Wesenheit zu verwirren, zu entarten und zu Grunde zu richten? Frankreich, das wir durch unsere moralische Kraft besiegten, unterwirft uns durch seine Entsittlichung.

Diese Wahrnehmung empört mich bis zum lauten Aufschreien.

Am 31. Januar 1884.

Das neue Jahr hat sich ziemlich sonderbar und erschreckend eingeführt. Wir leiden weder unter Krieg noch Pestilenz, doch herrscht fast überall Angst und beklemmende Sorge. Mehr und mehr offenbart sich ein Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden. Die Raubmorde mitten im Schooße der großen Städte und auf dem flachen Lande nehmen in grausenerregender Weise zu. Köln, Straßburg, Stuttgart, Wien und manche Landschaft Deutschlands haben schauderhafte Beispiele geliefert, so daß es fast den Anschein gewinnt, als wäre eine große Mörderbande über unser Vaterland verbreitet, und als könnte es nicht lange mehr dauern, bis eine allgemeine soziale Umwälzung ausbricht.

In Paris, Spanien und der übrigen Welt sieht es ebenfalls bunt genug aus. Der französischen Republik fehlt dauernd ein Staatsmann. Fast scheint es, als wäre Thiers das letzte Stückchen von einem solchen gewesen, das Frankreich besaß. Noch schlimmer aber ist, daß der französischen Republik nicht nur ein Staatsmann sondern auch die Republikaner fehlen. Jeder Emporkömmling darin zeigt sogleich Lust und Trieb sich zum Usurpator zu machen. Der Staatsstreich liegt dort immer in der Luft. Wie in Frankreich in der Republik der Monarchismus, so spukt unter dem Monarchismus in Spanien die Republik. Emilio Castelar kann für ihren Statthalter gelten. Dieser Spanier ist ohne Zweifel ein begabter und geistreicher, aber, meiner Ansicht nach, zugleich auch ein ziemlich hirnverbrannter Mensch. Weil er das Königthum haßt und Deutschland darin noch stark ist, verabscheut er dasselbe und donnert es mit seinen Reden nieder. Seine Reden sind schön und begeistert, allein zugleich so phantastisch und überspannt, daß sie wie ein glänzendes Feuerwerk spurlos verpuffen. Von den romanischen Nationen sind es gegenwärtig nur noch die Italiener, die etwas wie Staatsmänner in sich erzeugen und ausbilden.

Am 25. März 1884.

Es herrscht gegenwärtig eine ziemlich freudlose und unerquickliche Zeitstimmung. Es geht ein Zug von Herzensroheit, von Auflehnung gegen jede Autorität, von Rücksichtslosigkeit und Skandalsucht durch die Welt, unter dem alle besseren Regungen der Menschheit hinsiechen und absterben: Literatur und Kunst bezeugen

das einigermaßen. Der Idealismus, die großen Ideen, ein erhabenes Pathos und ein hinreißender Schwung treten darin kaum noch zu Tage. Die Schönheit, die Winkelmann noch der höchste Endzweck und Mittelpunkt der Kunst war, ist heut zu Tage vom Realismus verdrängt und durch die naturalistische Wahrheit ersetzt worden. Es giebt keine Regel mehr, keine Form. Man will nur den Ausdruck der Natur und welcher Natur! Je häßlicher, je widerwärtiger, desto besser! Wir leiden entschieden unter einem schlechten Geschmacke. Ich las neulich in den Aufzeichnungen des Franzosen Joseph Joubert: „Um verdorbenen Völkern zu gefallen, muß man ihnen Leidenschaften schildern, die eben so ungeordnet sind, wie ihr eigenes Leben; die Seelen solcher Völker schmachten nach Excessen."

Sind wir bereits auf diesem Standpunkte? Ich hoffe, noch nicht ganz, aber wir neigen dazu und hauptsächlich durch unsere Vorliebe und Nachahmungssucht alles Fremden. Der deutsche Genius wird nicht nur beleidigt dadurch, sondern auch verdorben, denn indem wir die Excesse anderer Nationen bereitwillig adoptiren, impfen wir der unseren ihre geistige und sittliche Verkommenheit, ihre geistigen und sittlichen Laster und Sünden nach und nach in entwürdigender Weise ein.

Ich habe seit lange dagegen gekämpft, aber fast immer nur Achselzucken und Widerspruch gedankenloser Köpfe gefunden. Doch weiß ich sicher, daß meine Ansicht eines Tages Anklang finden und zum Durchbruch gelangen wird. Möge es dann nicht zu spät sein!

Für mich gilt in der Kunst immer noch Schiller's Vers an Goethe:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Am 8. April 1884.

Am Morgen des 6. April starb in Lübeck Emanuel Geibel, der nach meiner Ansicht ein wahrhaft bedeutender und liebenswürdiger Dichter war, ein Dichter, bei dem Alles in holder Uebereinstimmung erschien, edler Inhalt, echt deutsche Gesinnung und schöne Form.

Mir ist er von jeher lieb und werth gewesen und ich habe mit am Lebhaftesten jene ungerechte Anschauung bekämpft, die in Geibel nur den Backfischpoeten erkennen wollte. Weil er nicht witzelte,

keine Zweideutigkeiten schrieb und es vermied mit seinem Musenroß in die politische Arena gesprengt zu kommen, um es im Schulritt einer Partei zu zeigen, ward ihm jene spöttische Bemerkung gegeben, die er nachher, als die Idee von Kaiser und Reich in Deutschland ins Leben trat, so glänzend zu Schanden gemacht hat. Geibel selbst hat durch seine „Heroldsrufe" seine Stellung in der Literatur bestimmt. Der Vers von Max von Schenkendorf, den er denselben als Leitwort vorsetzte, ist bezeichnend dafür:

„Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun,
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Vom Kaiser und vom Reich."

Durch volle dreißig Jahr hindurch, von 1840 bis 1870, sehen wir, wie er träumend und wachend, den Glauben an Kaiser und Reich in der Seele hegt und bewegt, ihn befestigt und zur unumstößlichen Überzeugung ausbildet. In seinem „Thürmerlied" (1840) warnt er die Deutschen vor ihren Feinden im Osten und Westen und indem er sie auffordert ihre „Schwerter für die Schlacht zu wetzen", heischt er zugleich von ihnen:

„Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt;
Keusch im Lieben, fest im Glauben
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt!
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohlgestellt."

Dies Gedicht ist in seinen Rhythmen breit und umständlich, im Inhalt allgemein und unbestimmt, aber doch läßt es daraus schon alles Das wahrnehmen, was Deutschland Noth thut: keusche Liebe, fester Glaube, treuer Muth und — Einigkeit! Im „Gesicht im Walde" (1841) sieht er nächtlicher Weile drei Riesen ein zwei-

schneidiges Schwert schmieden, dessen Griff als Kreuz gestaltet ist und hört dazu singen den ersten Riesen:

„Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.

„Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig sein
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!" —

den zweiten:

„Es hat zu Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.

„Wie Sturmesrauschen klingt es, wenn er kreist,
In seinen Fängen trägt er Blitzeskeile;
Die Rabenbrut entflieht, wo er sich weist.

„Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde sei das Werk gethan;
Das Kreuzesschwert hat Eile, Eile, Eile!" —

den dritten:

„Die Zeit ist schwanger, aus den dürren Schollen
Wird eisern aufgehn eine Kriegersaat;
Sein rothes Banner wird der Kampf entrollen.

„Drum schreiten hohe Geister früh und spat
Durch's deutsche Land und pochen an die Thüren
Und mahnen laut: der Tag des Schicksals naht!

„Viel eitles Blendwerk wird der Feind erküren,
Mit Lächeln locken, dräu'n mit Blitzgeschoß:
Oh, lasse keiner dann sein Herz verführen!

„Denn Füße nur von Thon hat der Koloß
Und stürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend seiner Knechte Troß.

„Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Ihr Bälge blast, ihr Funken sprüht empor!
Das Schwert des Sieg's hat Eile, Eile, Eile!"

Man sieht: hier taucht mit der Erwähnung des Kyffhäuser auch bereits die deutsche Kaiseridee und mit ihr zugleich die Hoffnung ihrer Erfolge auf. Wie richtig charakterisirt er die Feinde, gegen die sie aufzutreten und sich zu behaupten haben wird!

In demselben Jahre klagt er in „Was uns fehlt" über die Nüchternheit und Erbärmlichkeit der Welt, indem er seufzt:

„Die groß geschaut und groß gebaut, sie schlummern in den Särgen,
Auf ihren Gräbern kriechen wir als ein Geschlecht von Zwergen,
Nichts blieb uns, als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,
Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten."

Was aus dieser Versunkenheit retten könne, meint er zum Schluß, das sei allein „der Geist der Liebe",

„Denn wo die Liebe wohnt, da hat ein ew'ger Lenz begonnen,
Da grünen alle Wälder auf, da rauschen alle Bronnen,
Ihr offenbart sich, was dem Blick der klugen Welt verborgen,
In trüber Dämm'rung sieht sie schon den rosenrothen Morgen,
Das Brausen wird ihr zur Musik, zum Reigen das Gewimmel,
Helljauchzend steigt ihr Lied empor auf Flügeln in den Himmel;
Sie ist ein Kind und doch ein Held mit unbesiegten Waffen,
Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wunder schaffen."

Diese Strophen kennzeichnen die Dichtung Geibel's. Sie athmet den „Geist der Liebe" und weil sie Wunder glaubt, so schafft sie sie. Sie hat das Ihre redlich gethan, die Heldenthaten von 1870 und 1871 in's Leben zu rufen.

Als er 1842 „An das Vaterland" singend, diesem bekennt, daß er innig mit ihm verwachsen, alle seine Wonnen und Schmerzen theilt, schließt er:

„Wie den Spalt in deinem Schaft,
Der durch Mark und Rinden
Unvernarbt noch immer klafft,
Lernt' ich zu verwinden.

„Doch der Hoffnung auch entsagt
Meine Seele nimmer,
Daß dereinst ein Morgen tagt,
Der ihn schließt für immer."

1843 in „Ein Lied am Rhein" bringt er sein erstes volles Glas rheinischen Rebensaftes dem deutschen Volke, so weit über diesem der blaue Himmel lacht, dar, denn:

„Was kümmert's mich, auf Stein und Holz
Wie deiner Wappen Farben streiten!
Ich meine dich, das jüngst noch stolz
In Hamburg's Brand zusammenschmolz,
Korinthisch Erz für alle Zeiten?"

Das zweite weiht er dem deutschen Geiste:

> „Der gleich dem wilden Sohn der Trauben,
> Wenn er im Lenze braust und gährt,
> Zu süßerm Feuer nur sich klärt,
> Dir Geist voll Liebe, Kraft und Glauben."

Das dritte leert er auf Deutschlands und sein eigenes Hoffen:

> „Dem Wort ein fröhlich Auferstehn,
> Dem freien Kampfe der Gedanken!
> Laßt kühn des Geistes Stürme gehn!
> Was Spreu ist, mag wie Spreu verwehn,
> Was Felsen ist, wird doch nicht wanken."

Der Schlußvers lautet:

> „Vorwärts heißt unser Losungswort,
> Und durch die Reihen rauscht's im Volke;
> Ein Schneegestöber bräut von Nord
> Und dort im Westen murrt die Wolke.
> Vorwärts darum am eignen Herd,
> Daß Jena's Schmach sich nicht erneue,
> Vorwärts! Und wenn's der Tag begehrt,
> Dann blitz', in jeder Faust ein Schwert,
> Und Gott mit uns und deutsche Treue!"

Was Geibel ersehnt, erwünscht, legt dies Lied klar an den Tag: ein einiges Deutschland, einen männlichen, zu geschichtlichen Großthaten erzogenen und gestählten Volksgeist und darum freie Presse, Verfassung, Parlament, damit, wenn eines Tages Rußland droht und Frankreich anrückt — diese Staaten hat er immer und von Anfang an für feindlich erkannt, Italien aber hält er der Sympathie für Deutschland fähig („Italien 1841") — Deutschland kein zweites Jena erlebe, sondern sieghaft werde. An Gottes Beistand und der deutschen Treue zweifelt er unter solchen Umständen keinen Augenblick.

In den Sonetten, die er von 1843 bis 1844 gedichtet, erklärt er, daß es gegen seine Dichternatur sei, sich in das Treiben der Parteien zu mischen und daß er, seinem Sterne folgend und allein gehend, in allen Gefahren der Zeit bei seinem Gesange wie Kaiser Max auf der steilen Hochalp von einem Engel sich geleitet fühle.

Dieser Engel wehrt ihm sich „im Lenz durch Grün und Rosen wallend", harmlosem Genusse hinzugeben oder „im Zauberwald der Sage" einem weißen Edelwilde nachzujagen. Er raunt ihm unausgesetzt leise zu: daß er in rauhen Tagen, unter dem Schalle der

Waffen lebe und die Zeit wie die Sphinx von Theben den Dichtern ihr Räthsel zu rathen gebe

„Und löst er's nicht, ihn in den Abgrund stürzen wird."

Er seines Theils forscht dem Räthsel sorgsam nach und bei diesem Nachforschen erkennt er, daß, so sehr er auch die Freiheit im Sinne trage, er doch „grimmer als Despoten" den Pöbel hasse, der sich die Herrschaft anmaße. Er kann daher auch dem Volke nicht schmeicheln, das nur den Umsturz und nicht die Aufrichtung des heiligen Vaterlandes will, wie Schill, wie Theodor Körner sie ersehnten und anzubahnen suchten. Ihm gilt es

„Den großen Tag des Schicksals zu erwarten"

an dem:

„Ein Mann der Noth, ein Nibelungenenkel"

den toll gewordnen Renner des Jahrhunderts

„Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel."

Er empfindet in vorahnender Seele bereits, daß nur von einem Kriege Heil zu erwarten sei.

„Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein —
Deutschland ist todtkrank — schlagt ihm eine Ader!"

1845 ist dem Dichter ein Jahr, in welchem er drei sonderbare Gesichte hat. Das erste „Mene Tekel" zeigt ihm die Welt, die um das goldene Kalb tanzt und in ihrer gedankenlosen, überschäumenden Lust das Elend und die Verzweiflung des hungernden Volkes nicht sieht. Er singt:

„Sie haben Augen und sehen's nicht,
Sie prassen fort und lachen,
Sie hören's nicht, wie zum Gericht
Schon Balk' und Säule krachen;
Lauter jauchzt der Geige Ton —
Ihr Männer und Weiber von Babylon
Mene Tekel Upharsin!"

Es ist die soziale Bewegung, die er verkündet. In dem andern: „Eine Septembernacht" erblickt er im Lübecker Rathskeller Marx Meier und Jürgen Wullenweber, die zwei verwegenen Häupter der alten Hansa, beim Glase Wein und vernimmt, wie der Erste spricht:

„Dreihundert Jahre sind's, da sprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;
Doch war ein Geist des Unheils seit dem Tag
Mit meiner Heimath Heer und Flotte. —

Was Menschen bauten, wird des Windes Spiel,
Nur Gottes Rathschluß bleibt beständig;
Die Hansa sank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig.

„Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie spüren's all' erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume.
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden fröhnig,
Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!

„Frisch auf mein Volk, du großes Vaterland,
Treueinig, wie ich's nimmer durfte schauen,
Vollführe du, was mir im Herzen stand,
Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen!
Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Lehen:
Mit Kugeln gieb den Zoll! Es soll mein Geist
Am Steuer deines Heerschiffs stehen."

Hier finden wir den Kampf um Schleswig-Holstein und die Wiedererstehung der deutschen Flotte angedeutet, dazwischen aber immer auf's Neue die Einigkeit der deutschen Stämme als Grundgedanke seines Hoffens und Wünschens niedergelegt.

Im dritten endlich glaubt er in einer Sturmnacht Deutschland, das „treueinige" Deutschland, als Dornröschen dem Erwachen nahe.

„Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Trommetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser!"

1846, da er in seinem Hage einen kronenlosen, vom jähen Wetterschlage zerspaltenen Eichbaum neue Sprossen treiben sah, jubelt er:

„Da kam auf mich hernieder
Ein frischer Hoffnungstraum:
Getrost! So grünt auch wieder
Dereinst des Reiches Baum."

Kaiser und Reich, da stehen sie bereits 1846 fix und fertig vor ihm! Und unter der Gewalt ihres mächtigen Eindrucks tritt er begeistert für die Sache der deutschen Herzogthümer ein. Sein „Protestlied" mit der steten Wiederholung:

„Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben."

sowie sein „Kriegslied" mit der wiederkehrenden Reimzeile: „Das Eisen bricht die Noth" sind Gedichte von unwiderstehlicher Kraft und Schönheit. Sie athmen urkräftigen Schwung und wahrhaft volksthümlichen Geist. Eben so herrlich sind die derselben Bewegung gewidmeten „Sonette", in denen er auch an das verloren gegangene Elsaß erinnert und den Münster von Straßburg, dem Versuche des Dänen: ein Glied vom deutschen Leibe zu schlagen, mit Spannung folgend, sagen laßt:

„Gelingt's ihm: weh, so will im Staub ich trauern,
Die Gluthen meiner Rose sollen bleichen,
Mit Seufzern will ich sprengen Thurm und Mauern.

„Doch glückt's ihm nicht, so soll's mir sein ein Zeichen:
Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern,
Einst werd' ich ausgelöst mit Schwertesstreichen."

War dieser Sänger nicht auch ein Seher? Aber sein Seheramt ist für seine Muse mit vielfachen Niederlagen und Schmerzen verknüpft. Als 1850 die Sache Schleswig-Holsteins verloren schien, da stöhnt seine „Klage":

„Ach, da's um Treu und Muth bei uns gescheh'n,
Da neigt ihr Haupt und starb die deutschen Ehre —
Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
Dort liegt sie eingescharrt; die Winde gehn
Mit Pfeifen drüber hin. Wann wird sie auferstehn!"

Mißmuthig und verstimmt reitet er aus der lauten Welt in den stillen Wald und läßt dort sein Rößlein grasen, während er selber, in weiches Moos gebettet, allerlei „Böse Träume" hat. Unter Anderem heißt es darin:

„Ich sah wie ein Karfunkel
Verschmäht am Kreuzweg lag;
Vom Staube war er dunkel,
Zerspellt von Stoß und Schlag.
Die Krone der Welt zu schmücken
Geschaffen däucht' er mir;
Nun haschte nach den Stücken
Der fremden Raben Gier."

Trotz Allem jedoch beschließt er in „Fahnentreu“:

„Kannst du nimmer siegen,
Zeugen darfst du frei
Durch ein stolz Erliegen
Für dein Feldgeschrei.

„Bis sie dich durchbohren,
Trutze drum und ficht;
Gieb dich selbst verloren,
Nur dein Banner nicht.

„Andre werden's schwingen,
Wenn man dich begräbt
Und das Heil erringen,
Das dir vorgeschwebt.“

1851 in „Ein Gedenkblatt“ erinnert er sich schmerzlich, daß man „am Samstag Morgen vor Palmarum, da man Neun und Vierzig schrieb“, am Main im König von Preußen einen deutschen Kaiser gewählt und die Wahl abgelehnt worden. Er endet mit dem Seufzer

„Oh wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Gestirnung wieder!“

Sieht er doch in dem Gedicht „An F. C. (Fürst Carolath) den Einfluß Oesterreichs neuerdings im vollen Gange und durch die „Konferenz in London“ 1852 „das Land am blauen Sunde verrathen und verkauft.“ Es sind freudlose, schwere Jahre, die er nun durchlebt und in denen ihn nichts tröstet und aufrecht erhält, als die Erwartung, daß die Dinge doch endlich zum Besten sich wenden müssen. In „Ungeduld“ 1857 lautet der Schluß:

„Wir können's kaum erwarten:
Wann wird die Eiche grün?
Wann wird im deutschen Garten
Die Kaiserkrone blühn!“

Und 1858 hebt „Wann, o wann?“ mit dem Aufschrei an:

„Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, oh Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut?“

1859 ruft er den Deutschen „Seid eins!“ zu:

„Seid eins im Glück, seid eins im Leiden,
In Wort und That, in Spruch und Schlag,
Was auch der Erbfeind, euch zu scheiden,
Verheißen oder dräuen mag!

Wer dieser Erbfeind sei, offenbart der „Gesang der Prätorianer", in welchem auf satyrische Weise der Napoleonismus gefeiert wird:

„Heil dem Gewalt'gen, Heil dem Kaiser,
Dem Herrn im blut'gen Kriegsgezelt!
Er giebt uns Gold und Lorbeerreiser,
Wir geben ihm dafür die Welt."

Doch verzagt Geibel davor nicht; muthig spricht er zu seinen Landsleuten in „Einst geschieht's":

„Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volk's der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

„Schlage, schlage denn empor
Läutrungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!"

So sicher und genau sagte unser Poet das Kommende voraus. Allein bei aller Genauigkeit und Sicherheit seiner Voraussagung ward er zugleich nicht müde, seine Deutschen aufzufordern: wach und auf der Hut, vor allen Dingen einig zu sein. Die letztere Aufforderung hat er von den sterbenden Lippen Schiller's geküßt und um sie eindringend und wirksam zu machen, erinnert er an die Schlacht von Chäronea, in der die Griechen ihre Freiheit und Unabhängigkeit verloren. Von Hellas redend, mahnt er:

„Was half dir da der Musen
Verhängnißvolle Gunst,
Im götterreichen Busen
Das heitre Licht der Kunst?

„Der Tiefsinn deiner Weisen,
Der Sänger Lorbeerzier,
An jenem Tag von Eisen
Was frommt' es alles dir?

„Ach, krank im Kern des Lebens
Von eifersücht'ger Gluth,
Verströmtest du vergebens
Dein letztes Heldenblut.

„Weil du gelöst mit Pochen
Des Pfeilbunds stark Geflecht,
Sank, Schaft für Schaft zerbrochen,
Dahin dein ganz Geschlecht.

„Mit ehrnem Schluß die Zügel
Ergriff Barbarenhand —
Oh schau in diesen Spiegel,
Schau her, mein Vaterland!“

Deutschland in allen seinen Stämmen einig und treu verbunden zu sehen für die Tage der von außen drohenden Gefahren, ist seine beständige Sorge bei Tag und Nacht. Bald zweifelt er daran, bald hofft er darauf. Mehr und mehr jedoch beginnt er Vertrauen in die Zukunft zu gewinnen. In „Tempora mutantur“ bespricht er mit einer wahrhaft Beranger'schen Anmuth und Liebenswürdigkeit die Veränderungen der Welt, welche durch die Anwendung der Dampfkraft und des elektrischen Drahtes hervorrgerufen worden sind. Diese realistischen Veränderungen haben auch den Geist verändert.

„Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr“ so lautet die Schlußzeile einer jeden der sieben Strophen. In der vorletzten heißt es:

„Wohl trugen wir das Vaterland im Herzen,
Doch liebten wir wie Knaben, stumm und zart;
Zum Freund nur sprach der Freund von seinen Schmerzen
Und von dem Kaiser mit dem Flammenbart.
Das Wort vom Reich, ob niemals ganz verklungen,
Doch scheu nur ward's geflüstert dort und hier —
Heut rauscht es fort im Volk von tausend Zungen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.“

Mit dieser Verwandlung ist er natürlich sehr zufrieden und sie versöhnt ihn einigermaßen mit der anderen, die mit dem Schwellen und Brausen, der Lebensströme auch „die Gier nach Gewinn und Genuß“ in der modernen Menschheit wachsen machte. Tritt doch immer bewußter, immer stärker in ihm die Zuversicht auf, daß „in der Zeiten Hintergrunde“ noch Ereignisse von großer geschichtlicher Bedeutung schlummern und daß dabei der Deutsche noch einmal das Schwert in die Wagschale zu legen haben werde. Sein Gedicht „Geschichte und Gegenwart“ (1861) drückt das in erhebenster Weise aus. Es athmet das volle Pathos hölderlinischer Poesie und gipfelt in dem Verse:

„Und ob sich rings Gewitter thürmen
In West und Ost um unsern Pfad,
Uns schwant, daß auch in diesen Stürmen
Ein gottgesandter Frühling naht;

Und aus der Kräfte dunklem Gähren
Umwittert uns verheißungsvoll
Der Hauch, der, was erstarb, verzehren
Und was da lebt, verjüngen soll."

In demselben Jahre beschäftigt ihn „Deutschlands Beruf", den er schon damals in der Erhaltung des Friedens in allen Wirren der Zeit erkennt:

„Macht Europa's Herz gesunden
Und das Heil ist euch gefunden."

Worin er jedoch die Gesundheit von „Europa's Herz" d. h. von Deutschland und das Heil der gesammten Welt meint erblicken zu müssen, das besagen auf das Klarste die Schluß-Strophen dieses herrlichen Gedichtes, die nachstehend lauten:

„Sein gefürstet Banner trage
Jeder Stamm, wie er's erkor,
Aber über alle rage
Stolz entfaltet eins empor,
Hoch, im Schmuck der Eichenreiser
Wall' es vor dem deutschen Kaiser.

„Wenn die heil'ge Krone wieder
Eine hohe Scheitel schmückt,
Aus dem Haupt durch alle Glieder
Stark ein ein'ger Wille zückt,
Wird im Völkerrath vor allen
Deutscher Spruch auf's Neu erschallen.

„Dann nicht mehr zum Weltgesetze
Wird die Laun' am Seinestrom,
Dann vergeblich seine Netze
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Koloß im Norden.

„Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

1862 weiht er dem heimgegangenen Ludwig Uhland neidlos eine rührende und pietätvolle Todtenklage, in der er von dem Sänger rühmt, daß er:

„Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war,"

dessen „Mund nie ein Spruch entflossen, der seines Volks nicht würdig gewesen."

Mit derselben Wärme preist er die „Reformation", indem er inbrünstig betet:

„Aus dem dunkeln Schriftbuchstaben,
Aus der Lehr' erstarrter Haft,
Drin der heilge Geist begraben,
Laß ihn auferstehn in Kraft!

„Laß ihn über's Rund der Erde
Wieder fluthen froh und frei,
Daß der Glauben Leben werde
Und die That Bekenntniß sei."

An seinen Freund Ludwig Argidi richtet er 1863 eine Ode, in der er seiner Bekümmerniß Ausdruck giebt über „den Zwiespalt im Vaterlande," „über den Parteien-Starrsinn im Staate," über „die kühnstrebende Priestermacht jenseits der Berge," indem er fast verzweifelnd seufzt:

„Das Schöne selbst dient üppigem Spiel, es kehrt
Von strenger Hoheit Zauber die Welt sich ab,
Und hüllt des Schwächlings flache Stirne,
Weil sie bequem sich erreicht, in Lorbeer."

„Ist dies der Einbruch sinkender Todesnacht?
Ist's Morgenzwielicht, drin die Gespenster sich
Der Finsterniß noch einmal rühren,
Mächtiger rühren, bevor der Hahn kräht?"

Aufzuathmen beginnt er 1864: „Beim Ausbruch des Krieges" mit Dänemark und begeistert feiert „Das Lied von Düppel", „Die märkischen Jungen", die sieghaft ihr Blut verspritzten, „um den Feind zu schlagen und Schleswig frei zu machen." Aber zum lauten Jauchzen sieht er noch keinen Anlaß und zum „Musikfest" hört man ihn traurig stöhnen:

„Durch der Weisen Jubelton,
Durch den Prunk der Reden
Hör' ich fern ein Dröhnen schon
Eh'rner Schicksalsfäden.

„Ach, und will im Wein ich dann
Was mich quält, ersticken,
Schaut mich draus die Zukunft an
Mit Medusenblicken."

1865: „In den Tagen des Konfliktes“ ruft er entsetzt:

„Erhitzt bekämpfen sich die Reihen
Zur rechten und zur linken Hand,
Und über'm Haber der Parteien
Denkt keiner mehr an's Vaterland.“

In „Zur Antwort“ vertheidigt er mannhaft seine eingenommene Stellung, die ihm wehrt, sich in den Streit der politischen Meinungen zu mischen. Dies kurze aber wuchtige Lied lautet also:

„Wenn von außen der Feind uns droht,
Wohl mit klingenden Saiten
Im gewappneten Aufgebot
Ziemt's dem Dichter zu schreiten.

„Eisern wie ein geschwungnes Schwert
Soll sein Hymnus ertönen,
Bis ihm gnädig ein Gott bescheert,
Siegerstirnen zu krönen.

„Aber wo mit Gewalt und List
Haupt feindselig und Glieder
Sich befehden im innern Zwist,
Da verstummen die Lieder.

„Eh' sie diente, der Volkspartei'n
Zwietracht weiter zu tragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen.“

Seine wahrhaft keusche, wohllautende und reingestimmte Harfe diente eben unentwegt und immer nur dem einen großen Gedanken von der Machtstellung Deutschlands und seinem läuternden Einflusse auf die Welt.

Im Dezember dieses Jahres singt er sein erzgepanzertes Lied: „Eiserne Zeit“, das in seiner stets wiederkehrenden Schlußzeile: „Eisern, eisern' ist die Zeit“ einen wahrhaft erschütternden Eindruck macht. Entsetzt darüber, daß er den österreichischen „Doppelaar mit dem Aar der Zollern“ im Streite findet, offenbart er schön beredt das Verhältniß, in welchem er Oesterreich und Preußen sich zu einander denkt und wie es nun ja auch wirklich besteht. Emanuel Geibel auch hier als den heiligen Seher seines Volkes und seiner Zeit erkennen lassend, heißt es in diesem Gedicht:

„Dort ein Kaiserthum im Ost,
Hier ein Reich vom Fels zum Meere,
Eins des andern Schirm und Trost,
Beide gleich an Macht und Ehre —“

Damals freilich mußte er noch jammern:

„Schöner Traum, wie liegst du weit!
Eisern, eisern ist die Zeit.“

Aber still im Innern ahnte er doch bereits, daß eben nur eine eiserne Zeit das Heil unseres Vaterlandes und des Jahrhunderts aus ihrem Schooße gebären könne und so ruft er zum Schlusse denn getrost:

„Brich herein denn Schicksalstag!
Ende diese Noth im Wetter!
Unter Sturm und Donnerschlag
Send' uns einen Hort und Retter!
Deutschlands Purpur liegt bereit,
Eisern, eisern ist die Zeit!“

In „Das Lied vom Reiche“ aber heißt es:

„Verzage nicht,
Die Zähne beiß zusammen!
Es fügt sich doch
Wofür so hoch
Die besten Herzen flammen.

„Es wird die Noth
Ihr laut Gebot
Im Schlachtendonner sprechen;
Und kommt's nicht jetzt,
So kommt's zuletzt
Mit Biegen oder Brechen.

„Das ist die einz'ge Sühne,
Das ist des Liedes Schluß,
Das ist der Lenz, der grüne,
Der endlich kommen muß:
Voll Macht und Ruhm
Das Kaiserthum,
Dem freien Volk zum Frommen.
Drum wie's auch tost,
Herz, sei getrost!
Das Reich wird dennoch kommen.“

Der Krieg und die politische Auseinandersetzung Preußens mit Oesterreich 1866 bringen Geibel neue Hoffnung und Erwartung in's Herz. „Am Jahresschlusse“ tönt es von seinen Lippen:

„Hast du endlich allverständlich,
Schicksal, deinen Spruch gethan,
Und wie Frühlingsbrausen endlich
Weht's das deutsche Leben an?
Ja, der Bannfluch ist gebrochen,
Der beklemmend auf uns lag,
Und befreit, mit Herzenspochen,
Grüßen wir den jungen Tag.

„Wo an Böhmens wald'gen Borden
Siebenmal die Schlacht getobt,
Hat der schwarze Aar vom Norden
Seiner Schwingen Kraft erprobt;
In den Staub von ihm getrümmert,
Sank die Fessel, die so lang
Jeden Hoffnungstraum verkümmert,
Der aus deutscher Seele sprang."

Auf den ersten Blick läßt sich aus diesen Worten gewahren, wie klar und richtig unser großer Dichter die Lage der Verhältnisse erfaßt und in ihren Folgen berechnet hat. Er sieht den Anfang dessen, was seit lange die Sehnsucht und der Wunsch seines echt vaterländischen Herzens war. Aber, voll tiefer staatsmännischer Erkenntniß, wie er ist, läßt er sich durch die errungenen Siege nicht übermüthig und verblendet machen, sondern ruft weise dem ruhmgekrönten Preußen zu:

„Wallt denn, eurer Lorbeerzweige
Würdig, unserm Volk voran!
Jeder eitle Hader schweige,
Jeder Hohn sei abgethan.
Zeigt, wie schön dem Heldenmuthe
Weisheit sich und Güte paart,
Und am stammverwandten Blute
Ehrt des Geistes Eigenart."

Mit ergreifender und rührender Wärme predigt er das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen und unter dem Schirm und Schutze dieses Bündnisses sieht er im Geiste das, was in der That unter ihm gekommen ist: die Einigung Deutschlands und sein Kaiserthum. In aufjauchzender Seligkeit fordert er für das heilige Opferfeuer auf dem Heerde des Vaterlandes:

„Werft der Eifersucht Gedanken,
Werft den alten Groll hinein!
Brausend auch die letzten Schranken
Spült hinunter dann der Main.

„Oh wann kommst du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt!“

Bei der Eröffnung des ersten norddeutschen Parlaments warnt er vor einem all' zu ängstlichen und gewissenhaften Ausbau der Verfassung, indem er voraussehend, daß sie doch nur eine vorläufige und erst fertige seyn werde, wenn sie ganz Deutschland in sich schließe, „Den Bauleuten“ zuraunt:

„Baut die Mauern stark und fügt
Fest die Balkenstützen,
Wenn's zur Zeit auch nur genügt
Uns im Braus zu schützen.

„Sind wir unter sicherm Dach
Glücklich erst geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.

„Aber jetzt versäumt die Frist
Nicht mit Glanzentwürfen
Und vor dem, was lieblich ist,
Schafft, was wir bedürfen.

„Schon aus naher Wolken Schooß
Grollt der Zorn der Winde;
Eilt, daß er nicht obdachlos,
Abermals uns finde.“

Man spürt, daß Geibel hier schon so zu sagen, der Krieg mit Frankreich in den Gliedern liegt. Aber er wird nicht ängstlich und verzagt; im Gegentheil, mit der steigenden Gefahr wächst seine Zuversicht und in seinem „Frühlingsliede“ (1867) finden sich folgende Verse:

„An der tausendjähr'gen Eiche
Drängt sich neuer Knospen Schwall,
Ein prophetisch Lied vom Reiche
Schmettert drein die Nachtigall.

„Sieh, und dichter stets, getroster
Bricht hervor das lichte Grün;
Nur 'gen Süd ein starr bemooster
Ast noch zaudert mit zu blühn.“

Ihn diesem Zaudern zu entreißen und alles Mißtrauen der deutschen Sonderstaaten zu ersticken, läßt er sein „Was wir wollen“ ertönen:

„Wir wollen endlich fest
Ausbaun die deutschen Hallen,
Nicht wie sie Ost und West,
Nein, wie sie uns gefallen.
Reicht uns die Hand am Main,
Ihr Bayern und ihr Schwaben!
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben.

„Wir hassen insgesammt
Um eitlen Ruhm zu fechten,
Doch hoch zur Nothwehr flammt
Das Schwert in unsrer Rechten.
Dem Störenfried allein
Sei's in die Brust gegraben!
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben!“

So und ähnlich schallt es von seiner Leyer das ganze Jahr 1867 in „Vorwärts!“, in „Hanseatisches Festlied“ (beim Aufziehen der Bundesflagge) und anderen. In „Deutsches Leben“ lautet ein sehr bezeichnender Vers:

„Noch wettert durch der Schlacht Gedröhne
Das Schwert, ein Blitz in deutscher Hand,
Noch wissen lächelnd unsre Söhne
Zu sterben für das Vaterland.
Und die in schwindelnden Gedanken
Die Herrn der Welt sich schon geglaubt,
Mit bangem Neide sehn die Franken
Den Kranz des Siegs auf unsrem Haupt!“

Und daß dieser Sieg uns bleiben werde, daran ist bei Geibel kein Zweifel. Er blickt mit Stolz auf den kraftvollen Bauern, auf den tapferen Adelssproß, den werkthätigen Bürgerstand, den forschenden Gelehrten und den sinnigen Dichter, die alle neben ihrer Berufsthätigkeit der ernsten Pflicht der Waffen Genüge thun, weil sie alle die höchsten Güter der Menschheit in ihrem Heimathlande schützen und sich bewahren wollen, denn:

„Noch steht in unsres Lebens Mitte
Wie eine feste Burg das Haus
Und strömt den Segen edler Sitte
Vom Herd auf die Geschlechter aus;
Noch birgt sich in der Jungfrau Sinne
Der Unschuld und der Ehren Hort,
Noch scheucht der Cherub reiner Minne
Vom Jüngling den Versucher fort.

„Noch wacht mit brünstigen Gebeten
Die Mutter über ihrem Kind,
Noch treibt's den Mann vor Gott zu treten,
Wenn er ein ernstes Werk beginnt;
Und bricht durch starrer Satzung Schranke
Der ungedämpfte Geist sich Bahn,
Nur treuer wipfelt sein Gedanke
In freier Andacht himmelan."

„Aus den Salzburger Tagen" bezeichnet den Feind und unseres Dichters Forderung immer bestimmter und deutlicher. Es beginnt:

„Deutsches Volk, was säumst du länger?
Schau, wie deinem alten Dränger
Schon vor deiner Eintracht graust,
Wie er mit beklemmten Sinnen
Diese Zinnen
Steigen sieht, die du erbaust."

Aber eben um so nöthiger ist, in diesem Baue fortzufahren:

„Baue weiter unverdrossen!
Ihm zum Possen
Bau es aus das deutsche Reich!

„Stämme wälz' und Quaderstücke
An den Main und wirf die Brücke
Über den entsühnten Strom,
Und, den dort die Fluten waschen,
Aus den Aschen
Richt' empor den Kaiserdom!"

„Immer dasselbe Lied!" wie der Manrico in Verdi's „Troubadour" singt, wenn die Zigeunerin im Gefängniß ihre Heimathsweisen anstimmt. Ja, immer dasselbe Lied, denn es erfüllt, wie ich schon sagte, sein Herz und seine Seele und ist der Inbegriff aller seiner patriotischen Wünsche. Und um diese Wünsche verwirklicht zu sehen, wie flehend, wie schmeichelnd, wie überredend weiß er immer dasselbe Lied zu gestalten und auszuführen! In „Ein Ruf über den Main", in dem es heißt:

„Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania“ —

lockt er girrend wie eine zärtliche Nachtigall:

„Ihr raschen Allemannen
Glück auf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwald's Tannen
Antwortend grüßt ihr schon.
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt,
Neu schürt getreu die hohe
Auf größerm Opferherd.

„Was säumt ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euren gleich;
Oh, laßt den Schatz nicht rosten,
Ihr sollt auch über'm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.

„Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken, klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blühn?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick voll Weltverstand
Wollt ihr sie träg versagen
Dem großen Vaterland?“

Am Schluß des Jahres muß er freilich mit Schrecken inne werden, daß alle seine poetischen Herolds- und Weckrufe ziemlich unbeachtet bleiben und noch nirgends ein begeistertes Echo finden wollen. Aber in „Harr' aus“ tröstet er sich selbst geduldig, indem er sein Gedicht mit den Versen schließt:

„Dem Gott gehorchend, der die Leyer
Dir weihte, harr' in Treuen aus!
Es folgen Wochen goldner Feier
Der Zeit des Bau's.

„Daß dann ein später Kranz dir werde,
Vergiß des Tages flücht'ge Gunst
Und opfre standhaft fort am Herde
Der reinen Kunst.“

Und von dieser reinen, immer hoffnungsvollen Kunst beseelt, bricht schon im Frühling 1868 in „Deutsche Wanderschaft" seine alte Zuversicht sproßend, blühend und leuchtend beim Schauen deutscher Fluren, deutschen Waldes, deutscher Berge und vor Allem des deutschen Rheines unverwüstlich und nie erlahmend auf's Neue wieder empor:

„Wie lang wird es währen, Altvater, so preßt
Man wieder deine Beeren zum Kaiserkrönungsfest,
Da kommt auf deinen Wogen im Purpurgewand
Der Hort des Reichs gezogen, das Banner in der Hand."

Und am 13. September als König Wilhelm in seine Vaterstadt Lübeck kam, endigt sein freudiges Willkomm-Gedicht mit den Zeilen:

„Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie über's Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht."

Dieses Gedicht, in dem Geibel natürlich nicht umhin konnte, den schönen Zukunftstraum von Deutschlands Größe unter einem neuerstandenen Kaiserthume Ausdruck zu ertheilen, wurde die Veranlassung, daß der Dichter, der 1852 von König Maximilian dem Zweiten nach München berufen worden war, seine dortige Professur und seine Stelle als Kapitular des Maximilansordens niederlegte und auf die bayerische Staatsmitgliedschaft und seinen Jahrgehalt verzichtete. Die bayerische Presse hatte ihn nämlich heftig wegen dieses Gedichtes angegriffen, und der nach dem Tode Maximilians des Zweiten zur Regierung gelangte König Ludwig der Zweite, der zwei Jahre darnach König Wilhelm von Preußen selbst die Kaiserkrone anbot, diese Angriffe jedenfalls durch keine Gegenäußerung entkräftet. Ein für seine deutsche Gesinnung still Duldender und Entsagender kehrte Geibel 1869 in seine Vaterstadt Lübeck zurück und hier gilt sein erster Gesang („Am Hünengrabe bei Waldusen") der Erinnerung seiner Jugend und allem Dem, was er im Laufe der Jahre verloren, dem theuren Bruder, der geliebten Gattin, manchem treuen Genossen und Freunde. Allein auch in der tiefsten Trauer über sein eigenes trübes Geschick richtet er sich durch den Gedanken an sein emporsteigendes Deutschland auf, indem er singt:

„Der Rasen deckt mein bestes Glück
Und schleichend Siechthum blies mich an;
Doch preis' ich dankbar mein Geschick,
Das mir bis heut den Faden spann:
Ich sah's noch wie mein Vaterland
Zu jungen Ehren auferstand."

Nachdem er 1869 an den Papst Benedikt XIII. gemahnt hat, der vom deutschen Kaiser entsetzt, die Welt verfluchte, ohne indeß mit diesem Fluche etwas zu erreichen:

„Dumpf erschallt der Chor der Mönche: Tag des Zornes brich heran! —
Doch die Sonne wallt wie gestern ruhig lächelnd ihre Bahn" —

jubelt er in „Drei Vögel" begeistert und entzückt empor, weil ein schwarzer Rabe aus Welschland ihm verkündet, daß das pfäffische Netz zerreißen wird, in das man den deutschen Sinn einfangen wollte und ein grauer Habicht vom Seinestrande ihm meldet:

„Ich sah einen kranken Leuen,
Der sich in Aengsten wand:
Weh mir, es wankt der Boden
Und ich bin alt und siech!
Was wähl' ich mich zu retten,
Freiheit oder Krieg?" —

eine weiße Taube aber endlich vom Main aufsteigend, ihm die Botschaft bringt:

„Ein schwarzes Wetter sah ich
Vergehn in Sonnenschein.
Ein Regenbogen wölbte
Sich glorreich über'm Strom,
Und wachsend aus den Trümmern
Stieg auf der Kaiserdom."

1870 endlich reißt ihn die französische Kriegserklärung, die er immer vorausgesehen und prophezeit hat, gewaltig und mächtig empor. Sein „Kriegslied" ist eine deutsche Marseillaise, ein flammenlohender Aufbruchgesang gegen den Erzfeind, der mit der nationalen Entrüstung eines Heinrich von Kleist, das deutsche Volk zu den Waffen ruft:

„Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand!
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn um's Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maaß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!"

Dann heißt es:

„**Wir träumen nicht von raschem Sieg,**
Von leichten Ruhmeszügen,
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen.
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!"

Und schließt also:

„**Flieg' Adler, flieg! Wir stürmen nach,**
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg', Adler, flieg'!
Aus unserm Blute wächst der Sieg.
Vorwärts!"

In „Ein Psalm wider Babel" donnert er sein furchtbares Mene, Tekel, Urpharsin mit apokalyptischen Feuerzeichen dem französischen Kaiserthum an die Wand, indem er singt:

„**Den ihr, bekränzt die Schläfen,**
Gebraut, den Greueltrank,
Bis auf die letzten Hefen
Sollt ihr ihn leeren zum Dank.

„**Lobsingt nur eurem Götzen**
In frechem Gaukelspiel!
Der Herr wird kommen und setzen
Dem wüsten Rausch ein Ziel;

„**Finster wird sein die Erde**
Und der Himmel voll Glut,
Bis an die Zäume der Pferde
Steigen wird das Blut.

„**Die Ströme werden weichen**
Aus ihren Ufern zur Frist,
Weil mit Schutt und Leichen
Ihr Bett verdämmet ist.

„**Es wird zertreten der Rächer**
Die Stätten, da ihr sitzt,
Daß durch die krachenden Dächer
Hochauf die Lohe spritzt.

„**Und Heulen wird sein auf den Gassen**
Und Hunger Haus bei Haus,
Indeß die Wölfe prassen
Und die Geyer am Schmaus.

„Das aber mag nicht enden,
Bis ihr dem Lügengeist
Abschwört und von den Lenden
Das Kleid der Hoffahrt reißt;

„Bis ihr in Reu vernichtet
Aus eurem Herzeleid
Zum Herrn, der euch gerichtet,
Um Gnad' und Sühnung schreit."

Der Geist dieses Gedichtes ist so großartig, so biblisch und urgewaltig im Ausdruck, daß dadurch die zahme Versform gleichsam in allen Nähten gesprengt und im ungezügelten Ausbruch wie ein Wetter des Allmächtigen dahintobt. Aber das dabei im Innersten von Hause aus milde Gemüth des Dichters kann nicht schließen, ohne die Möglichkeit einer Aussöhnung durchschimmern zu lassen. Ist die Schuld eingeräumt und bereuet:

„Sanftleuchtend auf der Wolke
Mag dann der Bogen stehn
Und am zerschlagenen Volke
Barmherzigkeit geschehn."

„Dann mag verwandelt werden
Das Schwert zum Palmenzweig,
Und Friede wird sein auf Erden
Und kommen wird das Reich."

Aber vorher gilt es noch „Deutsche Siege" zu feiern! Im August erschallt's von seiner Harfe:

„Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?
Wie Gottes Engel jagen
Die Boten her vom Krieg:
Drei Schlachten sind geschlagen
Und jede Schlacht war Sieg."

Ohne kleinliches Eingedenksein des bitteren Unrechts, das man ihm in München angethan, preiset er die „tapfern" Bayern, und als wenn er eine Ahnung von dem kommenden Kaiserangebot gehabt hätte, sagt er von ihnen:

„Mit Preußens Aar zusammen,
Wie trutztet ihr dem Tod,
Hoch über euch in Flammen
Des Reiches Morgenroth!"

Die Hessen, die Schwaben, die Thüringer, Alle, die mitgefochten, beglückwünscht er, denn

„Was sich so verbrüdert,
Das läßt sich nimmer los.“

Allein auch vom Feinde fordert er, soll man nicht loslassen, als bis er, wie es in der That gekommen, „bis Paris gehetzt ist.“ „An der Mosel“ gilt den blutigen Siegen bei Mars la Tour und Gravelotte und die weinenden Wittwen, Waisen, Bräute und Mütter tröstend, schwört er den „treuen Todten“:

„Nimmer soll, das ihr vergossen,
Euer Blut umsonst geflossen,
Nimmer soll's vergessen sein!

„Eures heil'gen Willens Erben
Schwören wir auf Sieg und Sterben
Treu zu stehn in Wacht und Schlacht;
Keiner soll der Rast gedenken,
Noch das Schwert zur Scheide senken,
Bis das große Werk vollbracht;

„Bis des Erbfeinds Trutz vernichtet,
Bis das Bollwerk aufgerichtet,
Das die Zukunft schirmt der Welt,
Und mit rauschendem Gefieder
Ueber euren Gräbern wieder
Deutschlands Aar die Grenzwacht hält.“

„Am dritten September“ hallt sein Dank für den Triumph bei Sedan wie ein heiliges Hosianna zum Himmel empor:

„Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan!
Ehre sei Gott in der Höhe!“

Und als endlich zu Versailles der deutsche Kaiser gekrönt und das deutsche Reich auf's Neue begründet ist, da denkt er auch nicht einen Augenblick an sich, an seine düsteren Kummertage, an sein Sorgen und Sinnen, an seine Befürchtungen und Zweifel und daß er trotz allem doch an seinen Ideen unentwegt festgehalten, sondern

nur „An Deutschland", dem er im Januar 1871, vollbeglückt und von mannhaftem Stolze erhoben, freudig und doch ernst zujauchzt:

„Durch Orgelton und Schall der Glocken
Vernimmst du deines Volks Frohlocken?
Den Heilruf deiner Fürstenschaar?
Sie bringen dir der Eintracht Zeichen,
Die heil'ge Krone sonder Gleichen,
Der Herrschaft güldnen Apfel dar.

„Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhöh'n sie dir den Stuhl aufs neue
Drum Barbarossa's Adler kreist,
Daß du vom Fels zum Meere waltend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend,
Die Hüterin des Friedens seist."

Es hätte ihm nahe gelegen und niemand hätte es ihm verdacht, wenn er an Kaiser Wilhelm ein Huldigungsgedicht gerichtet und sich darin berühmt haben würde, wie er von Anfang an und Zeit seines Lebens diesen Ausgang seiner Epoche geahnt, vorausgesagt und trotz aller Widersprüche daran festgehalten. Nichts von alledem! Nur seinem geliebten, theuren Deutschland gilt sein Gesang und auch in dem Schlußliede seiner „Heroldsrufe" „Zur Friedensfeier" hat er einzig Segenswünsche für dieses und seine Zukunft. Dasselbe endet:

„Zieh ein zu allen Thoren
Du starker deutscher Geist,
Der aus dem Licht geboren
Den Pfad in's Licht uns weist,
Und gründ' in unsrer Mitte
Wehrhaft und fromm zugleich
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rath
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht!"

Dies sind Geibels „Heroldsrufe", die bis 1872 in der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart mühsam die vierte Auflage erlebten, während seine ersten Gedichte bei Alexander Duncker in Berlin bereits 1856, also in zehn Jahren mit Einschluß der Revolutionszeit, die vierzigste Auflage erreicht hatten.

Die rasche und große Verbreitung dieser Gedichte war es, die Emanuel Geibel die Spottbenennung: „Backfischdichter" zuzog. Das sogenannte Junge Deutschland und seine Anhänger ärgerlich und erboßt über diesen massenhaften Absatz und aus seinen Liedern mehr Abneigung als Sympathie für ihre politischen Bestrebungen herauslesend (siehe: „Mein Weg", „Die Aufgeregten", „Gegen den Strom" u. s. w. u. s. w.) hatten sie ausgeheckt und in Umlauf gebracht. Ich war damals aus dieser Richtung her beinahe der Einzige, der für ihn eintrat und harte Kämpfe für sein Ansehen bestand. Ich hob hervor, daß diese Gedichte hauptsächlich Jugendgedichte wären, daß sie zum Theil fern der Heimath, in Hellas und anderen südlichen Himmelsstrichen gedichtet worden und daß in seinem mehrfachen Aufgreifen und Behandeln der Kyffhäuser- und Barbarossa-Legende („Friedrich Rothbart", „Barbarossa's Erwachen") der Beweis geliefert sei, daß er an Deutschlands politischer Entwicklung und Zukunft Antheil nehme, freilich Antheil nach seiner Art und Weise. Geibel's Muse schlug ihre Augen unter dem Zauberdufte der blauen Blume, d. h. unter dem Banne der Romantik auf. Tieck, Eichendorff, Achim von Arnim, Clemens Brentano und Uhland, sind nicht ohne Einfluß auf sie gewesen. Alle diese Poeten waren von derselben Muttermilch gesäugt und auch Geibel trank sie. Daher seine romantische Idee von Kaiser und Reich, die ihn von Anfang an beherrscht und welche in seinen „Heroldsrufen" gleichsam zur Symphonie der Dichtung wird. Und zu welcher Symphonie!

Es ist eine Symphonie, die nur wenige Leitmotive, aber in diesen wenigen Leitmotiven welche Fülle von großen Gedanken, erhabenen Empfindungen und wahrhaft ergreifenden, ja erschütternden Vorstellungen aufzuweisen hat!

Befände sich diese echt patriotische Symphonie in einer fremden Literatur, in der italienischen, französischen, englischen Literatur z. B., unsere deutschen Ausleger und Kritiker würden sie ohne Zweifel aufgespürt und zum Gegenstande höchst geistvoller und tief gehender Erörterungen gemacht haben. Aber da sie sich in unserer eigenen Literatur befindet, so hat man keinen Sinn dafür gezeigt. Man hat sie in den Abhandlungen, die über Geibel nach seinem Hinscheiden in den Zeitungen erschienen, kaum erwähnt. Und doch ist sie das hervorragendste Moment seiner Dichtung und dasjenige Moment, das uns den Dichter in voller Mannhaftigkeit und erst

in seiner vollen Größe zeigt. Wenn ihm sein Recht geschehen sollte, so mußte Emanuel Geibel entschieden auf dem Niederwald-denkmale der Germania seine Stelle finden, denn von dieser Germania des wieder erstandenen Kaiserthums und Reiches war er nicht nur der hingebendste und opfermuthigste Herold, sondern auch der eifrigste und begeistertste Rufer im Streit. In beiden Eigenschaften gereicht es ihm zum besonderen Ruhme, daß er sich nirgend und auch in der höchsten Leidenschaft nie eine Gemeinheit oder Rohheit zu Schulden kommen läßt. Selbst in der Entrüstung, im Haß oder sogar im Zorn bleibt sein Vers edel und rein. Die göttliche Schönheit ist das oberste Gesetz seiner Poesie, das er nie und bei keiner Gelegenheit verläugnet. Was er aus Dankbarkeit gegen sein gütiges Geschick sich selbst gelobte:

„Muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und, was immer verwirrend, die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maaß fromm zu bewahren im Lied" —

das hat er durchaus und vollständig erfüllt. Dadurch ist er aber auch einer unserer besten Dichter geworden und wenn ihm bisher noch nicht ganz die Anerkennung geworden, die er verdient, so muß das nur jenem unseligen Zuge zum Ausländischen zur Last gelegt werden, der in unserer Tagespresse unausgesetzt ans Licht tritt und die Gesinnung unseres Volkes in verhängnißvoller Weise verlottert.

Er verlottert darum und dadurch die Gesinnung unseres Volkes, weil er beflissen unserer heimischen Literatur nicht nur wie in Frankreich und England z. B. dasjenige zuführt, was der eigenen Nation von der fremden etwa zusagend und entsprechend, sondern im Gegentheil recht eigentlich entgegen und zuwider ist. Das Undeutscheste wird mit besonderer Vorliebe gepflegt, und in dieser Pflege sucht unsere Tagespresse und, von ihr angesteckt und getrieben, selbst die eigentliche Literatur eine ihrer Hauptaufgaben, weil sie beide meinen, sich infolgedessen als Organe des allgemeinen Weltgeistes zu erweisen. Daß sie durch diese Weltgeistorgan-erweisung den Geist des eigenen Volkes ersticken, wollen sie weder begreifen noch einsehen und so kommt es denn, daß selbst ein Dichter wie Emanuel Geibel bei uns nicht in der Bedeutung erkannt wird, die er in Wahrheit und in der That besitzt.

Am 12. April 1884.

Den vorstehenden Ausspruch bestätigen vollauf die meisten Auslassungen unserer Tagesblätter und Zeitungen. Nur wenige von ihnen treffen bei der Beurtheilung seines dichterischen Schaffens so zu sagen den Nagel auf den Kopf. Am meisten geschah das noch von dem Hof- und Domprediger Dr. Kögel in Berlin, der in einer Abendpredigt im Dom, freilich in seiner pastorenhaften Ausdrucksweise von ihm sagte: „Ein deutscher, ein christlicher Dichter ist er gewesen, der mit dem Wohllaut seiner Harfe unser Volk für alles Schöne, Reine und Wahre zu begeistern gewußt, der ein Kaiser-Herold, wie Max von Schenkendorf, der Wiedererrichtung des deutschen Reiches singend und sagend vorangeschritten ist. Stets hat sein hoher Sinn dahin gestanden, mit dem Schwerte des Geistes, mit dem Zeichen des Kreuzes, den Materialismus dahin zu strecken, wohin er gehört, in den Staub." Die Beilage der „Allg. Ztg." brachte ein warm empfundenes Gedicht von Paul Heyse und einen Aufsatz von Ernst Ziel. Der Letztere ist jedenfalls mit wohlthuender Hingabe geschrieben und der Stimmung des Augenblicks entsprechend. Er schließt: „Nun ist er todt! Wie seltsam das klingt! Helden sterben nicht. Barbarossa im Kyffhäuser schlummert nur. Geibel ist nur eingeschlummert über seinen Werken, die ja nicht sterben werden. Er lebt mit uns fort, er schlummert nur. Das ist ein freundliches Bild."

Allerdings! Aber ich hätte ein ergreifenderes, ein zündenderes Bild gewünscht, ein Bild, das den Deutschen gewaltig an's Herz gegriffen und in erschütternder Darstellung gesagt hätte, was sie in ihm für einen Quell kräftig sprudelnder Vaterlandsliebe zu finden im Stande wären, wenn sie das Suchen in deutschen Dichterherzen nicht verlernt haben wollten.

Ich und die Meinen haben ihm in unserer stillen Häuslichkeit eine andächtige Todtenfeier gehalten. Mein Sohn und ich lasen abwechselnd aus seinen Gedichten, von denen uns die Mehrzahl tief und oft bis zu Thränen bewegten. Mit Liebe gedachte ich dabei der mannigfachen Beziehungen, in denen ich zu ihm gestanden.

Gesehen habe ich ihn nur einmal in Berlin, wo er mir auf der Straße im Vorübergehen gezeigt wurde. Ich gehörte damals noch nicht zur Gilde der Schriftsteller und hatte also weder Grund noch Gelegenheit zu seiner Bekanntschaft. Seine Erscheinung ist

mir jedoch selbst von dieser flüchtigen Bewegung her unvergeßlich geblieben. Schlank und biegsam schritt er dahin, auf ziemlich breiten und festen Schultern, einen edel geformten, von hellbraunen Locken umwallten Kopf tragend, der im Zuschnitt von Stirne, Nase, Mund und Kinn echt deutsches Gepräge und zwei seelenvolle blaue Augen sehen ließ. Ein blonder Kinn- und Knebelbart gaben ihm fast etwas Militärisches.

Gesprochen habe ich ihn leider nie; aus München traf ich ihn verreist, so oft ich dort einsprach und ihn später bei vorübergehendem Aufenthalte in Hamburg in Lübeck aufzusuchen, wiederriethen mir dortige Freunde wegen des bedenklichen Zustandes, in dem er sich bereits befand. Er hat lange und schwer gelitten und zuletzt so sehr daß er jedem Umgange und selbst einem brieflichen Verkehre entsagen mußte. Doch erhielt ich mehrfach Mittheilungen von ihm durch die Hand seiner Nichte, die ihn nach der Verheirathung seiner einzigen Tochter sorgsamst pflegte. Alles was er mir melden ließ, athmete Liebenswürdigkeit und Wohlwollen und für jede ihm erwiesene Aufmerksamkeit und Beachtung eine wahrhaft rührende Dankbarkeit, wie sie nur echtem Verdienst und großen Seelen eigen zu sein pflegt.

Von Hamburg aus hatte ich zu Anfang des Jahres 1869 an ihn geschrieben und ihm meine wärmste Zustimmung und Theilnahme für seine patriotischen Gedichte bekannt. Er antwortete mir sofort, und da diese Antwort in ihrer wahrhaft ergreifenden Bescheidenheit und Schlichtheit bezeichnend für den großen Dichter ist, möge sie hier mitgetheilt werden. Sie lautet:

„Lübeck, den 18. Januar 1869.

Hochgeehrter Herr!

Krank und dabei mehr in Anspruch genommen, als gut ist, vermag ich Ihnen heute nur mit wenigen Worten zu sagen, wie sehr Ihre herzlichen Zeilen mich erfreut haben. Wenn auch der Dichter, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, zunächst im eigenen Ringen und Schaffen seine Befriedigung sucht, so vermag er doch nichtsdestoweniger auf die Länge des entgegenkommenden Verständnisses und der ermuthigenden Anerkennung nicht zu entbehren; je berufener aber der Mund, der diese Anerkennung ausspricht, um so kräftiger und erquicklicher für ihn die Anregung. Darum

aufrichtigsten Dank für Ihren Brief, und die Bitte, mir die freundliche Theilnahme an meinen literarischen Bestrebungen auch fernerhin zu erhalten.

Wäre ich nicht fortwährend leidend, so würde ich in nächster Zeit nach Hamburg kommen, um meine dortigen Freunde aufzusuchen; nun muß ich leider den lange gewünschten Ausflug bis zum Frühjahr verschieben, von dem ich eine Erleichterung meines Zustandes hoffe. Ich freue mich herzlich darauf, Sie dann persönlich begrüßen und so manches, was uns beiden von Wichtigkeit ist, Aug in Auge mit Ihnen durchsprechen zu können. Bis dahin bleibe ich mit hochachtungsvollem Gruße

freundschaftlichst der Ihre

Emanuel Geibel."

Am 10. April 1884.

Man stritt neulich über den Werth der Birch-Pfeiffer'schen Dramen und kam überein, ihnen das Zugeständniß der Mittelmäßigkeit zu machen. Aber diese Mittelmäßigkeit hat etwas Riesenhaftes, sagte ich.

* * *

Sternberg, gefragt, ob er der Trauung des Prinzen Friedrich Karl von Preußen mit der Prinzessin von Dessau beigewohnt, antwortete in seiner komischen Art: „Wie sollte ich einer solchen Unthat zusehen!"

* * *

Varnhagen rief einmal lebhaft: „Wenn man nichts ist, wird man etwas; wenn man etwas ist, wird man nichts!"

Am 11. April 1884.

Als ein frommer Amerikaner, Fay mit Namen, Bettina von Arnim ermahnte, eingedenk ihrer grauwerdenden Haare an ihr Alter zu denken und fleißig „to read the bible", rief sie ganz heftig: „Was Beibel! Ich bin gar kein Christ, ich bin e Griech!"

Ueber Rudolf von Gottschall schrieb mir 1851 Ludmilla Assing: „Der wird noch durch manchen Irrgarten laufen, aber aus allen schöne Blüthen mit nach Hause bringen!"

Gottfried Keller war während seines Aufenthaltes in Berlin oft bei Varnhagen und mit diesem und Ludmilla Assing manchmal

sehr gesprächig, in Gesellschaft jedoch sehr schweigsam. Gräfin Kalkreuth meinte daher eines schönen Tages von ihm: „Seit ich den kenne, sage ich nicht mehr: verschwiegen wie das Grab, sondern verschwiegen wie der Keller.“

Am 12. April 1884.

Am 9. April schied in Hamburg Karl August Görner unerwartet rasch aus dem Leben. Der Tod ereilte ihn im Thaliatheater, in das er sich begeben hatte, um die Aufführung seines letzten Stückes „Amerikanisch“ zu leiten. Noch im vorjährigen Sommer, da wir in Hamburg zu Besuch waren, las er uns mit der an ihm gewohnten Lebendigkeit und Frische dieses Lustspiel vor, um meine Ansicht darüber zu vernehmen und zu hören: ob ich mich zu einer Aufführung desselben am Hoftheater würde verstehen können. Obschon ich es ein wenig gewaltsamer und gezwungener gemacht und gewöhnlicher und trockener in der Redeweise fand, als seine früheren Arbeiten, glaubte ich doch ihm eine Zusage geben zu sollen, einmal, weil die Komödie immerhin manchen gesunden, wirksamen Auftritt enthielt und dann, weil ich wußte, daß er Geld stets gebrauchen konnte und sein Alter und sein literarisches Ansehen eine Rücksichtnahme mir wohl zu verdienen schienen.

Ich kannte ihn seit langen Jahren. In Beziehung trat ich mit ihm zuerst dadurch, daß er am 6. November 1843 im Großherzoglichen Hoftheater zu Neu-Strelitz mein erstes Lustspiel „Alter schützt vor Thorheit nicht“ vor allen andern Bühnen zur Darstellung brachte und darin selbst den alten Pachter Swieten spielte. 1827 war er dorthin als Schauspieler gekommen, bald darnach aber Ober-Regisseur und endlich Direktor geworden. Er hatte als solcher die Gattin Adolf Glaßbrenner's, Frau Adele Peroni-Glaßbrenner, eine ihrer Zeit sehr anmuthig und reizend wirkende Darstellerin, angestellt und diese und Adolf Glaßbrenner versäumten nicht in gütiger Freundschaft für mich ihn für meinen ersten dramatischen Lustspielversuch zu interessiren. Frau Adele, damals noch als muntere Liebhaberin thätig, und an demselben Abend die Mirandola spielend, unternahm in der Rolle der Pächterin Kläre, meinem Stückchen zu Liebe, einen vorläufigen Abstecher in das Fach der komischen Alten. Die freundliche Berichterstattung über den günstigen Erfolg dieses Abstechers und meiner dramatischen Kleinigkeit, wurde die Anknüpfung

zu einer Freundschaft, die beinahe zwei Menschenalter und bis zu Görner's Tode unerschüttert fortgedauert hat.

Seine persönliche Bekanntschaft machte ich einige Zeit darnach in Berlin, und später in Hamburg genoß ich gern seines näheren Umgangs.

Er war nicht eben das, was man einen Mann von Geist zu nennen pflegt, aber in Theaterdingen ungemein erfahren und in seinen Aeußerungen darüber von scharfer Einsicht und oft sehr einschneidendem Witze. Das Theatervölkchen durchschaute er bis in seine innersten Falten und das ganze Bühnengetriebe bis auf den untersten Grund. War er doch Schauspieler, dramatischer Schriftsteller und Direktor in einer Person.

Seine Hoftheaterleitung in Mecklenburg-Strelitz ist in keiner Weise hervorragend gewesen, hat indeß Alles geboten, was eine kleine, weitabseits gelegene Residenzbühne zu bieten im Stande war. Er verstand für Oper und Schauspiel recht tüchtige und wackere Kräfte zu gewinnen und ein höchst anständiges Zusammenwirken derselben zuwege zu bringen. Dabei wies sein Repertoir auf, was es damals eben aufweisen konnte, viele kleine Stücke und vorzugsweise die Dramen von Raupach, Halm und Blum. Doch wagte er sich zuweilen auch an eine Schöpfung der neueren Richtung, d. h. also an eine Dichtung von Gutzkow, Laube, Freytag oder Prutz. Er gehörte jedenfalls nicht zu den vertrockneten und nur am Alten hängenden Direktoren, sondern bot jungen, aufstrebenden Dichtern gern die Hand, ein Umstand, den man ihm wohl in Anrechnung bringen darf. Freilich hatte er selber schon früh angefangen Lustspiele zu verfassen und kannte also aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten, die sich einem neu auftauchenden dramatischen Schriftsteller entgegenzustellen pflegen. Durchgreifend thätig wurde er indeß auf diesem Felde erst später und zwar erst als 1848 das Strelitzer Hoftheater aufgelöst und er als Direktor mit einem bescheidenen Ruhegehalte sich selbst wieder mehr überlassen wurde. Seitdem hat er unablässig geschaffen und mehr als 150 Stücke dem deutschen Theater dargeboten.

Seine Lustspiele sind weder fein noch eben geistvoll, aber eine große Zahl von ihnen darf als lustig erfunden und wirksam durchgeführt erklärt werden. Zu seinen besten Leistungen gehören: „Das Salz der Ehe", „Schwarzer Peter", „Englisch", „Tantchen Unver-

zagt“, „Eine freudige Ueberraschung“, „Ein geadelter Kaufmann“ und „Nur ein Band“. Er ist nicht eben wählerisch im Stoff und nicht durchweg geschmackvoll in der Ausarbeitung gewesen. Im Gegentheil, es geht meist ein derber, sich dem Gewöhnlichen zuneigender Zug durch alle seine Arbeiten, die man sämmtlich mehr oder weniger aus dem Groben gehauen und wie „Eine kleine Erzählung ohne Namen“ oder „Sperling und Sperber“, oder „Der Sündenbock“ nicht frei von sittlicher Schlüpfrigkeit erklären kann. Er wollte um jeden Preis Erfolg und es kam ihn dabei nicht besonders darauf an, durch welche Mittel derselbe erzielt wurde. In dieser Hinsicht ähnelt er Karl Töpfer, indeß er bedeutend hinter Roderich Benedix zurücksteht, der wohl einmal platt, aber nie eigentlich gemein werden konnte.

Wie Görner schrieb, so spielte er. Seine Darstellungskunst neigte der realistischen Richtung zu und zeichnete sich durch Einfachheit und Naturwahrheit aus. Große tragische Aufgaben wie Wallenstein, Franz Moor, Mephistopheles und Alba waren seine Sache nicht eigentlich, dagegen glückten ihm Siegel im „Vetter“, Oberst Berg in den „Journalisten“ und ähnliche bürgerliche oder soldatische Rollen vortrefflich.

Ich habe ihn in seinen jungen und alten Tagen viel und wechselnd auf den Brettern beschäftigt gesehen. Schärfe des Ausdrucks und rhetorisches Pathos standen ihm nicht zu Gebot, wohl aber eine Fülle von kleinen, dem Leben abgelauschten Zügen, die er oft sehr effektvoll zu verwerthen wußte. Nicht durch mächtige Gestaltungskraft und zündende Erfindungsgabe, sondern durch gesunde Grundlage und geschickte Ausnutzung erworbener Menschenkenntniß gewann er die Theilnahme seiner Zuschauer.

Im Leben habe ich ihn unausgesetzt angeregt, immer unternehmungslustig und arbeitsam gefunden, was eine außerordentliche Spannkraft seines Wesens bewies, umsomehr, als er sich eigentlich nie in geregelten Verhältnissen, sondern immer in Geldverlegenheit und im Wirrwarr mit Frauen befand. Er war in erster Ehe mit einer Sängerin Tomaselli verheirathet, in zweiter mit der Schauspielerin Ida von Buch. Wenn er häusliches Glück kaum wohl oder erst spät genoß, mag er selbst wohl die meiste Schuld daran getragen haben. Er verstand nicht immer sich selbst zu beherrschen und seine Ausgaben mit seinen Einnahmen in Einklang zu bringen.

Dazu ließ er sich niemals Zeit. Er war einer von jenen Menschen, die ihr ganzes Leben im geschäftlichen Taumel verbringen und nie zur Einkehr in sich selber kommen. Er schrieb, er wirkte als Darsteller, als Direktor oder Regisseur, und daneben wollte er sein Dasein genießen. Das Alles zusammen gab seiner Existenz etwas Athemloses, Gehetztes und Tumultuarisches, was ihn indeß nicht hinderte, daß er im persönlichen Verkehr liebenswürdig und einnehmend erschien. Ich wenigstens habe manche gute Stunde mit ihm verbracht und bin nie im Gespräch mit ihm gewesen, ohne Nutzen daraus zu ziehen. Das Theater gab natürlich den Hauptstoff unserer Unterhaltung ab und hierin besaß er eine Fülle von Beobachtungen und Erinnerungen, die von ihm nicht aufgezeichnet zu finden, stets zu bedauern bleiben wird. Am 29. Januar 1806 in Berlin geboren, wo sein Vater Beamteter im Finanzministerium war, hat er diesen im Umgang mit Iffland, Unzelmann und Ludwig Devrient gesehen und noch deutliche Eindrücke von diesen Künstlern bewahrt. Der letztere geniale Meister hat ihm auch die ersten theatralischen Anleitungen gegeben und es war in hohem Grade anziehend, ihn davon erzählen zu hören.

Am 15. April 1884.

Was ich den Deutschen glaube unausgesetzt vorhalten zu müssen: den Mangel an Volksbewußtsein und Vaterlandsliebe, den geißelt, wie man nicht vergessen sollte, schon Herder in seinem Buche: „Briefe zur Beförderung der Humanität“, wo es in der „Vierten Sammlung“ unter Anderem heißt: „Aus Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich vermehrt und verhärtet“. Dann ferner: „Die Ausländer halten's für den ärgsten Spott, uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unser hieße. Viel weniger werden sie es mit Prahlerei thun und uns dabei herausstreichen. Nehmen sie etwas von uns an, so thun sie es verstohlen, schämen sich der Annehmung und Nachahmung und leugnen, daß es unser sei, mit Zorn und Gift. Und der Deutschen Ehre soll die Affenkunst der Nachahmung sein und bleiben?“

Fast scheint es so, denn noch immer ist die „Affenkunst der Nachahmung“ und die „Prahlerei“ damit bei uns nach wie vor zu Hause. Das Empfindlichste und Verwerflichste dabei ist, daß

man mit dieser Ausländerei geradezu prunkt und sich darauf etwas zu Gute thut, daß man meint, damit sich gewissermaßen über alles Deutsche vornehm hinweg zu erheben.

Diese Ueberhebung des Ausländischen, nur, weil es ausländisch ist, empört mich bis in die innerste Seele hinein. Jn bin der Letzte, einen kindischen Nationalstolz zu predigen und auf andere Völker geringschätzig herabzublicken. Ich lasse ihnen gern alle Verdienste, die sie haben, aber ich will auch die unsern von uns selbst erkannt und so gewürdigt wissen, daß wir uns nicht immer wie Schulknaben den andern gegenüber zu fühlen brauchen. Mit der Einimpfung eines solchen Schulbubengefühls andern Nationen gegenüber, nimmt man den Deutschen alles Selbstbewußtsein und jeden berechtigten Ehrgeiz. Die Franzosen, die Engländer und andere Völker besitzen ihre Vorzüge; gut! Aber es sind nationale Vorzüge und was sie diesen Nationen nützen, schaden sie der unsern vielleicht, weil sie uns in unserer Eigenart antasten und beeinträchtigen. Unsere Eigenart jedoch soll uns vor allen Dingen gewahrt bleiben, damit wir unter andern National-Charakteren auch als ein National-Charakter in ebenso entschiedener Ausprägung dastehen. Nur mit einem solchen vermögen wir uns Ansehn und Geltung zu verschaffen und zu bewahren. Darum eifere ich und suche diesen Eifer zu vertreten. Mit nur zu großer Berechtigung läßt Herder in seinem oben erwähnten Werke von Realis de Vienna sagen: „Er zeigte, daß die Nachahmung, zumal der Franzosen, den Deutschen schädlich und verderblich sei; durch sie versaure und verroste der Verstand, man versuche nichts und verzage an eigenen Kräften. Mit Nachahmung seien die Welsch-Französischen Laster zu uns gekommen. Wir hätten das Nachahmen nicht nöthig; ja man müßte den Deutschen auch in nützlichen Dingen die Aefferei nicht zulassen, weil keine Grenze bestimmt werden könne, was? wie viel? wie weit? nachzuäffen sei. Der Deutsche sei beim Nachahmen ungeschickt."

Paßt das nicht noch heute?

Am 16. April 1884.

Die Dramatiker der alten Schule wollten die Zuschauer bessern, erheben und läutern; die unserer Zeit haben kein anderes Bestreben, als sie aufreizend und kitzelnd zu unterhalten.

Am 18. April 1884.

Ich las neulich in einem Geschichtswerke, daß in Zuständen, in denen man politischen Umwälzungen zusteuere, alle Welt Theater zu spielen pflege. Alle Welt spielt heut zu Tage Theater — die Fürstenhöfe sogut wie die Handwerker-Innungen. Sollte darin eine Bedeutung liegen?

Am 27. April 1884.

Am 21. April ist zu Meran Anton Ascher gestorben, der seiner Zeit ein außerordentlich witziger und mit großer Redegewandtheit ausgestatteter Schauspieler war. Ich kenne ihn noch von Berlin her, als er eben anfing, sich dort am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater einen Namen zu machen. Er besaß von Hause aus wenig Zeug zum Schauspieler: er war weder hübsch noch vortheilhaft gewachsen; Figur und Gesicht trugen den jüdischen Typus; dabei hatte er eine bleiern klingende Stimme mit näselndem Tone. Er wurde auch lange genug, wie er mir selber erzählt hat, in Liebhaberrollen ausgelacht. Endlich aber siegten sein Fleiß, mit dem er sich bühnengewandt zu machen wußte, sein Witz und seine Suada. Er sprach so zu sagen: das Blaue vom Himmel herunter. Nichts konnte ihn in Verlegenheit setzen oder aus dem Texte, d. h. seinem Texte bringen. Er lernte seine Rollen bis auf's Und, liebte es aber, bei jedem sich darbietenden Anlasse aus dem Stegreife zu spielen. Jedes versäumte Stichwort, jede eintretende Pause wurde von ihm dazu benutzt. Diese und manche andere glückliche Eigenschaft kamen aber natürlich erst zum Vorschein, als er von den ernsten Liebhabern zu den Lustspiel- und Possenfiguren übertrat, die einen geschlossenen Vortrag nicht ganz unbedingt zum Gesetze machten. Sein Talent war ein Schwadronirtalent, in dem sich sein Witz ausgab. Aber nicht nur in Worten ausgab, sondern auch in Mienen, Blick und Bewegung. Er mimte und gestikulirte witzig. Das machte ihn anziehend und wirksam.

Auf einer Reise kam er einmal durch eine kleine Stadt, in der eine wandernde Gesellschaft Vorstellungen gab. Abends ging er natürlich in's Theater und im ersten Zwischenakt auf die Bühne, wo er den Direktor in Verzweiflung fand, weil ihm ein Mitglied heimlich entwichen und dadurch eine einaktige Posse am Schluße unmöglich geworden war. „Da kann ich aushelfen," sagte Ascher. „Kündigen Sie den Durchgebrannten als unpäßlich und zum Ersatz

für die Posse „Romeo auf dem Bureau" an." — „Dies Stückchen steht bei uns nicht," meinte kleinlaut der Direktor, „ja, ich bin in diesem Augenblicke nicht einmal im Besitze von Buch und Rollen." — „Das thut nichts," entgegnete Ascher. „Ich hole das Alles sogleich aus dem Gasthause und Sie besetzen die Rollen, so gut Sie eben können. Es gilt zunächst nur die Einleitungsauftritte, bei denen ich nicht auf der Bühne bin, nach dem Souffleur zu sprechen; sobald ich in Szene getreten, haben die Mitspielenden nur ihre Reden zu beginnen, das Uebrige sage ich: „Lassen Sie den Szenerie-Inspektor nur für das Auftreten der verschiedenen Personen sorgen; die Sorge für den Text und sein Verständniß übernehme ich."

Gesagt, gethan. Das Schwänkchen wurde gegeben und errang einen vollen Lacherfolg. Ascher, der darin den Valentin Willert, einen angehenden Schauspieler und unermüdlichen Schwätzer mit sieghaftester Zungenfertigkeit darzustellen hatte, sprach und spielte es ganz allein. Sowie einer der Mitdarsteller nur den Mund aufthat, fiel er ihm mit den stehenden Redensarten: „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen", oder: „Das kenne ich besser", in's Wort, indem er dann unter irgend einem beliebigen und wahrscheinlichen Vorwande das übernahm, was jener vorzutragen hatte.

Er besaß eben eine unverwüstliche Geistesgegenwart und eine kaum glaubliche Sprachgewandtheit. Was auch auf der Bühne geschehen mochte, er verstand mit Laune und Witz darüber hinweg zu kommen. Er wäre der rechte Schauspieler der Stegreifkomödie gewesen. Er bedurfte nur des Stoffs, den Dialog würde er geliefert haben und zwar stets mit guten Einfällen und Gedanken versehen, denn man hat ihn nicht mit Unrecht den schauspielerischen Kladderadatsch genannt.

Ehe er durch Leitung des Karltheaters in Wien (1866—1872) zum reichen Manne wurde, war er unvermögend und von Gläubigern verfolgt. In Berlin ließ er sich wochenlang in seiner Wohnung nicht sehen, lediglich um deren Nachstellungen zu entgehen. In dieser Noth ward ihm von seinem Direktor eine Vorstellung mit Antheil an der Einnahme bewilligt. Diese Vorstellung setzte er aus folgenden Stücken zusammen: „Reich an Liebe, oder: Wer leiht mir fünf Gulden?", „Unbezahlte Wechsel" und „Nach Sonnenuntergang, oder: Wie bezahlt man seine Schulden?"

Berlin verstand diesen Theaterzettel und kam in Massen.

Als er einmal in einer Posse seine Mitspieler durch allerlei Einschiebsel verdutzt und stumm gemacht, rief er im Abgehen verschmitzt lächelnd dem Publikum zu: „Da sehen Sie einmal, wie ich die eingeaschert habe!“

Anton Ascher war, wie aus allem Diesen hervorgeht, kein Schauspieler der gewöhnlichen Art, aber auch kein Schauspieler, der für die Kunst von Nutzen oder Vortheil war. Sein Spiel erwies sich gewissermaßen auflösend und zersetzend für die Schauspielkunst, weil der ihm innewohnende Witz ihr alle Nähte und Knopflöcher zerplatzte. Sie verlor Form und Gestalt und wurde in ihrem Inhalt ganz nur Spiel des Witzes. Der Witz war sein Element, das zeigte sieghaft das Festmahl, das man 1871 Bauernfeld in Wien zu Ehren seines siebenzigsten Geburtstages gab. Auersperg, Dingelstedt, Laube und viele Andere sprachen, aber niemand that es mit so viel Glück und durchschlagender Wirkung wie Ascher. Alle bemühten sich durch Humor und heitere Gedanken im liberalen Sinne zu zünden. Dingelstedt ließ dabei sogar sein kosmopolitisches Nachtwächternaturell wieder zum Vorschein kommen, das er seit lange an den Nagel gehangen; Auersperg griff auf den politischen Ton seiner Wiener Spaziergänge zurück und Laube auf sein Peitschengeknall aus der Zeit des Jungen Deutschland. Aber was half das Alles? Ascher allein schoß so zu sagen den Vogel ab. Die Andern wollten bedeutend und gewichtig erscheinen; Ascher nur eben wie er war, als Ausbund von Witz und Laune. Das verschaffte ihm den Löwenantheil am Erfolge aller Trinksprüche.

Als Ascher reich geworden, zog er sich von der Bühne zurück und widmete sich der Erziehung seiner Kinder. Ein Sohn studierte in Hohenheim bei Stuttgart Forst- und Landwirthschaft und das veranlaßte den Vater einen längeren Aufenthalt bei uns zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit sah und sprach ich ihn noch mehrfach und fand ihn geistig angeregt und frisch wie in seinen jungen Tagen. Auch damals noch sprudelte sein Mund eine Fülle von Glossen und Scherzen aus, die wohl verdient hättten aufgezeichnet zu werden. Ueberhaupt ist und bleibt es zu bedauern, daß sich niemand gefunden, der eine Sammlung von Ascher-Anekdoten zusammengestellt hat. Sie würde ein lustiges und für

die Kenntniß seiner Zeit nicht ganz unwichtiges Buch ergeben können.

Am 23. Juni 1884.

Noch immer sind die Schauspieler, wie Goethe in seinem „Wilhelm Meister" sie schildert: „Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erste, sondern auch der einzige sein, jeder möchte gerne alle übrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er kaum mit ihnen zusammen etwas leistet; jeder dünkt sich wunderoriginal zu sein, und ist unfähig, sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen einander! und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich mit einander verbinden. Vom wechselseitigen Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht lüderlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch auf die unbedingteste Achtung, jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten, als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkür."

Allerdings lacht Jarno Wilhelm Meister über diese „Litanei" aus und meint, daß so nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben sei.

Und in der That ist die Welt wie die Schauspieler, nur daß die Schauspieler es ohne Schauspielerei, offener, unverdeckter, gesteigerter sind, weil sie gewohnt sind, stark und sichtlich aufzutragen. Dadurch ist der Verkehr mit ihnen aber auf die Dauer auch von verödender Wirkung auf die Seele und das Gemüth. Die Gräfin Ahlefeldt erzählte mir, daß Immermann gegen sie eine ähnliche Aeußerung gethan und ich finde sie nur zu sehr bestätigt. Die Theatermenschen sind jedenfalls ein kurioses Volk, von denen jeder Einzelne einzig sich und seine Sache im Auge hat. Jeder hält sich für den wichtigsten Theil des Ganzen und das Ganze

überhaupt blos soweit von Bedeutung, als es sich auf ihn bezieht. Diese Leute zu einer künstlerischen Wirkung einheitlich unter einen Hut zu bringen, bedarf es oft verzweifelter Mittel, entweder eiserner Strenge oder schmeichelnder Ueberredung. Ich habe mehr die letztere angewendet, weil ich fand, daß eiserne Strenge sie wohl zur Erfüllung ihrer Pflicht, aber doch verstimmt und unwillig, zwang; während schmeichelnde Ueberredung sie bewog, ihr wohlgelaunt und gleichsam mit beschwingtem Geiste zu genügen. Im Grunde sind sie alle wie kranke und verhätschelte Kinder und man thut gut, sie auch als solche zu behandeln. Was sie heut mit Leidenschaft und Ungestüm verlangen oder worüber sie heut aus der Haut fahren wollen, das ist ihnen morgen ganz gleichgültig oder völlig genehm. Sie taumeln von einem Gegensatz zum andern, weil sie immer erregt und gleichsam ein Spielball erhitzter Vorstellungen und Gelüste sind. Sie glühen im hellen Strohfeuer, von dem meistens nichts als Asche bleibt. Echte und wahre Begeisterung besitzen wenige. Die meisten bersten vor Eitelkeit und Ehrsucht, neuerdings auch vor Gier nach Geld. Bogumil Dawison war der Erste, der seine Einnahmen als Reklame in die Zeitungen bringen ließ und das Geschäft zum Gradmesser des Ruhmes machte. Der Geldsack mit dem Lorbeerkranz und noch lieber mit Orden bespickt, — das dürfte gegenwärtig das bezeichnendste Siegelwappen der Schauspieler sein, denn Geld und Orden sind so ziemlich die einzigen Zielpunkte, die sie im Auge haben. Sie wollen gut leben und prunken, im Uebrigen ist ihre Kunst ihnen — Hekuba; Hekuba, um die sie jauchzen und weinen, für die sie aber sonst wenig empfinden. Von der Begeisterung und Hingabe der früheren Meister ihrer Kunst ist ihnen wenig geblieben. Sie sind kluge Geschäftsleute geworden, die in Theater machen.

Das Macherthum ist obenauf und Mache das Schlagwort unserer Zeit. Man ist gemacht oder man wird gemacht und dieses Jobberthum in der Kunst das allen Idealismus mehr und mehr aus den Kreisen der Schauspielerzunft verdrängt, macht mich, zusammengenommen mit dem, was Goethe sehr richtig darüber sagt und meine eigene Erfahrung mich gelehrt hat, dem ganzen Stande zuweilen so abgeneigt, daß ich mit einer Art verlangender Sehnsucht mit Personen anderer Kunstzweige Verkehr und Umgang anstrebe und suche. Besonders angenehm und ersprießlich sind mir Gespräche

mit Künstlern, die ungefähr gleichen Alters mit mir sind und die Anschauungen jüngst vergangener Tage theilen, so z. B. mit dem Bildhauer Adolf Donndorf und den Malern von Bohn und von Rustige. Mit Vergnügen erinnere ich mich auch der Begegnungen, die ich in den Stuttgarter Schloßanlagen mit dem greisen Düsseldorfer Landschafter Heinrich Funk gehabt habe. Das war ein liebenswürdiger alter Herr und Künstler, der, in der Düsseldorfer Akademie gebildet, zuletzt eine Lehrerstelle an der Stuttgarter Kunstschule bekleidete. Er stammte aus Herford in Westfalen und trug ganz das Gepräge dieses kernigen und kräftigen Volksstammes an sich. Selbst im hohen Alter hielt er sich noch straff aufgerichtet und nahm es im rüstigen Dahinschreiten und Wandern mit viel jüngeren Leuten auf. Fest und stark gebaut, überraschte die weiche Stimme und die gefällige Art seiner Bewegung, noch mehr aber die wahrhaft feine und edle Gesinnung, die sich in seinen Gesprächen zu Tage zu legen pflegte. Er gehörte jener älteren Kunstrichtung an, die in alle ihre Gemälde etwas von einem sentimentalen Zuge anzubringen liebte. Funk malte gerne stille, einsame Weiher oder Waldplätze, enge Thalgründe mit melancholischen Bäumen und Wässerchen oder eine abgelegene Hütte in öder Haidegegend. Alles, was er schuf, war sorgsam gewählt und schlicht und natürlich, besonders scharf und gewissenhaft in der Zeichnung ausgeführt. Er war kein Liebhaber von ausspinstisirten Lichteffekten oder Koloritkunststücken. Sonne und Mond trieben keinerlei Hokuspokus bei ihm und keine Farbe stand auf dem Kopfe und strampelte mit den Beinen zum Himmel. Alles war gesetzt und ruhig ausgetragen in seinen Bildern. Sie erschienen künstlerisch ehrbar und doch nicht philisterhaft. Jener empfindsame Zug, den die düsseldorfer Richtung ihren Jüngern eingeimpft, behütete sie davor. Sie sprachen sinnig an und nahmen freundlich für sich ein. Wie aber seine Leistungen, so war der Mann: man fühlte sich von ihm angezogen und verkehrte gern mit ihm. Er zeigte sich immer wohlwollend und bedacht, im Urtheil anerkennend für alle Strebenden und nie sich selbst bespiegelnd oder in den Vordergrund drängend. Nie sprach er von sich selbst, selten von seiner Kunst. Für die Bühne hatte er ein offenes Auge, für die Literatur einen frischen Geist; aus dem täglichen Leben schöpfte er nur das Gute, Beglückende, aus der ihn umgebenden Natur aber eine Fülle von Genuß. Sein Umgang ist

mir, so oft er mir ward, eine Erquickung gewesen, zu der ich mich gern aus dem Drängen und Treiben meiner aufgeregten Theaterleute flüchtete. Ich habe ihn schwer vermißt, als er starb. Er besaß das echte Künstlergemüth: „still und bewegt."

Am 24. Juni 1884.

Nachdem Franz Grillparzer durch Laube's Aufgreifen seiner Stücke im Wiener Burgtheater unverdienter Vergessenheit entrissen worden war, hatte sich für ihn ein Kultus gebildet, der ihn nahezu zum Heiligen machte. Nach der Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 10 Bände) durch Heinrich Laube und Joseph Weilen, erreichte derselbe seinen Höhepunkt. Allein, da man veranlaßt durch diese Ausgabe, nun anfing, seinem Leben und Wirken wie bei Goethe, Schiller, Heinrich von Kleist, bis in die geheimsten Triebfäden nachzuspüren, stieß man bei ihm auf Charakterzüge, Umstände und Vorgänge, welche eine Herabminderung der Verehrung zur Folge hatten. Jetzt ist es bereits so weit, daß man Noth hat, sein Andenken noch unbefleckt und rein zu erhalten. Oberstlieutenant von Treskow, ein Stadt-Original Berlin's aus meiner Jugendzeit, hatte wohl Recht, wenn er sagte: „Es trägt Jeder seinen Hundsfott in der Hosentasche."

Am 8. Juli 1884.

Ein Freund, der aus Nizza auf einen kurzen Besuch nach Stuttgart gekommen ist, brachte mir ein paar Nummern von den Pariser Blättern: „L'Anti-Prussien" und „L'Anti-Berlin" mit. Diese literarischen Hitzblasen eines hirnverbrannten National-Hasses kommen mir geradezu läppisch und eines großen Volkes durchaus unwürdig vor. Man wüthet darin gegen das Trinken von deutschem Bier, gegen deutsche Wirthshauskellner und macht es französischen Industriellen zum Verbrechen, daß sie Flaschen für ihre Geschäfte von deutschen Fabriken beziehen.

Sind das nicht bloße Erbärmlichkeiten und Kindereien? Da lasse ich mir unsere Kriegslieder von 1813 und 1870 gefallen. In den Versen von Arndt, Follen, Schenkendorf, Theodor Körner und Anderen liegt der heiße Athem einer mächtigen Leidenschaft und eines gewaltigen Volkszornes. Der Rachegesang Kleist's: „Germania an ihre Kinder" ist geradezu beseelt von der Wuth der Berserker.

Er predigt Brand und Todtschlag und will von keinem Erbarmen und Mitleid mehr wissen. Es ist eine Kolben-Lyrik von zerschmetternder Wuchtigkeit, vor der man sich entsetzen kann, die jedoch eine Größe der Gesinnung besitzt, gegen die die Nörgeleien der heutigen Franzosen doppelt abgeschmackt und knabenhaft erscheinen müssen.

Am 17. Juli 1884.

Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß es mir geradezu unfaßbar ist: die deutsche Presse im Allgemeinen den Beleidigungen gegenüber, die man in Paris deutschen Namen, deutscher Ehre und deutschem Wesen unausgesetzt anzuthun nicht müde wird, so unberührt und gleichgültig zu sehen. Und nicht nur gleichgültig und unberührt, nein, in demselben Augenblicke, in dem man in der Seinestadt die deutsche Fahne von dem Giebel eines Gasthauses herabstürzt, in Fetzen reißt und mit Füßen tritt, in demselben Augenblicke, in dem man dort zur Bildsäule der Elsaß einen Festzug unternimmt und Deutschland den Untergang schwört, in demselben Augenblicke jauchzt man hier in Stuttgart im Berger Sommertheater französischen, leichtfertigen Sittenkomödien begeisterten Beifall zu und greift mich in der Presse an, weil ich diese Stücke spielen zu lassen mich nicht anschicken will.

Noch immer fehlt es dem guten Deutschen und namentlich in der Zeitungswelt an nationalem Ehrgefühl. Es ist dies ohne Zweifel eine Folge der langen nationalen Zersplitterung. Der Württemberger, der Bayer, der Hesse u. s. w. u. s. w. fühlt sich noch immer nicht getroffen, wenn man den Deutschen beschimpft. Ich könnte bitterlich weinen, daß es nicht geschieht.

Am 23. Juli 1884.

Es ist eine etwas sonderbare Wahrnehmung, die man in Deutschland in der Beobachtung des Theaters machen kann und welche darin besteht, daß man diejenigen, die ihm lange mit treuer Hingabe und wärmstem Eifer im höheren und nationalen Sinne gedient, am Ende mit Mißmuth und Verdruß, wenn nicht gar mit Ekel sich davon abwenden sieht. Wir besitzen ein eigenes deutsches Theater eigentlich erst seit Lessing, der durch seine „Hamburger Dramaturgie“ und seine Stücke den Grund dazu gelegt und ihm die Wege geebnet hat. Er that es mit einer wunderbaren Ausdauer

und Schöpferkraft viele Jahre hindurch, um schließlich ihm verstimmt und widerwillig den Rücken zu kehren. Nachdem er sich selber bitter verspottet hatte: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen", schrieb er später: „Daß ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und zwar mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammen gerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich für Nichts und wieder für Nichts sechs Wochen auf die Folter spannen? Jeder Künstler setzt seine Preise, jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich, warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon, denn sie sind dann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stück auf immer einzig und allein von meiner Feder abhängen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten."

Als er vergeblich in Wien gewesen, meldete er seinem Bruder: „So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen, daß auch diese Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir fatal ist, daß ich mich nie mit ihm, sei es auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben."

Mit diesem tiefen Mißmuthe schied Lessing von dem deutschen Theater, das er begründet und welches ihm allen Fleiß und alle Mühe mit dem schnödesten Undanke lohnte. Seine letzte dramatische Schöpfung, seinen unsterblichen „Nathan", gab er bekanntlich als Lesebuch heraus, das zuerst an Abnehmer vergeben ward, die sich im Voraus unterzeichnen mußten.

Goethe ging es nicht besser. Er äußerte: „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu

bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich selber dazu beitragen, und als könne ich zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine „Iphigenie" und meinen „Tasso" und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich ein ganzes Dutzend Stücke wie die „Iphigenie" und den „Tasso" geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein es fehlten die Schauspieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen."

Wir gewahren in dieser Auslassung ganz denselben Unmuth wie bei Lessing. Auch Goethe büßte alle Lust an der dramatischen Schöpfung und dem Theater so sehr ein, daß er, wie man weiß, in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr zum Besuch einer Vorstellung zu bewegen war.

Was nun Schiller betrifft, so meint dessen Lebensschilderer Emil Palleske: „Es gehörte der heroische Muth Schiller's dazu, um bei einem so miserablen Repertoire, bei so armseligen Verhältnissen nicht an dem bretternen Gerüste zu verzweifeln." Auf einen Brief Goethe's aus Leipzig antwortet Schiller: „Die Beschreibung, die Sie von dem dortigen Theater geben, zeigt eine Stadt an und ein Publikum, das wenigstens auch keinen Anspruch auf Kunst und Kunstrichterei macht und blos amüsirt und gerührt sein will. Es ist aber traurig, daß die dramatische Kunst in so schlechten Umständen sich befindet."

Ein Jahr darauf (1801) zeigt er seinem edlem Freunde an: „Ich will mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu schaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten, es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe."

Was ihn der Bühne zugethan erhielt, war sein dramatischer Trieb und der große Erfolg seiner Stücke. Das deutsche Theater selbst that wenig genug, ihn bei der Stange zu halten. Schon Dalberg hatte er gesagt: „Ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater." Und er selbst, was gewann er? Wenig Lohn und manchen Verdruß. Wenn er älter geworden

wäre und noch die Gegnerschaft erlebt hätte, welche sich bald darnach gegen seine Dramen erhob und zuletzt in der wahnsinnigen Erklärung gipfelte: daß Schiller durch „sein hohles Pathos und seine tragische Ueberspanntheit“ unser Schauspiel zu Grunde gerichtet, so ist wohl anzunehmen, daß er Lessing's und Goethe's Beispiel gefolgt und der Bretterwelt abwendig geworden wäre.

Karl Immermann strengte sich vergeblich an ein Mustertheater in Düsseldorf zu schaffen und zu erhalten. In einem Briefe an Eduard Devrient vom 16. November 1837 schüttet er sein Herz folgendermaßen aus: „Der eigentliche Sitz des Uebels sind die Leitungen. Die Schauspieler sind wohl noch herum zu kriegen, wenn Jemand vom Fach ihnen etwas sagt, und dieser ihnen mit dem Beispiele der Anstrengung und Selbstverleugnung vorangeht; das Publikum hungert eigentlich nach einem guten Theater, aber die respektiven Direktionen und Intendanzen sind nirgends einen Schuß Pulver werth. . . . . Keine Kunstvereine und Kunstausstellungen, keine Musikfeste, nicht Eisenbahnen und sonstige Gemeinnützigkeiten vermögen das tiefsinnige Gedankenschauspiel einer großen poetischen Bühne und ihre wohlthätig = adstringirenden Wirkungen zu ersetzen. Wie nahe liegt nun das Bessere, wie leicht wäre es zu ergreifen, wenn man sich zu einem edlen Entschlusse zu erheben vermöchte. Aber man denkt und fühlt leider gemein, und deshalb ist man mit sehenden Augen blind.“

Mit dieser Verurtheilung der deutschen Theaterzustände auf den Lippen, starb Immermann im besten Mannesalter, ohne irgendwo in den maßgebenden Kreisen für seine Ideen und Bestrebungen eine Beachtung gefunden zu haben.

Karl Gutzkow hat am Dresdener Hoftheater nicht mit größeren Glücke dramaturgisch gewirthschaftet. Als er sah, daß das „Schauen eine Krankheit des Publikums“ und „die Bühne die erobernde Provinz der Industrie“ geworden, rief er in der Nummer 28 seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ traurig aus: „Die Hand zurück vom Thespiskarren! Es ist ihm, wie er jetzt dahin rollt, kaum noch zu helfen.“

Ich könnte der Beispiele noch mehr anführen; aber die gegebenen genügen wohl, um zu der Frage zu veranlassen: was ist der Grund aller dieser Zorn= und Mißmuths=Ausbrüche und des Ungedeihens der deutschen Bretter?

Meiner Ansicht nach liegt er zunächst darin, daß der Staat deren Wichtigkeit nicht anerkennt und bis jetzt beinahe noch nirgends zu der Einsicht gekommen ist, welches Mittel er in ihnen besitzt, auf das Volk zu wirken. Unsere großen Geister haben es ihm oft genug gesagt und am Eindringlichsten und Ueberzeugendsten Schiller in seinen kleinen Abhandlungen: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater" und „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet". Aber es hat nichts gefruchtet. Die Staatsmänner und Reichstage haben es noch immer unter ihrer Würde finden wollen, sich ernsthaft und nachdrücklich mit dem Theater zu beschäftigen. Das Theater blieb ihnen die bloße Vergnügungsanstalt, die unter die Schaubuden, Kunststückmacher und Tingeltangelplätze eingereihet ist. Daß es wesentlich zur Bildung und Erziehung des Volkes beizutragen im Stande und berufen ist, hat man nicht einräumen wollen.

Aus diesem Umstande schreibt sich seine Aussichtslosigkeit und Selbstüberlassenheit, seine Verwilderung und sein Zigeunerthum her. Es fehlen ihm künstlerische Regelung und nationaler Rückhalt. Es ist der Spielball fürstlicher Laune und spekulativer Ausbeutungssucht. Jeder Abenteurer oder Wüstling kann sein Müthchen daran kühlen. Wer es jedoch mit ästhetischen, nationalen und überhaupt höheren Grundsätzen behandelt, wird nahezu lächerlich. Das schädigt sein Ansehen und würdigt es herab.

Das Theater sollte Staatsanstalt sein, wie Kirchen, Hochschulen und Kunstmuseen. Es sollte angehalten werden: wahrhaft vaterländischen Geist und nationalen Sinn mit der Pflege der edelsten und besten Eigenschaften der menschlichen Natur zu verbinden.

Dazu müßte aber eben von Seiten des Staates etwas geschehen. In Preußen nahm man im Jahre 1849 unter der Regiernng Friedrich Wilhelm IV. einen Anlauf dazu, als man im Zusammenhange der Bestrebungen für eine Neueinrichtung des gesammten Kunstwesens auch die Uebertragung der Theaterangelegenheiten auf das Kultusministerium in Anregung brachte. Der damalige Vorstand dieses Ministeriums, von Ladenberg, griff diese Anregung sehr lebhaft auf und fand in Franz Kugler, seinem vortragenden Rathe, eine begeisterte und zugleich vielerfahrene Kraft dafür. Allein Ladenberg trat leider bald zurück und sein Nachfolger, Minister von Raumer, konnte für die Fortführung der Sache unglücklicher

Weise keinerlei Theilnahme gewinnen. Sie kam erst wieder zur Sprache bei den Verhandlungen über Konzessionswesen im Norddeutschen Bunde und im deutschen Reichstage bei Gelegenheit der Regelung des neuen gesetzlichen Zustandes im geeinigten Deutschland. Ersprießliches gefördert und ausgeführt ward so viel wie nichts. Die Abgeordneten hielten ziemlich unbedeutende, von wenig Klarheit und Einsicht Zeugniß ablegende Reden, während die Bundeskommissarien sich völlig in Schweigen hüllten. Als einziges Ergebniß der ganzen Bewegung erscheint das Buch: „Das deutsche Theater und seine Zukunft. Von einem Staatsbeamten", das in zweiter Auflage 1880 herausgegeben wurde und welches zum Mindesten einräumt, daß „die eigentlichen Kunst- und Kulturinteressen des Theaters in den Institutionen des Staats und der Regierungen bisher keine berufene Vertretung hatten und daß sie in Zukunft wegen ihrer hervorragenden Bedeutung für die gesammte Volkssitte und Volksbildung mehr als früher von diesem Standpunkte vom Staate betrachtet werden müssen."

Aber auch diese Schrift eines „Staatsbeamten" ist ebenso erfolg- und wirkungslos geblieben, wie die „Reformschriften" unserer dramatischen Heißsporne und Phantasten. Noch immer hat der „Racker" von Staat in Bezug auf Theater weder anregend noch ermunternd eintreten und gewisse allgemeine Aufgaben für die Pflege der dramatischen Kunst übernehmen und erkennen wollen, daß das einzig Richtige ist, das Theater mit seiner mächtigen Wirkung auf das geistige und sittliche Leben des Volkes nicht der blos gewerblichen Ausbeutung anheim gegeben sein zu lassen.

Noch ist Alles beim Alten und unser Theater nach wie vor im Argen. Nicht nur von Seiten des Staates, sondern auch von Seiten des Publikums und der Presse. Die Schauspieler selbst sind vollends seine Verderber. Sie gieren einzig nach großen Gehalten, Orden und guten Rollen. Ihre Kunst ist ihnen „Hekuba". Ließe man ihnen die Zügel schießen, so würde unsere ganze deutsche Schaubühne nur ein Abklatsch der französischen sein. Für sie ist Lessing's „Dramaturgie" ganz vergeblich geschrieben worden und ihnen sind mit geringen Ausnahmen unsere klassischen und nationalen Dramen blos Lückenbüßer. Die Pariser Sensations- und Sittenstücke sind ihr besonderer Geschmack. Da finden sie, was sie suchen: „brillante Affekte", „Emotionen", „Konflikte," „grandiose Abgänge

und Aktschlüsse" und die Darstellerinnen noch obenein: „pikante Toiletten." Sie reisen auch vorzugsweise gern nach Paris, um da zu „studieren." „Cyprienne" verursachte eine wahre Wallfahrt deutscher Schauspieler nach der Seinestadt. Dort lernen sie „leichten Dialog", „elegantes Spiel", und „noble Tournüre." Deutsche Verse und markvolle Prosa zu sprechen, sich menschlich edel und vornehm zu benehmen, den Kothurn zu beschreiten und die Toga zu plastischer und würdiger Drapirung zu verwenden, haben sie dagegen so ziemlich verlernt. Sie wissen: diese Dinge gelten an Fürstenhöfen wie in der großen Masse für „Langweilerei", während die französische Komödie bei ihnen wie auch in der Presse die günstigste Aufnahme findet. Alle Theile zusammen haben von jeher das Ihrige gethan, die deutsche dramatische Schöpfung zu bedrängen und zu verwirren. Immer dem Fremden zugeneigt, haben sie bald dem englischen, bald dem französischen, bald dem italienischen und bald dem spanischen, bald dem dänischen, norwegischen oder russischen Drama auf unsern Brettern gehuldigt. Die Dramatik aller Völker machte sich darauf breit und zwar so sehr, daß Goethe ein Hoffräulein in seinem „Triumpf der Empfindsamkeit" mit Fug und Grund sagen lassen konnte: „Auf dem deutschen Theater geht Alles an." Und wie sehr das noch heute der Fall, bekundet schlagend genug das Wiener Hofburgtheater, das sich so gern die erste und vornehmste deutsche Bühne nennen läßt. Kaiser Joseph der Zweite, der so viel Gutes begann, aber so wenig davon durchsetzte, hatte 1777 durch einen Erlaß die deutschen Geister aufgefordert: „Der Nationalbühne Ruhm befördern zu helfen durch brauchbare Originalstücke." Lessing, den man ihm für diese Förderung bestens empfohlen, lag ihm dabei im Sinn. Allein die vorhin mitgetheilte Briefstelle Lessing's bezeugt hinreichend, daß etwas Stichhaltiges in der Sache nicht geschah und dieselbe als bloßes Phantasiegebilde in der Luft hängen geblieben ist. Niemals ist das Wiener Hofburgtheater zum Nationaltheater geworden, ja, es hat sogar kaum jemals ernstlich Anlauf genommen, ein solches zu werden. Es ging im Gegentheil von Anfang an mit besonderer Vorliebe dem dramatischen Auslande nach und ist zuletzt dahin gelangt, seinen hauptsächlichen Stolz darein zu setzen, sich eine internationale Kunststätte heißen zu können, d. h. eine Kunststätte, auf der alle dramatischen Literaturen der Welt zu Hause sind. Schon vor Jahren schrieb die Kölnische

Zeitung in einem Aufsatze: „Zur deutschen Theaterfrage“ unter Anderem:

„Ist nicht das Hofburgtheater in den letzten Dezennien seiner Aufgabe, ein echt deutsches National-Institut zu sein, mehr und mehr untreu geworden? Aufführungen von deutschen Dramen, wenn sie nicht aus der älteren Literatur oder von anerkannten österreichischen Dichtern der heutigen Zeit herrühren, gehören dort zu den größten Seltenheiten. Dafür blüht das neue französische Lustspiel mit seinen schlüpferigen Vorgängen aus der Pariser demi monde in erschreckender Weise. Man erzählt sich, daß in Wien eine wahre Uebersetzungsfabrik für solche Dinge existirt, und daß man selbst Kontrakte mit den dramatischen Faiseurs an der Seine abschließt, um die Arbeiten an der Donau in die erste Hand zu bekommen und das Vaterland damit zu überschwemmen.“

Lessing hat in seinen dramaturgischen Anfängen zwar gemeint: „Die französischen Stücke, welche auf unserem Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemein menschliche Natur noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt.“

Er hat sich jedoch sehr geirrt und diesen Irrthum später schmerzlich genug empfunden. In Nichts ist der Deutsche hartnäckiger, als in seiner Liebe und Verehrung alles Ausländischen. Mit dieser hartnäckig andauernden Verehrung und Liebe alles Ausländischen hat er das eigene Drama in seiner naturgemäßen Entwickelung gehemmt und gehindert. Der deutsche Genius kam darin immer nur zeit- und ruckweise, nur in einzelnen vulkanischen Ausbrüchen zum Vorschein, im „Götz von Berlichingen“, in den Jugendtragödien Schiller's, im „Wallenstein“ und „Tell“, in Kleist's „Käthchen von Heilbronn“, „Hermannschlacht“, „Prinz von Homburg“ u. s. w. u. s. w. Stets wurden bis auf die neueste Zeit diese vulkanischen Ausbrüche von dem Gelüst und der Sucht nach Fremdem überwuchert und bei Seite gestoßen, um die deutsche Bühne als dramatische Versuchsstation aller fremden Nationen zu erhalten. Als solche hat sie noch heute den traurigen Ruhm dazustehen und die eigene Dramatik fraglich und unmöglich zu machen. Fürstenhöfe, Publikum und Presse wetteifern, sie darin zu unterstützen. Soll das unsere dramatischen Schriftsteller, unsere Dramaturgen und alle Diejenigen, die im Theater mehr als eine Vergnügungs-

anstalt, nämlich den geistigen und sittlichen Ausdruck des deutschen Volkes erkennen wollen, nicht mit Aerger, Zorn und Widerwillen erfüllen? Alle Klagen der im Eingang angeführten Männer klingen verschieden und gehen in ihrer Ursache scheinbar auseinander, treffen im Grunde aber doch in einem und demselben Punkte zusammen, nämlich im Schmerze über den Mangel an Nationalgefühl im deutschen Volke und über die mißachtete Stellung, welche das deutsche Theater im Staatsleben wie in der Gesinnung der deutschen Fürsten, des deutschen Publikums, der deutschen Presse und seiner eigenen Mitglieder einzunehmen verurtheilt ist.

Am 27. Juli 1884.

Die Kriege von 1866 und 1870 und 1871 haben mit ihren Waffenthaten eine große Veränderung in Deutschland hervorgerufen und den Staat Friedrich's des Großen, den Staat der Intelligenz par excellence, thatsächlich und so zu sagen offiziell an die Spitze von Deutschland gestellt. Deutschland und die ganze Welt sehen jetzt mit andern Augen auf Preußen, als ehedem. Preußen ist jetzt wirklich Das geworden, was man in ihm schon seit lange erahnt und erhofft hat: der Kern- und Schwerpunkt eines geeinigten Vaterlandes. Das Vaterland hat darum aber auch gewisse Rechte darauf, denn nicht nur der Adel verpflichtet, sondern auch der Erfolg.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, haben die Berliner National-Zeitung und die Kölnische Zeitung ehedem Aufsätze gebracht, welche darauf hinwiesen, daß es nun an Preußen sei: für deutsche Kunst und Literatur etwas Nachdrückliches zu thun, da deutsche Literatur und Kunst seit lange Propaganda für Preußen gemacht und es gleichsam zur Erreichung seiner geschichtlichen Aufgabe und staatlichen Größe ausgerüstet und angeleitet haben. Malerei und Musik wetteiferten, seinen Helden Volksthümlichkeit zu verschaffen, und was vollends die Literatur betrifft, so muß Jeder, der nur einigermaßen in derselben bewandert ist, eingestehen, daß uneigennütziger und zugleich enthusiastischer nie etwas einem Volke und seinem Herrschergeschlecht gedient und Vorschub geleistet hat, wie eben sie. Mit welcher Begeisterung hat die Poesie Friedrich den Einzigen besungen und was ist die Dichtung für Preußen im großen Befreiungskriege und im letzten Kriege gegen Frankreich gewesen! In Wahrheit, die Lieder jener Zeit sind Preußen gewisser-

maßen jene göttliche Erscheinung geworden, von der das zweite Buch der Maccabäer erzählt, daß sie zu Roß in weißem Kleide und goldenem Harnisch dem Heere der Juden voraufgezogen. Die Kriegslyrik von 1813 und 1870 ist das Wunder des neunzehnten Jahrhunderts oder hat zum Mindesten ein solches mitbewirkt. Jedenfalls haben sich im Ganzen und Großen die deutsche Literatur und Kunst für Preußen ausgesprochen, ohne daß bisher Preußen für die deutsche Literatur und Kunst etwas Besonderes gethan.

Man mag zu seiner Entschuldigung anführen, daß es seither zu viel mit sich selbst und seiner politischen Entwickelung zu thun hatte, daß es so zu sagen im geographischen Wachsthum begriffen war und darum nicht Gelegenheit und Muße fand, sich viel um Kunst und Literatur zu kümmern.

Aber das ist heut nun doch anders. Heut steht Preußen ziemlich ausgewachsen und in blühender Kraft mit der Kaiserkrone auf dem Haupte an der Spitze eines großen deutschen Reichs. In dieser Eigenschaft hat es die Verpflichtung, auch deutsche Kunst und Literatur zu beachten und in deren Gepräge etwas von seinem Stempel zu drücken. Gegenwärtig kann kein König von Preußen, der zugleich deutscher Kaiser ist, wie Friedrich der Große einen Lessing unbeachtet lassen, dessen unsterbliches Meisterwerk: „Minna von Barnhelm“ „den Geist seiner tapfern Armee auf die glänzendste Weise abspiegelte.“ Friedrich Wilhelm IV., in dessen romantischer Seele dunkel und verschleiert ein Bild von Preußens Zukunft geruht haben mag, erahnte so etwas wohl und war unter den Hohenzollern deshalb der Erste, welcher Sinn und Theilnahme in höherem Grade für Literatur und Kunst zu Tage legte.

Ein genialer Geist, unternehmungslustig und phantasievoll, war er ganz dazu angelegt, dem Jahrhundert eine neue Epoche zu geben. Aber leider wollte er mit einem Schlage nachholen, was seine Vorfahren versäumt. Ein Jahrzehnt sollte die Schuld von mehr als einem Jahrhundert auslöschen: dieser Hast und Ueberladung erlag er. Er brach unter der Wucht seiner selbst gewählten und gestellten Aufgabe zusammen, die nun systematischer und nachdrücklicher auszuführen seinen Nachfolgern überlassen bleibt. Sehr zu bedauern dabei dürfte sein, daß sie wenig auf sein Vorgehen werden bauen können, weil dasselbe vielfach zu eigenwillig, sprunghaft und unvermittelt erscheint. Auch er machte, wie der alte Fritz

so richtig von Joseph II. behauptet hatte, den zweiten Schritt immer zuerst: er fing Alles in der Mitte an. So ist Vieles von dem, was er begonnen und ins Werk gerichtet, so glorreich und glänzend es sich ausnahm, rasch wieder in sich zusammengesunken und der Entwickelung unfähig geblieben. Ueberall heißt es in Bezug auf Literatur und Kunst zunächst in Preußen so gut wie von vorne anfangen. Eine erste Grundbedingung ist wahrhaftes Interesse und beeiferte verständnißvolle Pflege derselben. Sie dürfen nicht ferner Stiefkinder des Staates bleiben, sondern sollen seine Günstlinge und Schutzbefohlenen werden. Das Reich soll ihnen nicht mehr der fremde Tisch sein, unter den sie ihre Füße setzen, sondern der heimische Herd, an dem sie berechtigt sind, ihre unbestrittene Stelle zu finden. Nicht draußen vor dem Thore sollen sie stehen, sondern wie Goethe's Sänger „im Saal voll Pracht und Herrlichkeit", um vor König und Kanzler den Musen zu dienen und zum Lohn den „Trunk des besten Weins in reinem Golde" kredenzt zu erhalten, damit es endlich heißen kann:

„Oh Trank voll süßer Labe!
Oh dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Literatur und Kunst wollen im neuen deutschen Reiche nicht vergessen sein. Sie halfen es wiedererwecken und begründen, sie aßen in Tagen der Noth mit Thränen das Brot, das Preußen aß und gossen ihm Trost ins einsame Herz. Jetzt, da Preußen alles Ungemach und alle Widerwärtigkeiten überwunden, im Vollgenuß seiner Erfolge und Ehren steht, jetzt mag es eingedenk sein der Liebe, die ihm Kunst und Literatur gewidmet und ihnen den „Trank der süßen Labe" reichen, den sie wohl beanspruchen dürfen und der sie anfeuern wird: das Beste und Höchste zu leisten, dessen deutsche Literatur und Kunst nur immer fähig sind.

Am 4. August 1884.

In der Frühe des 1. August telegraphirte mir Cornelie Haas, die Pflegetochter Heinrich Laube's, aus Wien: „Dr. Laube starb heute morgens um 6 Uhr."

Mit ihm ist der Letzte aus der Gruppe des sogenannten Jungen Deutschland hingeschieden, dem ich einst literarisch und per-

sönlich nahegestanden. Mit Laube verband mich zunächst die engere schlesische Landsmannschaft, seine Wochenschrift, die „Zeitung für die elegante Welt", deren emsiger Mitarbeiter ich mehrere Jahre hindurch gewesen bin und endlich die beiderseitige Vorliebe für das Theater.

Ueber Laube's schriftstellerische Bedeutung habe ich mich in einer Schrift: Das Junge Deutschland" besonders ausgesprochen, die ich zu veröffentlichen gedenke, wenn ich Muße gefunden habe, sie noch einmal sorgsam zu überarbeiten.*) Hier in meinem Tagebuche will ich ausschließlich die rein menschlichen Beziehungen darlegen, die mich lange Zeit mit ihm verknüpft haben. Sie wurden eröffnet durch ein paar Zeilen, die Laube im Sommer 1843 an mich richtete und worin er mich aufforderte an seiner Wochenschrift mitzuarbeiten.

Diese Aufforderung erschien mir ebenso schmeichelhaft wie überraschend. Ich hatte in jenen Tagen eben angefangen kleine Gedichte in Eichendorff'scher Art und Skizzen in Heine's Schreibweise in Berliner Blättern zu veröffentlichen, die ziemlich unreif und vorlaut, aber vielleicht durch eine gewisse Frische der Empfindung und poetischen Ausdruck anzusprechen im Stande waren. Wie Laube später als Theaterdirektor immer auf der Suche nach schauspielerischen Begabungen und glücklich war, sie entdeckt zu haben, so spürte er als Leiter einer Wochenschrift unausgesetzt nach jungen Schriftsteller-Befähigungen und setzte einen gewissen Stolz darein, dergleichen in irgend einem verborgenen Winkel aufgefunden zu haben. Er hatte stets eine ganze Mustersammlung von Anfängern unter sich. Ich wurde vor vielen Anderen vorwiegend von ihm begünstigt.

Die Ursachen dieser Begünstigung habe ich später mir sehr gut erklären können. Sie bestanden vor allen Dingen in einer gewissen geistigen und stylistischen Aehnlichkeit zwischen Laube und mir: ich dachte und schrieb ungefähr so waghalsig und keck, wie er bei seinem Auftreten gedacht und geschrieben hatte. Ich liebte verwegene Aussprüche zu thun und sonderbare Behauptungen aufzustellen. Das Abenteuerliche war meine Liebhaberei. Auf das Richtige und Stichhaltige kam es mir nicht immer an. Ich wollte

*) Ist 1886 geschehen, in welchem Jahre das Buch: „Das Junge Deutschland" im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen ist.

anregen, stacheln und zündende Wirkung machen. Es lag das Alles etwas in der Zeit, aber in Laube's Neigung noch besonders. Das verbündete uns. Dazu kam, daß ich damals viel in den vornehmeren Kreisen Berlin's verkehrte und in der Gesellschaft eine Art von Figur abgab. So etwas konnte der „Zeitung für die elegante Welt“ von einigem Nutzen sein. Was Gutzkow bei unserer ersten Bekanntschaft an mir etwas mißliebig aufgriff, das sagte Laube entschieden zu. Er war stets und überall ein wenig Geschäftsmann und so erkannte er ohne Zweifel auf den ersten Blick in mir eine kleine Kraft, die seinem Blatte nutzen und einige Abnehmer mehr verschaffen konnte.

Er zog mich freundlich an sich und ich gewann ihn bald sehr lieb, wenn ich auch freilich schon eingestehen muß, daß er nicht gerade einen bedeutenden Eindruck auf mich machte.

Laube war mittlerer Größe, untersetzt und stämmig, struppig von Bart und Haar, von Gesicht breit und keineswegs hübsch. Eine schnarrende, blecherne Stimme berührte nicht eben sympathisch. Aber helle, blaue, festblickende Augen versöhnten wohlthuend mit seiner Erscheinung, die auf den ersten Blick nicht anzog, aber auf die Dauer doch fesselte, weil sie ehrlich und offen jedermann entgegentrat.

Von Natur war er kurz angebunden und barsch. Er hatte die Gewohnheit sehr kategorisch zu sprechen und selbst die unsichersten Behauptungen mit dem Tone der unerschütterlichsten Zuversicht vorzutragen. Alle seine Aeußerungen ertönten von seinen Lippen wie Orakelsprüche und Kommandoworte. Niemand hat zu einem Dalai-Lama mehr Zeug gehabt als er.

Wie später seinen Schauspielern, so hat er früher auch seinen Kollegen und namentlich uns jüngeren darunter durch dieses bestimmte Auftreten einen gewissen Respekt eingeflößt, einen Respekt, den ich allerdings nicht vollständig und uneingeschränkt mit zu empfinden vermochte. So jung und unerfahren ich immer war, es lag nicht in meinem Charakter, mich durch tollkühne Aufstellungen niederschmettern zu lassen.

Das mußte selbstverständlich zu Reibungen führen, die uns indeß nie, so heftig sie zuweilen auch entbrannten, zu dauernder Entzweiung brachten. Unsere Hauptzwiste entstanden aus unseren Anschauungen und Grundsätzen bezüglich des deutschen Theaters.

Als ich Laube kennen lernte, war er Neuling im Drama so gut, wie ich selber. Er hatte sein erstes bekanntes Stück: „Monaldeschi" von Stapel gelassen. Es ist mir von allen seinen Bühnenwerken das liebste geblieben, weil es darunter das wenigst breit und umständlich gemachte ist und einen liebenswürdigen Zug romantischer Lebensauffassung zeigt. Laube hat mit merkbarer Vorliebe Abenteurer und Weibergünstlinge zu Helden seiner Schauspiele gemacht. Drei davon, der eben genannte „Monaldeschi", „Struensee" und „Essex" sind Liebhaber von Königinnen, aber auch alle seine anderen männlichen Hauptgestalten fußen fast sämmtlich auf der Begünstigung und Zuneigung des weiblichen Geschlechts, darunter besonders auch sein Schiller in den „Karlsschülern". Er liebt kecke, waghalsige und verwegene Charaktere, Charaktere, die dem Ruhm, der Herrschaft oder der Liebe nachjagen und bei dieser Jagd wenig nach der Möglichkeit und den Umständen fragen. Das Glücksritterthum ist recht eigentlich Laube's Lieblingsgegenstand und im „Monaldeschi" zweifellos am Frischesten und Farbenreichsten zum Ausdrucke gebracht. Dieses Drama entfaltet in seiner Ausführung am Meisten poetisches Wesen und jugendlichen Glanz. Wenn es sich, diesen anmuthenden Eigenschaften zum Trotze, im Repertoir unserer Bühne nicht so eingebürgert hat, wie andere Tragödien desselben Verfassers, so liegt die Schuld an der unruhigen Ausgestaltung, die von der Prosa unvermittelt in den Vers überspringt und in einem und demselben Akte öfteren Wechsel des Schauplatzes nöthig macht. Laube war damals in der dramatischen Technik noch ziemlich unbewandert, schwankend und zerfahren im Aufbau, hohl im tragischen Pathos. Letzteres ist er eigentlich auch immer geblieben. Selbst seine reifsten dramatischen Arbeiten werden durch aufgebauschte und breitspurige Redensarten beeinträchtigt. Aber in der Mache sind sie einheitlicher und geschlossener, freilich auch trockener und in schwerfälligem Apparate langsamer sich entwickelnd geworden. Er hatte in Paris und an den dortigen Romantikern seine Studien gemacht und diese Studien auf seine deutschen Dramen in seiner Weise übertragen. Alles Französische imponirte ihm und er war gern geneigt, es für vollkommen zu erklären. Der französische Esprit und die französische Mache waren beständig sein drittes Wort. Auch ich wußte diese Dinge zu schätzen und blieb eine Zeitlang in ihrem Banne, doch nie so sehr, daß ich auf die Länge

darüber vergessen hätte: die Grundlage unserer deutschen Schaubühne in anderen Prinzipien und namentlich in der Betonung des nationalen Standpunktes zu suchen.

Hierin gingen wir von Anfang an und obenein ziemlich scharf auseinander. Er knüpfte dramatisch bei Victor Hügo und Alexander Dümas an; ich bei Lessing, Goethe, Schiller und Kleist. Das waren ganz getrennte Lager. Er versuchte mehrfach mich zum Ueberläufer zu stempeln.

„Wenn irgend Einer das Zeug hat eine feine Salonkomödie zu schreiben", sagte er mir oft, „so sind Sie es, Wehl. Sie kennen die Gesellschaft, den guten Ton, eine elegante Konversation. Wählen Sie einen pikanten Stoff, erfinden Sie frappante Situationen, eignen Sie sich die französische Mache an und der Erfolg ist gesichert. Nur zu, ich will Ihnen nach Kräften Rather und Helfer sein."

Es klang verlockend genug, aber ich blieb verstockt und schrieb nach wie vor große Trauerspiele mit Anlehnung an deutsche Meister, die Abweisung oder Mißfallen erlitten. Als ich jedoch endlich der tragischen Muse entsagte und dem Lustspiele zusprach, pflegte ich jene Gattung kleinbürgerlicher Komödien, die seit alter Zeit auf unsern Brettern heimisch sind und früher von Steigentesch, Contessa, Holbein, Schall und Anderen, neuerdings von Benedix, Putlitz, Görner u. s. w. u. s. w. angebaut worden sind. Einige davon fristen noch heut ihr Dasein auf den öffentlichen Brettern und auf den sogenannten Liebhabertheatern. Laube hat sich später, als er selber Bühnenleiter geworden, nie entschließen können, eins derselben zu geben. Nur einmal, im Jahre 1851 nahm er einen Anlauf „Eine glühende Kohle" herauszubringen, eine einaktige Komödie, zu der mir Georg Horn den Stoff geliefert und welche öfter in vornehmen Kreisen, sogar vor Kaiser Wilhelm und seiner hohen Gemahlin im Berliner Palais am 22. März 1873 mit Beifall gespielt worden ist. Laube indeß stieß im Wiener Burgtheater damit auf Widerstand. Unter dem 18. Juni des vorher genannten Jahres schrieb er mir in Bezug darauf Folgendes:

„Vor Kurzem erst habe ich einen ablehnenden Bescheid erhalten weil die „Stiftsdame" für hier in solcher Form unerwünscht sei. Eine Umänderung dieser Figur — nicht vortheilhaft für das Ganze — wurde dann zunächst von mir vorgeschlagen. Da kam die

„Allgemeine Zeitung“ mit einem Bericht über die Aufführung in München*) — und von da an war ich machtlos, und habe es aufgeben müssen. — Es ist wunderlich genug, daß ich nicht dazu kommen kann, ein Stück von Ihnen in Szene zu setzen. Daß es an meinem guten Willen nicht fehlt, werden sie mir wohl ohne Versicherung glauben, und ich hoffe: es gelingt mir nächstens.

Unter herzlichen Grüßen

Ihr ergebener Laube.“

Sehr unglücklich war ich über das Unterbleiben der Aufführung übrigens nicht, einfach schon deswegen nicht, weil der „gewiegte Dramaturg“ Laube in der eigentlichen Hauptsache des Stückchens eine Veränderung vorgenommen, die gradezu tödtlich für dasselbe werden mußte. Jene beruht auf einer geschichtlichen Anekdote nachstehenden Inhalts: Karl IV. von Lothringen war zu einer Bürgermeisterstochter in Brüssel so sehr in Liebe erglüht, daß er die seiner Neigung abholde Mutter des Mädchens ersuchte, ihn mit seiner Angebeteten nur so lange sprechen zu lassen, als er eine glühende Kohle in der offenen Handfläche zu halten im Stande sei. Dieser Vorschlag dünkte der Mutter so wenig gefährlich, daß sie die Erlaubniß dazu in der That ertheilte. Der junge Fürst nahm wirklich die glühende Kohle und machte der Geliebten seine Erklärung mit solchem Eifer und solcher Hingabe, daß er ihren Brand nicht spürte und man endlich, als die Mutter dazwischen trat, die Kohle in der Hand des liebeglühenden Fürsten erloschen und kalt geworden fand.

Nun ist in dem in Rede stehenden Lustspielchen eine übermüthige Weltdame, die einem Bewerber um ihr Herz die Bedingung stellt, als Probe seiner Liebe, ihr mit einer glühenden Kohle in der Hand die vorberichtete Anekdote herzuerzählen. Der Bewerber besitzt wirklich den Heldenmuth die glühende Kohle zu nehmen und unter komischen Kapriolen in den Händen hin und her zu werfen, bis die Verehrte, gerührt von der Tapferkeit seiner Liebe, sie selbst ihm entreißt und in den Kamin, aus dem sie entnommen ist, zurückschleudert.

Was that nun Laube? Er meldete mir wörtlich: „Ich hatte das Stückchen für uns eingerichtet und ließ z. B. den Helden Handschuh anziehn für die Kohle.“

---

*) Darin hatte man vom katholischen Standpunkte aus eine komische Stiftsdame unschicklich gefunden.

Durch dies Handschuh-Anziehen mußte natürlich die ganze Zuspitzung der komischen Katastrophe zu Grunde gerichtet werden. Und eines solchen Verstoßes gegen die beabsichtigte Wirkung konnte der Meister der Mache und des szenischen Erfolges sich zu Schulden kommen lassen in einer Zeit, da er schon auf der Höhe seiner Thätigkeit und seines Rufes stand! Man sieht, damit war es nicht all zu weit her und wenn ich ganz ehrlich sein will, muß ich offen erklären, daß seine dramaturgische Kenntniß und Kunst mir niemals einen geradezu bedeutenden und hervorragenden Eindruck gegeben haben.

Laube kam in seiner Wiener Stellung mancherlei außerordentlich günstig zu statten. Zunächst die Ueberlieferung und das feste Dienst-Gefüge des Burgtheaters an sich. Diese Bühne stand und lief so zu sagen durch sich selbst. Es galt nur sie zu verjüngen und von manchem auf ihr lastenden Drucke zu befreien. Und dazu war allerdings Laube der Mann. Er besaß Entschiedenheit und eine Art von Zuversichtlichkeit, der schwer zu widerstehen war. Er redete vor Allem sehr apodiktisch und kategorisch und seine Ansichten und Meinungen erhielten in seiner knappen, knarrenden Sprechweise etwas Korporalmäßiges und Befehlshaberisches, das fast aller Welt und namentlich seinen Schauspielern und den Journalisten imponirte. Dazu kam, daß er im eigentlichen Deutschthum keineswegs seinen Schwerpunkt suchte und darum durch seine Vorliebe für alles Französische dem österreichischen Staatswesen mit seinem Nationengemisch keinen Anstoß gab, sondern im Gegentheil eher genehmer wurde. Man sah es im Publikum wie in den Hof- und Regierunskreisen gern, daß er die Pariser Stücke heranzog und mit Vorliebe gab. Daneben war er klug genug, daß deutsche Drama nicht außer Acht zu lassen und namentlich durch neues Aufgreifen und Pflegen der Grillparzerschen Dramen sich einen Stein ins Brett zu setzen. Auch sonst versäumte er nicht, Arbeiten von Bauernfeld, Halm, Mosenthal, Nissel, Benedix, Gutzkow, Freytag, Hebbel, Otto Ludwig und sich selber auf's Repertoir zu bringen.

Er war außerordentlich thätig und umsichtig, wie sich aus seinem Buche „Das Burgtheater“ ersehen läßt. Aber läugnen läßt sich nicht, daß er in der Neigung für das französische Schauspiel sehr weit ging und das Burgtheater fast zu dessen Versuchsstation

für Deutschland machte. Er reiste, so oft er konnte, nach Paris, schloß Verträge mit den dortigen Dramatikern ab und legte solcher Gestalt im Voraus Beschlag auf deren Werke, die er mit ganz besonderer Wichtigkeit behandelte. Wichtig war ihm Alles, was sich auf Theater bezog, aber die Pariser Theater fast das Wichtigste. Er verlernte darüber beinahe den Sinn und das Verständniß für deutsche Empfindung und deutsche Kritik so weit, daß er mir gegenüber einmal in allem Ernste behauptete: „Der zerbrochene Krug“ von Kleist sei auf dem Burgtheater eine Unmöglichkeit, weil sein plumper Inhalt, sein derber Ton und Humor, wie seine breitspurige Prozeßverhandlung dessen Publikum abstoßen und langweilen müsse.

Er berief sich dabei auf Goethe, der diese Komödie auch nicht gemocht, auf die Unlust der Schauspieler, dergleichen im kurzen Redestrom hin- und hergeworfene Verse zu lernen und auf den auf seiner Bühne heimisch gewordenen feinen Lustspielton der Franzosen.

Das verdroß mich und ich klagte ihn in Folge dessen offen des Verrathes an der deutschen Volksmuse an, was ich auch schon in der „Deutschen Schaubühne“ gethan. Erhitzt und ziemlich verstimmt gingen wir damals auseinander.

Ich suchte ihn durch die Zueignung meines ersten Lustspielbandes wieder zu versöhnen, goß aber dadurch nur Oel in's Feuer, denn er hat mir mit keiner Zeile darauf geantwortet. Allerdings hieß es am Schlusse dieser Widmung: „Dieselbe thut meinem Herzen besonders wohl, denn sie erlaubt, daß ich mit dem Beweise meiner unveränderten Liebe und Achtung gegen Sie zugleich auch mir selbst eine kleine, wenn Sie wollen etwas boßhafte Genugthuung verschaffe. Es giebt nämlich jetzt fast keine Bühne in Deutschland, die nicht das eine oder das andere meiner Stücke aufgeführt hätte. Das Hofburgtheater unter Ihrer Leitung ist das einzige, das mich durchaus mißachtet hat in allen meinen dramatischen Bestrebungen. Dahingegen habe auch ich, meinen Anschauungen der Dinge und Verhältnisse zufolge, mich genöthigt gesehen, Sie oft in's Gesicht hinein angreifen zu müssen wegen Ihrer allzu bemerkbar werdenden Vorliebe zu den Pariser Dramen.“

Daß ich diesen Punkt auch hier auf's Neue aufgriff, verletzte ihn natürlich noch mehr und mußte ihn vielleicht noch mehr verletzen, weil er dem Ausdrucke meiner sonst ganz aufrichtigen Verehrung

einen etwas ironischen Anstrich gab. Man konnte Laube sonst keine Empfindlichkeit nachsagen. Allein meine Beschränktheit in Bezug auf das Deutschthum im Theater war ihm von jeher ein Dorn im Auge. Sein Freund Heller hatte mich schon im Hamburg darüber zur Rede gestellt.

„Was werfen Sie unserem Freunde Laube immer das Pariser Schauspiel vor?“ rief er mir ärgerlich zu. „Haben wir denn ein eigenes? Man hat einmal in Deutschland versucht eines zu schaffen, aber es ist gleich wieder in die Brüche gegangen. Was wir jetzt davon besitzen, ist stümperhaftes Zeug und nicht werth der französischen Komödie die Schuhriemen zu lösen. Geben Sie der Wahrheit die Ehre und schämen Sie sich nicht Laube's Unverdrossenheit, den deutschen Zuschauer mit Pariser Schöpfungen zu ergötzen, das gebührende Lob zu zollen.“

Alle diese Anfechtungen hatten mich indessen nicht bekehren können und ich war unverrückt auf meinem Standpunkte geblieben, ja, ich war auf demselben durch die inzwischen eingetretenen Zeitereignisse und die Gesinnung meiner gereifteren Jahre nur noch mehr befestigt worden. Ich war ehedem Laube's getreuer Anhänger und Verfechter gewesen, eine Zeitlang sogar mit ihm in die Schule der Franzosen gegangen. Daß ich nun gegen diese und ihn mich empörte, sah er für eine literarische Kurzsichtigkeit an. „Kommen Sie nach Wien, da wird sich Ihr geistiger Horizont erweitern“, hatte er mir noch zuletzt erregt zugerufen.

Wien war nachgerade seine Schwärmerei, die Stadt seines Herzens geworden. Weil das Theater dort in Ansehn stand und blühte, flogen seine Blicke schon früh ihm zu. Bereits 1845 schrieb er mir:

„Sie sind sehr im Irrthum, wenn Sie glauben, die Quincaillerie herrsche überall so wie in Berlin. Nicht einmal in Dresden, Stuttgart rc. ist dies der Fall, und die Wiener Burg ist trotz ihrer schrecklichen Censur von weit überlegner Haltung. Ja unsere Kräfte sind mit den dortigen auch nicht einmal annäherungsweise zu vergleichen — dort hat man doppelt, was wir nicht einfach haben. Und wir wollen die deutsche Hauptstadt haben!“

In Berlin ging ihm Alles zu langsam, zu schwerfällig, zu wenig nach pariser Art. Als ihm sein Lustspiel „Rokoko“ nicht rasch genug vor die Lampen kam, rief er mir aufgebracht brieflich zu:

„‚Rokoko‘ liegt, weil keine Schauspieler da sind — dies seh' ich (keineswegs blos meinetwegen) nur noch sehr kurze Zeit mit an, dies Quincaillerietreiben, und wenn Herr v. Küstner nicht bald engagirt (Held, Charakteristiker, Heldin), so müssen alle Kanonen gegen ihn aufgefahren werden. Sehen Sie ihn und wollen ihm dies in feineren Worten sagen, so verbinden Sie mich und nützen ihm und uns; denn Berlin ist unwürdig herunter."

Unter dem 28. April 1846 schlug er mir vor:

„Machen sie Hendrichs den Vorschlag: ich gewährte ihm ein Drittel der zwei Tantièmen, wenn er „Gottsched und Gellert" nach Eintritt seiner Urlaubszeit in nächster Woche noch zweimal herausbrächte."

Und war ungehalten darüber, daß ich ihm erklärte, solche Vorschläge hinter dem Rücken Küstners an dessen Mitglieder nicht machen zu können. Das sei Geschäftssache und im Theaterleben überall üblich, meinte er ärgerlich, ohne mich indeß zu bekehren. „Hab' ich Pech mit dem Berlin!" war damals sein beständiger Jammer in seinen Briefen an mich. „Man thut dort nichts für meine Stücke", grollte er. „Anna von Oesterreich hat ja das nöthige Berliner Glück gemacht, was ich der Birch von Herzen gönne, obwohl sie eigentlich Glück genug hat."

So kam es, daß er immer verstimmter gegen Berlin wurde und diese Verstimmung auf die dortigen Darsteller übertrug. Zu derselben Zeit ließ er mir durch den Wiener Schauspieler Rettich ein paar Zeilen überbringen, in denen es hieß: „Er mag Sie mit seiner Frau bekannt machen, der bedeutendsten und innerlich liebenswürdigsten Schauspielerin, die ich mit Stolz meine Freundin nenne. Es wäre unausstehlich, wenn Sie schon aus Berlin wären und solch eine echte Künstlerin mit großem Verständnisse nicht kennen lernten, nachdem Sie so viel Kattunkleider beschrieben haben."

Das Kattunkleid der Berliner Kunst im Abstich der echten Kunstgewandung in Wien, bekundet recht augenfällig Laube's Vorliebe für die österreichische Hauptstadt, die er immer hoffnungsreicher in's Auge zu fassen begann. Nach der unklugen Beseitigung Schreyvogel's waren in Deinhardstein und Holbein dem Hofburgtheater nicht grade Bühnenleiter von durchgreifender Bedeutung gewonnen worden. Laube hatte den Instinkt, daß man dort eines kräftigen und muthvollen, dem neuen Geiste der Zeit einigermaßen

Stand und Stich haltenden Direktors wohl bedürfen möchte. Er wußte, daß in Wien bei der Aristokratie und in der Gesellschaft der Schriftsteller von Ansehn und Ruf wohl gelitten war und auf Unterstützung rechnen konnte. Ueberdies war daselbst die Stellung an der Spitze der ersten Kunstanstalt unter allen Umständen leichter zu erreichen, als an andern deutschen Hoftheatern, weil unter dem Hofamt eines Intendanten der führende Direktor kein Kavalier oder Hofmann zu sein brauchte.

Dies Alles wohl erwägend und in Betracht ziehend, wandte er in weiser Voraussicht sich beeifert seinen Anknüpfungen und Beziehungen in Wien zu, besonders beeifert, nachdem er inne geworden war, daß er in Berlin sich nur wenig darauf Rechnung machen durfte: Intendant zu werden.

Küstner zu vertreiben und an seine Stelle zu kommen, dieser Gedanke hat Laube eine geraume Zeit hindurch wohl nicht fern gelegen, namentlich damals nicht, als er von der Leitung der „Zeitung für die elegante Welt" zurückgetreten. Damals schrieb er mir:

„Kann man denn nicht erfahren, was aus dem Hoppé wird? Ob er bleibt, oder nicht? Nun grade ward mir Lust, zum Einstudieren „Rokoko's" hinüber zu kommen. An „Struensee" ist ja doch wohl mit diesen Sch . . . kerlen nicht zu denken. Küstner wird aufathmen, daß die „Elegante" aufhört. Wird sich bitterlich täuschen. Ich beginne sogleich, und zwar nun stets selber und schwertscharf in der „Augsb. Allgem.", die ihm noch tiefer an's Leben gehen wird. Er muß herunter, wenn er sich nicht totol ändern kann. Und Letzteres kann er schwerlich.

Ihr Laube."

Gleich darauf hieß es in einem andern Schreiben über Küstner: „Mit dem Krämer-Standpunkte nutzt kein Capituliren, hier hilft nur Sturz. Vielleicht wenn ein Regisseur wie Moritz, der wahrscheinlich Lust dazu hätte, hingebracht werden könnte, wäre auf solchem Umwege etwas zu bessern. Wirken Sie ihm zu November oder Dezember ein Gastspiel aus; hat er das, so klammert er sich in Devrient's Stelle, und das wäre ein großes Glück."

Laube war in Preußen geboren und hatte durch seine Bekanntschaft mit Fürst Pückler-Muskau und dessen Gemahlin, einer Tochter des preußischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg

nach der Verbüßung seiner ersten tollen Schriften, mit der Regierung seines engeren Vaterlandes Frieden gemacht.

In Folge der Aufnahme, die später einige seiner Stücke gefunden und der literarischen Stellung, die er einnahm, durfte er am Ende wohl meinen: an die Spitze des Berliner Hoftheaters gestellt zu werden. Die dramatische Mache hatte er studiert, die Regie von Marr in Leipzig gelernt und durch die allgemeine Einsicht in die Dinge, die er sich angeeignet, war die Erlangung der nöthigen Geschäftskenntniß bei ihm leicht zu erwarten.

Trotz aller dieser günstigen Eigenschaften aber fielen, nach Küstner's Ausscheiden, die Blicke von König Friedrich Wilhelm dem Vierten nicht auf Laube, der dadurch verdrossen und unwirsch gemacht, nun Preußen völlig den Rücken kehrte und mehr denn je sein Augenmerk nach Wien zu richten begann.

Er hatte in Karlsbad, das er alljährlich schon damals zu besuchen pflegte, manche österreichische Persönlichkeit kennen gelernt, die in Wien nicht ohne Einfluß war; mit Wiener Künstlern und Künstlerinnen war er seit lange vertraut; es galt also jetzt nur sich dort Eingang und Anhalt zu verschaffen. Die Gelegenheit bot ihm das Sturmjahr von 1848. Dieselbe beim Schopfe fassend, wußte er es möglich zu machen, daß man ihn in Böhmen zum Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung wählte, in der er sich an das Centrum und die erbkaiserliche Partei anschloß, durch welchen Anschluß er sich die Geneigtheit des Ritter von Schmerling gewann, der ihn dann später als Direktor des Wiener Hofburgtheaters in Vorschlag brachte.

So war ihm die Politik das Mittel geworden: sich in Wien seinen Wünschen näher zu bringen. Sein mannhaftes, kurz angebundenes Auftreten, seine barsche Art seine Ansichten und Grundsätze auszusprechen, seine straffe Zuversichtlichkeit und kategorische Entschiedenheit ließen sie ihn endlich rasch erreichen. 1850 trat er sein Amt an und man darf wohl sagen, daß er es durch siebenzehn Jahre hindurch höchst verdienstlich innegehabt. Nach meiner Ansicht war sein Nachfolger Dingelstedt mehr Poet und Künstler, aber nicht so arbeitsam und streng gewissenhaft, wie er. Dingelstedt sah sein Bühnenwirken nur wie einen Nothbehelf an, als einen Hebel sich in die große und vornehme Welt empor zu schwingen. Er

betrieb es kavaliermäßig; Laube als Lebensaufgabe und Zweck, ganz handwerksartig, mit dem vollen Aufgebot seiner Kraft.

Diese Kraft bethätigte sich etwas plebejisch, derb und aufschwungslos. Packende Wirkung war ihr Hauptgesetz und zwar Hauptgesetz mit allerdings einfachen und natürlichen, aber meist gewöhnlichen Mitteln. Stimmung und Reiz durch äußere Einrichtung des Schauplatzes, durch Ausstattung, Beleuchtung, Requisiten und Komparserie zu erzeugen, war seine Sache nicht. Hierin blieb er Barbar, wie wir es mehr oder minder in jenen Tagen Alle waren. Auf uns Allen lastete die Geschmacklosigkeit einer verkümmerten Zeit, einer Zeit, die sich in erbärmlichen Bauten und in styllosen und unschönen Zimmereinrichtungen wahrnehmbar genug aussprach. Karl Immermann, der unter dem Eindrucke der Düsseldorfer Akademie-Anfänge zuerst sich angelegen sein ließ, malerische Erfolge in Anspruch zu nehmen, hatte uns jüngeren Dramaturgen dafür so eben ein wenig die Augen geöffnet. Wir blinzelten allerdings mehr verdutzt, als ergriffen davon darnach hin. Laube indeß erhielt sich ganz unberührt davon. Dafür hatte sein Geist keinen Blick; sein Blick blieb einzig auf die Vorgänge der Handlung und das Wort gerichtet, aber auf das Letztere nur so weit, als es der Handlung diente und sie unterstützte. Ein schöner Vers und große Gedanken erschienen ihm ganz nebensächlich. So etwas konnte er unbarmherzig streichen. Es ist bekannt, daß er in Goethe's „Faust" die ersten Akte für überflüssig erklärte und die Ansicht aussprach: daß das Theaterstück „Faust" erst mit dem Auftreten des Grethchen in der Tragödie beginne. Das Selbstgespräch des sterbenden Talbot im dritten Aufzuge von Schiller's „Jungfrau von Orleans" wünschte er, als den Gang der Entwickelung hemmend und im Grunde als überflüssig, aus der Dichtung fort.

Solche Anschauungen offenbarte er schon als Rezensent und zwar mit einer so kecken Dreistigkeit, daß, wer nicht sattelfest war, unbezweifelt von ihm niedergeritten wurde. Darin ist er sich auch immer gleich geblieben, wie denn Laube überhaupt als Schriftsteller sowohl wie als Bühnenleiter wenig oder gar keine Wandlungen durchgemacht hat. Seine letzten Schriften sind ziemlich wie seine ersten: rasch und lebhaft hingeworfen, impulsiv, rücksichtslos in ihren Aufstellungen und Behauptungen, etwas schwülstig und breitspurig, überzeugt von ihrem oft sehr abenteuerlichen Inhalte und

voll von einer unverwüstlichen Frische und Jugendlichkeit. Als Bühnenleiter trägt er von allen diesen Eigenschaften die dauernden und unverwischten Spuren: er geht entschlossen und durchgreifend an's Werk, ohne Schonung, alles, was er thut für richtig und unanfechtbar haltend und durch kühne Aussprüche gleichsam zum Gesetze stempelnd.

Weil er sich selbst in seiner Sache für etwas hielt, hielten ihn auch die Andern dafür. Und er war in der That etwas darin oder richtiger gesagt: er war ganz darin, nämlich in seiner Sache. Laube ging im Theater auf; es war ihm nicht die Bretterstätte, welche die Welt bedeutet, sondern es war ihm gradezu seine Welt. Das gab ihm sein Gewicht und mußte es ihm geben.

Lebhaft gedenke ich hierbei seines Aufenthaltes bei uns in Dresden einige Zeit vor dem Ausbruche des Krieges von 1866 zwischen Oesterreich und Preußen. Es war dies jene Periode, in der die Widmung meiner Lustspiele und meine Angriffe wegen seiner Begünstigung französischer Dramen ihn mir abwendig gemacht hatten. Er hatte sich vorgenommen, wie er mir selber eingestand, mir aus dem Wege zu gehen. Unvermuthet trafen wir auf der Brühl'schen Terrasse zusammen. Ich saß mit einigen Bekannten vor dem dort gelegenen Café reale und schlürfte meine Tasse Mokka. Plötzlich vernehme ich an einem Tische hinter mir eine bekannte Stimme, die mich im Innersten berührt; ich springe auf, wende mich um und — sehe in Laube's große, treuherzige, blaue Augen. Gleich darauf lagen wir uns einander in den Armen.

„Hol' es der Teufel," sagte Laube, „man kann alten Kameraden nicht böse sein!"

So war der Bund auf's Neue geschlossen. Wir sahen und sprachen uns während seines kurzen Aufenthaltes natürlich nun vielfach. Ich führte in jener Epoche die „Constitutionelle Zeitung" in Dresden und schrieb politische Leitaufsätze für sie. Es reizte mich in Folge dessen, die Stimmung in Wien und die Gedanken der österreichischen Politiker zu hören, deren sich mehrere in Karlsbad mit Laube zusammen zur Kur befunden hatten, woher er eben kam. Ich forschte und fragte ihn selbstverständlich aus, ohne indessen irgend etwas von Werth von ihm erpressen zu können, denn er hatte für dergleichen gar keinen Sinn, sondern sprang von jeder politischen Erörterung spornstreichs zum Theater über. Das Theater füllte ihn vollständig

aus. Die alten und neuen Stücke seines Repertoirs, die alten und neuen Mitglieder des Burgtheaters bildeten die unerschöpfliche Fundgrube seiner Unterhaltung. Dabei war ihm das nationale Moment noch immer und auch in diesen bewegten Tagen vollkommen fremd. Daß ich im letzten Augenblicke, trotz aller seither gescheiterten Versuche, noch einmal den Anlauf nahm, ihn auf dasselbe hinzuweisen, erregte alle Galle, die ihm Karlsbad noch im Leibe gelassen.

„Das sind Ihre alten Schrullen,“ meinte er ärgerlich, „über die wir in Wien längst hinaus sind. Wir kennen dort einmal keinen Schlagbaum und keine Mauth für die Kunst. Uns ist die Kunst international.“

So gingen wir auseinander, wie wir zusammen gekommen waren: im Herzen befreundet, aber in der Gesinnung mit zerschnittenem Tischtuche. Und so sind wir geblieben, bis an sein Ende. Wir nahmen Antheil aneinander nach wie vor. Wir ließen uns Grüße bestellen durch reisende Schriftsteller und Schauspieler; zuweilen schrieben wir uns auch noch, aber meist nur geschäftlich. Es war als wenn die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland auch zwischen uns eine Scheidewand gezogen. Berlin und Wien sind von jeher unsere Losungsworte gewesen und je schärfer sie sich politisch betonten, jemehr rückten wir auch persönlich auseinander. Zuletzt konnten wir den Ton von ehedem nicht wiederfinden, selbst nicht als sein Vortragsmeister Alexander Strakosch, von ihm an mich gewiesen, mich in Stuttgart besuchte und mir das großmüthige Anerbieten machte, mit Erlaubniß Laube's, zu einer mir passenden Zeit von Wien kommen zu wollen, um mir bei Einstudierung eines klassischen Stückes hülfreiche Hand zu leisten. Aber auch hier stießen wir auf einen Gegensatz.

Ich hatte Strakosch schon früher in Hamburg persönlich kennen gelernt, als er dort seine Braut, eine artige Schauspielerin, Fräulein Fürst, heimholen kam. Sein lebhafter Geist und seine eigenartigen Anschauungen über die Kunst der Darstellung und der Ausbildung schauspielerischer Begabungen waren mir immer anziehend und interessant gewesen. Aber ich fand etwas Fremdes, etwas Uebertriebenes darin. Es war Alles Leidenschaft, Alles Sturm und Drang, Alles Superlativ darin. Bezeichnend dafür ist mir, was er jetzt auf die Anzeige von Laube's Ableben nach Wien schrieb. Es lautet: „Krank zu Bette, erhalte ich die grauenhafte

Kunde von meines großen Freundes Tod. Brauche ich zu sagen, was ich leide? Mein Schmerz ist unsäglich. Ich verliere eine Welt und werde trauern, so lange ich athme."

Ist das nicht echte Theateremphase und aufgebauschtes Bretterpathos? So spricht kein deutsches Herz, kein deutscher Schmerz; so mag ein Ungar, ein Sarmat oder Czeche sprechen. So etwas lag denn auch in der Vortragslehre von Strakosch. Alle Schüler und Schülerinnen, die ich von ihm kennen lernte, waren von ihm angehalten worden, den Sprechton möglichst tief und dunkel zu halten, so daß dadurch dem Organ aller Duft und Schmelz verloren ging. Er hauptsächlich ist schuld, daß auf unsern Brettern der weiche sanfte Klang der deutschen Stimme beinahe ganz ausgestorben ist und alle unsere Amalien, Luisen, Käthchen, Julien, Clärchen und Marien, alle unsere Ferdinande, Maxe, Romeo's und Don Carlos in einem Tone sprechen, der nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Keller zu kommen scheint. Unsere Schauspieler und Schauspielerinnen haben alle mehr oder minder den Sprechlaut der Romanen und Slaven angenommen und dadurch den heimathlichen Naturlaut beinahe ganz eingebüßt, eine Einbuße, die ich, meines Theils, sehr beklagenswerth finde, weil sie das Ohr des Zuschauers in unsern Theatern des vaterländischen Sprechtons entwöhnt und es unempfindlich für die Wortklänge fremder Zungen macht. Polen, Dänen, Norweger können bei uns leicht beliebte Schauspieler werden, weil uns ihre undeutsche Aussprache wenig stört.

Daß Laube das nicht gewahrte, nicht erkannte, daß durch die Vortragsschule von Strakosch ein fremder Tropfen in die deutsche Kunst, ein romanisches Organ, eine slavische Empfindungsweise, eine französische Effekthascherei gebracht wurde, beweiset, daß er selber, durch bloße Sucht nach Wirkung an eigentlicher deutscher Seele verloren hatte. Hätte er diesen Verlust nicht erlitten gehabt, so wäre es ihm unmöglich gewesen, seine jungen Schauspielertalente uneingeschränkt der Schule von Strakosch zu überlassen. Strakosch war Laube's Ein und Alles; ohne strakoschische Einpaukerei konnte er sich keine schauspielerische Leistung denken.

Als ich 1870 von Stuttgart aus bei ihm nach Albrecht Herzfeld's schauspielerischer Fähigkeit fragte, antwortete er mir: „Er hat nach Mannheim abgeschlossen. Ob Sie dabei viel verlieren, ist eine schwere Frage. Was er unter mir hier geleistet — und

früher war er nichts werth — das hat er lediglich dem unablässigen und trefflichen Einstudieren des Strakosch zu verdanken. Sobald das fehlt, wird er wie ein Eierkuchen zusammenfallen."

So eingenommen war er für Strakosch und so ganz ausschließlich baute er auf dessen Schulung seiner Darsteller. Laube wurde von Strakosch, wie mich bedünken will, durch dieselbe Art und Weise gebannt, durch die er selber zu bannen pflegte: durch Zuversichtlichkeit und festen Glauben in seine Fähigkeit. Künstlerisch Dauerndes haben sie damit Beide nicht zu Stande gebracht. Mit Laube ist auch die Bedeutung von Strakosch erloschen und weil Strakosch das fühlte, entstand bei ihm wohl jene schon erwähnte Emphase bei Laube's Tode. Er wußte wohl: er verlor mit diesem nicht nur einen Gönner, sondern auch eine Stellung. Er hat sie in der That nicht wiedergefunden und wird sie wahrscheinlich nicht wiederfinden, weil nur Laube im Stande war, sie in dieser Verfassung zu schaffen und auf die Länge zu halten.

Ich will durchaus nicht widersprechen, wenn man Strakosch gewisse Verdienste zuerkennt. Sicherlich war er im Stande in die Darstellungen französischer und sonstiger ausländischer Dramen eine Art von Uebereinstimmung, kurz das zu bringen, was man Styl und neuerdings Stimmung nennt. Aber alles Dies war seinem Innern nach undeutsch und für heimische Kunst und Künstler nicht durchweg nutzbar. Dies hätte Laube sich sagen und er in Folge dessen Strakosch erst selber für seine Zwecke sich bilden müssen.

Daß er eine solche Bildung versäumte oder nicht zu vollbringen vermochte, bekundet, wie schwach er in diesem Punkte war.

Laube hat sich auch viel auf seine Entdeckungen schauspielerischer Begabungen zu Gute gethan. Er entdeckte Schauspieler, wie er früher Schriftsteller entdeckt hatte. Das Entdecken war seine Liebhaberei. Allein, welcher Theaterleiter hätte diese Liebhaberei denn nicht besessen? Sie gehört zum Geschäft. Und Laube ward sie leicht gemacht. Er bezog seinen künstlerischen Nachwuchs fast ausschließlich aus Hamburg und er hat in seiner Geschichte des Burgtheaters nicht ohne Genugthuung erzählt, daß man ihn dort den „Rattenfänger von Hameln" genannt.

Er kam eine Zeit lang fast alljährlich nach seiner Badekur in Karlsbad nach Hamburg, um seinen Busenfreund Dr. Robert Heller zu besuchen.

Robert Heller schrieb über die Vorstellungen der Hamburger Bühnen. Allein sein Urtheil war, wie ich schon bei Dawison ausgesprochen, weder tief noch unparteiisch. Es war kein Urtheil eines Fachmanns, sondern das eines gebildeten Schriftstellers, der es in's Blaue hinein und meist nach vorgefaßter Meinung abgab. Alle Welt in Hamburg wußte das und auch wohl Laube. Aber Laube wußte noch etwas mehr, nämlich, daß eben, weil Heller kein eigenes Urtheil hatte, in den meisten Fällen das Urtheil des Publikums aus ihm sprach. Und das grade konnte er brauchen. Wen Heller lobte, der hatte gefallen, und auf dies Gefallen hin berief Laube getrost nach Wien. Das war kein großes Kunststück und dazu bedurfte es keiner besonderen Spürkraft.

Die Letztere hat er in hervorragendem Grade auch kaum besessen. Er hatte das Glück, an die Spitze des Wiener Burgtheaters zu kommen, an das sich alle theatralischen Befähigungen von jeher gedrängt haben, und er hatte das fernere Glück, daß er jene Stellung grade zu einer Epoche erhielt, in der sich eine Menge solcher Befähigungen aufthaten. Er hat sie heranzuziehen und zu nutzen gewußt. Aber er hat auch manchen Fehlgriff gethan, diese und jene Kraft über- und manche andere unterschätzt. Nicht jede hat er sofort richtig zu erkennen und zu würdigen vermocht.

Ich denke in dieser Beziehung unter Anderen an Friederike Bognar. Dieselbe war 1858 als jugendliche Liebhaberin am Stadttheater in Hamburg angestellt und schlecht beschäftigt. Sie spielte fast nur untergeordnete Rollen, diese aber immer mit Sorgfalt und feinem Geschick. Sie sprach deutlich, klar und gut, Verse mit schönem Schwunge und einer edlen Rhetorik. Dabei bewegte sie sich ebenso einfach als natürlich, ebenso ausdrucksvoll als anmuthig. Laube hatte sie bei seiner Anwesenheit gesehen, aber nicht beachtet. Heller war sie nicht aufgefallen, denn sie lebte bescheiden und zurückgezogen, und auch das Publikum, das sie meist in kleinen und undankbaren Rollen vorgeführt sah, zeichnete sie jedenfalls nicht aus. Ich kannte sie persönlich damals gar nicht; wenigstens erinnere ich mich ihrer persönlichen Bekanntschaft von damals nicht im Mindesten. Mir ist nur im Gedächtniß, daß sie von der Bühne herab mir durch eine gewisse strenge Geschlossenheit des Vortrags und der Haltung Eindruck gemacht hatte. Ich versuchte Laube's Aufmerksamkeit auf sie hin zu lenken, aber er nahm, wie gesagt, wenig Notiz von ihr.

Da wollte ihr gutes Geschick, daß auf der Probe zum „Hamlet“ die Darstellerin der Ophelia erkrankte und Direktor Sachse wegen der Aufführung dieser Tragödie am nächstfolgenden Abende in Verlegenheit kam. Wer übernimmt die Ophelia schallte die bange Frage durch's Haus? Ich! lautete die Antwort von den Lippen der Friederike Bognar. Und in der That übernahm sie sie, indem sie sie in der Nacht nachlernte und am andern Morgen mit einer Probe sicher machte.

Ich hörte davon und veranlaßte Laube, der an dem Tage dieser Vorstellung abzureisen gedacht hatte, zu bleiben und Friederike Bognar als Ophelia zu sehen. Er sah sie und ward von der Leistung derart ergriffen, daß er noch an demselben Abende mit der Darstellerin in Unterhandlung trat.

Solcher Art ist Laube manches Talent zugeführt worden. Er besaß viele gute Freunde und hatte für ihre Empfehlungen stets ein offenes Ohr. Je absonderlicher und gewagter eine solche Empfehlung war, je geneigter zeigte er sich darauf einzugehen. Das Abenteuerliche war eben immer ein wenig nach seinem Geschmacke. Er liebte es: die Leute zu veranlassen, die Köpfe zusammen zu stecken und sich zu verwundern. Gelang ihm ein Streich, so wußte er denselben auszubeuten; mißlang er, so war Laube der Mann gelassen darüber hinweg zu kommen. Er ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. Die Tagespresse verstand er wie selten Einer für sich in die Schanze treten zu lassen.

Diese und anderweitige Wahrnehmungen haben veranlaßt, daß ich Laube als Bühnenleiter und Dramaturg nicht ganz so hochstellen konnte, als er von vielen Andern gestellt worden ist. Nichts destoweniger bleibt er als solcher aller Ehren werth. Er ging im Dienst für die Bühne auf und verbrauchte sich in ihr. Am 11. Nov. 1850 schloß er einen Brief an mich mit den Worten: „Wenn ich selten schreibe, so bedenken Sie, daß ich vom Aufstehen früh bis Nachts halb zwei ununterbrochen arbeiten muß.“ Er arbeitete in der That hingebend und unermüdlich, was am Besten ein anderes Schreiben desselben Jahres belegen mag, in dem es lautet:

„Ich lechze nach besonderen großen Stücken. Dies Jahr ist in der Produktion ein völliges Mißjahr, und ich habe deshalb, und weil ich erst in Jahr und Tag ein Personal-Ensemble beisammen haben kann, einen furchtbar schweren Stand, welchen die Winkel-

presse bereits so unredlich wie möglich geißelt. Die große Presse hält mich, das gute Publikum vertraut mir treu und dankbar, das große Publikum strömt herzu, ich kann also, trotz der furchtbaren Last und Arbeit — denn ich setze Alles selbst in Szene — zufrieden sein. Ob's aber der Körper aushält weiß ich noch nicht. Seit zwei Monaten hab' ich „Faust" (ganz neu) „Sikkingen", „Königsleutenant", „Zerbrochner Krug", (!) „Verwunschene Prinz", (sämmtlich hier neu) — „Mirandolina", „Jugend Heinrichs V.", „Minna von Barnhelm" (neu in Szene gesetzt) gebracht. Morgen beginnt drei Tage lang die „Wallenstein"-Trilogie, zwei Tage darauf folgt ein den Abend füllendes neues Lustspiel und gleich nach dem Feste soll ein neues Trauerspiel folgen. Sobald aber Wagner da ist, kommt der ganz neue „Julius Cäsar." Ermessen Sie was das heißt! Freund, ich beneide Sie um Ihre ruhige Mußezeit — und ich habe nicht einmal pekuniären Vortheil von meinem Opfer. Beklagen Sie mich statt sich. Von Herzen Ihr

Laube."

Laube war eben eine außerordentliche und gewissenhafte Arbeitskraft, kein Höfling oder Kavalier, dem es auf Orden, Rang und Titel ankommt. Er lebte ganz seinem Amte und der Kunst und fand weder Zeit Anstandsbesuche zu empfangen noch zu erwiedern. Er war kein Mann des Fracks, kein Gala-Mensch, sondern eine Werktagsnatur von wenig Schliff, die selbst im Umgange mit dem andern Geschlechte etwas von derber Ungebundenheit und Zwanglosigkeit hatte. Ein Mitglied unseres Hoftheaters, Dr. August Bassermann, der mir noch jüngst Grüße von ihm überbrachte, erzählte mir bei dieser Gelegenheit: Laube habe ihm im Beisein der Schauspielerin Schratt sein Blasenleiden in einer Ausführlichkeit und Gegenständlichkeit geschildert, die ihn arg in Verlegenheit gesetzt.

Dieser Zug ist mir an ihm nicht neu gewesen. Laube lag der Jäger im Blute und wie er selber sagte: der Bauernstand, dem er entstammte. Ihm war am Wohlsten, wo er sich ungezwungen gehen lassen konnte: in freier Luft, im raschen Wandern, unter vertrauten Freunden, unter Künstlern, Schriftstellern und Schauspielern. Im Gespräch war er immer angeregt und munter, herausfordernd und waghalsig in seinen Aussprüchen und Urtheilen, schonungslos gegen alle Gegnerschaft, doch bei alledem wohlwollend

und herzlich. Auch vertrug er Widerspruch und selbst ein heftiges Wort, ohne gleich beleidigt zu werden.

Mit einem Manne dieser Art war ein Zusammenleben und gemeinsames Wirken immer angenehm, fördersam und lohnend. In seiner Freundschaft blieb er ausdauernd. Seine Hingebung und Treue für Heine hatte etwas Rührendes. Wie alle Schlesier war er anschmiegend und Anhalt suchend, trotz der Bärbeißigkeit seines Temperaments. Zuerst neigte er Gutzkow zu und durchzog mit diesem einen Theil von Italien. Später schloß er sich an Heine, den er abgöttisch verehrte. Unter seiner Leitung ward die „Zeitung für die elegante Welt" gleichsam zum Staatsanzeiger der Heine'schen Muse. Sie berichtete mit Vorliebe von Allem, was sie that und trieb und veröffentlichte ihre Erlasse. Jedes neue Werk des Meisters ward darin mit Beifall und Jubel begrüßt. Wir jüngeren Schriftsteller schrieben und sprachen ihm nie begeistert genug darüber. Er selber flammte völlig auf, wenn er sie erwähnte, obschon er freilich, ganz wie Mundt, eigentlich wenig Sinn und tieferes Verständniß für Poesie besaß. Ein Gedicht von irgend welcher Bedeutung zu schaffen, ist ihm nie gelungen, es gebrach ihm dazu an rythmischem Gefühl und allem Zauber des Wohlklanges im Reim. Ihn ergriffen vorzugsweise nur Inhalt und Stoff. Hölderlin, Platen, Rückert, Geibel machten wenig Eindruck auf ihn. An Heine entzückten ihn die glänzenden Einfälle, die Fülle an überraschenden Gedanken und der Reichthum an schlagendem Witz. Dazu kam Heine's Vorliebe für Frankreich, in der er mit Laube übereinstimmte. Laube ist die Vorliebe für Frankreich, die sich mit der letzten freiheitlichen Entwickelung von 1830 darin bei dem jungen Deutschland ansetzte, nie los geworden. Er blieb in deren Bann bis an sein Ende. Er schrieb bekanntlich auch lebenslang in lateinischen Buchstaben. „Die französischen Lustschlösser" 1840 und „Gräfin Chateaubriant" (1843), die Hauptwerke seiner Jugend, legen Zeugniß ab für sein Interesse für Frankreich und noch in seinem Alter war es ihm eine Lust, aus dem Französischen zu übersetzen und die Pariser Dramen auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Alles Französische hatte große Geltung bei ihm. Er gebrauchte gern französische Worte und wenn er anspornen oder trösten wollte, lag ihm nichts so nahe, als ein französisches Beispiel oder ein französischer Vergleich. Mehr als einmal schrieb er mir in meinen

militärischen Unerquicklichkeiten: „Bleiben Sie getrosten Sinnes! Denken Sie an die fröhlichen Gentilhommes unter den Ludwigen, die plötzlich zur Armee mußten.“ Er gemahnte mich in diesem Zuge ein wenig an jenen alten prächtigen Connetable von Frankreich, der mit Ludwig dem Heiligen im gelobten Lande im dicksten, gefährlichsten Gedränge kämpfend, seinen jüngeren Gefährten Muth einsprechend, zurief: „Tapfer, tapfer, meine Söhne! Dereinst erzählen wir daheim unseren Damen davon.“

Frankreich und die Franzosen wurden uns beständig von ihm vorgehalten. Beide mit Deutschland und den Deutschen zu verbünden, war ein schöner Traum seines Lebens, wie es der von Heine gewesen ist. Noch entsinne ich mich Laube's Enthusiasmus über Heine's Vorrede an seine Gegner vor dessen Wintermärchen „Deutschland“, in welcher diesem Traume ein Ausdruck gegeben wurde, der wunderbarer Weise auch heute noch sein Zutreffendes hat, wenn es z. B. darin heißt: „Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Rhein mir gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn; an seinen Ufern stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören soll, als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie Ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich, wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewannen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir es vollbringen, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan in Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten

Forderungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen und wie wir es wollen, wir, die Jünger — ja, nicht blos Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus."

Es war damals auch der von Laube, der in seinem Novellen-Cyklus „Das junge Europa" die ersten demokratischen Anschauungen und Regungen seines Lebens zu gestalten gesucht hatte. Das ganze Werk war ein Hymnus auf die Revolution, die Revolution in Staat, Kirche, Gesellschaft und Sitte. Seine Helden stürmen gegen Alles zugleich und suchen das Heil der Zeit in einer Lösung von dem Bestehenden, Gebräuchlichen, Gewohnten. Es ist eine Orgie der Freiheit, die darin gefeiert wird und von der sich Laube's Geist nur langsam erholt hat. Damals, als jene Vorrede erschien, war er schon stark in der Ernüchterung, aber immer noch empfänglich genug, sich lebhaft in Heine's Vorstellungen versetzen und sie einigermaßen theilen zu können.

Er wollte ebenfalls Deutschland mit Frankreich in Uebereinstimmung und Letzteres von Ersterem nur überholt wissen in einem Freisinn und einer Humanität, die ihm unbedingt den ganzen Erdball zu Füßen legen mußten.

Man sieht: das Junge Deutschland kam hier auf Herder's Ideen zurück und predigte dieselben in einer etwas dunklen und überschwänglichen Sprache, welche Goethe klassisch erfunden und Heine romantisch ausgebaut hatte. Es ist eine Sprache, in der etwas von Leibnitz und zugleich von Jakob Böhme ist: Aufklärung und Mystizismus umarmen und küssen sich darin. Sie ist charakteristisch für die Zeit, deren Organ sie ist. Heine muß für ihren Meister, Laube für dessen Nachahmer gelten. Er hat selten oder nie ihren vollen Reiz, ihren ganzen Zauber erreicht. Dazu fehlte ihm der warme Herzschlag der Poesie. Aber er liebte und verstand sie.

Er war eben der Jünger einer Literatur, die in Deutschland die Periode von 1830 bis zu 1870 überbrückte. Diese Periode ist unbedingt das Vorwort zur Erhebung Deutschlands und seines neuen Reiches. Ohne das Junge Deutschland und seinen Nachwuchs wäre der deutsche Genius nicht in Bewegung und zu dem demokratischen Aufschwunge gelangt, den er gezeigt hat. Aufschwung und Bewegung kamen von Frankreich her durch diese Literatur zu uns und das ist es, was ihren Trägern ein Verdienst giebt, das man nicht unterschätzen darf, auch bei Laube nicht, so bunt und kraus es immer zuweilen bei ihm sich ausgeben mag.

Laube war innerlich und äußerlich ein sonderbares Gemisch: ein Mensch mit einem Kalmückengesicht, einem urdeutschen Wesen und voll französischen Geistes. Eins paßte nicht zum Andern, ja, widersprach sich und doch vereinigte sich Alles zusammen zu einer sympathischen Person. Heinrich Laube ist beinahe aller Welt und besonders auch mir ein Mann gewesen, der mir so zu sagen an's Herz gewachsen war. So verschieden wir in politischer Neigung, in künstlerischer Anschauung, in Charakter und Naturell uns auswiesen, so viel Stoffe zu Hader und Zank zwischen uns sich aufthürmen mochten, immer doch blieb er mir eine Erscheinung von gewinnendem Eindrucke, von fesselnder Anziehungskraft. Gutzkow ward der Schriftsteller und Freund meiner gereiften Jahre; Laube ist derjenige meiner Jugend. Unter seiner Leitung habe ich mir die literarischen Sporen verdient. Er hat mich geschult und gebildet, so weit an mir zu bilden und zu schulen war. Seine Briefe sind guter Lehren voll. Aber er hat mich freilich schriftstellerisch auch verführt. Ich wollte ursprünglich Geschichte studieren und Historiker werden. Er verlockte mich zum Theater, für das sein Eifer mich anwarb und bei dem er mich nachher im Stiche lassen mußte, weil ich nicht nach seinem Geschmacke und Sinne schuf. Paris und Wien haben uns auch hier auseinander gebracht, doch nie meine Liebe ihm entzogen. Wenn ich ihn sah oder einen Brief von ihm empfing, fühlte ich mich heimathlich berührt und ihm innig zugethan. Ich habe mir ihm gegenüber ganz wie früher bei Gutzkow bittere Vorwürfe gemacht, daß ich in seinen letzten Tagen ihm nicht mehr Theilnahme gezeigt habe, als ich ihm zeigte. Er lebte am Ende ziemlich verlassen in Wien. Er schrieb noch mehrere Stücke, aber keine Bühne gab sie. Ich nahm sie ernstlich vor und suchte ihnen eine Aufführungsmöglichkeit ab-

zuringen. Allein bei jedem neuen Anlaufe, den ich mit ihnen nahm, verzagte ich auf's Neue. Es ging mir wie mit Gutzkow's späteren Dramen, die ebenfalls nicht lebensfähig zu machen waren. So lief die Zeit und ich zögerte ihm Bescheid zu geben. Als ich ihn endlich gab, war er wenigstens von andern Seiten her schon über die Vergeblichkeit seines Hoffens unterrichtet. Melancholische und trübe Tage mögen über ihn gekommen sein. Er hatte Iduna, seine treue Lebensgefährtin, vor sich hinsterben sehen. Ein Stiefsohn war lange vordem heimgegangen. Nun war ihm nur eine Pflegetochter geblieben, sein Alter und seine Einsamkeit zu erhellen. Denn einsam war es um ihn geworden. Die Dramatiker, die Journalisten, die Schauspieler, die sich sonst um ihn versammelten und sich an jedem Nachmittage um seinen Kaffeetisch drängten, hatten nach und nach aufgehört ihn zu besuchen. Ein Freund von mir, der ehedem längere Zeit in Wien geweilt und sein Gesellschaftszimmer immer reich besetzt gefunden, kam, Oesterreichs Hauptstadt wieder einmal berührend, zu der bekannten Plauderstunde zu ihm und fand ihn — allein und verlassen.

„Ja", sagte er über den Besucher erstaunt und dessen fragendem Blicke begegnend, „ja, keine Seele kommt mehr zu mir. Ich habe keine Rollen mehr zu vergeben, keine Stücke anzunehmen, keine Theaternachrichten auszutheilen. Für Nichts ist Nichts. Das ist der Grund- und Glaubenssatz der Welt, den jeder in Ruhestand Versetzte mehr oder weniger an sich zu erfahren hat."

Diese Erzählung schnitt mir in's Herz, wie nun sein Tod. Er ist der Letzte des eigentlichen Jungen Deutschlands, mit dem ich in engerer Verbindung stand. Es wird leer, auch um mich; von den Genossen meiner Jugend sind nur wenige vorhanden. Und dieses Buch ist fast wie ein Kirchhof. Mit Schiller's Attinghausen im „Tell" kann ich leise vor mich nieder seufzen: „Unter der Erde schon liegt meine Zeit."

Am 10. August 1884.

Herder in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" sagt unter vielem Bemerkenswerthen auch Folgendes:

„Deutschlands Vorzug besteht in diesen vier Stücken: daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt und in neunhundert Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen vier Meistervölker in viertausend

Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen: Gott hat die Welt durch zwei Völker klug machen wollen: vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christi durch die Deutschen. Die griechische Weisheit kann man das alte Vernunftstestament, die deutsche das neue nennen."

Welche schöne und stolze Behauptung! Nur schade, daß die Deutschen selbst am Wenigsten daran glauben und am Meisten thun, sie zu Schanden zu machen. Statt im Vollbewußtsein ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung den Stempel ihres Geistes der Zeit auf die Stirne zu prägen, sind sie so weit gekommen, daß Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" seine Schauspielerin Aurelie hohnvoll rufen lässen kann: „Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat."

Und in der That, das Bild ist sehr passend gewählt: die Deutschen nesteln wirklich beständig an den Schuhriemen der fremden Völker. Sie, die in Kunst, Literatur und Wissenschaft, in Industrie und Gewerbthätigkeit, in Adel der Gesinnung und Waffentüchtigkeit hoch aufgerichtet und gleichsam an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts stehen könnten, dem sie das Gepräge zu geben hätten, liegen niedergekauert vor dem Auslande mit dem beschämenden Bewußtsein: nicht werth zu sein, ihm die Schuhriemen zu lösen.

Sie betteln den Franzosen, die sie nach den Siegen von 1870 und 1871 unausgesetzt beschimpfen und mit Füßen treten, demüthig ihre Moden, ihre Theaterstücke, ihre Romane und damit ihre gesellschaftlichen Thorheiten und Laster ab. Noch immer ist Paris das Mekka unserer Künstler und Gewerbtreibenden, nach dem sie ihre Karawanen und sehnsüchtigen Blicke senden und nach dessen Richtung sie niederknieen, wenn sie ihr Gebet verrichten. Sie ahmen die Sitten und Gewohnheiten der Engländer nach und kaufen mit Vorliebe und um verdoppelten Preis ihre eigenen industriellen Erzeugnisse, die sie ihnen geliefert, mit deren Fabrikzeichen versehen von denselben zurück. Sie schwärmen für das Land der Italiener und Spanier und geizen darnach Norweger und Russen bei sich berühmt zu machen.

Für alle diese Erniedrigung und Liebedienerei mit dem Fremden halten sie sich schadlos durch Härte und Grausamkeit gegen alles Einheimische. Schon Herder in den vorangeführten „Briefen zur Beförderung der Humanität" läßt sich in dieser Hinsicht nachstehend

vernehmen: „Italiener, Franzosen und Engländer schätzen ihre Dichter, oft mit ungerechter Verachtung anderer Völker, parteiisch hoch; der einzige Deutsche hat sich verführen lassen, das Verdienst fremder Völker, insonderheit der Engländer und Franzosen, unmäßig zu übertreiben und darüber sich selbst zu vernachlässigen."

Dieses Sichverführtseinlassen dauert noch heute fort und namentlich unsere Literatur und Tagesschriftstellerei thun sich besonders darin hervor. Sie erkennen das Eigene wenig oder gar nicht an, sondern suchen etwas darin: es herabzusetzen und zu tadeln und das Ausländische dafür in den Himmel zu erheben.

Die Sucht der Deutschen für alles Ausländische wird vorzugsweise von der deutschen Presse genährt und gepflegt. Ich kann mir nicht helfen und muß es offen aussprechen, daß sie im Allgemeinen einen durchaus niederträchtigen Charakter zeigt, den ich als hündisch zu bezeichnen nur deßhalb Anstand nehme, weil der Hund einen Zug der Treue und Hingebung für seine Herrschaft und Heimstätte wahrnehmen läßt, von denen unsere Presse keine Spur besitzt. Sie ist von eigentlichem Nationalgefühl beinahe ganz entblößt und von dem Geiste unserer Klassiker fast vollständig entartet. Man ist bei näherer Betrachtung versucht zu behaupten, daß unsere edelsten und größten Genien für sie vergebens dagewesen sind, denn sie fußt und stützt sich nur in geringem Grade auf sie und ist bei jedem Hahnenschrei der Fremde nur zu bereit, sie auf die gewissenloseste und schändlichste Weise zu verrathen. Von Lessing, dem Gesetzgeber unserer neuzeitigen Literatur, weiß sie so viel wie nichts, aber die wahnsinnigen Grundsätze eines Zola weiß sie an den Fingern abzuzählen und als Regeln der modernen Aesthetik aufzustellen. Schiller's Idealismus bespöttelt sie und Goethe wird ihr bald nur noch als glücklicher Zutaster erscheinen, während sie Turgenjeff vergöttert, Ibsen zum Genie des Jahrhunderts erklärt und in Dümas Sohn den kühnen Entdecker aller gesellschaftlichen Schäden erkennt.

Durch ein so erbärmliches und nichtsnutziges Verfahren wird die deutsche Lesewelt in Irrthum und Wirrwar versetzt, antheilnahmlos und nichtachtend für den Ausdruck heimischer Gesittung und Seele gemacht und so zu sagen mit Haut und Haar der Gewalt des Auslands überliefert. Das Ausland ist zu Hause in Deutschland und das Heimische beinahe ein fremder Gast darin.

Wie weit sind wir abgeirrt von dem erhebenden und stolzen Nationalbewußtsein, das Herder in den vorher angeführten Worten auszusprechen und darzulegen sich berechtigt wähnen durfte. Die deutsche Weisheit das neue Vernunfttestament der Welt! Wahrhaftig, jene hat das Zeug dazu, nur sind die Deutschen noch nicht das Volk es zu predigen. Sie wissen noch nicht, was sie werth sind und welche große Aufgabe ihnen zugefallen ist. Nur einzelne erleuchtete Häupter unter ihnen ahnen sie; die große Masse tappt im Dunklen, unverständig und thöricht von der Presse darin festgehalten durch ihre Narrethei für alles Fremde. Die Weihrauch-Nebel und -Wolken, welche die deutsche Schriftwelt dem ausländischen Wesen emporsteigen läßt, verhindern die Strahlen der deutschen Weisheit frei und unverhindert ihre Kraft und Macht zu entfalten. Sie ist noch nie recht dauernd zur Geltung gekommen und immer in ihrer Wirkung durch fremde Einflüsse unterbrochen worden. Noch glaubt der Deutsche nicht an sie, weil er an sich selbst nicht glaubt. Er traut sich nichts Rechtes zu und lediglich nur deswegen, weil ihm von seiner eigenen Literatur und Presse immer das Fremde als das Vorzüglichere vorgehalten wird. Dadurch entsteht bei ihm jener Kleinmuth und jene Verzagtheit, die sich stets bei ihm wahrnehmen lassen, wo es sich darum handelt: seinem volksthümlichen Genius Ausdruck und Herrschaft zu verleihen. „Die alten Römer glaubten die Welt sei die ihre und darum ward sie's," meint Herder. Die neuen Deutschen vermögen sich eine solche Zuversicht noch keineswegs anzueignen und daher kommt es, daß sie trotz ihrer Weisheit und ihren erstaunenswerthen Waffenthaten sich nicht zu dem Muthe aufschwingen können, daß sie den Vorrang unter den Völkern auch wirklich ausüben, den sie in Wahrheit einnehmen. Sie sind vor ihrer eigenen Größe erschrocken und verdutzt, und weil sie durch ihr Schriftthum keinen Antrieb und Sporn erhalten, derselben staatlichen und geschichtlichen Nachdruck zu geben, verlieren sie sich immer aufs Neue wieder in das Gemenge der Nationen, statt an deren Spitze zu treten. Ja, sie lassen sich unter Umständen sogar von den slavischen Völkern übertölpeln und ins Bockshorn jagen, die, wie Herder mit vollem Rechte behauptet, „auf der Erde einen größeren Raum einnehmen, als in der Geschichte."

Gerade neuerdings hat sich das wieder in Oesterreich gezeigt,

wo die Czechen das große Wort zu führen und die Deutschen einzuschüchtern sich herausnehmen durften. Es konnte und kann das nur geschehen, weil die Deutschen, immer bereit, alles Fremde auf den Schild zu heben und durch ihre Literatur und Presse zu Ansehen und Ruf zu bringen, ihnen einen überaus voreiligen Vorschub geleistet. Dazu kommt, daß die slavischen Volksstämme, fast vorwiegend realistisch in Literatur und Kunst, gegenwärtig unter den Deutschen, die angefangen haben, sich ihres Idealismus zu schämen, durch die gleiche Richtung einen gewissen Vorschub erhalten, der sie stark und die Deutschen schwach macht. Die Deutschen sind in ihrer geschichtlichen Sendung enschieden auf den Idealismus angewiesen und der liebenswürdige Bildhauer Adolf Donndorf hatte vollkommen Recht, als er am Grabe des Malers Bernhard Neher in Stuttgart sagte: „Die Schönheit im Bunde mit der Wahrheit, sie bleibt der feste Pol, nach dem der deutsche Genius, erstarkt durch einen vertieften Realismns, immer wieder inkliniren muß.“

Der vertiefte Realismus darf gewissermaßen nur eine Eigenschaft des Kunstwerks sein; wird der nackte Realismus aber das Kunstwerk selbst, so ist, nach meiner Ansicht, die Epoche des Verfalls und damit der Zeitpunkt gekommen, mit dem ein Volk aufhört, durch seine Weisheit ein Vernunftstestament aufzustellen. Nach Kant's philosophischer Theorie gilt die Vernunft als das Vermögen der Ideen d. h. als diejenige geistige Disciplin, die sich mit dem Uebersinnlichen, Unendlichen und Ewigen beschäftigt. Diese Beschäftigung begründet den Idealismus, wie ihn Schiller und unsere edelsten und größten Geister zu Tage legen und wie er im Charakter und Wesen eines Volkes Grundbedingung sein muß, wenn dieses Volk eine Zukunft haben und auf die Fortentwicklung und Ausgestaltung der Welt eine bestimmende Wirkung erlangen soll und will.

Aus dieser Ursache hauptsächlich muß ich es wieder und immer wieder für verderblich und verhängnißvoll ansehen, wenn man die Deutschen durch ausländische Einflüsse ihrem idealen Berufe entfremdet und abwendig macht. Die Deutschen haben sich deutsch zu fühlen und in diesem Gefühle mit berechtigtem Selbstbewußtsein auf der geschichtlichen Weltbühne die erhabene Rolle durchzuführen, die ihnen von der göttlichen Vorsehung zugewiesen ist. Pfui über eine

Literatur und Presse, die niederträchtig genug sind, sie in dieser Rolle zu beirren und lahm zu legen, indem sie jedes Selbstvertrauen in ihnen durch Vorliebe und Vergötterung des Fremden, so wie durch Herabsetzung und Geringschätzung aller deutschen Verdienste untergraben. Der Franzose ist der geschworene Anwalt alles Französischen, nicht minder der Italiener und Spanier. Alles, was ihr nationales Gepräge trägt, darf auf ihre Anerkennung ihren Schutz, ihre begeisterte Zustimmung rechnen. Von der englischen Literatur sagt Theodor Fontane in seinem Buche „Aus England": „Sämmtliche Wochenblätter behaupten, daß die Welt nie etwas Größeres gesehen hat, als das englische Volk, daß es braver, gottesfürchtiger, klüger, humaner, muthiger sei, als irgend ein anderes Volk der Welt." Lessing in einem Nachtrage zu seiner „Dramaturgie" meint: „Die französischen dramatischen Dichter sind jetzt die berechnendsten Schmeichler der Nation. Um die Eitelkeit derselben bringen sie ihre Versuche in Schutz. Gleichwohl sind wir Deutsche so gutherzige Narren, ihnen diese Stücke nachzuspielen und die hohen Lobeserhebungen der Franzosen auf deutschem Theater erschallen zu lassen." Und wie bitter schreibt Mozart 1785: „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette — es sollte ein anderes Gesicht bekommen. Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüthe gedeihen und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche endlich einmal mit Ernst anfingen deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch zu singen."

So beschämt, bitter und schmerzlich stöhnten schon damals unsere hervorleuchtendsten Genien und jetzt — hätten sie jetzt weniger Ursache es zu thun? — Trotz unserer Siege, unserer Weltstellung, unserer Bildung sind wir noch immerdar die unverdrossenen Anbeter des Auslandes und namentlich Frankreichs, haben wir noch immer weder Sinn noch Werthschätzung für uns selbst, hat unsere Presse noch kaum eine Spur von Lob für das Deutsche, sondern bloß für das Ausländische und noch im Mindesten nicht den guten Rath des derben, aber ehrlichen Johannes Scherr befolgt: sich etwas von einem ordentlichen, kräftigen und gesunden National-Egoismus zuzulegen, der allein dem Deutschen das Ansehn und die Geltung verschaffen können, die er verdient und mit Recht in Anspruch nehmen darf.

Am 12. August 1884.

Ueber zwei Dichter drängt es mich hier noch ein paar Worte niederzulegen. Ueber Franz Dingelstedt nämlich und Gottfried Kinkel, deren Hinscheiden in Tage fiel, an welchen Krankheit mich gehindert hat, mich über sie in diesen Blättern auszusprechen und die doch zu tief in meiner Zeit und meinem eigenen Leben wurzeln, um in ihnen mit Stillschweigen übergangen werden zu können.

Mit Gottfried Kinkel verbanden mich nur die Verehrung für seine Dichtungen, die Theilnahme an seinem bewegten und vielfach traurigen Schicksale und die Vermittelung gemeinsamer Freunde. Dingelstedt war ich persönlich nahe getreten und einmal mit Beziehungen so bestimmender Art, daß es schien, als sollte unser Geschick sich einigermaßen verknüpfen. In dieser Epoche ward mir hinreichend Gelegenheit ihn nach seiner guten wie nach seiner schlechten Seite hin kennen zu lernen, und danach ihn zu schildern, will ich in den nachstehenden Aufzeichnungen mir Mühe geben.

Franz von Dingelstedt starb am 15. Mai 1881 in Wien. Er war eine bedeutende und vornehme Erscheinung, voll Laune, Witz und Geist, aber zugleich voll verderblicher Widersprüche. Von maßlosem Ehrgeiz erfüllt, wußte er nicht recht, wie und wo er demselben Befriedigung verschaffen sollte. Heute kitzelte er ihn mit der Vorstellung, ein Demokrat und Umsturzmann zu sein und morgen mit dem Gedanken: als vollendeter Hofmann zu den Zierden der Thronstufen zu gehören. Als poetischer Freiheitsstürmer und kosmopolitischer Nachtwächter sich einen Namen machend, verläßt er unerwartet die literarische Laufbahn, um sich als Hoftheater-Intendant Ansehen und gesellschoftliche Stellung zu erobern. Mit beeiferter Drangabe Stücke einrichtend und mit besonderem Pompe aufführend, verspottet er doch zugleich wieder diese Thätigkeit, die er sich die Miene giebt, nur als eine Spielerei erscheinen zu lassen, welche er seinen Fähigkeiten für unangemessen erachten müsse. Zuweilen konnte es den Anschein gewinnen, als wäre es eigentlich seine Bestimmung Staatsmann zu sein und er hätte diesen Beruf nur aus einer Art Gefälligkeit an Bismarck abgetreten, der ihn nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausfüllte. Als er nach Wien ging, dort das Hofburgtheater zu übernehmen, that er es wenigstens ganz mit der mißvergnügten Miene, die einst Graf Beust gezeigt hatte. Er verließ Deutschland, wie es schien, weil es seinen Wünschen nicht entsprach

und er in Oesterreich dieselben verwirklicht zu sehen hoffen dürfte. Dort war er indeß kaum warm geworden, so fing er an auch dieses große Reich mit seinem Spott zu überschütten, ganz wie ehedem das kleine Thüringerländchen, als er in Weimar das Hoftheater führte. Er war eben ein mit aller Welt unzufriedener und mit sich selbst zerfallener Geist, ein Geist, der mit einer wahrhaft bestrickenden Gabe der Liebenswürdigkeit ein gutes Theil Unverträglichkeit verband. Während er mit der Ersteren dem Ansehn nach Alles versöhnte und verbrüderte, ließ er sich im Stillen mit der Letzteren angelegen sein, Alles auseinander zu bringen und zu trennen. Eine zwiespältigere Natur als die seine, hat es wohl kaum je gegeben und wer von ihm behaupten mag, daß er die Natur von Ariel und Kaliban in der seinigen vereinigt habe, wird nicht geradezu Lügen zu strafen sein. Jedenfalls werden diejenigen, die ihn näher kannten, einzuräumen haben, daß sie bald auf den einen, bald auf den anderen in ihm stießen und wenn man ihn bald abgöttisch verehrt, bald teufelmäßig gehaßt fand, so geschah es entschieden, weil er dem Einen als bezaubernder Geisterfürst, dem Andern als abschreckendes Ungethüm sich vorgestellt hatte. Man war nie sicher, was man in ihm antreffen würde, schon deswegen nicht, weil er sehr von Stimmungen abhing und eine angeborene Neigung zum Ueberraschen in sich trug. Es schmeichelte ihm zu hören, daß man nicht klug aus ihm würde. „Wenn ich nicht dafür sorge, daß die Leute sich den Kopf über mich zerbrechen, so wissen sie in Weimar nicht, daß sie einen haben", sagte er mir daselbst eines schönen Tages. Menschen, die auf seine Freundschaft schwuren, konnte er manchmal ganz ohne Grund nahezu feindlich behandeln und offenbare Feinde mit einer freundschaftlichen Zuvorkommenheit, die ihres Gleichen nicht hatte.

Alles Dieses zusammengenommen, konnte natürlich sein Leben nicht zu einem friedlichen und ruhigen machen, und er hatte darum wohl recht an Paul Lindau unter dem 28. Mai 1876 zu schreiben:

> „Wenn Ihr mich (möglichst spät) begrabt,
> Laßt dies auf meinem Steine lesen:
> Er hat Zeitlebens Glück gehabt,
> Doch glücklich ist er nie gewesen."

Daß er, als bescheidener Lehrer zu Kassel beginnend, bis zum Hoftheater-Intendanten in München und Burgtheater-Direktor in

Wien und vielfach einflußreichen Manne sich aufschwang, ist gewiß ein Beweis von Glück, obenein, wenn man bedenkt, daß er außer einigen gefälligen Gedichten und Erzählungen eigentlich nichts Bedeutendes hervorgebracht hat. Aber daß er, von bodenloser Ruhmsucht verzehrt, dieses Glück doch noch zu gering für sich und seine Befähigungen ansah, hat ihn im Verein mit manchen Vorwürfen, die er im Innern sich selbst wohl zu machen genöthigt war, niemals auch nur einen Augenblick glücklich sein lassen. Er war unzufrieden mit sich, voll Mißgunst auf Andere, bei allem gewinnenden Wesen und aller schönen Begabung doch in der That nur ein unglücklicher Mensch, der in der „Zueignung“ seiner Gedichte von sich sang: er habe sich selbst am wenigsten gefallen und

„Das aber fühl ich tief im Wesen,
An Leib und Seel, in Blut und Mark:
Ich bin durch eignes Leid genesen,
Durch fremde Schwäche ward ich stark.“

Seine Stärke wie seine Genesung wollten indeß nicht viel besagen: er krankte und blieb schwach sein ganzes Leben hindurch, schwach in seiner zerfahrenen Eitelkeit und seinem ewig begehrlichen Ehrgeize, krank in seiner Unbefriedigtheit mit sich und der ganzen Welt. Nichts, was er that und trieb, erfüllte ihn. Er besaß ein schönes Dichtertalent, aber weil Heine, Geibel, Lenau, Freiligrath und Andere seiner Zeitgenossen mehr Ruhm mit ihren poetischen Werken gewannen, als er, liebte er sein Dichten nur als Tändelei müßiger Stunden zu erklären und gelegentlich seinen Spott daran zu üben. Das Drama versuchte er; allein er sah von diesem Versuche gleich wieder ab, weil es ihm widerwärtig war, als Intendant eines Hoftheaters vor seinen Schauspielern von der Kritik sich abkanzeln zu lassen; das Theater selbst aber, dem er so viel Aufmerksamkeit und Zeit widmete, galt ihm doch im Grunde auch nicht mehr, als dem Hamlet'schen Schauspieler „Hekuba“. Er spielte damit eine Rolle, nichts weiter. Am Herzen lag es ihm eigentlich nicht und darum ging er nie tiefer in dasselbe auf, sondern blieb am Aeußern hängen, an geschickter Einrichtung und Szenerie, an prächtigen Bildern und opernhaftem Aufputz. Seine dramaturgischen Schriften sind, wie Alles was er geschrieben, anregend, voll Geist und Geschmack, jedoch nie ernst und gründlich durchdrungen von dem gediegenen Eifer eines Lessing oder dem heiligen Pathos eines Schiller.

Diesen Eindruck empfing ich wenigstens, als ich in nähere Berührung mit ihm kam. Die erste war eine rein schriftstellerische, als er in der Mitte der dreißiger Jahre in Kassel eine Zeitschrift herausgab, zu der ich selbst oder irgend ein literarischer Freund mich mit meinen ersten poetischen Jugendversuchen in Beziehung zu setzen unternahm. In engeren Verkehr mit ihm gelangte ich jedoch erst zur Zeit seiner Hoftheater-Leitungen in München und Weimar.

Während der Letzteren fiel er auf den Gedanken, mich und die „Deutsche Schaubühne“ nach Weimar in seine unmittelbare Nähe zu ziehen. Er träumte sich, wie mir seine mündlichen Auslassungen bewiesen, ein sehr reizendes und wirksames Verhältniß zwischen uns zurecht. Ich sollte ihn am Theater dramaturgisch hauptsächlich durch dahin abzielende Aufsätze in der „Schaubühne“ unterstützen, Einrichtungen und Bearbeitungen von Dramen liefern und er selbst wollte mir für die Monatschrift Beiträge steuern, in denen die Haupt- und Kardinalfragen der deutschen Bühne behandelt werden sollten. „Wir sind kleine Lichter“, sagte er mir. „Aber die Heroenzeit unserer Literatur ist nun einmal vorüber und es dürfte sich immerhin ganz artig machen, wenn wir in unserer Theaterwirksamkeit ein wenig Goethe und Schiller spielten. Sie könnten mir rathen und helfen und ich Sie fördern, so weit es die Umstände und mein Einfluß erlauben.“

Bei dieser Gelegenheit unterließ er nicht, mir zu vertrauen, daß er nicht Willens sei: sich in diesem Poet-Corner (Dichterwinkel) von Deutschland begraben zu lassen, sondern sich in Berlin oder Wien eine Intendantenstelle zu erobern wissen werde. „Dann empfehle ich Sie meinem hohen Herrn und Sie werden mein Nachfolger“, folgerte er. „Die Stellung ist klein, aber für Sie ist sie ein Anfang, während sie für mich ein Rückschritt ist, den ich indessen machen mußte, um mich auf dem Boden zu erhalten, den ich mir für meine Laufbahn ausersehen habe. Diese Laufbahn wird und muß mich noch höher bringen, das ahne ich, mehr, das weiß ich. „Die Welt ist noch auf einen Abend mein“, schloß er aus „Don Carlos.“

Es war bestrickend, ihn so reden zu hören; er konnte in dergleichen vertraulichen Augenblicken wahrhaft hinreißend sein. Er sprudelte von geistreichen Einfällen und witzigen Bemerkungen; Alles, was er

sagte, erschien fein, glänzend und immer treffend. Dabei zeigte er sich in jedem Augenblicke anders. Noch eben Goethe's Größe auf den Lippen, war er im Stande, zehn Minuten später über Weimar's Verhimmelung in Bezug auf diesen dichterischen Großmeister die schnödesten Glossen zum Besten zu geben; eben noch sich über die Fürsten, die Höflinge und die vornehmen Kreise im Tone des kosmopolitischen Nachtwächters in den schneidendsten Epigrammen Luft machend, vermochte er im Handumdrehen einem Mitgliede dieser Gesellschaft mit der Haltung und Würde eines geborenen Peers gegenüberzutreten.

Er hatte Begabung und Wesen für Alles; er verstand den Gelehrten und den Dichter ebenso gut zu spielen, wie das lose Weltkind, das auf deren Natur und Träume mit mitleidigem Achselzucken niederblickt; den alle Schranken niederreißenden Demokraten und Revolutionär ebenso gut wie den eingefleischten Aristokraten. Den Letzteren spielte er meisterhaft. Ich sehe ihn noch am Geburtstage der Großherzogin von Weimar in deren Gefolge die Säle durchschreiten; hoch gewachsen und schlank, in stattlicher Hofuniform, den Degen an der Seite, den Federhut unter dem Arm, Hals und Brust mit Orden bedeckt, trat er so vornehm und selbstbewußt daher, als wäre er von jeher in Palästen zu Hause gewesen. Und er entstammte doch einer sehr kleinbürgerlichen und in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebenden Familie. Allein der Adel und das Hofgetreibe waren von jeher sein ganzer Ehrgeiz und das brennende Verlangen seines Herzens gewesen. Doktor Feodor Löwe, der bekannte Dichter und Hofschauspieler in Stuttgart, erzählte mir, daß er im Winter 1841 Nachts mit Dingelstedt nach Hause gehend, diesen unablässig politisch höchst herausfordernde Verse laut habe hersagen hören. Gefragt, von wem dieselben seien und was sie zu bedeuten hätten, antwortete Dingelstedt lachend, Löwe werde das binnen kurzer Zeit erfahren. Sie waren, wie sich nachher zeigte, den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ entnommen, die zur Zeit ihres Erscheinens für durchaus revolutionär galten und den Verfasser damals veranlaßten, über Stuttgart nach Paris zu gehen. Während ihres eifrigen Gespräches auf ihrem nächtlichen Nachhausegange waren Dingelstedt und Löwe indeß bis an das königliche Schloß gelangt, dessen Fenster hell erleuchtet waren und aus sich heraus lustige Tanzmusik vernehmen ließen.

Da blieb Dingelstedt plötzlich stehen und sagte, Löwe am Arm zurückhaltend und zum Schloß hinaufdeutend, lebhaft: „Eigentlich gehöre ich doch dort hinauf!“

Diese Anekdote ist in hohem Grade bezeichnend für Dingelstedt's Charakter. Mitten im Drucken seiner erzdemokratischen Strophen überraschen und überfallen ihn seine aristokratischen Gelüste; zwischen solchen aristokratischen Gelüsten und seiner ursprünglichen demokratischen Gesinnung hat er sein Leben lang hin und her geschwankt. Als Demokrat war er aristokratisch und als Aristokrat demokratisch. Aus Widersprüchen zusammen gesetzt, reizte es ihn, im Kreise der Volksfreunde den Vornehmen, den Hofmann zu spielen und unter den Hofleuten und dem hohen Adel, den Plebejer herauszukehren.

So hatte ich Gelegenheit ihn vielfach zu gewahren und diese Wahrnehmung machte mich vorsichtig gegen ihn. Ich fühlte instinktmäßig heraus, daß mit ihm in Gemeinschaft sich nicht wohl würde wirken lassen und man gegen ihn immer auf der Hut würde sein müssen. Seine Liebenswürdigkeit wie seine üble Laune und sein Widerstand waren gleich verderblich. Die Erstere war so beredt und überwältigend, daß es schwer war, sich von ihr nicht übertölpeln zu lassen und die Letzteren konnten, wie ich mir erzählen ließ und auch vorzustellen vermochte, geradezu zur Verzweiflung treiben.

Am Meisten stießen mich aber eine gewisse Herzlosigkeit ab, von der ich Zeuge wurde und seine gleichgültige und leichtfertige Art, mit der er zuweilen die Dinge der Kunst zu betrachten im Stande war.

Ich erinnere mich, daß ich eines Abends in seiner Loge einer Aufführung des „Egmont“ beiwohnte und darin den Darsteller Otto Lehfeldt den Alba wie einen verrückten Lear spielen sah. Als ich gegen Dingelstedt mein Erstaunen darüber äußerte, daß so etwas auf seiner Bühne vorkommen dürfe, entgegnete er lachend: „Der große Mime ist wieder einmal aus dem Häuschen. Aber heute achte ich nicht darauf, mein Durchlauchtigster hat den Erzherzog Stephan von Oesterreich zum Besuch in seiner Loge und da habe ich aufzuwarten.“

Der jungen Schauspielerin Christine Daun, die in einer langwierigen Krankheit während ihrer Anstellung in Weimar sehr an Stimme und äußerem Liebreiz eingebüßt hatte, hörte ich ihn hinter einer von ihm geflissentlich nur angelehnten Thür im Nebenzimmer auf ihre Bitte: sie noch in ihrer Stellung zu belassen, mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit den Laufpaß geben, die mich im Innersten empörten.

Diese und andere Beobachtungen, die ich während meiner Anwesenheit in Weimar zu machen Gelegenheit erhielt, entfremdeten mich ihm einigermaßen und veranlaßten mich, seine Vorschläge abzulehnen. Wir blieben uns seitdem in einer etwas kühlen und an sich haltenden Freundschaft zugethan, die sich zuletzt fast nur in Grüßen und geschäftlichen Anfragen und Antworten ausgab.

Von seinen vielen Briefen füge ich die nachstehenden, als vielleicht nicht ganz unwichtig für seinen Charakter und die Art seines Wesens und Wirkens hier bei.

„Ich danke Ihnen, lieber Wehl, von ganzem Herzen für Ihren vom 6. d. datirten, erst heute hier angekommenen Brief, der bis zur Stunde das einzige Lebenszeichen meines in Hamburg geborenen Schmerzenkindleins*) ist. Viele persönliche Freunde und nahe Bekannte, die ich dort besitze, haben mich ohne Nachricht über das Stück gelassen; um so liebenswürdiger finde ich's von Ihnen, daß Sie, ohne irgend welche Verpflichtung dazu, aus reinem Mitgefühl, mir geschrieben. Was Sie schreiben und was Robert der Heller, den ich zu grüßen bitte, druckt, läßt mich als erfahrenen Mann alle Mängel der Darstellung errathen, und da ich die Mängel der Dichtung als gesunder und im Wachsthum begriffener Mensch ebensogut kenne, mache ich mir über „Erfolge" gar keine Täuschungen. Stücke wie das meine, haben nur in Berlin und Wien ein großes Publikum, ein ausreichendes Personal; nun ist das meine überall (auf 31 Bühnen) gegeben worden, aber gerade in Berlin und Wien nicht, weil Herr von Hülsen und Herr Laube zu gute Kollegen sind, um mich exponiren zu wollen .... Doch, lassen wir das; Sie wissen, auch ohne meine Lamentation zu hören, wie es einem dramatischen Dichter in deutschen Landen ergeht, und ich kann und will alles Dichten ganz gut und ganz gern im Trachten, den Poeten im Intendanten aufgehen lassen. Da hab' ich Erfolge genug und thue an Anderen, was Andere für mich — nicht thun.

Die bekannten Calamitäten der letzten Zeit haben freilich auch auf das Theater gewirkt; indessen wir erholen uns jetzt allmählich. Nur will München, das lange genug geweint hat, lachen, viel lachen, um jeden Preis lachen. Haben Sie nichts Lustiges für uns? Keine Fastnachtsposse? Herzlichst dankend und grüßend

M., 10./12. 52. Ihr treu ergebener F. Dingelstedt."

*) „Das Haus der Barneveldt", Trauerspiel in 5 Akten.

„Verzeihen Sie, mein lieber Wehl, wenn ich in der amtlichen Einlage eine undankbare Arbeit, Ihre Abstimmung in einer dramaturgischen Streitfrage, Ihnen zumuthe.*) Die Sache, deren thatsächlichen Bestand Sie vielleicht schon aus der „Allg. Ztg.“ kennen, droht eine cause célèbre zu werden und vor die bürgerlichen Gerichte zu kommen. Ich wünsche deswegen begreiflicher Weise im Streitpunkte klar zu sehen und sammle Urtheile von sachverständigen Männern, dramatischen und dramaturgischen Schriftstellern, technischen Direktoren und Regisseuren, während meine Gegnerin, Frl. Denker, an ihre Kunstgenossinnen appellirt und, wie ich höre, auch den alten Töpfer angerufen hat, um Urtheile zu ihren Gunsten zusammenzubringen. Ich muß mich rühren, handelt es sich gleich in höchster Instanz nur um eine Kleinigkeit: mir gilt es um Rettung des Grundsatzes in erster Linie, in zweiter um Aufrechterhaltung meiner amtlichen und wissenschaftlichen Autorität. Daß ich unter Gleichstrebenden Stützen für mich suche, kann mir dabei gewiß nicht verargt werden; setzt doch die Denker, ganz in ihrer intriguenlustigen Weise, Himmel und Erde in Bewegung und trommelt ganz Israel für sich zusammen.

Ihrer baldgefälligen Antwort entgegensehend, grüßt Sie freundschaftlichst Ihr

Fr. Dingelstedt.“

München, 14. Januar 55.

„Ich danke Ihnen, verehrter Wehl, für Ihr Gutachten in Sachen der Frau Foster. Dasselbe stimmt nicht nur mit meiner eigenen Ansicht überein, sondern auch mit derjenigen von 15, schreibe fünfzehn sach- und fachkundigen Größen, darunter Laube, Gutzkow, Eduard Devrient, das Regie-Collegium der Wiener Burg, die Oberregisseure von Berlin, Hannover, Stuttgart u. s. w. u. s. w. Auch die strengen Theoretiker, Rötscher und Prutz an der Spitze, entscheiden für mich, so daß ich meine Sache in allen Instanzen, dem Rechte gemäß, durchzusetzen zuversichtlich hoffen darf. Meine Gegnerin stützt sich, wie ich höre und Ihnen auch schon gemeldet zu haben glaube, auf ein paar Kolleginnen, die, aus Angst vor der Rolle, sie von sich, also auch von ihr abwälzen möchten und auf

*) Es handelte sich um die Rolle der Frau Foster in dem Schauspiele „Die Gebrüder Foster“ von Töpfer, welche Frl. Denker abgelehnt hatte, zu spielen.

den Ausspruch Töpfer's, der denn allerdings als Uebersetzer ein nicht ungewichtiges, aber doch auch nicht unumstößliches Urtheil abzugeben haben wird. Deswegen ist es mir von Belang, dies Urtheil im Voraus kennen zu lernen. Sind Sie im Stande, in dessen Besitz zu gelangen und mich zu setzen, — natürlich nur auf unbefangenem und würdigem Wege, — so erweisen Sie mir einen Dienst. Ich kann doch kaum glauben, daß der alte Herr, aus bloßer Empfindlichkeit gegen uns Bühnenlenker, die wir seine Stücke nicht nach seinem Wunsch geben (oder — honoriren!), sich in Widerspruch mit allen Autoritäten öffentlich setzen will, einer Darstellerin zu Gefallen, die doch zuletzt nichts für ihn thut und thun kann. Kommt zumal die Sache dort vor Gericht und unter eidliches Erkenntniß, wie zu erwarten steht, so mag und wird er sich besinnen, ehe er kategorische Orakel von sich giebt, die von vorn herein schon entkräftet sind! —

Gutzkow's „Lenz“ ist ein — Winter; kalt und unklar. Er steckt noch immer zu tief im Epischen, in Episoden drin. Geht er auf diesem Wege, sich verlierend und verirrend, weiter, so ist er für die Bühne verloren, zum tiefen Schmerz seiner Getreuen, worunter wir zwei uns sicher rechnen dürfen. Treulichst Ihr

München, den 5. Febr. 1855.

Fr. Dingelstedt.“

„Heute schreibe ich Ihnen, lieber Freund, auf höchsten Befehl. Mein Gnädigster Herr wünscht zu wissen, ob Sie geneigt und im Stande sind, sich und die Redaktion Ihrer „Deutschen Schaubühne“ von einem baldmöglichen, durch Sie selbst zu bestimmenden Zeitpunkte nach Weimar zu versetzen? Da Serenissimus voraussetzt, daß die Unterhandlungen über diesen Antrag bei gegenseitiger persönlicher Unbekanntschaft (zwischen Ihm und Ihnen nämlich) weitläufig werden dürften, würde es Sr. Kgl. Hoheit angenehm sein, wenn Sie Ihren uns zugedachten Besuch bald ablegten. Ich schlug vor, Sie zum 8. April (Geburtsfest J. Kgl. H. der Frau Großherzogin) einzuladen, womit Serenissimus Sich einverstanden erklärte. Kommen Sie Samstag den 6. hier an. Sie sehen ein paar Hoffeste, einige Theater-Abende, etwas mehr Menschen als gewöhnlich. Zu einer stillen Stunde unter uns findet sich aber doch Zeit, natürlich auch zu einer Audienz bei Serenissimo, wenn

auch erst am 9. Excellenz von Maltitz*) wird sich freuen Sie zu sehen. Behandeln Sie die Sache mit gewohnter Discretion. Geben Sie mir eine ostensible Antwort und eine vertrauliche dazu. Beide nach Berlin, Hotel Meinhardt, wo ich am 17. d. eintreffen und bis zum 28. bleiben werde. Intendanten-Conferenz und Aufführung des „Wintermärchen" (im — Victoriatheater!) geben Veranlassung zu einem Besuche, der auch sonst wichtig werden kann. Accreditiren Sie mich bei Ihren Freunden für ein paar gute Artikel und geben Sie mir Winke, Empfehlungen, Rathschläge. Treulichst Ihr

Weimar, den 12. März 1861.

Fr. Dingelstedt."

„Ich konnte auf Ihren Brief, mein verehrter Freund, nicht eher als heute antworten, weil Serenissimus, seit vierzehn Tagen auf der Auerhahnjagd abwesend, erst gestern für mich zu haben war. Im Uebrigen haben Sie sich selbst ja auch die Antwort gegeben: 1200 Thaler, neben Wohnungs- und Uebersiedelungs-Entschädigung, sind zu viel, nicht für Sie, am Ende auch nicht für die „Schaubühne", aber für die hiesigen Verhältnisse, aus denen wir denn doch einmal nicht hinaus können. Wir gingen von 600 Thalern für Sie aus; darauf wäre zu unterhandeln, vielleicht auch durch Uebereinkunft mit Voigt noch ein Zuschuß von 200 dazu zu bringen, jedes Falls ein artiger Titel herauszuschlagen gewesen, während ich auf Ihre Forderung mit einem — weiß es Gott, schwer schmerzlichen Verzicht erwidern muß. Ich stehe so isolirt hier, daß mir Ihr Gewinn persönlich ein großes Loos gewesen sein würde, von der Zeitung nicht zu reden. Nun, es hat nicht sein sollen, Sie haben nicht gewollt, wahrscheinlich aus gutem Grund und Recht. Gehen wir also zur Tagesordnung über.

Den 16. und 18. Mai haben wir Hebbel's Nibelungen vollständig und im Zusammenhange, mit seiner Frau als Gast . . . Das ist alles eitel „verlor'ne Liebesmüh", wie es Ihr Besuch auch gewesen. Grollen Sie mir deshalb nicht; ich hab's gut

---

*) Apollonius, Freiherr von Maltitz, lange Jahre russischer Geschäftsträger am Hofe zu Weimar, trat auch mehrfach und glücklich als Dichter auf. „Noch ein Blatt in Lethe" (Weimar, Verlag von J. F. A. Kühn, 1857), „Vor dem Verstummen" (Ebendaselbst 1858). Früher erschienen in Berlin (1826) „Geständnisse eines Rappen mit Anmerkungen seines Kutschers."

gemeint, und wahrlich nicht mit mir allein, sondern zuerst auch mit Ihnen.

Mit bestem Gruß von Haus zu Haus Ihr
Weimar, 6. Mai 1861. Fr. Dingelstedt."

„Es wäre mir doch angenehm, wenn Sie, lieber Wehl, zu den nächstbevorstehenden Vorstellungen nicht erst Ostern hierher kämen: persönlich, um allerlei Mißverständnisse Ihres letzten Schreibens aufzuklären, sachlich, weil ich mit so manchen interessanten Fremdlingen, die sich angemeldet haben, die eigentliche Jubelfeier, sowie zwei daran anzuknüpfende Unternehmungen, die Gründung einer deutschen Shakespeare-Gesellschaft und die Bildung eines Vereins deutscher Bühnendichter und Tonsetzer, wenigstens so weit „anbahnen" möchte, daß zum Säcularfest selbst eine constituirende Versammlung angesetzt werden könnte. Gut Ding will bei uns zu Land Weile haben. Sehen Sie also zu, was Sie thun können.

Anbei ein Fingerzeig, wie ich die Historien-Galerie betrachtet und beleuchtet sehen möchte. Frei nach Ulrici.

Wenn Sie kommen, finden Sie mich an den vier Vorstellungstagen von 4 bis 6 Uhr Nachmittags zu Haus. Morgens sind Proben. Ganz der Ihrige
Weimar, 1. Dezember 1865. Fr. Dingelstedt."

Diese wenigen Briefmittheilungen will ich übrigens nicht abschließen, ohne noch zwei weitere hinzuzufügen, die erkennen lassen, daß Dingelstedt in seiner Bühnenleitung auch ernst und gewissenhaft sein und ein gesundes und offenes Urtheil klar und umunwunden auszusprechen und dabei doch einen gewinnend verbindlichen Ton zu behaupten im Stande war.

Ich hatte bei Einsendung neuer dramatischer Arbeiten die Bemerkung hingeworfen, wie ich hoffte, daß mein Zurücktreten von der Redaktion der „Jahreszeiten" auf seine Entscheidung keinen Einfluß haben werde. Darauf antwortete er Folgendes:

„Sie thun mir Unrecht, werther Herr und Freund, wenn Sie der Veränderung Ihrer persönlichen Verhältnisse auch eine Veränderung meiner Gesinnungen für Sie zuschreiben. Ich kann Ihnen mit vollster Aufrichtigkeit die Versicherung geben, daß, so wie meine Theilnahme für Ihre dramatischen Arbeiten keineswegs durch irgend welche Rücksicht auf Ihre frühere Stellung an der Spitze einer

Zeitschrift bestimmt worden ist, so auch Ihr Rücktritt von der letzteren durchaus nicht auf mein Urtheil über Ihre beiden zuletzt eingesandten Stücke eingewirkt hat. Wenn dieselben von mir nicht angenommen und gegeben worden sind, so müssen Sie den Grund dafür lediglich in den Stücken selbst suchen. Ich habe Anstand genommen, Ihnen dies unumwunden zu sagen; indeß Sie fordern Bescheid, und ich gebe ihn mit vollster Offenheit.

„Ein Bubenstreich"*) ist gut gemacht, spielt aber in einer Sphäre, worin Sie nicht zu Hause sind. Othello als Dorfgeschichte bildet ohnehin einen gewagten Vorwurf; die Behandlung desselben, wirksam an sich, trifft den Ton, der hier angeschlagen werden mußte, nicht: so sprechen die Bauern nicht. Nur eine Figur ist wahr, aber zugleich widerlich: der Trunkenbold Heimer; wie kommt mein feiner anmuthiger Wehl zu so „grauslichen" Dingen?

„Graf Thyrsis"**) variirt ein altes Thema. Die Verkleidungs-Komödie ist meines Erachtens, überhaupt abgenützt; hier aber, wo „Der verwunschene Prinz" hinter dem ganzen Stücke stehen würde, hätte dies keinen Boden, nur ein Schattenleben.

Sehen Sie, das hatte und habe ich an Bedenken gegen Ihre neuesten Arbeiten. Entkräftigen Sie es, und ich bin bereit, mich belehren zu lassen. Aber mit Vorwürfen, wie sie Ihr letzter Brief enthält, kränken Sie mich nicht mehr: ich verdiene sie nicht. Meine Bühnenleitung hat, wenn irgend einen Vorzug, so in erster Reihe den, daß sie den gerechten Ansprüchen der gegenwärtigen Literatur an's Theater nächste und höchste Rechnung trägt. Sie mag in der Anerkennung nach außen abhängig sein von dem Urtheil tüchtiger und einflußreicher Männer wie Sie; in ihren inneren und eigenen Motiven ist sie es nicht. Ich gebe Stücke von literarischen Gegnern und weise solche von Verbündeten und Freunden ab; immer durch meine Ueberzeugung geführt, die allerdings irren kann, nicht durch persönliche Empfindung, die dadurch unbeirrt bleibt. Soviel zur Verständigung; herzliche Grüße dazu von

München, 6. Febr. 1854. Ihrem ergebensten

Fr. Dingelstedt.

Ein anderes Schreiben aus einem späteren Jahre zeigt wie gern er auch anerkannte und mit wie kluger Schelmerei er durch

*) Gesammelte dram. Werke von F. W. Fünfter Band.

**) Ebendaselbst, zweiter Band.

eine Rücksichtnahme auf die Verehrung für Goethe und Schiller im Weimarer Theaterpublikum eine Ablehnung zu begründen verstand. Sehr bezeichnend erscheint seine Auslassung über seine Gedichte. Der Brief lautet:

„Weimar, den 30. Nov. 1858.

Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich, unlängst erst zurückgekehrt und deswegen nicht früher in Besitz Ihrer Sendung vom 3. Juli d. J. gelangt, so spät für dieselbe danke. Ich nehme Ihren „Romeo auf dem Bureau" für hiesige Hofbühne mit Vergnügen an und werde ihn vorher auf dem Schloßtheater meines gnädigsten Herrn darstellen lassen. Die übrigen Stücke behalte ich mir vor, gelegentlich einzuwerfen. „Timon von Athen" lassen Sie mir für meine Shakespeare-Ausgabe, von der Sie wohl reden gehört haben, und erlauben Sie, daß ich Ihnen noch ein oder das andere Werk übertrage. Den Plan des Ganzen schicke ich Ihnen, sobald er reif ist; Ihre Stelle darin soll eine anständige und auch in äußerer Beziehung vortheilhafte sein.

Den Kleist-Prolog habe ich keineswegs übersehen, aber ebenso wenig benützt: Dem Romantiker darf auf unserer „klassischen" Bühne nicht gleiche Ehre widerfahren wie ihren Heroen, sonst schreit Alt- und Neu-Weimar Zeter über mein Haupt —! —

Als Gegengabe lege ich meine Gedichte in 2. Auflage bei, Miniatur-Portrait des Verfassers, das Sie in Brillanten einer glänzenden Kritik einfassen müssen.

Ernstlich: Thun Sie mir den Gefallen, recht bald, jedes Falles noch vor den Weihnachts-Ankäufen, nicht nur in den „Jahreszeiten", sondern auch in einem oder dem anderen politischen Blatt einmal auf eine lyrische Sammlung hinzuweisen, die niemals ein Mode-Artikel à la Redwitz werden wird, will oder kann, die aber ihre kleine Gemeinde, freie und starke Seelen, doch wohl findet, wenn sie rechtzeitig und richtig ausgestellt wird.

Treuester Gruß

Ihres Fr. Dingelstedt."

Gottfried Kinkel schied am 13. Nov. 1882 von dieser Erde.

Die Nachrufe, die ich in den Zeitungen über ihn gefunden, erschienen mir alle mehr oder minder seicht und leer

Selbst Karl von Thaler in der Wiener „Neuen Freien Presse“ brachte nichts besonders Bedeutsames über ihn zu Tage. Unsere Zeit hat nach gerade verlernt über Dichter zu schreiben, sonst müßte sie vornehmlich über Kinkel des Anziehenden und Fesselnden viel zu erzählen wissen. Sein Leben ist wie ein Roman und reich an Wechsel, halb von der Lyrik einer idyllischen Liebe und halb vom Drama der Revolution erfüllt. Sein Ausgang ist jedenfalls ziemlich tragisch.

Der Sohn eines protestantischen Geistlichen, wurde er von Hause aus für die theologische Laufbahn bestimmt, der er sich denn auch mit Eifer und musterhafter Treue hingab, bis eine lebhaft erwachte Neigung zu Kunst und Literatur begann ihn dem Stande und Studium der Kirche abwendig zu machen. Die Liebe zu einer katholischen Frau gab den Ausschlag. Er hatte früh Johanna Mockel kennen gelernt. Von den „Zehn Sonetten an Johanna“ lautet das erste:

Still war mein Knabenleben, eng und klein;
Drum gruben sich auf meines Herzens Grund
Nur wenig Bilder, aber farbenbunt
Mit unzerstörbar tiefen Zügen ein.

Eins blieb mir, du! Oh, weißt du, dort am Rhein —
Ein Kind fast warst du noch, froh, hell, gesund,
Und blicktest heiter in das Weltenrund,
Als wären all die schönen Wunder dein.

Ich kam des Weges auch mit stillem Schritt:
Da standst du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Flut.

Ich sah dich, hellverklärt das Angesicht,
Von meiner Schwester Arme traut umruht —
Ich schwieg und nahm dies Bild in's Leben mit.

Das Leben hatte sie weit auseinander gerissen. Johanna Mockel war die Gattin des Buch- und Kunsthändlers Mathieux in Köln geworden und nach einer unglücklichen Ehe mit diesem in Scheidung getreten. Als geschiedene Frau lernte er sie neuerdings kennen.

Nach allen Beschreibungen und Bildnissen, die von ihr vorhanden sind, kann man sie entschieden nicht schön finden. In den „Memoiren einer Idealistin“ wird sie folgendermaßen geschildert: „Johanna Kinkel hatte nichts in ihrem Aeußern von dem, was

man gewöhnlich bei Frauen schön oder anmuthig nennt; ihre Züge waren stark, fast männlich, ihr Teint auffallend dunkel, ihre Gestalt massiv, aber über dem Allen thronten ein paar wunderbare dunkle Augen, die von einer Welt von Geist und Empfindung zeugten, und in den reichen Modulationen ihrer tiefen, vollen Stimme tönte eine Fülle des Gefühls, so daß man unmöglich beim ersten Eindruck sagen konnte: „wie häßlich ist diese Frau!“ sondern sagen mußte: „welch' eine bedeutende Frau! und welches Glück wird es sein, sie näher kennen zu lernen!“

Alle, die sie näher kannten, liebten sie denn auch in der That und schätzten sich glücklich in ihrem Umgange.

Sie besaß viel musikalische Begabung, Geist und entzückende Laune. Damit eroberte sie Kinkel's Herz. Allein es kam zwischen ihnen zu keiner Erklärung und konnte zu einer solchen zwischen ihnen nicht kommen, da sie Katholikin war und einen neuen Bund nicht eingehen durfte. So lebten beide in Hangen und Bangen lange Zeit hin, bis ein eigenthümliches Ereigniß den Ausschlag gab. Auf einer Kahnfahrt im Rhein wurden sie von einem Unwetter überrascht und in den tobenden Strom geschleudert. In „Eine Lebensstunde“ singt Kinkel über dies Ereigniß unter anderen auch folgende Strophen:

Verloren! — Von gewalt'gem Stoße
Wirft schon der Kahn im Flutenbraus
Und in der Wellen grimm Getose
Unrettbar schleudert er uns aus.
Da schwieg das Leben; seine Laute,
So lockend hold, verstummten ganz!
Doch deine Liebe schlug, o Traute,
Zum Himmel auf in lichtem Glanz.

Denn alle, alle Erdenschranken
Sie borsten mit dem Kahn entzwei;
Nun durft ich innig Dich umranken,
Dich an mich pressen kühn und frei.
Du hast, oh Starke, nicht gejammert
In solcher sel'gen Todesnoth;
An den Geliebten festgeklammert,
Sankst, wie ein Kind, du in den Tod.

Doch mich durchfloß in deinem Arme
Des vollsten Lebens heiß Gefühl;
Denn deine Brust, die wilde, warme,
Schlug mir im kalten Flutgewühl.

Nun rasch gewandt, ein starker Schwimmer,
Taucht' ich aus Wellengischt hervor,
Und zum krystall'nen Sternenschimmer,
Hub' dich mein nerv'ger Arm empor.

Du warst gerettet, mir gerettet,
Für eine frische Lebensbahn;
An meine Brust lagst du gebettet
Und weinend blicktest du mich an.
Und wie vom Stromgott losgebunden
Mich deiner Locken Schwall umfloß,
Empfand ich willig mich umwunden
Von deiner Liebe fessellos.

Da fiel des Lebens höchste Stunde
Vom Himmel uns mit Allgewalt;
Frei gab dein Mund sich meinem Munde,
Von Wonneschauern heiß durchwallt.
Da löste sich aus Todesschmerzen
Das allererste heil'ge Du:
Du hauchtest es aus vollem Herzen
Mir Über-Übersel'gem zu!

Damit war ihr Bund geschlossen. Am 22. Mai 1843 wurden Johanna Mockel und Gottfried Kinkel ein Paar, beide von ihren Kirchen verpönt und in Bann gethan. Er aber sang am Hochzeitstage seinem Weibe zu:

Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht!
Nach all' dem Kampf ist doch erglommen
Der Stern der stillen Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß dir's heimisch sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib.

Ein Jüngling nicht, im Jubelrausche,
Jauchzt dir die wilden Schwüre zu;
Nicht wie die Braut im Wonnetausche
Trittst über meine Schwelle du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf deinen Wangen liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß dich mir zu rauben kam.

Doch ungeschwächt durch alle Plage
Ging mit uns diese heil'ge Gluth;

In unsres Herzens vollem Schlage
Pulst noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und stolz! Mit festem Sinne
Erwiesen wir's der feigen Welt,
Daß einer todesstarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg sich stellt.

Verzeih's Gott denen, die uns hassen,
Dir beut' die Hand ein armer Mann;
Du magst mit einem Blick umfassen
Das Gut, das ich dir bieten kann. —
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
Ging alles ehrlich, wie es soll,
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus an Schätzen übervoll!

Doch blieb aus meiner Eltern Habe
Ein traulich Lager für uns zwei,
Und daß uns Brot und Becher labe,
Stellst du den eig'nen Tisch herbei.
Der Frühling sendet seine Düfte
Vom Garten her in reichem Schwall
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! die Nachtigall.

Und staunst du morgen, froh erwachend,
Bricht mächt'ger Sonnenglanz herein,
Durch's hohe Fenster grüßt Dich lachend
Das wunderbare Land am Rhein.
Wir schreiten mit verjüngter Stärke
An unser Schaffen ohne Rast,
Und nach vollbrachtem Tagewerke
Bin ich am eig'nen Herd dein Gast.

Es dürfte kaum jemals eine Dichterhäuslichkeit einfacher und zugleich reizvoller geschildert worden sein. Jedenfalls waren Kinkel und seine Johanna darin glücklich und vollends, als ihnen 1844 ein Sohn geboren wurde. Darüber versäumten sie nicht werkthätig zu sein und für den täglichen Unterhalt zu schaffen. Johanna gab Musikunterricht und Kinkel schriftstellerte und lehrte in einem selbst gestifteten Handwerkerbildungsvereine im Sinne des demokratischen Sozialismus und der Volksfreiheit. 1848 in die revolutionäre Bewegung gezogen, schloß er sich im folgenden Jahre dem pfälzisch-badischen Aufstande an und wurde in diesem im Juni von den

preußischen Truppen gefangen und in Rastatt von einem niedergesetzten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

Unter dem Eindrucke dieses Todesurtheils hat er zwei Lieder gedichtet, die zu den ergreifendsten gehören, die unsere Literatur besitzt. Das Erste: „Vor den achtzehn Gewehrmäulern" schließt mit der herrlichen Strophe:

Hier steh ich, nun zielt! Nun brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen.
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreifen die Welt,
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst
Und die letzten Ketten zersplittern.

Das andere „Mein Vermächtniß" lautet:

Das Beste, was das Leben giebt,
Das hab ich nun genossen:
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.
Im Freundesreigen stand ich stark
Beim Becher und in Fehde.
Mein Leib war fest, gesund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden;
Des Gottes Lust, des Wurmes Schmerz —
Ich hab' ihn mit empfunden!
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiste offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtschaft Fluch,
Der Völker Gram und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reich bekränztes Leben —
Oh Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für dich es hinzugeben!

Der müden, schwielenharten Hand
Ein sanftes Loos zu werben,
Du vierter Stand, du treuer Stand,
Für dich geh' ich zu sterben.

Euch Armen treu bis in den Tod,
Für euch zur That entschlossen,
Fall' ich um's nächste Morgenroth
Vom kalten Blei durchschossen.

So haltet mich in treuem Sinn,
Oh, Meister und Geselle!
Gedenke mein, du Näherin,
In deiner trüben Zelle,
Du Winzer, der am Fels der Ahr
Umsonst in Gluthen leidet,
Du arme Tagewerkerschaar,
Die fremde Garben schneidet!

Ich werde nicht vergessen sein,
Du Jugend wirst mich kennen
Und wirst an meines Geistes Schein
Zum Freiheitsdurst entbrennen.
Manch' Frauenauge weint um mich,
Den Sänger süßer Lieder;
Als Gruß der Erde neigen sich
Viel Blumen zu mir nieder.

Den letzten Gruß dir über'm Rhein
Du edles Volk der Franken!
Die Völker sollen einig sein
In Herzen und Gedanken.
Stehn soll, so weit auf diesem Rund
Sich Aug' in Auge spiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den euch mein Blut besiegelt.

Das schöne Gedicht ist besonders bezeichnend für Kinkel, wie für die damalige Geistesrichtung in Deutschland. Es athmet ein rührendes Pathos und bei dem vollen Mannesbewußtsein eine geradezu erschütternde Weichheit der Empfindung. Abgesehen von einigen Wort- und Reim-Wiederholungen (treu, Buch — Fluch, sein — Schein, Rhein), die etwa zu rügen sein möchten, die aber die Umstände entschuldigen, ist es der leuchtende Beweis seiner dichterischen Befähigung. Es ist durchpulst von Schwung und Harmonie. In seiner politischen Gesinnung jedoch ist es unklar und verschwommen. Daß es mit einem Gruße an Frankreich schließt, läßt uns deutlich genug erkennen, wie Kinkel noch ganz und gar in jenem revolutionären Drange befangen ist, der sich neuerdings jenseits des Rheins mächtig entwickelt hatte und welcher

auf deutsche Verhältnisse vorerst nur sehr geringe Anwendung finden konnte. Kinkel besaß leider keine Spur von dem gesunden geschichtlichen Instinkte, den z. B. Emanuel Geibel in seinem „Heroldsrufen" zu Tage legt. Er wirkte für die Arbeiter, für den vierten Stand, er wollte die soziale Revolution, den Völkerbund, die Republik. Und dies Alles mit dem zersplitterten Reich, einem fassungslosen Liberalismus und einem aus allen Nähten geplatzten Volksgefühl, mit einem Worte: den Staat ohne die Nation. Wenn er erschossen worden wäre, er wäre gestorben, ohne recht zu wissen, für was. Sein als Dichtung vortreffliches „Vermächtniß" belegt das.

Zum Glück ward er im letzten Augenblicke begnadigt. Wer und was seine Begnadigung veranlaßt hat, ist niemals recht kund geworden. Genug jedoch, sein Leben ward geschont, um zuerst in's Zuchthaus, dann in die Festung Spandau eingepferchtzu werden. Von hier befreite ihn auf äußerst verwegene Weise der Student Karl Schurz, der ihn heimlich durch Mecklenburg nach England brachte. In London gesellte sich seine Gattin wieder zu ihm und durch seine Anstellung als Professor der deutschen Sprache und Literatur am Hyde-Park-College und ihr Unterrichtgeben in Gesang und Klavier gelang es ihnen, sich auch in der Fremde ein trauliches Heimwesen zu verschaffen. Leider wurde Johanna demselben schon am 15. November 1858 durch einen tödtlichen Sturz aus dem Fenster ihrer Wohnung entrissen.

Man hat hier und da behauptet: dieser Fenstersturz sei ein freiwilliger gewesen und erfolgt, weil sie sich von Kinkel vernachlässigt gefunden habe. Die schon angeführten „Memoiren einer Idealistin", einer Nahbefreundeten des Kinkel'schen Hauses, widerspricht dem auf das Entschiedenste. Sie berichten: „Ich erfuhr erst in Kinkel's Hause selbst, daß der Tod ein gewaltsamer, durch den Sturz aus dem Fenster ihres Schlafzimmers in den Hof veranlaßter, gewesen sei und wie, da sie im Augenblick des Sturzes allein im Zimmer gewesen war, der bittere Zweifel aufsteigen mußte, ob dieses jähe Abreißen des Lebensfadens nicht ein freiwilliges gewesen sei. Dem tief gebeugten Gatten mußte dieser Zweifel, trotzdem sein Herz eine andere Gewißheit hatte, die Last des Schmerzes noch schwerer machen. Dagegen sagte Johanna (die älteste Tochter, ein wahrhaft ideales Geschöpf, in der kindlichen Hülle eines vierzehnjährigen

Mädchens schon eine große, heldenmüthige, mit jedem edelsten Reiz geschmückte Seele tragend) mit ruhiger Gewißheit: „Nein, die Mutter hat uns nicht freiwillig verlassen.“ Diese Gewißheit ward auch mir, als ich vor der Leiche der so tief geliebten Freundin stand und auf die festen, wie in Erz gegossenen Züge, über denen in feierlichem Schweigen das Geheimniß des Todes lag, niederblickte. War doch ihr letztes Bekenntniß an mich das des reinsten Glückes gewesen. Ihr Leben hatte nach so schweren Kämpfen ja grade einen Höhepunkt erreicht. Ihre Stellung war jetzt so, daß die einstigen materiellen Sorgen sie nicht mehr drückten. Die Arbeit konnte so weit vermindert werden, daß sie nicht mehr Last, sondern Freude war. Es blieb Zeit zu eignem freudigen Schaffen. Die Kinder wuchsen, gesund an Geist und Körper, zu immer schönerer Freude der Eltern heran. Kinkel stand in voller Kraft und erfolgreichem Wirken nach vielen Seiten hin.“

Nach der Verfasserin dieser „Memoiren“ ergab die ärztliche Untersuchung ein zu doppelter Größe erweitertes Herz und in Folge dessen die begründete Annahme, daß Johanna Kinkel von Athemnoth befallen, an das Fenster geeilt, dasselbe, das nur zwei Fuß über dem Estrich des Zimmers befindlich, geöffnet, und, im Hinausbiegen das Gleichgewicht verlierend, sechsundvierzig Fuß hinabgestürzt sei.

Die Geschworenen der Todtenschau erkannten denn auch einstimmig auf: zufälligen Tod.

Auf ihr Begräbniß hat Freiligrath eines seiner schönsten Gedichte gemacht. Rühmend heißt es darin:

Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf diesem fremden Rain
Wie jäh vor'm Feind erschossen;
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil —
Auf dem bist du gefallen,
Im festen Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns Allen!

Nie ist eine deutsche Frau herrlicher geehrt worden.

Kinkel selbst verwand diesen Schicksalsschlag nur schwer, blieb aber doch immer, männlichen Muthes voll, für die Seinen und die Sache der Freiheit wirkend. 1866 folgte er einem Rufe als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnikum in Zürich, wo er gestorben.

Welches anziehende und ereignißvolle Leben ist in ihm erloschen!

Und welcher Dichter! Seine „Bilder aus Welt und Vorzeit" enthalten Balladen von gewinnendster Art. „Scipio", „Cäsar", „Dietrich von Bern", „Das Erbe von Nürburg", „Das Rosenpaar" sind voll Kraft und Mark neben zarter Anmuth und gefälligem Fluß der Verse. Wie schön sind auch in „Des Dichters Leben und Betrachtung": „Abendstille", „Ein geistlich Abendlied", „Liebe und Muse", „Als Brief" und vor allen: „Sonntagsstille." Hierin ist einen Theils volle, gesunde Leidenschaft und andern Theils tiefe, das Gemüth innerst berührende, wahrhaft fromme und gottergebene Stimmung.

In Frankreich und England würde alles Dieses Anlaß zu den interessantesten Nachrufen gegeben und auch in Deutschland würde es daran nicht gefehlt haben, wenn Kinkel ein englischer oder französischer Dichter gewesen wäre. Da er jedoch das Mißgeschick hatte, ein deutscher zu sein, mußte sein Heimgang mit dürftiger und knapper Abfertigung sich zufrieden geben. Wir sind so reich an Poeten, daß sie im Preise bei uns sehr gesunken und fast keinen Werth mehr für uns haben, besonders seit wir ein politisches Volk geworden.

Am 14. Oktober 1884.

Bei dem Ausscheiden aus meiner Theaterstellung in Stuttgart mag es mir wohl vergönnt sein, einen kurzen Rückblick, nicht auf diese selbst, denn darüber soll eine eingehende eigene Schrift*) Rechenschaft ablegen, sondern auf die Beziehungen und Erfahrungen zu werfen, die sich mir während dieser in persönlicher Hinsicht ergeben haben.

Es ist mir oft vorgeworfen worden, daß ich mir von vornherein nicht angelegen sein ließ, mich mit den Schwaben zu stellen, ja, daß ich sogar eine entschiedene Abneigung gegen sie zu Tage zu legen mich bemüßigt hätte. Wenn ich nun mein Benehmen und Verhalten während jener fünfzehn langen Jahre nachdenkend und prüfend überschaue, so glaube ich mich von diesen Vorwürfen durchaus freisprechen zu dürfen. Ich kam nach Stuttgart mit dem besten Willen und den redlichsten Absichten, etwas Ordentliches und Verdienstliches zu leisten und zugleich mit jener Vorliebe für das süddeutsche Wesen, wie sie fast alle Norddeutschen zu empfinden

*) Erschien inzwischen unter dem Titel: „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheaterleitung" im J. F. Richter'schen Verlag in Hamburg 1886.

pflegen. Was nun besonders Schwaben betrifft; so verband mich mit diesem zunächst meine Hinneigung zur romantischen Dichtung und die lebhaften Erinnerungen an Gespräche mit Varnhagen von Ense, in denen er oft seine besondere Theilnahme für diesen Volksstamm aussprach. Wie anziehend wußte er seine Studienzeit in Tübingen zu schildern, die edle und freie Gesinnung Uhland's zu preisen, den festen und gediegenen Charakter seiner Landsleute in's Licht zu stellen. Wie schwelgte seine Nichte Ludmilla Assing im Andenken an die in Stuttgarts literarischen Kreisen verlebten Jugend-Tage.

Wer mich kennt und zu den hier erwähnten Eindrücken meine Neigung rechnet, aller Welt offen und wohlmeinend entgegen zu treten, der wird mir glauben, wenn ich sage: ich kam mit aufgeschlossenem, empfänglichem Herzen nach Stuttgart und von dem aufrichtigen Wunsche beseelt: mir daselbst Freunde zu erwerben.

Die berühmten Schriftsteller von auswärts, die sich dort angesiedelt oder Stellung erhalten, also vor Allen: Freiligrath, Höfer, Otto Müller, Hackländer, Wilhelm Rabe, Heinrich v. Rustige, der Maler und Schriftsteller, nahmen mich denn auch, wie meine im vorliegenden Buche wiedergegebenen Tagebuch-Aufzeichnungen zum Theil belegen, freundlich und zuvorkommend auf, so daß sich mit der Mehrzahl derselben ein inniger und vielfach nutzbringender Verkehr entspann. Unvergeßlich werden mir die glücklichen Stunden bleiben, die ich in Gemeinschaft mit meiner Frau mit den meisten der Genannten im Hause von Eduard Hallberger und seiner schönen und liebenswürdigen Gattin zu verbringen die Freude hatte. Die Geselligkeit in diesem Hause war durch den regen, vielumfassenden Geist des Mannes, den artigen und anmuthigen Sinn der Frau höchst anregend und belebend. Die Letztere konnte es sogar wagen, vor Dichtern von Beruf und Namen an ihrem häuslichen Mittagstische ihre Gäste in Versen zu begrüßen. Alles, was sie that und trieb, erschien gefällig und voll Reiz, stets maßvoll und immer den Umständen und den Augenblicken entsprechend, in denen es sich vollzog. Sie und Eduard Hallberger waren es hauptsächlich, die in mir und meiner Lebensgefährtin den Glauben erweckten: wir würden in Stuttgart einen Umgang finden, wie wir ihn früher in Dresden gefunden. Aber wir sollten bald gewahr werden, daß wir die Rechnung ohne den Wirth d. h. ohne die eigentlichen Schwaben

gemacht. Hallberger's mit Einschluß von Karl Hallberger, dem Bruder Eduard's und jetzt nach dem Tode von diesem und der Schwägerin, das Haupt der Geschäfts, waren Schwaben, die gereist, die Welt gesehen und in Folge dessen weiteren Blick gewonnen und dafür manches von der Natur der Schwaben in sich abgeschliffen hatten. Sie waren die echten, vollwichtigen Schwaben nicht ganz mehr. Wie aber sind nun diese echten, vollwichtigen Schwaben? wird man fragen. Hierauf mag die Schilderung Antwort geben, welche Friedrich Vischer, also selbst ein Vollblutschwabe, von ihnen entwirft. In seinem Romane „Auch Einer" giebt er ein knappgefaßtes, einsilbiges, aber doch wohl zupassendes Bild von ihnen, das folgendermaßen sich ausprägt:

„Schwerblütig, unvermögend sich aus sich heraus zu leben. Meinen ihre Eigenheiten seien bessere, eigenere Eigenheiten, als die Eigenheiten anderer Stämme. Meinen, sie haben die Gemüthlichkeit gepachtet. Kein Zusammenleben, keine Gesellschaft — kein Gespräch. Kein warmes Wort, kein lebendiger Ideenstreit über neue Bücher, Theaterstücke, Kunstwerke, aufregende politische Ereignisse oder Fragen. Gewisse, edle Scham, das Innere geschwind herauszugeben. Selbstgefühl, das sich gegen Modelebtag sperrt. — Zornig. Form gilt für affektirt. Formlosigkeit prinzipiell gemacht. Nicht blasirt."

Und so habe ich die Schwaben in der That gefunden: voll kernhaften Wesens, geistig begabt, frisch und von gesunder Innerlichkeit, aber wenig zugänglich und ausgiebig, eingewickelt und eingepuppt in ihre Sondernatur.

Ich suchte ihre hervorragendsten Leute auf. Sie empfingen mich der Reihe nach an sich haltend und kühl, wenig entgegenkommend. Doch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken. Ich trug ihnen meine Hoffnungen und Wünsche vor, indem ich dabei nach einem Punkte suchte, von dem ich vermuthen konnte, daß er sie zu erwärmen im Stande war. Es gelang mir auch meist, so daß sich endlich eine Unterhaltung zwischen uns entspann, die uns einander näher zu bringen schien. Ich ging in der Meinung: mir ein Menscheninneres eröffnet zu haben. Aber siehe da: diese Meinung war durchaus irrthümlich, denn als ich das nächste Mal wiederkam, fand ich den Betreffenden verknöpft und unnahbar wie bei dem ersten Besuche. Wieder begann ich geistig an ihm herumzutasten

und wieder wohl stieß ich auf einen Gegenstand, der zündete. Nun endlich, dachte ich, hast du gewonnenes Spiel. Aber aufs Neue rieth ich falsch. Bei der dritten Begegnung war der Mann abermals der verschlossene, mit über der Brust verschränkten Armen mir entgegentretende Mensch.

Eine Reihe solcher Erlebnisse, die ich hier schildern will, machte mich endlich in meinen Bemühungen nach schwäbischen Bekanntschaften derart erlahmen, daß ich mich zufrieden gab, sie nur durch eine gelegentliche Begegnung in den Straßen, in den Parkanlagen oder im Wirthshaus fortzusetzen.

Friedrich v. Vischer, der Verfasser des auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur so bedeutsamen Werkes „Das Erhabene und Komische“, der geistvolle und durchaus originelle Ästhetiker, steht darin obenan. Als ich durch einen gemeinschaftlichen Freund denselben um eine Unterredung bitten ließ, wurde ich von ihm mit diesem in die Redwitz'sche Weinstube in der Schloßstraße bestellt.

Pünktlich zur bestimmten Zeit erschienen und ihm vorgestellt, fand ich in dem gelehrten Herrn einen strammen, untersetzten Mann, der mich kurz angebunden und ohne Umstände begrüßte, mir seine Sorte Wein empfahl und dann sogleich mit dem Freunde über Stuttgarter Verhältnisse zu sprechen begann.

Ich betrachtete ihn währenddessen mit besonderer Aufmerksamkeit und fand an ihm zunächst einen vollen Charakterkopf. Derbe, breite Formen, scharfe, ausdrucksvolle Züge. Sein Sprechen war lebhaft und bestimmt.

Nach einiger Zeit wandte er sich wieder zu mir: „Sie werden Stuttgart kennen lernen müssen,“ meinte er. „Es ist kein „Klein-Paris“, aber ein Plätzle für sich.“

Eine Weile schlich das Gespräch ziemlich einsilbig und träge hin, bis ich ihn auf Goethe und Shakespeare brachte. Da schmolz endlich das Eis und er begann in Aussprüchen überzusprudeln, die vieles Eigenartige und Seltsame aber stets einen Innhalt hatten, der zu denken gab.

„Herr Professor,“ rief ich zum Schluß, „vergönnen Sie mir großmüthig, Sie jedesmal aufzusuchen, wenn Sie eine Vorstellung von Shakespeare oder unseren Klassikern besucht haben, um Ihre

Eindrücke und Wahrnehmungen zu erfahren, von denen ich mir Nutzen und Vortheil verspreche."

„Ach was, Theater!" entgegnete er barsch. „In Euer Theater thu' ich keinen Schritt, „da ziegt's" und ich krieg' von jeder Vorstellung ä Mordskatarrh."

Diese entschiedene und mit einer Art von Wucht gemachte Aeußerung fiel mir wie ein Kolbenschlag auf's Herz. Da hatte ich einen Mann von Geist, einen erleuchteten Kopf, einen von tiefer Erkenntniß in künstlerischen Dingen erfüllten Aesthetiker vor mir, von dem ich mir in meiner dramaturgischen Thätigkeit vielfache Aufklärung und Läuterung glaubte versprechen zu dürfen und von dem ich nun hören mußte, daß er das Theater nicht besuche, weil ihn Zug darin belästigte.

Ich ging bedrückt von dannen, hoffte aber, seine Abneigung die ich für eine Schrulle halten zu müssen meinte, noch besiegen zu können; allein ich irrte mich gründlich. Vischer war durch nichts zu bewegen, von seiner Weigerung Abstand zu nehmen. Ich habe ihn denn auch nie im Zuschauerraum unserer Schaubühne erblickt und ihn nur öfter noch an seinen verschiedenen Stammtischen in Bier- und Weinstuben aufgesucht, ohne daß indeß an diesen die Unterhaltung je eine wahrhaft anregende oder geistig erhebende hätte werden können. Vischer hatte sich nach und nach eine eigene, höchst ungezwungene Umgangsart angewöhnt, eine Umgangsart, wie sie nur in Wirthshäusern möglich ist. Er nahm seinen Bierhumpen oder sein Glas Wein in die Hand und trat bald hier, bald dort an einen Tisch, um sich mit irgend einer Anekdote oder einem derben Spaße in das Gespräch zu mischen. Er war immer voll davon und höchst ergötzlich im Vortrag derselben. Hatte er seine Hörer eine Zeitlang damit ergötzt, so schritt er weiter und rückte mit anderen Einfällen und Geschichten an, bis er der Sache müde war und verschwand.

Daß auf das innere Wesen und die Natur eines Professors der Aesthetik ein dauernder „Commers" dieser Art nicht günstig wirken konnte, liegt auf der Hand und meiner Ansicht zufolge haben Schriften und Vortrag dieses ausgezeichneten Gelehrten in späterer Zeit wesentlich darunter gelitten. Es kam in sein Reden und Schreiben, wie in seinen Gesellschaftston dadurch ein burschikoses, nicht selten geradezu kurioses Verhalten. Das Schrullige nahm

bei ihm so überhand, daß es zuletzt bei ihm zur eigentlichen Natur wurde. Man könnte ein lustiges Buch damit füllen. Wie komisch war nicht, daß er, wie man mir erzählte, in dem Briefe an einen Freund 1870 ganz ernsthaft schrieb: er würde am Liebsten selbst mit zu Felde ziehen, wenn ihn nicht ein verfluchtes Hühnerauge quälte.*)

Politisch war er von freier und tapferer Gesinnung, der echte, dreinfahrende Schartenmayer, wie er sich selbst und seine nähern Freunde ihn gern zu nennen pflegten. Er empfand kernhaft deutsch und kannte in dieser Beziehung kein Federlesen. Seine Anschauungen kamen frisch von der Leber weg und hatten nichts von engherziger Beschränktheit. Er stand treu zum deutschen Reich.

Gern hätte ich den näheren Umgang eines solchen Mannes, der bei manchem Schatten viel Licht bot, genossen, aber, da mein Gesundheitszustand mich später aus der Kneipe verbannte und ich sonst seiner nicht habhaft zu werden wußte, blieb mir schließlich nichts übrig, als ihm zu entsagen und nur noch durch seinen Neffen, Hofrath Wilhelm Hemsen, mit ihm eine Art geistiger Berührung zu pflegen.

Mit Karl Gerok, dem Hofprediger, wurde ich ziemlich bald, freilich durch ein sehr schmerzliches Ereigniß in meiner Familie bekannt. Der Tod raubte uns unser neunjähriges Töchterchen, ein Kind, das von seiner Geburt an immer kränklich, aber uns darum natürlich um so theurer geworden war. Blond und blauäugig trug es in seinem lieblichen Gesichtchen einen tiefen Zug des Schmerzes, der Jeden rührte, der es sah. Es hielt sich meist für sich, saß mit seinem Püppchen oder sonstigem kleinen Spielzeug im Schooß in seinem Stühlchen, das noch heute in meinem Arbeitszimmer steht, und sang unverständliche Liedchen vor sich hin. Es war, als ob es sich mit unsichtbaren Engeln unterhielt. Eben fing Käthchen an, sich kräftiger zu entwickeln, als ein wiederholter Typhus sie uns entriß.

An ihrem Grabe hielt Gerok die Leichenrede. Was er sprach, vernahm ich nicht deutlich, denn das Leid schüttelte mich wie im Fieber. Plötzlich aber trafen mein Ohr aus seinem Munde die Worte Uhland's: „Auf den Tod eines Kindes“:

*) Seitdem ist dieser Brief in dem Buche von Oberst Günthert über Friedrich Vischer veröffentlicht worden.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Sie berührten mich wie Alphornklänge aus dem Jenseits, wie ein Ton aus der himmlischen Heimath, die uns einst Alle umschließt. Ich hatte sie natürlich oft gelesen, aber sie begreiflicher Weise noch nie so empfunden, als hier am Sarge unseres Kindes. Sie verliehen mir einen wunderbaren Trost, den mir gespendet zu haben, ich Gerok nie vergessen werde.

Er ist ein Dichter von feinsinniger Frömmigkeit, voll Zartheit des Gefühls und harmonischer Form, dem ich warme Sympathie entgegenbrachte. Aufrichtigen Herzens ging ich, nachdem ich Ruhe gewonnen, ihm zu danken. Er erwies sich antheilnahmvoll und gütig. Er rühmte den Beruf, den ich erwählt, denn es sei etwas Schönes, äußerte er, von der Bühne herab auf das Volk erhebend und läuternd wirken zu lassen. Leider schloß er, verbiete sein Stand ihm: das Theater zu besuchen. Theater und Kirche seien eben durch Überlieferung getrennt. Sie trennte den Hofprälaten selbstverständlich auch vom Hoftheater-Vorstand. Es hat in Folge dessen nie wieder eine andere Berührung zwischen uns Platz gegriffen, als daß ich Gerok zuweilen in der Schloßkirche predigen hörte und daß er meinen Sohn konfirmierte. Im Übrigen begegneten wir uns nur dann und wann in den Parkanlagen, wo ich mich immer an seiner feinen, schlanken Gestalt und seinem edlen Dichterkopfe erfreute, wenn er mit freundlich dankendem Gruße mit dem fliegenden hellen Seidenhaare unter dem schwarzen Hute an mir vorüber ging.

Eduard Mörike, der liebenswürdige Poet, war schon kränkelnd als ich nach Stuttgart kam und die gute Stunde in seinem Zustande, die Hemsen wählen wollte, mich ihm zuzuführen, hat leider nie erscheinen wollen. Er war eben auch ein sonderbarer Heiliger und von Frau und Schwägerin gehütet, nicht leicht begrüßbar. Man mußte gleichsam erst eine Quarantaine der Verehrung aushalten, ehe man zu ihm gelassen wurde. Nun hat es mir an Verehrung für ihn allerdings nie gefehlt, denn viele seiner Gedichte stelle ich mit manchem andern Kritiker wegen ihrer volksthümlichen Ausdrucksweise und der gewissermaßen thaufrischen Gefühlsinnigkeit ihres Inhaltes neben solche von Goethe; aber es war mir in

meiner dramaturgischen Thätigkeit nicht immer diejenige Muße verstattet, die sich dem günstigen Augenblicke eines Leidenden jeder Zeit zur Verfügung stellen kann.

Auch darf man nicht vergessen, daß kurze Zeit nach unserer Übersiedelung nach Stuttgart der große Krieg mit Frankreich ausbrach und dieser vorerst alle Lust und Stimmung zu neuen Bekanntschaften jäh unterbrach. Das vorerwähnte Hinscheiden unseres Töchterchens that das Übrige, mich von Unbekannten fern zu halten und so kam es, daß der Wunsch Mörike näher zu treten, erst wieder rege wurde, als dessen Umstände es nicht mehr recht gestatten wollten.

Auf diese Weise ward ich um die Freude gebracht, einen Ruhm Schwaben's kennen zu lernen, den in Norddeutschland zu entsprechender Würdigung zu bringen: ich in meinen Dresdener Vorlesungen und in kritischen Besprechungen nie müde geworden war.

Glücklicher erging es mir mit Johann Georg v. Fischer, jenem anderen schwäbischen Lyriker, dem wir manches ansprechende und schöne Lied verdanken und welcher, meinem Dafürhalten nach, noch keineswegs die Anerkennung in so vollem Maße erhalten hat, als er sie verdient. Hat ihn Gottschall in seiner deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts z. B. doch auch nur als Dramatiker erwähnt und versäumt, seinen Gedichten „Gedichte“ (1854), „Neue Gedichte“ (1865), „Aus frischer Luft“ (1872), „Neue Lieder“ (1876) eine eingehende Kritik zu widmen, die sie durchaus nicht zu scheuen haben, weil sie voll zarter Empfindung und schöner Gedanken, auch der Form nach nicht selten den Stempel harmonischer Vollendung an sich tragen.

Es war mir eine angenehme Genugthuung ihm melden zu können, daß eine bedeutende Künstlerin Norddeutschlands es sich zur besonderen Aufgabe gemacht: Gedichte von ihm öffentlich mit tiefem Gefühl und entzückendem Wohllaut vorzutragen.

Der hochgewachsene schlanke Mann mit dem freien, klaren Blicke und jenem anziehenden Gesichtsausdrucke, der deutlich erkennen macht, daß er der Spiegel eines bewegten Seelenlebens ist, welches sich aus sich selbst und unter dem Drucke ungünstiger äußerer Verhältnisse langsam und schwer entwickeln mußte, nahm mich und diese Mittheilung freundlich auf, erwiederte höflich meinen Besuch und sprach mir seine Theilnahme aus, ohne daß diese indessen eine nähere Beziehung zu Stande brachte.

Johann Georg Fischer hat bekanntlich mehrere Trauerspiele geschrieben: „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen", „Florian Geyer" und „Kaiser Maximilian von Mexiko" z. B. Die letzteren beiden verschlossen sich durch ihre Helden von vornherein dem Stuttgarter Hoftheater. Das erstgenannte Drama war unter meinem Vorgänger, Herrn v. Gall, gegeben worden, ohne sich indeß auf die Dauer lebensfähig zu erweisen. Ich vernahm von dem Dichter, daß er es gern wieder aufgegriffen gesehen hätte; so oft ich es aber auch darauf hin ansah, immer ward mir von dem Versuche abgerathen und ich selber vor dem Erfolge bange.

Dieser Umstand ist es vielleicht gewesen, der mir den Dichter entfremdete.

David Strauß, der zuletzt wieder in seine Geburtsstadt Ludwigsburg zurückgekehrt war, hätte ich gern einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen. Allein eine aufrichtige Freundschaft mit Agnes Schebest, seiner geschiedenen Gattin, die damals gesanglichen und dramatischen Unterricht in Stuttgart ertheilte und gerade Anton Schott, den jungen württembergischen Artillerie-Lieutenant, an dessen künstlerischer Ausbildung ich den wärmsten Antheil nahm, der Bühne zuführte, verhinderte das so lange, bis es leider zu spät wurde, um den Vorsatz auszuführen.

Mit Friedrich Notter, dem Übersetzer des Cervantes und Dante berührte ich mich verschiedene Male, jedoch nur flüchtig, weil derselbe, damals bereits fast ganz erblindet und sehr hinfällig geworden, für neue Erscheinungen eine blos geringe Theilnahme zu zeigen im Stande war. Von seinen biographischen Werken schätze ich besonders sein Buch über Uhland, das bei aller Weitschweifigkeit viel Treffliches in seiner Darstellung enthält.

Zu Karl Mayer, dem Sohne jenes so eigenartigen Dichters, welcher in der schwäbischen Poetenschule neben Uhland, Schwab und Kerner die kleinen Naturbildchen dichtete, welche manches Sinnige bieten, führte mich ein Brief von Ludmilla Assing. Mayer mit der Herausgabe und Redaktion des „Beobachters" beschäftigt, empfing mich wie jemand, der in der Arbeit gestört, nur halbe Aufmerksamkeit für den Besucher hat. Er durchflog die Zeilen Ludmilla's und wünschte mir Glück für meine Theaterstellung, indem er kurz angebunden hinzufügte: „Berührungspunkte freilich haben wir gar nit. In's Theater geh ich nit und in meinem Blatt wird

für gewöhnlich auch nit darüber geschrieben. Es hat halt jeder sein Sach' und sein Schuldigkeit drin."

Damit gab er mir die Hand so deutungsvoll, daß ich mir vorkam wie aus der Thür geschoben und daher nie wieder wagte, an dieselbe anzuklopfen. Nur von dem wackeren Ludwig Walesrode, seinem Mitarbeiter, hörte ich später dann und wann von seiner stets ziemlich herausfordernden Tagesschriftstellerei, welche ausschließlich der schwäbischen Volkspartei und darin jener Freisinnigkeit diente, welche republikanisch angehaucht, nicht ungern auch den Frondeur gegen Kaiser und Reich zu spielen, sich angelegen sein ließ.

Die hier kurz berichteten Bekanntschaftserfahrungen waren, wie man sich vorstellen kann, nicht eben geeignet, mich in der literarischen Welt Stuttgarts einigermaßen Fuß fassen zu lassen und mir eine rasche Einbürgerung in derselben zu verschaffen. Allein ich verzagte nicht und hoffte sie langsam auf andere Weise zu erreichen.

Du wirst die Zuneigung der Schwaben durch ihre Dichter gewinnen, dachte ich mir. Und wie gedacht, so gethan. Mit Eifer griff ich die Stücke Schiller's auf, die ich sämmtlich, zum großen Theil neu einstudiert, auf's Repertoir brachte mit Ausschluß des „Demetrius", den ich unaufgeführt lassen mußte, weil mir gesagt wurde, man sähe am Hofe nicht gern Stücke aus der russischen Geschichte dargestellt. Von Uhland brachte ich den früher schon gegebenen „Ernst von Schwaben" und neu „Ludwig der Bayer". Sogar das kleine Dramolet: „Normännischer Brauch", zu dem Max Seifriz eine reizende Musik gesetzt, ließ ich geben. Um den schwäbischen Dichtern überhaupt gerecht zu werden und dem Volke seine poetischen Schätze in ganzer Herrlichkeit zu zeigen, faßte ich den Plan, bei irgend einem passenden Anlaß unter dem Titel: „Vom schwäbischen Parnaß" in Deklamation und Gesang solche Gedichte in lebenden Bildern oder handelnden Personen vorführen zu lassen, die in sich ein dramatisches Moment aufwiesen. Aber auch hier zu meinem Bedauern, mußte ich gewahren, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Das große Publikum schenkte meinen Bestrebungen nur geringe Theilnahme. Fast jede alte Posse fand mehr Zuspruch und lieferte größeren Geldertrag als die Werke echt schwäbischer Poesie. Der Hof besuchte fast ausschließlich nur die Oper und ließ mich oft

genug hören, daß ein klassisches Repertoir nicht selten eine Langweilerei sei. Die Zeitungen aber verlangten unausgesetzt die modernen Pariser Stücke, gegen deren Überschwang auf den deutschen Brettern ich von jeher in der Presse nachdrücklich geeifert, weil sie, nach meiner Ansicht, dem Geschmack und Sinn unserer Zuschauer über Ehe, Gesellschaftsleben und Sitte Anschauungen und Begriffe einimpfen, die mit den unseren nicht übereinstimmmen und überdies die nationale dramatische Schöpfung auf die Länge wesentlich schädigen müssen.

Unter solchen Umständen hatte ich zu wirken und in diesem Wirken manche bittere und schwere Stunde zu durchleben. Anhalt und Unterstützung fand ich nirgends. Auf meiner Theaterkanzlei saß ich einsam und verlassen wie auf einem verwunschenen Eilande. Das Leben und Treiben der Stadt rauschte daran vorüber, ohne irgend welches Interesse dafür zu zeigen. Dann und wann erschien allerdings der Hauptmann Georg Jäger, der eine „Schwäbische Lieder-Chronik“ herausgab und mir von Eduard Paulus, C. Roller, Karl und Richard Weitbrecht, sowie von anderem dichterischen Nachwuchs in Schwaben berichtete; zuweilen kamen auch Oberst von Günthert, Professor August Wintterlin oder Professor von Rustige, um mir von ihren dramatischen Plänen zu erzählen.

Mit allen diesen wurden dann natürlich auch die Kunst- und Literatur-Verhältnisse in Schwaben erörtert. Daß sie sehr tröstlich klangen, läßt sich nicht eben sagen. Man erinnerte an den Maler Eberhard Wächter, dem seine Heimath nach seinem eigenen Ausspruche als „Vandalenland“ galt, an seinen Genossen Gottlieb Schick, für den wenig gethan wurde und der so jung, im besten Aufstreben starb, an den Bildhauer Dannecker, der daheim nur geringe Aufmunterung fand und den Kunstmord heimisch in Schwaben erklärte, an Waiblinger, der in Rom in Armuth und Sorge verkam.

Von jeher ist Schwaben reich an Begabungen aller Art gewesen, kam man überein, aber selten hat es sie zu fördern sich angelegen sein lassen und sie zu nutzen verstanden. Einen Beleg dafür stellte in jüngster Zeit der Bildhauer Hofer, der, achtzigjährig, noch immer tapfer mit dem Meißel schaffte und zuletzt einen Raub der Proserpina in Marmor ausgeführt hat, der kühn und drastisch in der Handlung, in der Haltung der Gestalten nicht weniger künstlerisch verwegen erscheint. Für einen Greis in diesem Alter bewundernswürdig.

Welche Beachtung aber findet er? hieß es.

Daß diese Gespräche nicht anzuspornen und aufzurichten vermochten, kann man sich wohl denken. Ich mußte mir im Stillen gestehen, daß Stuttgart's Boden mehr geistige Stärke und Selbstständigkeit erforderte, als ich in mir trug. Etwas Theilnahme, Stütze und wohlwollende Weisung hätten mich, glaube ich versichern zu dürfen, Tüchtiges leisten machen. Aber ich blieb im Kern der Sache d. h. in allem Künstlerischen allein auf mich selbst verwiesen und unter einem Drucke, unter dem alle Kunst in Stuttgart leiden zu sollen scheint. In allen künstlerischen und literarischen Kreisen hörte ich darüber seufzen. Nirgends stieß ich auf heiteres, freies Vollbringen, auf gehobenen, beflügelten Sinn.

In Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg und wo ich sonst kürzere oder längere Zeit gewesen, überall hatte ich freudigen Anschluß und in meinem Berufe thätigen Beistand gefunden. Wäre mir in einer dieser Städte die Leitung eines Theaters anvertraut worden, so würde ich, wie meine Überzeugung ist, eine Art Mittelpunkt geworden und in einen lebendigen Wechseltausch mit den Freunden der dramatischen Kunst und den geistvollen Leuten des Platzes getreten sein. Warum das in Stuttgart nicht möglich war, frage ich mich noch heute. Die Schwaben werden ohne Zweifel sagen: weil du eben der Mann nicht für deine Stellung warst. Aber das war dann freilich noch niemand vor mir, denn allen meinen Vorgängern erging es wie mir. Ich habe die Theaterakten und die Blätter aus ihrer Zeit sorgsam gelesen, und darin gefunden, daß man sie angegriffen, befeindet und brach gelegt wie mich. Daß es bei mir besonders geschehen, weil ich die Schwaben mißachtet und nie getrachtet mich mit ihnen in gutes Einvernehmen zu setzen, muß ich indeß nach dem hier Berichteten und dem, was ich über Schwaben und namentlich über manche seiner Dichter geschrieben, entschieden läugnen. Man lese, was ich hier und dort über Schiller, Uhland, Hölderlin und Andere veröffentlicht, man lese auch die verschiedenen Prologe, die ich zu festlichen Gelegenheiten für das Hoftheater verfaßt*) und jeder gerecht Denkende und Unbefangene, wird, wie ich wohl annehmen darf, mir in diesem Läugnen beizustimmen sich veranlaßt finden.

---

*) Siehe: „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheaterleitung.“

Register.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.